HW 26Y4 Q

GESCHICHTE

DES

PREUSSISCHEN VATERLANDES

VON

Ludwig Hahn.

Digitized by Google

KE 470
142

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

des

preußischen Vaterlandes.

Von

Dr. Ludwig Hahn,
Kgl. Geh. Regierungsrath.

Mit Tabellen und Stammtafeln.

Vierte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1858.

Digitized by Google

KE 470

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF THE
ESSEX INSTITUTE
OF SALEM
Mar. 26, 1941

Digitized by Google

Vorrede zur ersten Auflage.

Es ist eine eigenthümliche und fast unerklärliche Thatsache, wie wenig verbreitet in unserm preußischen Vaterlande die Bekanntschaft mit der preußischen Geschichte ist. In weiten Kreisen der sogenannten Gebildeten wird man verhältnißmäßig Wenige finden, die über Friedrich den Großen hinaus einige geordnete Kenntnisse von Preußens früherer Entwickelung besitzen, die von den Thaten des großen Kurfürsten viel mehr, als die Schlacht von Fehrbellin, und aus Georg Wilhelm's Zeit etwa noch die bedenkliche Wirksamkeit des Grafen Schwarzenberg kennen. Ja selbst in Bezug auf die Zeiten seit Friedrich dem Großen ist bei Vielen nur ein lückenhaftes Wissen, etwa von des Königs Kriegsthaten und von einigen Anekdoten zu finden, in Bezug auf die innere Landesgeschichte dagegen kaum die allerdürftigste Kenntniß. Alltäglich ist die leidige Beobachtung zu machen, daß Leute, die in der Geschichte Griechenlands und Roms, sowie unter den Königen von Frankreich und England ziemlich sicher Bescheid wissen, dagegen sehr leicht in Verlegenheit gerathen, wenn ihnen auch nur eine annähernd gleiche Sicherheit in Bezug auf die brandenburgisch-preußische Geschichte zugemuthet wird.

Diese Erscheinung steht wohl theilweise mit einem gewissen Mangel in der früheren Einrichtung des Geschichtsunterrichts in unseren Schulen im Zusammenhang. Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo es etwas Ungewöhnliches war, die vaterländische Geschichte in unseren

Digitized by Google

Lehranstalten anders als beiläufig im Zusammenhang der allgemeinen Geschichte behandelt zu sehen. Ein näheres Eingehen auf dieselbe fand erst bei der Periode Statt, wo Preußen durch Friedrich den Großen einen bestimmenden Einfluß auf die Weltbegebenheiten gewinnt, wogegen die vorbereitende Entwickelung des Vaterlandes, sowie das innere Staatsleben fast ganz unbeachtet blieben. So konnte es geschehen, daß selbst Jünglinge, die im Uebrigen mit guten Geschichtskenntnissen auf die Universität kamen, doch von der preußischen Geschichte eine zusammenhängende und gründlichere Kenntniß nicht besaßen. Ob sie dieselbe später etwa noch erwarben, hing mehr oder weniger von Zufälligkeiten ab.

Diese große Unterlassungssünde unserer Vergangenheit hat sich bereits schwer gerächt. Nimmermehr hätte es geschehen können, daß der Sturm, welcher jüngst ganz Europa erschütterte, auch in unserm Vaterlande die Treue und Festigkeit in so vielen Kreisen wankend gemacht hätte, wenn die Preußen durchweg auch nur eine Ahnung von der glorreichen Entwickelung ihres Vaterlandes gehabt hätten, und wenn allgemeiner das Bewußtsein verbreitet wäre, wie Preußens Ruhm und Größe mit dem Wirken und Schaffen der hohenzollernschen Fürsten so innig verwachsen ist.

Die Erfahrungen jener unglückseligen Jahre sind, wie es scheint, auch in der erwähnten Beziehung für die Schulverwaltung nicht verloren gegangen; der neue vaterländische Aufschwung, welchen das öffentliche Leben auf manchen Seiten genommen hat, bekundet sich auch in der höheren Beachtung und Sorgfalt, welche von oben her dem preußischen Geschichtsunterricht gewidmet wird. So ist z. B. in dieser Beziehung für den eigentlichen Volksunterricht bereits eine lebhafte Anregung von den Seminarien ausgegangen.

Aus jener früheren Vernachlässigung aber ist es zu erklären, daß verhältnißmäßig auch wenige Bearbeitungen der vaterländischen Geschichte für die Jugend und für das größere Publikum vorhanden sind. Neben den umfangreicheren Arbeiten von Stenzel, Ranke, Heinel u. A. giebt es kaum ein oder zwei Werke, welche den interessanten Stoff in kürzerer Darstellung für weitere Kreise zusammenfassen, insbesondere aber ist für

Digitized by Google

Versuche einer belebten, Geist und Gemüth anregenden Bearbeitung noch ein weites Feld geöffnet.

Dem Verfasser war es nach seinen früheren Beziehungen zu der preußischen Volksschule, sowie nach seiner Stellung zu der politischen Entwickelung der letzten Jahre eine willkommene Aufgabe, als ihm durch den Herrn Verleger, welcher den Gedanken einer derartigen Veröffentlichung schon seit längerer Zeit gehegt hatte, die Ausführung desselben anvertraut wurde. Ursprünglich war es nur auf ein Buch für die weibliche Jugend abgesehen, für welche bisher eine Bearbeitung der preußischen Geschichte überhaupt nicht vorhanden ist; bei näherer Sichtung der bisherigen Literatur schien es jedoch angemessen, das allgemeinere Bedürfniß ins Auge zu fassen und eine Darstellung zu versuchen, welche ohne Vernachlässigung der eigenthümlichen Gesichtspunkte der weiblichen Geistes- und Herzensbildung doch für einen gebildeteren Leserkreis überhaupt eine gewisse Kraft der Anregung und Anziehung darböte. Diese Verknüpfung des allgemeineren Gesichtspunktes mit dem ursprünglichen Zweck schien um so eher ausführbar, als die Gegenstände, welche für die weibliche Bildung ein besonderes Interesse gewähren, die Momente christlicher Entwickelung und die Schilderung des Wirkens der Landesfürstinnen, gerade in der preußischen Geschichte auch von einer hohen allgemeinen Bedeutung sind. Niemand wird es z. B. als etwas Ueberflüssiges erkennen, daß der Kurfürstin Elisabeth, welche die Reformation in Brandenburg vorbereiten half, der Kurfürstin Luise Henriette, der weisen Gefährtin des großen Kurfürsten, der geistreichen Sophie Charlotte, dem Vorbild feinerer, geistiger und geselliger Bildung, endlich der Königin Luise, deren ganzes Leben und Leiden mit dem Geschick des preußischen Volks so innig verwachsen war, — besondere ausführlichere Abschnitte gewidmet worden sind.

Im Allgemeinen bin ich bei der Bearbeitung des reichen Stoffes von dem Gesichtspunkt ausgegangen, die Geschichte zwar in vollständigem Zusammenhang, jedoch mit besonderer Hervorhebung derjenigen Momente zu erzählen, welche das patriotische Gefühl anzusprechen und zu beleben vorzugsweise geeignet sind, wogegen ich auf die Herzählung bloßer thatsächlicher Details, an die sich kein bleibendes Interesse knüpft,

Digitized by Google

grundsätzlich verzichtet habe. Es kam mir vor Allem darauf an, ein möglichst lebendiges und frisches Bild von dem ruhmvollen, äußeren und inneren Wachsthum des brandenburgisch-preußischen Staats zu geben, sowie von dem herrlichen Antheil, welchen hieran das edle Walten der hohenzollernschen Fürsten von jeher gehabt hat. Es durfte dabei nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Geschichte der Kriegführung und der äußeren Erweiterung des Staats allein in den Vordergrund treten, vielmehr mußte der Erweckung eines Interesses für die innere Verwaltung, sowie für die eigenthümliche, geistige und religiöse Entwickelung des Vaterlandes eine gleiche Aufmerksamkeit gewidmet werden; denn neben der allgemeinen Unkenntniß der vaterländischen Geschichte ist es gewiß eine der bedauerlichsten Erscheinungen, wie selten man bei uns in den größeren Massen auch nur die oberflächlichsten Kenntnisse von den öffentlichen Einrichtungen findet. Der geschichtliche Unterricht muß es sich zur Aufgabe machen, auch in dieser Beziehung eine regere Theilnahme von früh an vorzubereiten.

Das sicherste Mittel, in allen diesen Beziehungen ein wärmeres Interesse für die Darstellung zu erregen, schien mir die lebendige Zeichnung der historischen Persönlichkeiten, mit deren eigenthümlichem Wirken der Fortschritt in allen Richtungen im genauesten Zusammenhang steht: ich bin deshalb überall bemüht gewesen, das Wesen und die charakteristischen Bestrebungen der Fürsten und Staatsmänner, von welchen ein wichtiger Anstoß ausging, in möglichst eindringlichen Zügen hervorzuheben und hieran die Schilderung ihrer allseitigen Thätigkeit anzuknüpfen. Als eines der besten Hülfsmittel einer belebteren Darstellung erschien mir ferner die möglichst häufige Anführung der eigenen Gedanken, Worte und Reden berühmter Persönlichkeiten.

Ein Buch, wie das vorliegende, welches lediglich den Zweck hat, den reichen Stoff vaterländischer Geschichte in kurzer Zusammenfassung größeren Kreisen zugänglich zu machen, kann natürlich keinerlei Ansprüche auf eigentlich wissenschaftliche Geltung erheben: es handelte sich hier weder um Quellenstudien, noch um gelehrte Forschung irgend einer Art, sondern einzig und allein um die möglichst sachgemäße Benutzung der bereits vorhandenen umfangreicheren Bearbeitungen über das Ganze

Digitized by Google

und über einzelne Theile der preußischen Geschichte. Die Werke von Stenzel, Heinel, Voigt, Ranke, Preuß, Menzel u. A., die Monographien von Varnhagen, sowie die reiche neuere Memoirenliteratur über Stein und dessen Zeitgenossen boten für den vorliegenden Zweck eine solche Ueberfülle nutzbaren Stoffes dar, daß nur eben die richtige Auswahl der in den engen Rahmen zu fassenden Bilder Schwierigkeiten bereitete. Bei der Benutzung jener Quellen hielt ich es für angemessen, Stellen, welche durch ansprechende treffende Darstellung ausgezeichnet sind, unverändert oder in treuen Auszügen wiederzugeben. Am entschiedensten ist dies in der Geschichte Friedrich's des Großen mit dem Werk von Preuß, sowie bei Benutzung der Varnhagen'schen Lebensbeschreibungen, der Gedenkblätter aus dem Leben der Königin Luise (in der Adami'schen Bearbeitung), der Eylert'schen Denkwürdigkeiten von Friedrich Wilhelm III., der Pertz'schen Biographie Stein's und ähnlicher Schriften geschehen. Wenn ich in dieser Beziehung auf eine durchgängige Selbständigkeit der Darstellung gern verzichtet habe, so war ich dagegen bemüht, die Einheit des Tons und Wesens darunter nirgends leiden zu lassen, besonders aber in der sittlichen, politischen und religiösen Beurtheilung einen sichern und festen Standpunkt durchweg zu behaupten und mich hierin von den im Einzelnen beachteten Autoritäten nirgends ganz abhängig zu machen.

Nicht ohne Ueberwindung großer Bedenken sind die neuesten Zeiten in den Bereich dieser Darstellung aufgenommen worden; folgende Betrachtung hat dabei den Ausschlag gegeben. So wenig der reiferen Jugend, wie dem übrigen Publikum sind die Bewegungen der jüngsten Vergangenheit im Einzelnen fremd; gerade der Zusammenhang der ganzen preußischen Geschichte aber giebt erst einen angemessenen Standpunkt zur Beurtheilung dieser Bewegungen. Die Darstellung dieser Geschichte würde daher für das historische und patriotische Bewußtsein in gewisser Beziehung ohne den nothwendigen Abschluß geblieben sein, wenn nicht das Urtheil der Leser von der früheren Geschichte auf die wichtigen neueren Vorgänge hinüber geleitet worden wäre. Für die Jugend insbesondere schienen mir derartige Andeutungen in dem hier vorliegenden Zusammenhang durchaus zweckmäßig und nützlich, um so

Digitized by Google

mehr, als dieselbe jene Ereignisse anderweitig meist nur aphoristisch und von einseitigen Standpunkten besprechen hört.

Möchte das vorliegende Buch, wie es mit warmen patriotischen Gefühlen geschrieben ist, als ein willkommenes Hülfsmittel aufgenommen werden, um die Kenntniß unserer schönen und ruhmwürdigen Geschichte und damit lebendige Begeisterung für König und Vaterland verbreiten zu helfen.

Im October 1854.

Ludwig Hahn.

Digitized by Google

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die so günstige Aufnahme und rasche Verbreitung, welche die vorliegende „Geschichte des preußischen Vaterlandes" gefunden hat, und welche schon jetzt, nach Verlauf von wenigen Monaten, eine neue Auflage nöthig macht, muß vor Allem als ein Beweis dafür gelten, daß das Bedürfniß, welchem diese Arbeit abzuhelfen bestimmt war, in der That auf vielen Seiten empfunden wurde. Je weniger ich mir selbst über die vielfachen Mängel meines Buches ein Hehl mache, desto mehr muß ich die demselben widerfahrene Gunst vorzugsweise auf Rechnung jener bisher gefühlten Lücke der vaterländischen Literatur setzen. Nur soviel darf ich außerdem aus den mannigfaltigen Beweisen des Beifalls und der Anerkennung, die mir zu Theil geworden sind, schließen, daß ich wohl im Wesentlichen den richtigen Ton der Darstellung getroffen haben muß, und daß es mir bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, die Erzählung durch einen warmen Hauch vaterländischen Gefühls zu beleben. Ich muß es mit Freude und Dank erkennen, daß man um dieser Eigenschaften willen dem Buche in patriotischen Kreisen eine so wohlwollende Beachtung und so ehrenvolle Beurtheilung gewidmet hat, wie dasselbe nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung gewiß nicht beanspruchen konnte.

Nach den beiden Seiten hin, für welche die Arbeit bestimmt war, nämlich als Lehrbuch für Schulen und als Lesebuch in Familien, scheint dieselbe gleichmäßig gute Aufnahme gefunden zu haben. Um die Brauchbarkeit für Schulen zu erhöhen, ist inzwischen ein „Leitfaden der vater-

Digitized by Google

ländischen Geschichte" im engen, meist wörtlichen Anschluß an vorliegendes größeres Buch erschienen, und hat sich in der pädagogischen Welt gleichfalls bereits der günstigsten Beurtheilung und vielfacher Verbreitung zu erfreuen.

Die vorliegende zweite Ausgabe hat schon mit Rücksicht auf die Kürze der mir vergönnten Zeit nur unbedeutende Veränderungen erfahren können; einige Irrthümer und Versehen sind berichtigt worden, neu hinzugekommen sind nur einige kürzere Absätze in der neueren Geschichte, sowie eine Tabelle der wichtigsten preußischen Gedenktage.

Möchte dem Buche bei seinem zweiten Erscheinen das bisherige Wohlwollen wiederum zu Theil werden, möchte es in weiten Kreisen zur Verbreitung gut preußischer Gesinnung und eines ernst sittlichen Nationalgefühls beitragen.

Berlin, im Mai 1855.

Ludwig Hahn.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die „Geschichte des preußischen Vaterlands" erscheint hier im Wesentlichen unverändert. Außer der Fortführung der Darstellung bis auf die neuesten Zeiten sind nur zwei Stammtafeln unsers Fürstenhauses hinzugefügt worden, die eine vom Kurfürst Friedrich I. bis zum großen Kurfürsten, die andere von da ab bis jetzt. Ich hoffe, daß namentlich die letztere, bei welcher ich mein Augenmerk auf Vollständigkeit und klare Uebersichtlichkeit gerichtet habe, eine Vielen willkommene Zugabe sein werde.

Berlin, im August 1857.

Ludwig Hahn.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis zur Regierung der Hohenzollern.

1. Die Wenden und ihr Kampf gegen das Christenthum.

Seite

Die Germanen und die Wenden 2
Die wendischen Götter 3
Leben und Sitten der Wenden 4
Kriege der Wenden mit den Deutschen 7
Die Bekehrungsversuche 10

2. Albrecht der Bär. Sieg des Christenthums unter den Wenden.

Der Ballenstädter Albrecht wird Markgraf der Nordmark 12
Die Markgrafschaft Brandenburg 14
Deutsche Ansiedler in Brandenburg. Templer und Johanniter 16
Albrecht's Ende 17

3. Albrecht's Nachfolger aus dem Hause Ballenstädt.

Otto I. Kriege gegen Dänemark 18
Otto II. Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg 20
Albrecht II. 21
Johann I. und Otto III. 21
Otto mit dem Pfeile. Gefangenschaft und Befreiung durch die Markgräfin Hedwig 23
Waldemar. Kämpfe im Norden 25

4. Brandenburgs Zustand unter den Ballenstädtern.

Die Fürstengewalt; — die deutschen Ansiedler; — der Adel; Dörfer und Städte; Handel und Gewerbe 27
Einfluß der Geistlichkeit; Klöster; Schulen 31

5. Die baierschen Markgrafen.

Ludwig der Baier; Raubritter; Einfall der Polen; Margaretha Maultasch . . 32
Der falsche Waldemar 37
Karl IV. von Luxemburg und die letzten baierschen Markgrafen 44

Digitized by Google

6. Die luxemburgischen Markgrafen.

Seite
Karl's IV. landesväterliche Fürsorge 46
Sigismund. Brandenburgs Zerrüttung 48
Die Quitzows 50

Zweites Buch.

Geschichte Brandenburgs vom Beginn der Regierung der Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten.

7. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erwirbt die Mark.

Die Hohenzollern und die Burggrafen von Nürnberg 54
Burggraf Friedrich (VI.) Statthalter in der Mark; die Quitzows und die faule Grete 55
Friedrich wird Kurfürst von Brandenburg 59

8. Friedrich I. als Kurfürst von Brandenburg.

Friedrich's Besonnenheit in den kirchlichen Streitigkeiten 62
Die Hussitenkriege; die Hussiten in der Mark 62
Friedrich's spätere Regierung und Tod. Die schöne Else 66

9. Friedrich II. (genannt Eisenzahn).

Friedrich's Frömmigkeit 68
Seine Erwerbungen; seine Festigkeit und weise Mäßigung 69
Kampf gegen die Unabhängigkeit der Städte; fürstliche Burg in Berlin . . . 71
Die Schwanengesellschaft 72
Friedrich's letzte Jahre und Entsagung 73

10. Albrecht Achilles und Johann Cicero.

Albrecht Achilles' ritterlicher Sinn; die Pracht an Albrecht's Hoflager 74
Albrecht und die Märker 76
Vertrag über Pommern 78
Markgraf Johann als Statthalter 79
Krieg mit Johann von Priebus 80
Albrecht's Hausgesetz 80
Albrecht's Ende 81
Johann (Cicero) als Kurfürst; die Bierziese und der Aufstand in Stendal . . 81
Gründung der Frankfurter Universität 82

11. Joachim I. Nestor.

Joachim's Wesen und Sinnesweise 84
Die Pest in Brandenburg; Vernichtung des Raubwesens 85
Joachim's landesväterliche Thätigkeit; das Kammergericht 86
Judenverfolgung 87

12. Die Reformation.

Die Bedeutung der Reformation für den preußischen Staat und das preußische Volk. Geistiger Zustand vor und seit der Reformation 90
Der Beginn der Reformation 92

Digitized by Google

Seite
Joachim's Widerstand gegen die Reformation 94
Stille Verbreitung der evangelischen Lehre in der Mark 96
Die Kurfürstin Elisabeth 98
Die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg 101

13. Kurfürst Joachim II. (Hector) und Markgraf Johann von Küstrin.

Der beiden Fürsten verschiedenes Wesen 104
Ihr Verhalten in den deutschen Religionskriegen; Joachim's großes Ansehen . 106
Erbvertrag mit den Herzögen von Schlesien 109
Handel und Gewerbe unter Joachim; Luxus im Volk und bei Hofe 110
Johann von Küstrin 112

14. Die deutschen Ritter und das Herzogthum Preußen bis zu Brandenburgs Mitbelehnung.

Die alten Preußen und die Bekehrungsversuche; Christian von Oliva . . . 113
Die deutschen Ritter und ihr Kampf gegen die Preußen 114
Der Geist des deutschen Ordens und seine Blüthe; die Marienburg 115
Allmäliger Verfall; Kriege gegen Polen; Bündniß des preußischen Adels und der Städte gegen den Orden 118
Westpreußen kommt an Polen, Ostpreußen wird ein polnisches Lehen; der Friede zu Thorn 121
Markgraf Albrecht von Anspach wird Hochmeister 122
Reformation in Preußen; Verwandlung der geistlichen Herrschaft in ein weltliches Herzogthum 123
Mitbelehnung der brandenburgischen Fürsten in Preußen 124

15. Die Kurfürsten Johann Georg und Joachim Friedrich.

Johann Georg's Strenge und Härte; Hinrichtung des Juden Lippold und Judenverfolgung; die schöne Gießerin 125
Johann Georg's Sorge für Handel und Gewerbe; Verordnung gegen den Aufwand der Bürger 127
Joachim Friedrich 128
Der Geraer Hausvertrag 128
Die frühere Staatsverwaltung; das Geheimerathscollegium, die erste Grundlage der preußischen Verwaltung 129
Die Kurfürstin Katharina 132

16. Johann Sigismund.

Johann Sigismund's Zeit 133
Die Zustände in Preußen; Albrecht Friedrich's Geistesschwäche; Regentschaft . 133
Preußen fällt an den brandenburgischen Kurstaat 134
Johann Sigismund's Uebertritt vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß . 135
Aufregung in den Marken, Unruhe in Berlin 136

17. Die jülich-clevesche Erbschaft.

Die preußischen Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft 138
Widerstreben der Katholiken 139
Ansprüche der Fürsten von Pfalz-Neuburg; Verträge von Xanten und Düsseldorf, Erwerbung von Cleve, Mark und Ravensberg 140

Digitized by Google

18. Georg Wilhelm. Seite
Georg Wilhelm und seine Zeit; die religiöse Spaltung im Lande und bei Hofe 142
Das Kriegswesen; der Untergang des ritterlichen Kriegsdienstes; Söldnerwesen 144
Der Zug englischer Söldner durch die Marken 146

19. Der dreißigjährige Krieg.
Ursachen des Krieges; Stellung der Katholiken und Protestanten in Deutschland 147
Ausbruch des Krieges in Böhmen; Friedrich von der Pfalz; seine Flucht nach Küstrin 148
Die dänische Periode des Krieges 150
Graf Adam von Schwarzenberg, sein zweideutiges Verhalten 152
Georg Wilhelm's Schwanken; Heimsuchung der Marken 153
Siege der katholischen Partei; drohende Unterdrückung des Protestantismus . . 155
Gustav Adolph ein christlicher Held 157
Des Königs erstes Vordringen; erzwungenes Bündniß Georg Wilhelm's mit den Schweden; Magdeburgs Fall 158
Vertrag Gustav Adolph's mit Brandenburg und Sachsen; Sieg bei Leipzig . 160
Schlacht bei Lützen; Gustav's Tod 161
Sachsen schließt den Frieden zu Prag ab; neues Schwanken Georg Wilhelm's 163
Brandenburgs Bedrängniß. Georg Wilhelm's Ende 164

Drittes Buch.

Geschichte Preußens vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich's des Großen Regierungsantritt.

20. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
Einleitung 168
Die Jugendjahre des großen Kurfürsten 169
Reise nach Holland; Bedeutung dieser Reise für den künftigen Herrscher . . 169
Die Rückkehr; des Prinzen Stellung zu Schwarzenberg 171
Friedrich Wilhelm's erste Regierungsschritte; Schwarzenberg's Ende 172
Friedrich Wilhelm's Verhalten bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges . . 175
Vermählung mit Luise Henriette von Oranien 176
Der westphälische Friede; Brandenburg erhält statt Pommern die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Minden 177

21. Friedrich Wilhelm's Streben und Trachten in der Landesregierung.
Friedrich Wilhelm's großes Ziel 178
Bildung eines stehenden Heeres; Accise 179
Hebung der fürstlichen Gewalt; Schwächung der Stände 180
Landesväterliche Sorge 181
Friedrich Wilhelm's Lebens- und Denkungsweise 183
Der alte Derfflinger 183

22. Der schwedisch-polnische Krieg; das Herzogthum Preußen wird unabhängig von Polen.
Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges; des Kurfürsten Politik 187
Vertrag zu Marienburg; Sieg bei Warschau; Welauer Vertrag 189

Digitized by Google

Seite
Der Friede zu Oliva; Preußen ein unabhängiges Herzogthum 191
Kampf des Kurfürsten mit den preußischen Ständen; Rhode und Kalkstein . . 192

23. Friedrich Wilhelm's Kriege gegen Frankreich und Schweden; Fehrbellin.

Brandenburgs neue Stellung unter den europäischen Staaten 196
Bündniß mit Holland, Krieg gegen Frankreich 196
Die Schweden fallen in die Mark ein 198
Schlacht bei Fehrbellin 199
Die weiteren Kriegsereignisse bis zum Frieden von St. Germain 204

24. Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Vorübergehende Hinneigung zu Frankreich; Angriffe gegen Spanien zur See . 206
Neue Feindschaft gegen Frankreich, Schutz der französischen Reformirten . . 208
Seewesen und Handel; Colonie in Guinea 210
Die Steuern und die Stände; Sorge für Handel und Gewerbe 212

25. Der große Kurfürst als Christ; sein Verhalten in religiösen Dingen; sein Lebensende.

Des Kurfürsten frommer Sinn 214
Sein Eifer für christliche Zucht und Sitte und für kirchlichen Frieden . . . 215
Religionsgespräch in Berlin, Religionsedict 216
Paul Gerhardt 217
Die Kurfürstin Luise Henriette 220
Häuslicher Kummer des Kurfürsten 221
Sein Lebensende 222

Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, später Friedrich I., König in Preußen.

26. Friedrich's Regierung bis zur Annahme der Königskrone.

Friedrich's Erziehung; sein Regierungsantritt 226
Dankelmann's Gnade und Ungnade 227
Kriegführung unter Friedrich III. 229
Protestantische Einwanderer 231
Die Gründung der Universität Halle 232
August Hermann Franke 234

27. Die Erwerbung der preußischen Königskrone.

Die Vorbereitungen und der Kronvertrag mit Oesterreich 237
Die Krönung 241
Die Anerkennung des neuen Königthums 243

28. Weitere Regierung König Friedrich's I.

Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege. Erwerbung von Neufchatel und Valengin 244
Heer und Miliz 246

Digitized by Google

Seite
Sorge für Wissenschaft und Kunst 246
Schattenseiten in Friedrich's Regierung; die Günstlinge 248

29. Die Königin Sophie Charlotte 251

30. Friedrich Wilhelm I., König in Preußen.

Friedrich Wilhelm's frühere Jahre 255
Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt; sein Ziel 257
Das Heer unter Friedrich Wilhelm; die langen Kerls 259
Die Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm; Sparsamkeit; das General-directorium; die Salzburger 263
Sorge für die Religion und für die Bildung des Volkes; des Fürsten geringe Meinung von der Wissenschaft 267
Friedrich Wilhelm's Lebensart; das Tabakscollegium 269
Krieg und Stellung zu den auswärtigen Mächten unter Friedrich Wilhelm, der nordische Krieg, Stettin kommt an Preußen; die pragmatische Sanction in Oesterreich; Heirathsverhandlungen mit England 270
Friedrich Wilhelm's Ende 275

Viertes Buch.

Geschichte Preußens unter Friedrich dem Großen.

31. Friedrich als Kronprinz.

Die Jugendzeit 277
Verstimmung und Zwiespalt zwischen Vater und Sohn 280
Fluchtversuch und Bestrafung 285
Friedrich's Beschäftigung in Küstrin und Versöhnung mit dem Vater . . . 290
Friedrich's Vermählung 292
Sein Aufenthalt in Rheinsberg; weitere Vorbereitung für die Regierung; Voltaire 294

32. Friedrich's Regierungsantritt und erste Handlungen.

Der Regierungsantritt 299
Der Finanzminister Boden 300
Die Königin 300
Erste Regierungssorgen 301
Friedrich's Selbstregierung 302

33. Der erste schlesische Krieg.

Veranlassung und Vorbereitungen 303
Besitzergreifung von Schlesien 305
Die Schlacht bei Mollwitz 307
Unterhandlungen; weiterer Krieg; Schlacht bei Czaslau 310
Friede zu Breslau 313

34. Der zweite schlesische Krieg.

Ursachen des neuen Krieges. Der Ausbruch desselben 314
Die Schlacht bei Hohenfriedeberg 318
Die Schlacht bei Kesselsdorf und der Friede zu Dresden 319

35. Der siebenjährige Krieg.

Seite
Ursachen des Krieges . . . 321
Die geheimen Weisungen an den Grafen von Finckenstein . . . 324
Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz . . . 325
Prag und Collin . . . 328
Roßbach und Leuthen . . . 331
Schlacht bei Zorndorf . . . 337
Ueberfall bei Hochkirch . . . 340
Schlacht bei Kunersdorf . . . 342
Die letzten Kriegsjahre; Friede mit Rußland . . . 349
Der Hubertsburger Frieden . . . 351
Bedeutung des siebenjährigen Krieges für Preußen . . . 353

36. Friedrich der Große als Regent.

Erste Sorgen nach dem Frieden . . . 355
Die Steuern; die Regie . . . 356
Unterstützung der Gewerbthätigkeit und des Handels; Seehandlung, Banken . 359
Sorge für den Landbau; der Kartoffelbau; Colonisten . . . 361
Die adeligen Güter; Landschaft . . . 362
Friedrich's Ansicht vom Adel und von den Ständen . . . 363
Die Gerechtigkeitspflege; Codex Fridericianus . . . 366
Der Müller Arnold'sche Prozeß; — der Müller von Sanssouci . . . 367
Carmer und das Allgemeine Landrecht . . . 369
Das Schulwesen . . . 370
Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen . . . 371
Sein Einfluß auf Literatur und Kunst; seine Vorliebe für das Französische . 374

37. Friedrich's des Großen Lebensweise.

Friedrich's Tagesordnung . . . 377
Die Reisen; die Bittschriften . . . 380
Sanssouci und seine Besucher; der alte Zieten . . . 383
Voltaire und d'Alembert . . . 384
Friedrich's Verhalten zu seinen Dienern . . . 386
Friedrich's Aeußeres . . . 388

38. Die Theilung Polens; der baiersche Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.

Rückblick auf die Zustände in Polen; russisch-türkischer Krieg . . . 389
Friedrich der Große und Kaiser Joseph . . . 391
Die Theilung Polens; Erwerbung Westpreußens . . . 391
Der baiersche Erbfolgekrieg und der Friede in Teschen . . . 393
Der deutsche Fürstenbund . . . 395

39. Friedrich's Lebensende.

Friedrich's Alter; die Liebe des Volks . . . 397
Körperliche Leiden . . . 398
Die letzte Krankheit und der Tod . . . 399

Digitized by Google

Seite
Die Leichenfeier und die allgemeine Trauer 401
Das Testament 402

Fünftes Buch.

Von Friedrich's des Großen Tod bis auf unsere Tage.

40. Friedrich Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm als Kronprinz 403
Die ersten Schritte Friedrich Wilhelm's 404
Fürsorge für die Volksbildung 405
Friedrich Wilhelm's Verhalten in den religiösen Dingen; Wöllner und Bischoffswerder 407
Auswärtige Politik unter Friedrich Wilhelm 410
Krieg gegen Frankreich; Manifest des Herzogs von Braunschweig 411
Die Kriegführung bis zum Baseler Frieden 414
Der Friede zu Basel 416
Zweite und dritte Theilung Polens 418
Friedrich Wilhelm's Ende 421

Friedrich Wilhelm III.

41. Friedrich Wilhelm als Kronprinz; seine Thronbesteigung.

Friedrich Wilhelm's Jugendzeit und Ausbildung; Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große 422
Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelm's; die erste Begegnung; das fürstliche Vorbild ehelichen Glückes; die gnädige Frau von Paretz; der Königin edler, hoher und frommer Sinn 425
Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte 431

42. Die auswärtige Politik bis zum Tilsiter Frieden; Preußens Fall.

Preußens Neutralität und der Reichsdeputations-Hauptschluß 434
Zeit des Schwankens; Haugwitz und Lombard 437
Verletzung der preußischen Neutralität; Kaiser Alexander in Potsdam . . . 439
Austerlitz; Vertrag zu Schönbrunn; geringschätzige Behandlung Preußens . . 442
Kriegserklärung; Schlacht bei Jena 444
Eylau und Friedland 448
Friede zu Tilsit 449

43. Preußens Wiedergeburt.

Die Lage Preußens nach dem Tilsiter Frieden 451
Der Freiherr von Stein 453
Neugestaltung der Staatseinrichtungen 454
Die neue Wehrverfassung 459
Der Tugendbund 461
Stein's Vertreibung 462
Hardenberg 463

Digitized by Google

Seite

44. Königin Luisens Schmerz und Tod 465

45. Preußens Erhebung.

Napoleon's höchste Macht und Uebermuth 476
Vorboten von Preußens Erhebung 477
Gottes Strafgericht in Rußland 479
Die York'sche Convention; Preußens Rüstungen 480
Des Königs Ruf und des Volkes Begeisterung 483

46. Der Freiheitskrieg bis zu Napoleon's Rückzug aus Deutschland.

Napoleon's Rüstungen 485
Groß-Görschen und Bautzen 486
Waffenstillstand; Oesterreichs Kriegserklärung 488
Groß-Beeren 490
Schlacht an der Katzbach; Blücher 491
Dresden; Kulm; Dennewitz; Wartenburg 496
Die Völkerschlacht bei Leipzig 498
Die Folgen des Sieges bei Leipzig 501

47. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

Der Krieg in Frankreich 503
Der Einzug in Paris; der Pariser Frieden 504
Besuch in England; die Heimkehr 506

48. Der Wiener Congreß.

Die glänzende Congreß-Versammlung 507
Preußens Anspruch auf Sachsen 508
Die Verfassung des deutschen Reichs 509

49. Napoleon's Rückkehr von Elba; seine endliche Ueberwindung.

Napoleon's Rückkehr 510
Der neue Kampf 511
Die Entscheidung bei Belle-Alliance 512
Der zweite Pariser Frieden 515

50. Regierung Friedrich Wilhelm's III. nach den Befreiungskriegen.

Die heilige Allianz 516
Die Verwaltungseinrichtungen 518
Die Militairverfassung 521
Die Provinzialstände 522
Betrübende Stimmung in Deutschland; demagogische Umtriebe und Untersuchungen 524

51. Friedrich Wilhelm's spätere Regierungsjahre und Tod.

Die Finanzverwaltung und der Zollverein 526
Sorge für die Volksbildung 527
Kirchliche Verhältnisse. Die Union 528
Friedrich Wilhelm's Charakter und häusliches Leben 532

Digitized by Google

Seite
Die Fürstin von Liegnitz 535
Friedrich Wilhelm's Ende und letzter Wille 536

Friedrich Wilhelm IV.

52. Friedrich Wilhelm als Kronprinz. 541

53. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. bis zum Märzaufstand 1848.

Die Huldigung 546
Des Königs Absichten für die Landesverfassung 547
Attentat 548
Der vereinigte Landtag 548
Kirchliche und politische Wühlerei 551

54. Regierung Friedrich Wilhelm's seit dem Märzaufstand 1848.

Preußen und die Revolution 552
Der Aufstand. Bewilligungen 554
Der Aufstand in Posen 556
Das deutsche Parlament 556
Die preußische Nationalversammlung und die rettenden Thaten 557
Ablehnung der deutschen Kaiserwürde 559
Aufstände in Sachsen und Baden 560
Die preußische Union. Die Gefahr eines deutschen Krieges; Olmütz 562
Die Verfassung vom 31. Januar 1850 568
Die auswärtige Politik. Russisch-Türkischer Krieg. Neuenburg 569
Die Wohlthaten des Friedens. Volksbildung und kirchliches Leben 575
Der Thronfolger 577
Schlußwort 577

Zeittafel der vaterländischen Geschichte 579
Die wichtigsten Tage des preußischen Geschichtskalenders 587
Reihenfolge der brandenburgisch-preußischen Regenten 588
Uebersicht über die allmälige Vergrößerung des brandenburgisch-preußischen Staats seit der Regierung der Hohenzollern 589
Stammtafel der brandenburgischen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten.
Stammtafel des brandenburgisch-preußischen Fürstenhauses seit dem großen Kurfürsten.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis zur Regierung der Hohenzollern. (Bis 1415.)

Die preußische Monarchie hat ihren Ursprung in denselben Gauen gefunden, in welchen wir auch heute den Mittelpunkt und Königssitz derselben erblicken: die brandenburgische Mark ist ihre Wiege. Wir werden später sehen, warum es geschah und geschehen mußte, daß die Kurfürsten von Brandenburg, als sie sich zu königlichem Rang erhoben, den Königsnamen nicht von der alten Stammmark Brandenburg, sondern von dem neuerworbenen Herzogthum Preußen hernahmen: aber so gewaltig und herrlich jetzt der Ruhm dieses preußischen Namens erklingt, so stolz sich mit demselben die Bewohner aller alten und neuen Provinzen des Landes begrüßen, so weis't uns doch die vaterländische Geschichte, wenn wir der Entstehung und Bildung des hohenzollernschen Reiches nachforschen, auf die Gegend zwischen der Elbe und der Oder zurück, auf die Marken, welche von der Havel und der Spree benetzt werden. Dort richteten erst die ballenstädtischen, dann die hohenzollernschen Fürsten mit Kraft und Weisheit eine bleibende Stätte ihrer Macht auf; von diesem Mittelpunkt aus wußten sie dann mit tapferem Arm und seltener Klugheit die Grenzen ihrer Herrschaft in stetem Fortschritt zu erweitern, bis zu der Ausdehnung, welche dem preußischen Staate heute eine so ehrenvolle Stellung unter den Mächten Europas sichert.

So ist denn die preußische Monarchie vor Allem eine Schöpfung ihrer Fürsten: den Hohenzollern ist es zu danken, daß dieselbe von einem unscheinbaren Anfange zu ihrer heutigen Größe und Macht gelangt ist. Das Land, welches dem Scepter dieser Fürsten gehorcht, ist nicht, wie andere Staaten, wie Frankreich, Spanien, Großbritannien, ein geschlossenes, abgerundetes Gebiet, seine einzelnen Theile sind nicht

Digitized by Google

etwa durch ihre Lage zusammengehörig und aneinander gewiesen, so daß sie schon deshalb auch eine gemeinschaftliche Geschichte haben müßten. Preußen umfaßt vielmehr eine Anzahl früher geschiedener Provinzen und Landschaften, die sich von der Memel bis über den Rhein mitten zwischen fremden Ländern hin erstrecken, hier und da selbst durch andere Staaten von einander getrennt. Und dennoch bilden dieselben jetzt ein fest gegliedertes Ganzes, weil sie durch die hochstrebende und glückliche Thatkraft des hohenzollernschen Regentenhauses nach und nach erworben und durch ein Band innerer geistiger Einheit eng verbunden worden sind. Die preußische Geschichte kann deshalb nicht, wie etwa die Geschichte Frankreichs oder Spaniens, mit einer Schilderung der Zustände des Gesammtvaterlandes von den ältesten Zeiten an beginnen, weil es damals ein solches zusammengehöriges Land eben noch nicht gab; die Geschichte Preußens ist vielmehr gerade die Geschichte von der allmäligen Bildung und Erweiterung des von den hohenzollernschen Fürsten regierten Landes. Sie beginnt da, wo der Grundstein der Monarchie gelegt wurde, in der alten Mark Brandenburg.

1. Die Wenden und ihr Kampf gegen das Christenthum.

Die Germanen und die Wenden. Die älteste Geschichte des brandenburgischen Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt. Während wir über die Stämme im übrigen Deutschland manche Kunde durch die Römer erhalten haben, welche sich auf ihren Kriegszügen in das Innere Deutschlands mit den Zuständen und Sitten des alten Germanenvolks bekannt machten, so erfahren wir von ihnen über die Völker zwischen der Elbe und der Ostsee wenig oder nichts. Die Kriegszüge und Eroberungen der römischen Legionen drangen in das spätere brandenburgische Gebiet nicht vor, und auch die östlich-benachbarten Länder wurden von den Römern nicht betreten.

Nur die Küsten der Ostsee lockten schon in der alten Zeit die Schiffe der handeltreibenden Völker herbei, welche den einst so berühmten Bernstein dort holten. Schon Jahrhunderte vor Christi Geburt segelten Kaufleute aus Phönizien und aus Massilia (Marseille) dahin, um jenes Erzeugniß des Meeres, welches zu den größten Kostbarkeiten gezählt wurde, zu gewinnen, und auch zu Lande wurde der Bernstein von der Küste der Ostsee, die Weichsel hinauf über Kalisch (Calisia) bis an das adriatische Meer gebracht; doch die Nachrichten über die Zustände Norddeutschlands, welche durch jene Handelsfahrten zu den Völkern des Alterthums gelangten, waren vermuthlich sehr dürftig, ober-

Digitized by Google

flächlich und unsicher, und sind für uns nicht aufbewahrt worden. Die römischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt wissen kaum die Hauptstämme der Völker zu bezeichnen, welche damals zwischen der Elbe und Weichsel ihre Wohnsitze hatten. Sie nennen am Ausfluß der Weichsel Gothen, weiterhin an den Mündungen der Oder und Elbe Rugier und Burgunder, in der spätern Mark Brandenburg aber Semnonen, den Hauptstamm des großen Suevenbundes, und neben ihnen bis über die Elbe hinaus Longobarden.

Die große Völkerwanderung, welche seit dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die Gestalt Europas veränderte, ließ auch jene nordöstlichen Gegenden Deutschlands nicht unberührt. Die meisten der hier ansässigen Stämme zogen gegen Süden: die Burgunder gründeten an der Grenze Galliens, die Longobarden in Italien neue, schnell aufblühende Reiche. In die verlassenen Gegenden diesseits der Elbe dagegen drangen andere Stämme herein. Slavische Völker kamen zuletzt vom Südosten über die Karpathen herüber; Wenden ließen sich an der Weichsel nieder und wurden sodann von anderen Völkern slavischen Stammes weiter nach Westen bis an die Saale und Elbe gedrängt. Bald war das ganze Gebiet der Elbe, Oder, Weichsel, sowie das östliche Land weithin von Slaven eingenommen. An der Mittelelbe, von der Saale bis zur Havel hin, wohnten die Sorben, in der jetzigen Nieder-Lausitz die Lusizer; weiter nordöstlich an den Odermündungen die Leutizen, im jetzigen Mecklenburg die Obotriten; am Sudetengebirge aber bis hin zu den Karpathen die Belochrobaten oder weißen Chrobaten, welche das alte Krakau zum Hauptsitz hatten; am rechten Weichselufer die Masuren, am linken die Polen mit dem Hauptort Gnesen; zwischen den Mündungen der Weichsel und der Oder die Pommern, jenseits der Weichselmündung bis zum Niemen die Prussen oder Preußen, ein Mischvolk aus slavischen, deutschen und lettischen Stämmen. Diejenigen unter diesen Völkern, welche von der Lausitz bis zur unteren Elbe, in der heutigen Mark Brandenburg und längs der Ostseeküste in Mecklenburg, Pommern und Preußen wohnten, die Sorben, Lusizer, Leutizen und Obotriten, wurden auch unter dem gemeinsamen Namen Wenden befaßt und so werden auch wir sie meistens kurzweg bezeichnen. Alle diese slavischen Stämme waren von starkem, gedrungenem, nicht sehr großem Körperbau, mit braungelber Haut, feurigem, dunklem Blick und braunem Haar.

Die wendischen Götter. Die Wenden waren so wenig, wie die Deutschen, an deren Stelle sie traten, zum Christenthum bekehrt, sondern noch in heidnischem Wahn befangen; sie glaubten, wie die übrigen

Slaven, an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Geber alles Guten, den weißen Gott, Belbog, Herrn aller übrigen Götter, welchen er die Leitung des Irdischen im Einzelnen überließ; ihm gegenüber Zernebog, der schwarze Gott, der Schöpfer des Bösen in der Welt, wiederum mit seinen Untergöttern. Jener, der gute Gott, war der Herr des Lichts, Zernebog dagegen der Gott der Finsterniß, vor welchem, als dem Quell alles Unheils, man sich mit Furcht und Zittern beugte. Die Untergötter wurden bei den einzelnen Völkerschaften unter verschiedenen Namen verehrt; als die bedeutendsten unter ihnen kennen wir den Gott des Donners Perun oder Perkuns, und den Gott des Glücks und der Fruchtbarkeit, Swantewit, ferner Wodan, welcher in Walhalla thront und dort den im Kampfe Erschlagenen den Lohn ihrer Tapferkeit ertheilt, den dreiköpfigen Gott Triglaw und den guten Gott Radegast, welchem in Rhetra (in Mecklenburg) ein großer Tempel gewidmet war, das größte Heiligthum der Obotriten. Dort feierten sie im Frieden große Feste, dort holten sie bei Kriegszügen die Feldzeichen ab, nach den Schlachten aber brachten sie auf Radegast's Altären eine Anzahl Kriegsgefangener als Opfer dar. Alle diese Götter wurden in rohen, unförmlichen Bildern dargestellt und ihre Verehrung geschah theils in heiligen Hainen, theils in Tempeln, mit Schnitzwerk und bunten Farben verziert, so weit es die geringe Kunstfertigkeit der Wenden zuließ. Die Erstlingsfrüchte von Acker und Vieh, sowie ein Theil der Kriegsbeute wurden den Göttern dargebracht, fremde Kaufleute und besonders Seefahrer mußten ihnen Zoll entrichten, und für die Orakel, welche die Priester in ihrem Namen ertheilten, wurden reiche Geschenke gespendet. Die Priester standen in hohem Ansehen; sie wurden als Weise und Seher betrachtet, ihre Bildung war jedoch nicht viel größer, als die des übrigen Volkes, die Schriftsprache selbst war ihnen völlig unbekannt.

Leben und Sitten der Wenden. Frühzeitig trieben die Wenden Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Große Strecken Landes, welche unter den Sueven unbenutzt gelegen hatten, wurden von ihren Nachfolgern urbar gemacht. Außer Weizen, Mohn, Hirse und Hanf zogen dieselben auch vielerlei Gartengewächse und selbst edlere Obstbäume. Auch die Bienenzucht war ihnen wohl bekannt, und aus dem Honig wurde ein beliebter Meth bereitet. Die Wenden waren in der Weberei geübt; die leinenen und die wollenen Stoffe zu den langen Kleidern, mit welchen sie sich nach morgenländischer Art kleideten, wurden bei ihnen selbst verfertigt. An den Küsten der Ostsee wurde besonders viel Fischfang getrieben. Theilweise übte man dort Seeräuberei gegen die Deutschen

Digitized by Google

und Dänen, welche nach Rußland hin schon damals lebhaften Handel trieben. Wineta, auf der Insel Wollin, war in früher Zeit schon ein Handelsplatz, wo sich Kaufleute aus allen Weltgegenden zusammenfanden, und von wo aus die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Ringe, Armbänder, Glasperlen u. s. w. verbreitet wurden; die Wenden tauschten diese Luxusgegenstände gegen Bernstein und gegen ihre gewebten Stoffe ein.

Bei einem Volk, welches Ackerbau und selbst einzelne Kunstfertigkeiten übt, müssen wir erwarten, daß es sich auch mehr, als die alten Sueven, an feste Wohnsitze gewöhnt haben werde. In der That finden wir bei den Wenden frühzeitig sichere Wohnhäuser, aus Holz und Lehm gebaut und zu Dörfern und Flecken vereinigt, hier und da zu ihrem Schutz eine feste Burg oder Gart daneben. Bei einer solchen Burg bildeten sich dann gewöhnlich größere Vereinigungen von Wohnhäusern, aus welchen Städte entstanden, die zum Theil von der schützenden Burg den Namen erhielten. Noch heute deuten Benennungen wie Stargardt u. a. auf diesen Ursprung hin.

In jedem Hause hatte der Familienvater unbeschränkte Herrschaft; seine Angehörigen waren seinem Willen unbedingt anheimgegeben, selbst über ihr Leben konnte er bestimmen. Es war gestattet, viele Frauen zu gleicher Zeit zu haben; sie waren aber nicht die Gefährtinnen des Mannes und hatten nicht die Rechte und die Würde, welche der Frau im christlichen Hausstande zukommt; sie waren wie Sklavinnen gehalten, erfuhren oft die härteste Behandlung und wurden bei des Mannes Tode mit ihm verbrannt, wenn sie es nicht vorzogen, sich selbst zu tödten. Da ein solches Loos der Frauen harrte, war es kein Wunder, daß die Mütter oft ihre neugebornen Mädchen im Walde oder auf dem Wasser aussetzten, um sie lieber früh umkommen, als die Mühen des Lebens ertragen zu lassen. Während die Eltern über Leben und Tod ihrer Kinder verfügten, war es dagegen nicht selten, daß greise Männer von ihren Söhnen den Tod als eine Wohlthat erbaten. Theils sahen sie es als einen Vortheil an, die Mühen und Schwächen des Greisenalters nicht ertragen zu dürfen, theils standen sie in dem Wahn, daß nur diejenigen, welche eines gewaltsamen Todes gestorben, der Freuden des himmlischen Aufenthalts in Walhalla theilhaftig würden. Wenn sie daher nicht im Kriege sterben konnten, so erschien es ihnen als eine Gunst, wenn ihre Kinder oder Freunde ihnen das Leben nahmen; oft machten sie demselben mit eigener Hand durch das Schwert oder den Dolch ein Ende.

Die Wenden lebten einfach und nüchtern. Sie ehrten und übten

Digitized by Google

wie die Deutschen die Tugend der Gastfreundschaft; jeder Fremde fand überall bereitwillige Aufnahme, man machte es sich zur Freude, ihm Alles zu bieten, was das Haus an Vorräthen barg. Wer gegen diese gastliche Sitte verstieß, lud den Fluch auf sein Haus und die Seinigen; bei einzelnen Stämmen wurden ungastliche Hütten sogar zerstört. Die Habseligkeiten des Hauses wurden nicht verborgen oder ängstlich verwahrt, weil die Furcht vor Diebstahl oder Raub Niemanden beunruhigte: die meisten gewannen an Früchten der Erde, was sie bedurften, und den Armen kam die allgemeine Gastlichkeit zu Hülfe. Der Einfachheit der wendischen Sitten entsprach es auch, daß Eide wenig vorkamen, vielmehr das Manneswort zur Bekräftigung der Wahrheit ausreichte.

Die Todten wurden feierlich verbrannt, ihre Asche in Urnen verwahrt und unter steinernen Wölbungen auf gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen beigesetzt. Jährlich, wenn der Frühling herankam, feierte jede Gemeinde ein Gedächtnißfest für die im Laufe des Jahres Verstorbenen; um denselben Ruhe und Freude in Walhalla zu sichern, brachten ihre Verwandten und Freunde den Göttern Opfer dar.

Die Slaven kannten ursprünglich nur den Unterschied von Freien und Knechten, unter den Freien selbst gab es keine geschiedenen Stände, die Einzelnen galten mehr oder weniger je nach ihrem Reichthum, ihrer Tapferkeit und Weisheit. Jede Gemeinde wählte sich ein Oberhaupt, Pan oder Zupan genannt; über das ganze Volk herrschten ursprünglich Priesterfürsten, an deren Stelle traten aber zur Zeit des Vordringens der Slaven vom Osten her Kriegsfürsten, weil die unaufhörlichen Kämpfe eine kräftige Heldenleitung nöthig machten. Diese Kriegsfürsten führten den Namen Woywoden, ihre Macht war jedoch durch die Volksversammlungen, an welchen alle Freien Theil hatten, und durch den Einfluß der Priester sehr beschränkt. Die Leutizen hatten auch später noch keine anderen Oberherren, als die Priester. Sie beriethen an geheiligten Orten in allgemeiner Volksversammlung über ihre Angelegenheiten, wobei es oft sehr tobend und gewaltsam herging. Wer sich den dort gefaßten Beschlüssen widersetzte, wurde von der Mehrheit durch Brand oder Raub bestraft.

Wenn es zum Kriege kommen sollte, wurden die Götter erst durch die Priester befragt, ebenso vor einem Friedensschluß. Alle freien Männer in kräftigem Alter zogen mit in den Krieg, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen zusammen unter einem Knesen; die heiligen Fahnen nebst den Bildern der Kriegsgötter wurden voran getragen. Meistens kämpften die Wenden zu Fuß mit Pfeilen, Wurfkeulen,

Digitized by Google

Schleudern und Streitäxten zum Angriff, mit Schilden zur Vertheidigung; wenn sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter die Gräben und die Erd- und Holzwälle, mit welchen sie ihre Burgen und Flecken umgaben. In den vielen Kämpfen mit den Deutschen, welche wir nun zu erzählen haben werden, lernten sie viele von deren Kriegseinrichtungen kennen, nahmen von ihnen auch Harnische und Helme an, immer aber blieb ihre Kriegszucht ungeregelter, als die der Deutschen.

Kriege der Wenden mit den Deutschen. Schon früh mögen die Wendenstämme diesseits der Elbe mit ihren deutschen Nachbarn, den Sachsen, in viele blutige Fehden gerathen sein; aber bis zur Zeit Karls des Großen haben wir über diese Kämpfe keine sicheren Nachrichten. Die erste Kunde, welche uns darüber zukommt, ist die von der Hülfe, welche Karl bei den Wenden gefunden, als er zur Unterwerfung der Sachsen ausgezogen war. Doch waren die Wendenstämme damals unter einander veruneinigt; während die Sorben und Obotriten dem großen Frankenkönig beistanden, hielten es andere Wendenstämme, besonders die Wilzen, mit den Sachsen.

Aus der Geschichte Deutschlands ist bekannt, mit welchem heiligen Eifer und mit welcher Ausdauer Karl der Große nicht nur die Unterwerfung der heidnischen Deutschen, sondern vor Allem ihre Bekehrung erstrebte. Die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens war das vorzüglichste Ziel seiner großartigen Thätigkeit, und wenn er nach der Weise seiner Zeit den heidnischen Völkern die Taufe und die christlichen Gebräuche mit Waffengewalt aufdrang, so ließ er es doch daneben nicht an den Mitteln innerer Bekehrung, an der Predigt des göttlichen Worts und an christlich bildender Einwirkung fehlen. Die Völker, welche zunächst durch das Schwert nur zu Namenchristen gemacht waren, wollte er allmälig auch zum wahren, inneren Glauben an das Evangelium führen.

Nach vielen harten Kämpfen war es dem großen Frankenkönig endlich gelungen, die Götzenaltäre im Sachsenlande umzustürzen und das Volk zur Annahme des christlichen Glaubens zu bekehren; aber er hielt die Begründung des Christenthums in Sachsen nicht für gesichert, wenn er nicht zugleich ihre wendischen Bundesgenossen, die Wilzen, gezüchtigt hätte. Deshalb brach er im Jahre 789 von Aachen auf und zog mit einer starken Schaar über die Elbe. Sächsische Hülfstruppen folgten seinem Banner; auch Sorben und Obotriten stießen zu ihm und halfen bei der Unterjochung ihrer slavischen Stammgenossen. Die Wilzen scheinen keinen erheblichen Widerstand geleistet zu haben; sie gelobten Unterwerfung, Annahme des Christenthums und die Leistung

Digitized by Google

eines Tributs. Bald darauf versuchten sie zwar mit Hülfe der Dänen sich von ihren Verpflichtungen zu befreien, aber der Frankenkönig zwang sie von Neuem, seine Oberhoheit anzuerkennen. Ihre Einrichtungen ließ er ihnen und drang selbst nicht auf die sofortige wirkliche Annahme des Christenthums. Um die Grenzen des Sachsenlandes vor ihnen zu schützen, setzte er längs derselben Markgrafen (Grenzgrafen) ein, welche größere Länderstriche, als andere Vasallen, mit der Verpflichtung erhielten, die Streifzüge der jenseitigen Völker abzuwehren. Zu leichterer Vertheidigung wurden Grenzvesten erbaut; als die ältesten derselben kennen wir Magdeburg, Zelle, Erfurt und Halle.

Der große Karl starb zu früh, um auch bei den Wenden, wie unter den Sachsen, die fränkische Herrschaft und die Geltung des Christenthums fest zu begründen; unter den traurigen Wirren, welche nach seinem Tode das von ihm gegründete Reich zerrütteten, konnten natürlich die slavischen Völker nicht im Gehorsam gehalten werden: während der Regierung Ludwig's des Frommen und der Bruderkämpfe seiner Söhne schüttelten die Wilzen vielmehr das ihnen auferlegte Joch ganz ab. Als nach dem Vertrage von Verdun (843) Deutschland ein besonderes Königreich geworden war, dauerte doch die Schwäche der Fürsten und der Unfrieden unter den deutschen Stämmen fort, und die wendischen Völker konnten unaufhörliche Raubzüge über die Elbe unternehmen. Die Wilzen waren es, die jetzt gerade als heftigste Feinde des Sachsenvolkes auftraten, welchem sie vorher treue Bundesgenossen gewesen; jetzt waren sie von ihnen durch Glaubenshaß getrennt, indem die Sachsen allmälig den Christenglauben ernstlich angenommen hatten, die Wilzen aber an ihren alten Göttern festhielten. Sie vereinigten sich mit den andern wendischen Völkern, den Sorben und Obotriten, und unter dem heiligen Banner von Rhetra zogen sie zu immer erneuerten Kämpfen gegen die Deutschen aus. Die früher gegen sie errichteten Grenzvesten wurden, wie es scheint, zerstört oder von den Sachsen selbst vernachlässigt, und das Sachsenland war den Raubzügen der Wenden wehrlos ausgesetzt.

Die Schwäche Deutschlands fand ihr Ende, als Heinrich I. (der sogenannte Vogelsteller), ein Mann voll Kraft, Muth und Einsicht den deutschen Königsthron bestiegen hatte. Derselbe stellte den Frieden im Innern wieder her, und alsobald wandte er seinen Blick auch nach den nördlichen Marken an der Elbe, um die übermüthig gewordenen Wenden von Neuem zum Gehorsam zu bringen. Die Wehrburgen richtete er wieder auf und rückte dann über die Elbe in der Wenden Gebiet. An der Spitze derselben stand damals ein Fürst Namens Tugumir; sein

Herrschersitz war des Landes Hauptveste Brannybor (das heutige Brandenburg). Die Schaaren Tugumir's konnten dem gewaltigen Andrängen des deutschen Königs nicht widerstehen, sie zogen sich hinter die Mauern Brannybors zurück, bis zu denen die Deutschen wegen der rings umher liegenden Sümpfe nicht leicht herannahen konnten. Da trat wider Erwarten ein frühzeitiger Frost ein und Heinrich's Truppen rückten über die gefrornen Gewässer unter die Mauern der wendischen Veste, welche der kraftvollen Belagerung nicht lange Widerstand leistete. Brannybor fiel in die Hände der Deutschen und mit ihr sank der Muth der wendischen Völkerschaften: sie unterwarfen sich dem deutschen König und gelobten Gehorsam und Zinszahlung. Heinrich legte ihnen keine schweren Bedingungen auf, um sie durch Milde leichter zu gewinnen, aber zur Ueberwachung ihres Gehorsams und zur Abwehr neuer Angriffe stellte er die alten sächsischen Markgrafschaften, die Ostmark und die Nordmark, wieder her. (927.)

Otto I. (der Große), Heinrich's I. Sohn, setzte das begonnene Werk fort, wobei ihm sein vielbewährter Freund Graf Gero, dem er die Ostmark übergeben hatte, eifrig zur Seite stand. Nur mit Widerwillen trugen die Wenden die Herrschaft der Deutschen, sie erspäheten sorglich einen Augenblick, wo sie das verhaßte Joch abschütteln könnten. Am mächtigsten und zuversichtlichsten erhoben sie sich zur Zeit, als König Otto den letzten schweren Kampf gegen die Magyaren zu bestehen hatte; aber der deutsche Held kam bald als Sieger vom Süden daher, um selbst an dem Feldzug Theil zu nehmen, welchen Markgraf Gero bereits gegen die Wenden eröffnet hatte. Da sank den Heiden der Muth und sie wollten über einen Frieden unterhandeln; Otto aber verlangte unbedingte Unterwerfung und erzwang dieselbe im blutigen Streit. Die Wenden und die Slaven weithin über die Oder und längs der Karpathen bis zum Bug beugten sich vor seinem kräftigen Arm. Um sie in Ruhe und Gehorsam zu halten, führten die Markgrafen an den Grenzen des Sachsenlandes ein kräftiges Regiment, am böhmischen Gebirge der Markgraf von Meißen, weiter hinab an der Elbe der Markgraf der Lausitz und an der unteren Elbe, wo die Havel in dieselbe fließt, der Markgraf der Nordmark, oft auch Markgraf von Salzwedel genannt. Wir werden im Verlaufe unserer Erzählung sehen, wie von dieser Nordmark aus eine kräftige Herrschaft sich erst über ganz Brandenburg, dann immer weiter bis zur Ostsee und an den Niemen, später nach Westen bis über den Rhein hin erstreckte, wie aus der alten sächsischen Nordmark der große preußische Staat erwuchs.

Digitized by Google

Die Bekehrungsversuche. Mit Waffengewalt allein und mit weltlichen Einrichtungen war aber der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu bezwingen; sie mußten den Deutschen unversöhnliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie allmälig zu dem Glauben der Deutschen zu bekehren. Nur wenn sie mit dem Christenthum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich nach und nach williger den Deutschen anschließen würden. Vor Allem kam es also darauf an, die Wenden wirklich zum Christenthum zu bekehren, welches ihnen bis dahin nur als ein Zwang hatte auferlegt werden sollen. Otto I. erkannte diese Nothwendigkeit, und wie er die Unterwerfung der Wenden mit mächtigem Eifer durchgeführt hatte, so ließ er es auch an keiner Anstrengung fehlen, um jene innere Umwandlung der unterjochten Heiden durch das Licht des Evangeliums zu bewirken. Zu diesem Zweck stiftete er an den Grenzen des wendischen Landes christliche Bisthümer, von denen aus das Werk der Bekehrung geleitet werden sollte, besonders zu Zeitz, Merseburg, Oldenburg und Havelberg; diese Stiftungen, welchen meistens eine schützende Veste zur Seite stand, stattete er reichlich mit Gütern aus (950). Auch im Innern des wendischen Landes, zu Brandenburg, dem alten Brannybor, errichtete er ein Bisthum, welches dem Erlöser und dem heiligen Petrus gewidmet wurde. Die Thätigkeit, welche von diesen Bisthümern ausging, hatte zuerst freilich nur einen zweifelhaften und langsamen Erfolg, weil die Mönche, welche zur Bekehrung der Heiden auszogen, bei großem Glaubenseifer und hingebender Begeisterung meistens nur geringe Weisheit und Einsicht bewährten. Sie traten unter die feindlich gestimmten Volkshaufen, ohne deren Sprache zu kennen, und verkündigten ihnen das Kreuz mit Worten, von welchen die Wenden nichts begriffen; die neuen Ceremonien, welche die christlichen Sendboten vollzogen, blieben den Heiden unverständlich, aus dem Auftreten derselben konnten sie nur Eines deutlich entnehmen, nämlich, daß die christlichen Priester die heidnischen Götter und Heiligthümer mit Verachtung und Hohn behandelten. Dadurch wurde denn oft nur Wuth, nicht christlicher Glauben, in den Heiden erweckt, und nicht selten mußten die gläubigen Sendboten ihren Eifer mit dem Leben büßen. Nur in einzelnen Fällen übte die augenscheinliche Begeisterung, mit welcher die Missionäre ihr Werk verrichteten und selbst den Tod um des Kreuzes willen über sich ergehen ließen, einen gewaltigen Eindruck auf die erstaunten Heiden: wenn sie auch die Worte des christlichen Bekehrungspredigers nicht verstanden, so fühlten sie sich doch von stiller Ehrfurcht für den Gott ergriffen, welcher seinen Anhängern solche freudige Begeisterung und solchen aufopfernden Todes-

Digitized by Google

muth zu geben vermochte. Auf diese Weise wurde manches Gemüth für den christlichen Glauben empfänglich gemacht, und wenn es gelang, etwa einen Mächtigen unter den Heiden zu bekehren, so zog sein Beispiel bald viele Andere nach sich.

Unter Gero's Nachfolger in der Nordmark, dem Markgrafen Dietrich, dessen Uebermuth und unbesonnenes hartes Wesen die Wenden von Neuem reizte, erhoben sich die Obotriten und Leutizen (um das Jahr 980) noch einmal zu einem gewaltigen Aufstand. Die weltlichen Machthaber und die christlichen Priester wurden verjagt oder ermordet, die christlichen Tempel zerstört oder von Neuem dem Götzendienst geweiht und jede Spur des neugepflanzten Christenthums zwischen Elbe und Oder wieder vernichtet. Zwar schlug Dietrich die Feinde von den Grenzen der Nordmark zurück, aber die Herrschaft der Deutschen unter den Wenden vermochte er nicht wieder herzustellen und das umgestürzte Kreuz nicht wieder aufzurichten. Kaiser Otto II. entsetzte ihn seines Markgrafenamtes, und als Büßender endete er im Kloster zu Magdeburg sein Leben.

Die folgenden Markgrafen versuchten es vergeblich, die frühere Obergewalt im Wendenlande wieder fest zu begründen; anderthalb Jahrhunderte hindurch erneuerte sich mit wechselndem Glück immer wieder der Kampf zwischen Deutschen und Wenden, zwischen Heidenthum und Christenthum. Fast nur dem Namen nach bestanden die Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg: ihre Wirksamkeit war gelähmt, ihre Priester meistens zerstreut und schutzlos.

Da gewann es kurze Zeit den Anschein, als sollte das Werk der Bekehrung, welches die deutschen Fürsten und Bischöfe vergeblich betrieben, durch einen wendischen Fürsten selbst zu besserem Erfolge geleitet werden.

Gottschalk, der Sohn eines Obotritenfürsten Udo, hatte in dem Kloster Lüneburg seine Jugendbildung erhalten und hier das Christenthum kennen und achten gelernt. Auf die Nachricht aber, daß sein Vater von einem sächsischen Meuchelmörder erschlagen worden, eilte er, von Rachedurst erfüllt, nach der Heimath, sammelte ein Heer von Leutizen und zog gegen Herzog Bernhard von Sachsen, welchen er für den Anstifter des Mordes hielt. Aber er gerieth in Bernhard's Gefangenschaft und die Wenden mußten die Oberhoheit der Deutschen anerkennen. Bald schloß jedoch Bernhard mit dem gefangenen Gottschalk einen Freundschaftsbund und entließ ihn seiner Haft. Nachdem der junge Wendenfürst im Dienste des Dänenkönigs Kanut in Britannien, Norwegen und Schweden tapfer gekämpft hatte, führte ihn ein günstiges

Digitized by Google

Geschick auf den Thron der Obotriten zurück, und er bildete nun den großartigen Entwurf, alle Wendenvölker zu einem einzigen Staat zu verbinden. Zu diesem Zweck und um den Wendenstaat dem benachbarten Deutschland an Bildung und geistiger Macht gleichzustellen, erkannte er als das beste Mittel die festere Begründung des Christenthums. Seine Pläne wurden durch einen blutigen Kampf begünstigt, welcher unter den wendischen Stämmen selbst ausbrach; er verband sich mit einem Theil derselben und besiegte ihre Widersacher, die Einen, wie die Anderen aber mußten nun seine Oberhoheit anerkennen.

Jetzt machte er den Versuch, den christlichen Glauben, welcher bisher nur von Fremdlingen gepredigt und zum Theil mit Waffengewalt auferlegt worden war, durch friedliche Belehrung und Ueberredung zu verbreiten. Die verstörten Kirchen stellte er wieder her und die Götzentempel wandelte er in christliche Heiligthümer um. Große Unterstützung fand er beim Erzbischof Adalbert von Hamburg, welcher ihm zahlreiche Prediger des Evangeliums zusandte. Das Bisthum Oldenburg wurde neu hergestellt, das zu Mekelburg (Mecklenburg) gegründet, und es schien, als sollte unter deutscher Oberhoheit (denn Gottschalk bekannte sich als deutscher Vasall) ein christlich-wendisches Reich entstehen. Aber der Haß der alten Götzeneiferer ließ auch dies Mal das Werk der Bekehrung nicht Bestand haben; nachdem schon der dritte Theil des ganzen Wendenvolks für das Christenthum gewonnen war, vereinigten sich die kühnsten unter den Wenden zu einem geheimen, furchtbaren Bunde für den alten Götzenglauben. Gottschalk hatte keine Ahnung von dem Unheil, welches ihm und seiner christlichen Schöpfung drohete: die Verschworenen überfielen und ermordeten ihn, als er in der Kirche zu Leuzen seine Andacht verrichtete, und mit ihm sank noch einmal das Christenthum in jenen Gegenden dahin, noch einmal trat der Götzendienst zwischen der Elbe und Oder seine längst bestrittene Herrschaft an. Bald aber sollte die Zeit erscheinen, wo einer kräftigen Hand die feste Begründung christlichen Glaubens und deutschen Wesens in jenen Marken vorbehalten war.

2. Albrecht der Bär. Sieg des Christenthums unter den Wenden.

Albrecht von Ballenstädt wird Markgraf der Nordmark. Kaiser Lothar übertrug im Jahre 1134 die Verwaltung der Nordmark dem Grafen Albrecht von Ballenstädt, welcher von seinen Zeitgenossen wegen seiner ritterlichen Kraft und Tapferkeit Albrecht der Bär

Digitized by Google

genannt wurde. Er war es, der mit dem Schwert und mit seltener Weisheit das Ziel erreichte, welches so viele Vorgänger vergeblich erstrebt hatten, er stürzte für immer die heidnischen Tempel und legte den Grund zu dem mächtigen Reiche, welches sich von Brandenburg aus allmälig über Norddeutschland ausbreitete.

Die Grafen von Ballenstädt besaßen seit alter Zeit große Erbgüter in Sachsen und waren zugleich Herren der Grafschaft von Aschersleben, deren lateinischer Name Ascharia später in Ascania verstümmelt wurde, wovon die Ballenstädter auch den Namen Ascanier erhielten. Der letzte Graf von Ballenstädt vor Albrecht hatte diese Stammburg in ein Kloster verwandelt und seinen Sitz auf der Burg Anhalt genommen. Graf Albrecht, ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers, Kraft und Muth, hatte schon früh an den Kämpfen Theil genommen, welche Herzog Lothar von Sachsen gegen den Kaiser Heinrich V. führte, wofür ihm Lothar die lausitzische Ostmark anvertraut hatte. Als nun dieser, sein Freund, zum Kaiser gewählt worden (1125), hoffte Albrecht von ihm als noch glänzenderen Lohn das Herzogthum Sachsen zu erhalten, da Lothar als Kaiser nicht mehr selbst Herzog von Sachsen bleiben durfte. Der Kaiser aber gab das Herzogthum seinem eigenen Schwiegersohn, Heinrich dem Stolzen, welcher außerdem Baiern als Lehen besaß. Schon hierdurch fand sich Albrecht gekränkt, und als nun bald darauf auch die Nordmark, welche eben erledigt war, nicht ihm, sondern dem Grafen Udo von Freckleben gegeben wurde, da ergriff den bitter getäuschten Ballenstädter heftiger Zorn und er empörte sich gegen den Kaiser. Den gegen ihn abgesandten Grafen von Freckleben erschlug er im ritterlichen Kampfe, aber des Kaisers größerer Macht konnte er auf die Länge nicht widerstehen. Er wurde besiegt, verlor nun auch die Ostmark, und es blieben ihm nur seine Ballenstädter Erbgüter übrig. Lothar aber, als er den stolzen Mann so gedemüthigt sah, erinnerte sich wieder seiner früheren treuen Dienste, und da die Nordmark bald darauf von Neuem erledigt war, berief er den tapfern Albrecht zur Verwaltung dieser wichtigen Markgrafschaft (1134). Der Kaiser sollte sich bald überzeugen, daß er eine gute Wahl getroffen, denn Albrecht zeigte den Wenden sogleich, daß sie es nun mit einem Fürsten voll Kühnheit und Kraft zu thun hatten. Als sie nach alter Weise Havelberg stürmten und in Sachsen einzufallen versuchten, schlug er sie nicht nur kräftig zurück, sondern rückte auch mit schnellem und glücklichem Erfolg in ihrem eigenen Gebiete vor. Er hätte die Siegesbahn sogleich weiter verfolgt, doch war seine Thätigkeit vorerst in Deutschland nöthig.

Digitized by Google

Kaiser Lothar war gestorben und Konrad (III.) von Hohenstaufen zum Kaiser gewählt worden. Ihm und seinem Hause standen als erbitterte Gegner die Welfen gegenüber, an ihrer Spitze der erwähnte Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen. Um ihre Macht zu brechen, nahm Kaiser Konrad dem stolzen Vasallen, welcher gegen des Reichs Herkommen zwei große Reichslehen besaß, das Herzogthum Sachsen ab und verlieh es Albrecht dem Bär. Aber Heinrich der Stolze setzte sich zur Wehr, und der Kampf, welchen er gegen Albrecht mit Kraft und Glück führte, wurde von seinem Sohn, Heinrich dem Löwen, mit noch größerer Tapferkeit fortgesetzt; vergeblich gewann Albrecht die Hülfe des Wendenfürsten Pribislav, er wurde öfter besiegt, selbst seine Stammburg Anhalt fiel in des Feindes Hände, und er sah sich zuletzt aus allen seinen Besitzungen vertrieben (1140). Doch bald trat wieder eine günstigere Wendung seines Geschicks ein. Kaiser Konrad versöhnte sich mit dem bairischen Löwen und bei dem Friedensschluß auf dem Reichstag zu Frankfurt wurde auch Albrecht berücksichtigt. Zwar entsagte er allen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen, dagegen wurde ihm die Nordmark zurückgegeben.

Die Markgrafschaft Brandenburg. Von nun an war auf die Kräftigung und Erweiterung dieser Mark sein stetes Augenmerk gerichtet, und er tröstete sich über den Verlust Sachsens um so leichter, als ihm schon die Hoffnung winkte, der Nordmark das wendische Land selbst hinzuzufügen. Pribislav, sein wendischer Bundesgenosse, war gestorben: es wird erzählt, dieser Fürst habe in einem schriftlichen Testament den Ballenstädter Markgrafen zum Erben aller seiner Länder eingesetzt, doch läßt sich die Wahrheit dieser Angabe nicht begründen. Sicherer ist, daß Albrecht, heimlich unterstützt von Petrussa, der Wittwe des Wendenfürsten, sich auf die Nachricht von dessen Tode schleunigst nach Brandenburg begab und einen Theil des Wendenlandes in seinen Besitz brachte (1142).

Zwar mochte sich seine Herrschaft nach Osten und Norden hin zunächst kaum über die Spree hinaus erstrecken, aber er war entschlossen und fühlte in sich die Kraft, die Grenzen des neu gewonnenen Landes zu erweitern. Von nun an nannte sich der Ballenstädter nicht mehr, wie bis dahin, Markgraf von Salzwedel, sondern Markgraf von Brandenburg, und während er als Graf in der Nordmark nur den obersten Befehl über das Heer und die Vesten gehabt hatte, wurde ihm vom Kaiser in seinen neuen Erwerbungen die volle Herzogsgewalt übertragen, dazu noch das Erzkämmereramt im deutschen Reich, wodurch er ganz in die Reihe der großen Reichsfürsten eintrat. So

Digitized by Google

war das brandenburgische Land die Grundlage neuer Macht und neuen Glanzes für ihn geworden und er fühlte, daß es nur von ihm abhinge, durch Erweiterung und Befestigung seines neuen Besitzes eine noch glänzendere Zukunft für sich und seine Nachfolger zu begründen. Sein ganzes Bestreben war von jetzt auf die Unterwerfung der Länder bis an die Oder hin gerichtet, wozu ihm bald willkommene Hülfe geboten wurde. Als Kaiser Konrad im Jahre 1147 seinen Zug ins heilige Land unternahm, vereinigte sich Albrecht mit anderen nordischen Fürsten, besonders mit Heinrich dem Löwen und dem König von Dänemark, so wie mit einer großen Anzahl geistlicher Fürsten, um seinerseits einen Kreuzzug in der Nähe auszuführen; sie beschlossen, dem Christenthum unter den Slaven eine größere Verbreitung zu verschaffen. Gleichzeitig führte zu diesem Zweck Heinrich der Löwe ein Heer gegen die Obotriten, Albrecht der Bär ein anderes nach Pommern hinein; aber der Erfolg ihres Unternehmens scheiterte zum großen Theil an der Eifersucht der einzelnen Theilnehmer, welche mehr auf eigene Ehre und Bereicherung, als auf die Förderung des Christenthums bedacht waren. Zwar machten die Pommern nach zweijährigem Kampf Frieden, und versprachen dem Christenthum treu zu bleiben, dagegen wurden die Obotriten noch lange vergeblich bekämpft. Selbst in dem von Albrecht bereits eroberten Lande, in Brandenburg, mußte noch einmal das Schwert gezogen werden. Als er sich nämlich zur Vermählung des großen Hohenstaufenkaisers, Friedrich I, nach Würzburg begeben hatte, empörte sich Jatzo, ein Neffe des verstorbenen Pribislav, und riß einen großen Theil der Wenden mit sich fort. Es gelang ihnen sogar, sich der Veste Brandenburg zu bemächtigen, — aber Albrecht eilte im Sturm herbei, eroberte die Burg wieder und zerstreute das wendische Heer. Jatzo selbst mußte nach Pommern fliehen. Mit eiserner Strenge führte nun Albrecht in dem wieder eroberten Lande die Herrschaft, und drang auf unbedingte Unterwerfung und auf Annahme des Christenthums.

Er war aber überzeugt, daß er seiner Gewalt eine feste und dauernde Grundlage nur dadurch zu geben vermöchte, wenn er das unterworfene Volk auch von innen heraus umzuwandeln versuchte. Was das Schwert begonnen hatte, das sollte die Weisheit seiner Regierung vollenden.

Vor Allem jedoch wollte er dem Höchsten, welcher ihm bis dahin Kraft zum Siege verliehen und von dessen Segen das fernere Gelingen seiner Pläne abhing, den schuldigen Dank in Demuth abstatten und weiteren Beistand von ihm erflehen. Nach dem Glauben jener Zeit waren Gebete, welche an den heiligen Stätten im gelobten Lande ver-

Digitized by Google

richtet wurden, besonders gottgefällig und wirksam; darum hatte der eben so fromme als tapfere Ballenstädter vor dem Beginn des letzten Kampfes das Gelübde gethan, nach dem Siege eine Wallfahrt zum heiligen Grabe auszuführen. Begleitet von seiner Gemahlin und von dem Bischof Ulrich von Halberstadt machte er sich jetzt auf, sein Gelübde zu erfüllen, und neugestärkt an Glaubenskraft und frommem Eifer kehrte er dann in die Heimath zurück, wo eine große Aufgabe seiner harrte.

Deutsche Colonisten in Brandenburg. Templer und Johanniter. Das Land, das sein tapferer Arm den Wenden abgerungen hatte, lag großentheils verwüstet und öde da: die langwierigen Kriege hatten unzählige Menschen dahin gerafft. Um neues, frisches Leben zurückzuführen, verpflanzte Albrecht zunächst viele seiner tapferen Kampfgenossen in das eroberte Land, und wies ihnen zum Dank für ihre kriegerische Arbeit den verlassenen Grund und Boden an, welcher bei fleißiger Bearbeitung dem Besitzer reichlichen Lohn tragen konnte. Die gemeinen Krieger erhielten kleinere Grundstücke gegen einen geringen jährlichen Zins, die Ritter aber, welche Albrecht's Fahnen gefolgt waren, sahen sich durch größere Ländereien belohnt. Sie setzten sich in den verlassenen Burgen fest, wofür sie sich dem Markgrafen zur ferneren Leistung ritterlicher Dienstpflicht verbindlich machten. Ganz wie die deutschen Adeligen wurde der alte wendische Adel behandelt, welchen Albrecht durch alle Mittel der Schonung und der Milde an sich heranzuziehen bemüht war. Es gelang ihm wirklich, in kurzer Zeit eine Vermischung der deutschen und wendischen Adeligen herbeizuführen; auch durch Heirath vereinigten sich jetzt beiderlei Familien, was im hohen Grade dazu beitrug, die Wenden allmälig ganz zu deutscher Sitte hinüberzuführen.

Um die Zahl fleißiger Colonisten zu vermehren, rief Albrecht unter vortheilhaften Bedingungen Deutsche aus allen Gegenden herbei. Ansiedler aus Norddeutschland eilten auf seinen Ruf nach der Mark, erhielten Ländereien gegen bestimmten Zins und Dienstpflicht und legten zahlreiche Dörfer an. Besonders vortheilhaft für den Aufschwung des Ackerbaus und aller Gewerbthätigkeit war es, daß aus den Gegenden vom niederen Rhein, aus Holland, Seeland und Flamland, wo seit langer Zeit schon alle Gewerbe mit besonderer Sorgfalt und Kunstfertigkeit gepflegt wurden, eine große Anzahl Ansiedler nach der brandenburgischen Mark herbeizog. In ihrer Heimath war theils schon Uebervölkerung eingetreten, theils hatten sie durch große Ueberschwemmungen sich ihrer Habe beraubt gesehen, und sie folgten daher freudig dem Rufe Albrecht's, welcher ihnen ergiebige Fluren und ein günstiges Gebiet für ihre kunst-

Digitized by Google

geübte Thätigkeit anbieten konnte. Sie waren es, welche am meisten dazu beitrugen, die Blüthe der neuen Markgrafschaft zu befördern: sie trockneten Sümpfe aus, dämmten die Gewässer ein und übertrugen in ihre neue Heimath alle Zweige des Gewerbfleißes, durch welche ihr früheres Vaterland ausgezeichnet war. Um die Burgen der Ritter aber bildeten sich bald größere Ansiedelungen, aus welchen zahlreiche neue Städte emporblühten. Die Gewerbthätigkeit, welche des Schutzes gegen räuberische Angriffe besonders bedurfte, gründete ihre Stätten am liebsten in der Nähe mächtiger Rittersitze. Die so entstandenen Gemeinden wurden dann zu größerer Sicherheit oft noch mit Mauern und Gräben umgeben, erhielten das Recht, Märkte abzuhalten, sowie andere Vorrechte und Freiheiten, welche zum städtischen Recht nach deutschem Brauch gehörten. Schon unter Albrecht's Herrschaft nahmen einzelne Städte einen raschen Aufschwung.

Wie Albrecht nichts versäumte, was in irgend einer Weise seinen neuen Besitz sichern und die Kräfte der neuen Ansiedelung erhöhen konnte, so war es auch seit seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande sein Plan gewesen, die Ritterorden der Templer und Johanniter, deren edle Thätigkeit für den Schutz und die Pflege der gläubigen Pilger er dort kennen gelernt hatte, in seine Markgrafschaft zu verpflanzen. Er betrachtete seine Aufgabe in dem bisherigen heidnischen Lande überhaupt der einer Kreuzfahrt ähnlich, und wünschte deshalb auch, die geistlichen Orden an seinem christlichen Werk zu betheiligen. Er bat die Ordensmeister, ihm zum Schutz der Landesgrenzen und zur Regelung der Krankenpflege eine Anzahl Ritterbrüder zu überlassen. Seine Bitte fand Gehör, und er wies den Johannitern die Kirche zu Werben, den Templern Müncheberg mit reichem Grundbesitz in der Umgegend an.

Albrecht's Ende. Albrecht's rastlose und kluge Bemühungen erreichten, was die Markgrafen der Nordmark und die Herzöge von Sachsen seit Jahrhunderten vergeblich erstrebt hatten. Er hat das Christenthum in Brandenburg unwiderruflich begründet und deutsche Sitte daselbst für immer heimisch gemacht. Nachdem der heidnische Götzendienst ein für alle Mal beseitigt und im Gefolge des christlichen Glaubens auch christliches Leben mehr und mehr eingezogen war, schwanden die wendischen Erinnerungen dahin und das Volk lebte sich bald ganz in das neue deutsche Wesen hinein. Das ist der große Ruhm des ballenstädter Albrecht's, daß er nicht nur mit kühner Kriegsgewalt die Mark für Deutschland erobert, sondern sie auch von innen heraus ganz umgewandelt und zu einem wirklich deutschen Lande gemacht hat. Er ist der Schöpfer eines neuen Staates geworden und auf dem von

Digitized by Google

ihm gelegten Grunde haben die hohenzollernschen Fürsten den gewaltigen Bau ausgeführt, unter dessen Schutz sich heute Millionen glücklich fühlen. Wohl durfte nach solcher Lebensarbeit der greise Fürst sich den ruhigen Rückblick auf sein bewegtes und prüfungsreiches Schicksal gönnen und im Frieden der Zurückgezogenheit seinen ruhmvollen Lauf beschließen. Sein ältester Sohn Otto hatte schon längst die Geschäfte der Regierung mit ihm getheilt; im Jahre 1168 übertrug er ihm dieselben gänzlich, nachdem er sein Hauserbe, die Grafschaft Anhalt und die übrigen ballenstädter Besitzungen unter seine übrigen Söhne getheilt hatte. In Werken der Frömmigkeit brachte er seine letzten Jahre in Ballenstädt zu, und starb in hohem Alter (1170) eines sanften Todes.

3. Albrecht's Nachfolger aus dem Hause Ballenstädt. (1168—1319.)

Albrecht's Fürsorge für die brandenburgischen Lande wurde von seinen Nachfolgern in gleichem Sinne fortgesetzt, wodurch der Segen, welchen er über die Mark zu verbreiten gestrebt, ein dauernder und wahrhaft fruchtbringender wurde. Keinem unter den Ballenstädtern fehlte es an Kraft und Muth, um die eingeschlagene Ruhmesbahn zu verfolgen, sie alle waren darauf bedacht, die Grenzen des aufstrebenden Staates weiter auszudehnen, die Stellung der neuen brandenburgischen Fürstengewalt im deutschen Reiche zu befestigen, und gleichzeitig durch wohlthätige Einrichtungen das innere Gedeihen ihrer Länder zu fördern.

Otto I. (1168—1184.) — Kriege gegen Dänemark. Unter Albrecht's des Bären erstem Nachfolger, seinem Sohne Otto I., wurde die Macht des ballenstädtischen Hauses durch den frühen Untergang des baierschen Löwen, des langjährigen Nebenbuhlers Albrecht's, befördert. Heinrich der Löwe, das Haupt der Welfen, war von dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich I. mit Macht und Ehren ausgezeichnet worden, wie nie ein Fürst im deutschen Reich; als nun Friedrich nach Italien zog, um in dem großen Streit der deutschen Kaiser mit den Päpsten die Entscheidung herbeizuführen, rechnete er vor Allem auf die Hülfe jenes mächtigen Herzogs. Heinrich aber hielt in Ehrgeiz und Undank den Augenblick für günstig, um den Untergang der Hohenstaufen zu fördern und auf den Trümmern ihrer Macht die seines eigenen welfischen Hauses noch zu erhöhen. Er ließ seinen Kaiser ungeachtet der gegebenen Versprechen im Stich, und so geschah es, daß Friedrich in dem Kampf gegen den Papst und die lombardischen Städte erlag. Kaum war der Kaiser nun nach Deutschland zurückgekehrt, so zog er den übermüthigen Herzog zur

Rechenschaft, und alle Fürsten des Reichs, welche durch Heinrich's Stolz längst verletzt waren, sahen mit Freuden seinem Sturz entgegen. Vergeblich forderte ihn der Kaiser drei Mal vor das Fürstengericht; da er allen Befehlen trotzig Widerstand leistete, wurde er in die Acht erklärt, das Herzogthum Baiern dem Grafen Otto von Wittelsbach, Sachsen aber dem Grafen Bernhard von Anhalt, Bruder des Markgrafen Otto von Brandenburg, zugesprochen. Zwar nicht ohne Kampf ließ sich der Löwe aus seinem Besitz vertreiben; aber der vereinigten Macht der deutschen Fürsten vermochte er nicht zu widerstehen; der Kaiser selbst erschien an der Spitze des Reichsheeres und Heinrich bequemte sich nun, die kaiserliche Gnade anzuflehen, damit ihm nicht Alles genommen würde. Auf den Knieen bat er den Kaiser um Aufhebung des Bannes und um Rückgabe seiner Güter. Friedrich hob ihn, tief gerührt mit den Worten auf: „Du bist das eigene Werkzeug Deines Unglücks." (1181.) Seine Erbgüter allein wurden ihm gelassen; seine Nachkommen zu Herzögen von Braunschweig erhoben, sollten später dem großbritannischen Thron seine Fürsten geben.

Die brandenburgischen Markgrafen hatten zwar keinen unmittelbaren Ländergewinn bei der Theilung der baiersch-sächsischen Herzogthümer, aber ihre Stellung wurde seitdem eine unabhängigere. Bis dahin war der Markgraf von Brandenburg in Bezug auf das Land am linken Elbufer, welches zur alten sächsischen Nordmark gehört hatte, noch in einer gewissen Abhängigkeit von Sachsen gewesen; das hörte nun auf, und die Markgrafen übten seitdem auch in jenen Landestheilen die volle Herzogsgewalt und waren nur noch dem Kaiser selbst zu Dienste verpflichtet.

Der aufblühende Staat erhielt jetzt auch eine Hauptstadt: Markgraf Otto I. berief die Vornehmen seines Landes zu Havelberg zusammen, um den Ort zu wählen, welcher fortan den Mittelpunkt des allseitig aufstrebenden Volkslebens bilden sollte: man entschied sich für Brandenburg, wo die Markgrafen schon seit längerer Zeit ihren Wohnsitz am öftesten aufgeschlagen hatten.

Kaum war in Heinrich dem Löwen der Nebenbuhler beseitigt, welcher von Sachsen aus die Fortschritte der brandenburgischen Macht beeinträchtigen konnte, so mußten die Markgrafen nach einer anderen Seite hin ihre sorgenvolle Aufmerksamkeit und ihre kriegerischen Anstrengungen richten. Vom Norden her, von Dänemark, wo eine Reihe kriegslustiger Fürsten hinter einander regierte, wurde das Schwert der ballenstädtischen Markgrafen wiederholt herausgefordert. Die Dänen machten Ansprüche auf die Länder an der Ostsee, besonders auf Pom-

Digitized by Google

mern und auf das slavische Land jenseits der Oder. Die pommerschen Herzöge vermochten ihnen nicht kräftig genug zu widerstehen; um nun Pommern nicht dem deutschen Reich entreißen zu lassen, übertrug Kaiser Friedrich I. dem Markgrafen von Brandenburg eine Art Lehnshoheit über jenes Land. Hieraus entstanden für Brandenburg zunächst immer neue Fehden mit Dänemark, später aber fortwährende Streitigkeiten mit den Herzögen von Pommern selbst, bis nach Jahrhunderten die Vereinigung beider Länder erfolgte.

Otto II. (1184—1205.) — Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg. Otto's I. ältester Sohn, Otto II., erhielt gleich ihm den Ruhm der ballenstädtischen Tapferkeit aufrecht. Trotz seines kräftigen Sinns und festen Muths aber mußte er sich in einem Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg unter der geistlichen Gewalt desselben demüthigen. Otto hatte wie viele deutsche Fürsten unter dem Kaiser Heinrich VI. einen Kreuzzug gelobt, vermochte aber sein Versprechen nicht zu erfüllen, weil die Dänen gerade damals die brandenburgische Macht hart bedrängten. Der Erzbischof von Magdeburg, schon früher gegen den Markgrafen gereizt, benutzte gern eine Gelegenheit, um ihn die Macht seines geistlichen Ansehens fühlen zu lassen. Nachdem er ihn wiederholt, aber vergebens zum Kreuzzug aufgefordert hatte, belegte er ihn mit dem Bann. Anfangs spottete Otto darüber, aber bald mußte er besorgen, daß er den Kampf gegen die geistliche Macht schwer durchführen würde. Unter seinen Unterthanen fing die Treue zu wanken an; denn der neu gepflanzte christliche Glaube beugte sich noch in voller Ehrfurcht vor dem verdammenden Wort der Kirche. Eine Sage, welche die geistlichen Schriftsteller jener Zeit berichten, giebt einen Beweis, welche Anschauungen von den Wirkungen des geistlichen Fluchs im Volke verbreitet waren. Der Markgraf, so heißt es, habe einst beim Mahle über des Erzbischofs Bann gespottet und übermüthig ausgerufen: „nach dem Sprüchwort nimmt von Einem, der im Bann ist, selbst kein Hund ein Stück Fleisch. Laßt uns des Sprüchworts Wahrheit erproben". So sprechend habe er seinem Hund einen leckeren Bissen hingeworfen; das Thier aber habe das Fleisch berochen und sei davon geschlichen, und selbst, nachdem man es drei Tage lang ohne andere Nahrung eingeschlossen, habe es des Markgrafen Gabe nicht berührt. — In einer Zeit, wo solche Sagen Glauben finden konnten, war es nicht zu verwundern, wenn der Markgraf sich durch den Fluch des Erzbischofs bald sehr gedrückt fühlte. Er fürchtete zumal noch stärkere Maßregeln Seitens des Papstes, und doch war ihm gerade damals die ganze Kraft seines Volks nöthig, um die

Digitized by Google

wieder drohenden Kämpfe mit den Dänen zu bestehen. Er beschloß daher, den Erzbischof zu versöhnen, mußte sich jedoch zu diesem Zweck zu einem schweren Opfer bequemen. Er und sein Bruder Albrecht übergaben alle ihre Erbgüter (die anhaltischen Familiengüter) dem Erzbisthum Magdeburg zum Eigenthum, unter der Bedingung freilich, daß sie als Lehensgüter ihm und allen seinen Erben wieder übertragen würden. In der Domkirche zu Magdeburg vor dem Hochaltar fand in Gegenwart eines päpstlichen Bevollmächtigten und zahlreicher Ritter und Geistlichen die feierliche Uebergabe statt. An diese Schenkung knüpften sich langwierige und oft erneuerte Fehden zwischen den späteren Markgrafen und dem Erzstift Magdeburg, aber Otto erreichte seinen nächsten Zweck: er wurde vom Bann und vom Gelübde des Kreuzzuges befreit und konnte nun seine volle Kraft gegen die Dänen wenden, welchen er auch eine bedeutende Niederlage beibrachte.

Albrecht II. (1205—1220), welcher Otto II. folgte, zeichnete sich unter den heftigen Kämpfen, welche in Deutschland durch den Streit zweier Gegenkönige (Otto IV. und Philipp) erregt wurden, so wie in den Fehden gegen Dänemark durch Tapferkeit, in all seinem Thun aber zugleich durch besonnene Einsicht aus. Sein Bestreben war besonders darauf gerichtet, das Gebiet Brandenburgs nach der Meeresküste hin zu vergrößern. Um in diesem Unternehmen leichter vorschreiten zu können, versöhnte er sich mit dem Nachfolger des alten Erbfeindes seines Hauses, Heinrich's des Löwen, mit dem braunschweigischen Herzog Otto (als König von Deutschland Otto IV. genannt). In Begleitung seines Oheims, des alten Herzogs Bernhard von Sachsen, besuchte er den welfischen Fürst in seiner Burg Braunschweig. Dort stand ein ehernes Löwenbild, welches Heinrich der Löwe mit dem aufgesperrten Rachen gen Osten hin gerichtet hatte, weil er dort in der Mark Brandenburg seinen Hauptfeind wußte. Der alte Bernhard aber sagte lächelnd zu dem ehernen Löwen: „Wie lange willst du noch nach Osten schauen; jetzt ist es Zeit, mit deinem Angesicht den Norden zu schrecken". — Otto von Braunschweig faßte diese Hindeutung des neuen Freundes lebhaft auf und seitdem fand Brandenburg oft willige Hülfe bei den Nachkommen Heinrich's des Löwen in dem fortwährend erneuerten Kampfe mit Dänemark.

Johann I. und Otto III. (1220—1267.) — Albrecht's Söhne Johann I. und Otto III. (1220—1267) waren noch minderjährig, als ihnen die Herrschaft über die Markgrafschaft zufiel. Unter der Leitung ihrer klugen und entschlossenen Mutter, der Markgräfin Mathilde,

erreichten sie das Alter der Großjährigkeit; der Weisheit der mütterlichen Leitung ist es zuzuschreiben, daß sie der Welt ein Beispiel rührender Eintracht, Liebe und Treue in der gemeinschaftlichen Regierung gaben. Wacker hielten sie zusammen in ihren zahlreichen Fehden und Kriegszügen, aller Ruhm und alle Trübsal war ihnen gemeinschaftlich und nicht minder die Sorge für das innere Glück der ihnen anvertrauten Staaten. In kindlicher Liebe und Ehrfurcht hörten und befolgten sie auch später noch gern den weisen Rath ihrer Mutter Mathilde, die hochbeglückt war durch die schönen Früchte ihrer mütterlichen Sorgfalt. Wir können nicht alle die Thaten und Unternehmungen erzählen, welche das muthige und glückliche Fürstenpaar ausführte: selten konnte ihr Schwert lange ruhen, indem sie gegen die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, wie gegen die Markgrafen von Meißen ihren Besitz in ritterlichem Streite vertheidigen mußten, gleichzeitig aber nach Norden und Osten hin ihres Landes Grenzen mit großem Erfolge zu erweitern bemüht waren. In blutiger Fehde mit den pommerschen Herzögen erstritten sie die Anerkennung ihrer Lehnshoheit über Pommern und die Abtretung der Uckermark, so wie des Landes Stargardt (1244). — Vor Allem aber war ihr Streben auf die Eroberung Slaviens, des Landes jenseits der Oder gerichtet, in welchem sich die dänischen Könige lange vergeblich festzusetzen gesucht hatten. Dieses Land war noch wild und unbebaut, weithin von Wäldern, Wüsten und Morästen bedeckt, ein steter Schauplatz der Kämpfe zwischen den Polen und Pommern. Kurz vorher hatten die Templer dort in Soldin und bei Küstrin Niederlassungen begründet; nun rückten mit ansehnlicher Heeresmacht die beiden Fürsten von Brandenburg über die Oder, besiegten die Polen, nahmen einen großen Landstrich, die spätere Neumark in Besitz und gründeten sofort eine Reihe von Städten, wie Landsberg, Königsberg u. s. w. Auch auf friedlichem Wege gelang es ihnen, ihren Besitz zu vermehren: durch Kauf von den Herzögen von Schlesien brachten sie das Land Lebus an sich, wo sie Frankfurt an der Oder gründeten; durch Otto's Heirath mit der Tochter des böhmischen Königs Wenzel fielen ihnen ferner die Städte und Landschaften Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban zu.

Auch die innere Wohlfahrt des Landes hatte der Weisheit der beiden Fürsten viel zu verdanken. Dem Aufblühen und dem Schutz der Städte widmeten sie die größte Sorgfalt, theils durch Privilegien, theils durch kräftige Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Sicherheit, des allgemeinen Landfriedens; unter ihnen begann erst eine recht gesegnete Entfaltung des Städtelebens, ein lebhafter Aufschwung von Handel und Gewerbe.

Digitized by Google

Nach einem thatenreichen Leben sahen sich die beiden Brüder am Abend ihrer Tage von zahlreichen Söhnen umgeben. Sie wünschten, nach ihrem Tode diese alle an der Regierung Theil nehmen zu lassen, voll Vertrauen, daß die schöne Eintracht, welche unter ihnen selbst geherrscht, auch unter ihren Nachkommen fortleben werde. Sie theilten daher das Land unter dieselben, jedoch nicht als verschiedene Fürstenthümer, sondern mit der Bedingung, daß die Regierung in Krieg und Frieden, in Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit für das ganze Land gemeinschaftlich bliebe und der älteste Sohn als Erzkämmerer des Reichs das Haupt der Familie sein sollte.

Wie die beiden Brüder Johann und Otto im Leben sich nie getrennt hatten, so sollte sie auch der Tod fast gleichzeitig hinübernehmen: Johann starb 1266, Otto ein Jahr darauf.

Otto mit dem Pfeile (1267—1308). — Das Vertrauen, welches die beiden Fürsten in ihre Kinder gesetzt hatten, wurde nicht getäuscht; denn die feste Einigkeit, welche unter diesen herrschte, ließ die Gefahren nicht aufkommen, welche sonst in einem getheilten Reiche unvermeidlich sind. Vielmehr blieb das Streben der Markgrafen ein gemeinsames und war in vieler Beziehung von glücklichem Erfolge begleitet. Der bekannteste unter den Söhnen Johann's und Otto's ist der älteste Otto IV., welcher auch die Erzkämmererwürde erhielt und später Otto mit dem Pfeile genannt wurde. Auch er war durch Kriegsmuth und unternehmenden Geist ausgezeichnet, und wie auf dem Schlachtfelde, so glänzte er zugleich in den milderen Künsten des Friedens und erwarb sogar als Minnesänger hohen Ruhm. Auch seiner Frömmigkeit wegen wird er von den Zeitgenossen gelobt, doch hielt ihn dieselbe nicht ab, gegen die geistlichen Fürsten mit aller Kraft und Kühnheit aufzutreten. Der größte Theil seiner Regierungszeit war gerade durch die heftigsten Fehden mit dem Erzbisthum Magdeburg ausgefüllt, wobei ihn seine Brüder und Vettern treulich unterstützten.

Der nächste Anlaß dieser Fehden war sein Wunsch, einen seiner jüngeren Brüder, Erich, welcher schon Domherr zu Magdeburg war, zum Erzbischof gewählt zu sehen. Da ihm dies mißlang und statt Erich's Graf Günther von Schwalenberg gewählt wurde, zog er ohne Weiteres zum Kampfe gegen Magdeburg aus. Schon war er bis dicht vor die Stadt gerückt, und, auf den hohen Dom derselben hinweisend, rief er übermüthig aus: „Dort wollen wir bald unsere Rosse füttern"; da holte der Erzbischof Günther das Banner des Schutzherrn von Magdeburg, des heiligen Mauritius aus dem Dome, sammelte durch begeisterte

Digitized by Google

Ansprache die Bürger der Stadt und viele Fürsten und Ritter um sich und zog muthig zum Vertheidigungskampfe hinaus. Der Markgraf Otto hatte vorzeitig gefrohlockt; denn seine Kriegsschaar wurde in die Flucht geschlagen und er selbst, obwohl ritterlich kämpfend, gerieth in die Gewalt der Feinde. Der Erzbischof, um seinen Stolz zu beugen, ließ ihn in einen engen Käfig von eichenen Bohlen sperren, in welchem er vor den Bürgern Magdeburgs ausgestellt und auf das Demüthigste behandelt wurde. Aus solcher tiefen Schmach errettete ihn seine treue Gemahlin, die Markgräfin Hedwig. Mit bittern Thränen hatte sie Otto's Geschick beklagt und mit sorgender Liebe auf Mittel und Wege gedacht, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen. Ein alter, braver Diener des fürstlichen Hauses, Johann von Buch, den Otto in einer Anwandlung von Heftigkeit wegen wohlgemeinter, aber lästiger Vorstellungen verstoßen hatte, wurde jetzt in der Stunde des Unglücks wieder der Gattin treuer und ergebener Rathgeber. Auf seinen Vorschlag verkaufte sie alle ihre Kostbarkeiten und eilte selbst nach Magdeburg, um von den geistlichen Herren die Freiheit ihres Gemahls zu erflehen und nöthigen Falls zu erkaufen. Um 4000 Mark Silber wurde derselbe wirklich freigegeben; da sie aber eine so große Summe nicht besaß, so verpfändete Otto sein Ehrenwort, das Geld binnen vier Wochen zu zahlen oder in seine Haft zurückzukehren. Beglückt eilte er mit der trefflichen Hedwig in sein Land zurück; aber noch lastete auf ihnen die schwere Sorge, wie sie das Geld herbeischaffen könnten. Da half noch einmal der alte Johann von Buch. Er führte den Markgrafen in die Kirche zu Stendal, und wies ihn auf einen eisernen Kasten hin, der dort in einer unscheinbaren Kammer stand. „Hierin werdet Ihr finden, was Ihr bedürft. Euer Vater vertraute mir diesen Schatz, um ihn seinen Söhnen zu übergeben, wenn sie in großer Noth keinen anderen Rath mehr wüßten."

Kaum hatte Otto den Schatz von Gold- und Silbermünzen gehoben, so schwang er sich auf's Roß und brachte dem Erzbischof Günther sein Lösegeld. Als er es aufgezählt, fragte er: „Bin ich nun frei?" und auf die bejahende Antwort rief er mit hohem Selbstbewußtsein: „Wohl denn, so nehmt noch die Lehre von mir, daß Ihr keinen Markgrafen zu schätzen wißt. Ihr hättet mich auf einen Streithengst setzen müssen mit aufgerichteter Lanze, und bis zur Spitze mit Gold und Silber überdeckt, dann wäre ich würdig geschätzt gewesen." Nach diesen Worten ritt er stolz von dannen, um bald den Kampf gegen das Erzstift zu erneuen.

In dem neuen Feldzug war er jedoch nicht glücklicher. Bei der Belagerung von Straßfurt wurde er selbst von einem Pfeilschuß am

Digitized by Google

Kopf getroffen. Die Spitze des Pfeils war mit Widerhaken versehen und konnte deshalb ohne Gefahr nicht herausgezogen werden: Otto trug daher das Geschoß über ein Jahr lang in der Stirn, wovon er den Beinamen Otto mit dem Pfeile erhielt. Bei einer neuen Erzbischofswahl setzten es die Markgrafen endlich durch, daß Erich den geistlichen Stuhl bestieg, und so endeten für jetzt die langjährigen Streitigkeiten mit Magdeburg.

Doch ruheten die Waffen unter Otto IV. auch ferner nicht; gegen Mecklenburg, Pommern, Polen gab es immer neue Fehden zu bestehen. Größere Vortheile aber als die Kriegszüge brachten seinem Hause mehrere friedlichen Erwerbungen. Er erkaufte von den Herzögen von Meißen und Thüringen die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz und hinterließ daher auch seinerseits die brandenburgischen Staaten mit erweitertem Umfange.

Waldemar (1308—1319). — Als Otto IV. starb, war die Zahl der männlichen Erben der Ballenstädter sehr zusammengeschmolzen. Unter den drei noch übrigen Erben war Waldemar der ausgezeichnetste, und bald vereinigte er die ganze Macht der brandenburgischen Staaten in seiner Hand allein. So wurden vor dem Erlöschen der ballenstädtischen Herrschaft alle Landestheile, welche durch die große Tapferkeit der anhaltinischen Markgrafen zusammengefügt worden, von Neuem unter einem einzigen Fürsten vereinigt. Waldemar, der letzte ballenstädtische Fürst, vereinigte nicht minder in seiner Person alle die großen Gaben, durch welche seine Vorfahren so Bedeutendes gewirkt hatten. Die ganze Tapferkeit und den unerschütterlichen Heldenmuth, den ganzen hochstrebenden Geist und die erfindungsreiche Klugheit, die Weisheit des Rathes und die Kühnheit der Ausführung, welche Albrecht den Bären und seine Nachfolger zierten, finden wir in Waldemar wieder; zugleich freilich dieselbe Heftigkeit der Leidenschaft, wie bei einzelnen seiner Vorgänger und einen ungemessenen Ehrgeiz, welcher ihn hier und da zu tadelnswerthen Schritten hinriß.

Sein kühner Thatendurst verwickelte ihn während seiner ganzen Regierungszeit in unaufhörliche Kriege mit den Dänen. Den schwersten Kampf hatte er zu bestehen, als er der Stadt Stralsund gegen die Bedrückungen des Fürsten Witzlaw von Rügen Hülfe gewährte. Dieser fand am König von Dänemark einen Bundesgenossen, und beide gemeinschaftlich riefen die Fürsten rings herum zur Bekämpfung Waldemar's auf. In der That gelang es, einen furchtbaren Bund gegen den Markgrafen zusammenzubringen: die Könige von Schweden, Norwegen, Polen

Digitized by Google

und selbst von Ungarn, die Herzöge von Mecklenburg und Lauenburg, die Grafen von Holstein und Schwerin nebst Waldemar's alten Feinden, dem Herzog von Meißen und dem Erzbischof von Magdeburg, vereinigten sich zu seinem Untergang. Wenn auch nicht alle diese Fürsten thätig am Kampfe Theil nahmen, so war doch die Zahl der Feinde so groß, daß nur ein Fürst von Waldemar's Heldenmuth und Klugheit ihnen die Spitze bieten konnte. Aber mit kühnem Entschluß kam er seinen Feinden zuvor und rückte eiligst in Mecklenburg ein. Als dann die ganze Heeresmacht der vereinigten Feinde gegen ihn anrückte, kam es zur Schlacht bei Gransee, wo er zwar nicht Sieger blieb, aber doch seinen Kriegsruhm so tapfer bewährte, daß die Feinde ihre hochfahrenden Pläne aufgeben mußten. Einer der Fürsten nach dem andern trat vom Kampf zurück, und in dem bald darauf in Templin geschlossenen Frieden (1317) behauptete Waldemar unversehrt das ganze Gebiet der bisher erworbenen und eroberten Länder. Der Ruhm seiner Tapferkeit aber erscholl jetzt herrlicher als je; seine früheren Feinde, selbst der König von Dänemark warben um sein Bündniß, und seine Unterthanen waren stolz auf den glorreichen Fürsten.

Wie auf dem Schlachtfelde, so zeigte er sich auch in der Regierung seiner Länder klug und kräftig und auf das Wohl derselben unablässig bedacht. Der hochstrebende Markgraf ging selbst mit dem Plane um, nach dem Tode Kaiser Heinrich VII. die Kaiserkrone an sein Haus zu bringen. Das Mißlingen dieser seiner Absicht verschuldete zum Theil sein Gesandter Nicolaus von Buch, welcher auf dem Reichstage seinen Befehlen zuwider gehandelt hatte. Man erzählt nun, Waldemar habe schreckliche Rache an dem ungetreuen Diener genommen. Mit gefesselten Händen und Füßen habe er ihn im Gefängniß verhungern lassen, während vor seinem Angesicht die leckersten Speisen aufgestellt waren. Es ist schmerzlich, Waldemar's sonst so ruhmvolle Geschichte durch einen solchen Flecken verunziert zu sehen, und es gewährt eine Art Befriedigung, daß der häßliche Vorgang vielfach bezweifelt wird.

Waldemar starb im Jahre 1319, in noch kräftigem Alter. Bald nach ihm sank der letzte männliche Sprößling des brandenburgisch-ballenstädtischen Fürstenhauses ins Grab.

4. Brandenburgs Zustand unter den Ballenstädtern.

Fast zweihundert Jahre hatte das Haus Albrecht des Bären die Herrschaft in der Markgrafschaft Brandenburg geführt, und während dieser Zeit immer größere Segnungen über das Land verbreitet: die

Digitized by Google

Umwandelung, welche unter Albrecht begonnen, war seitdem unaufhörlich vorgeschritten, und nach dem Verlauf des von uns erzählten Zeitraums ist das neue deutsche Leben schon in alle Verhältnisse eingedrungen, das Land ist von innen heraus ein anderes geworden.

Die Ausdehnung der brandenburgischen Markgrafschaft ging beim Tode Waldemar's bereits weit über die Grenzen der ursprünglichen Mark hinaus. Vom böhmischen Gebirge an, wo die Markgrafen über die Lausitz herrschten, reichte ihr Arm bis in Pommern und in das heutige Mecklenburg hinein, und während im Westen die Grafschaften Wernigerode und das Stift Quedlinburg unter ihrer Hoheit standen, ging im Osten ihre Herrschaft bis an die Grenze Polens. Außer den eigentlich brandenburgischen Landen gehörte ihnen die Ober- und Nieder-Lausitz, ein großer Theil der Meißener Mark mit den Städten und Landschaften Dresden, Freiberg und Torgau, die Pfalz Sachsen mit vielen Städten, Burgen und Dörfern, die Mark Landsberg, die Städte und Landschaften Krossen, Sommerfeld, Sagan und ein bedeutender Theil von Hinterpommern.

In diesem ausgedehnten Gebiet waren die brandenburgischen Fürsten unabhängiger vom Kaiser und vom deutschen Reich, als die übrigen Reichsfürsten. Die deutschen Kaiser hatten in diesen größtentheils den Slaven entrissenen Ländern den Fürsten von vornherein eine unbeschränktere Landeshoheit, als den sonstigen deutschen Herzögen und Fürsten gestattet, keine Abgabe floß aus den brandenburgischen Landen in die kaiserlichen Kassen, und während in den ursprünglich deutschen Ländern die Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers und mit der Formel „bei des Kaisers Bann" geübt wurde, geschah dies in Brandenburg im Namen des Landesfürsten und „bei des Markgrafen Hulden." Auch die Erblichkeit der Markgrafen von Brandenburg wurde niemals in Zweifel gezogen, obwohl sie das Land vom Kaiser zu Lehen hatten und Erzkämmerer des Reichs waren.

Die Markgrafen waren so die eigentlichen Herren des eroberten Grund und Bodens, sie waren ferner auch die unumschränkten Kriegsherren, und alle Freien waren ihnen kriegspflichtig. Als oberste Gerichtsherren aber bestimmten sie die Art der Gerichtshaltung für Dörfer und Städte; ihre Hoheit übten sie durch Vögte aus, welche in Burgen oder Städten inmitten einer größern Landschaft (Vogtei) ihren Sitz erhielten.

Die Einkünfte der Fürsten bestanden theils in dem Ertrage ihrer Erbgüter, theils in den Einnahmen von der Gerichtsbarkeit, theils in den sogenannten Regalien, d. h. den Bezügen von Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Zöllen, vom Münzrecht, ferner in den Zinsen von

Digitized by Google

Aeckern und Städten. Diese Einnahmen reichten aber bald nicht hin, um die Kosten der fürstlichen Regierung und Hofhaltung zu bestreiten, besonders da die zahlreichen Kriege große Ausgaben verursachten und der Hofstaat der Fürsten, mit Marschällen, Mundschenken, Truchsessen, Kämmerern u. s. w. im Laufe der Zeit immer glänzender eingerichtet wurde. Um den Geldverlegenheiten abzuhelfen, verkauften die Fürsten daher nach und nach einzelne jener Gerechtsame und Regalien, und verminderten so ihre Einkünfte für die späteren Zeiten. Indem nun die Verlegenheiten hierdurch immer größer wurden, sahen sich die Markgrafen genöthigt, die Stände (Geistlichkeit, Adel und Städte) um außerordentliche Beisteuern zu bitten (daher Bede genannt), was besonders bei großen Kriegsfahrten, bei Gefangennehmung eines Fürsten, bei der Ausstattung der fürstlichen Töchter, bei Beschickung der deutschen Reichstage und in ähnlichen Fällen geschah. Als jedoch die Forderung solcher Beden sehr häufig wiederkehrte, schien es den Vasallen und Städten besser, eine bestimmte jährliche Abgabe zu zahlen, worüber sie sich im Jahre 1280 mit dem Markgrafen einigten. Auch diese jährliche Bede aber verkaufte oder verschenkte der Fürst oft im voraus, und während hierdurch einzelne Rittergeschlechter an Besitz und Vermögen zunahmen, versanken die Markgrafen, besonders nach der Theilung des Landes, in eine peinliche Verarmung.

In der Bevölkerung des Landes waren Wenden und Deutsche überall gemischt, aber deutsche Sitte gewann mit der deutschen Herrschaft, dem deutschen Recht und dem christlichen Glauben durchweg die Oberhand. Die gemeinen Wenden wurden, wie bereits erwähnt, zu Leibeigenen gemacht und blieben an den Grund und Boden des Guts, auf welchem sie geboren waren, gefesselt. Sie waren ihren Gutsherren und außerdem noch den Landesherren zu einer Menge von Diensten und Zinsen verpflichtet.

Der erste Stamm der deutschen Bevölkerung für das eroberte Wendenland waren die Krieger gewesen, welche zur Bekämpfung des Heidenthums herbeigezogen waren. Sie blieben in dem Lande, welches sie erobern geholfen, und wurden von den Fürsten mit Landbesitz unter günstigen Bedingungen ausgestattet; zu ihnen gesellten sich dann die Ansiedler aus allen Gegenden Deutschlands, welche auf den Ruf von den Vortheilen dieser Niederlassung herbeiströmten. Ihnen wurde Grund und Boden in größerem oder geringerem Umfange gegen Erlegung eines bestimmten Zinses für jede Hufe erbeigenthümlich überlassen, was ein Vorzug gegen die Bauern in vielen anderen Gegenden war, die ihr Land nicht als erbliches Eigenthum besaßen und nicht frei darüber

Digitized by Google

schalten konnten. Ein vorzügliches Augenmerk richteten die Fürsten, die geistlichen Herren und begüterten Ritter auf die Anlegung von Dörfern. Zu diesem Zweck wurde gewöhnlich einem freien Mann, welcher die Begründung unternehmen wollte, eine Anzahl Hufen Landes gegen ein Kaufgeld überlassen, und er trat dieselben zu kleineren Theilen wieder an Andere ab, unter der Bedingung jedoch, daß sie jährlichen Zins, sowie den Zehenten von den Feldfrüchten und dem Vieh entrichten und die üblichen Dienste leisten mußten. Für sich selbst erhielt der Unternehmer eine Anzahl zinsfreier Hufen und zugleich das Amt eines Schultheiß in dem zu gründenden Dorfe mit dem Recht, Schank zu halten, Mühlen anzulegen u. s. w. Der Schultheiß nahm den Zins von den Bauern ein und führte denselben an den Grundherrn ab. Wo das Land erst urbar gemacht werden mußte, so wurde auf eine Reihe von Jahren (Freijahre) kein Zins gefordert. Als nun eine Menge von deutschen Ansiedlern sich überall verbreitet hatten, und die Anlagen dieser freien Leute durch bessere Bebauung des Feldes reichlicheren Ertrag brachten, gaben viele Grundherren auch den slavischen Leibeigenen die Rechte und Freiheiten der deutscher Bauern, damit sie mit diesen auch in den Erfolgen freier und nutzbringender Thätigkeit wetteifern möchten. In kurzer Zeit gewann denn das vorher verwüstete und verödete Land eine ganz andere Gestalt; weite Strecken waren urbar gemacht, Sümpfe und Moore ausgetrocknet und überall erblüheten fruchtbare Landstriche, wo vorher Wildniß und Oede gewesen war.

Der Adel, welcher unter Albrecht dem Bären gekämpft hatte, erhielt, wie oben erwähnt, für die geleisteten Dienste zinsfreie Hufen von dem eroberten Lande; dagegen blieb er mit seinem Gefolge dem Markgrafen zum Kriegsdienst verpflichtet, und mußte, wenn dieser zum Kampf auszog, mit drei oder vier Kriegsknechten zu ihm stoßen. Bürgerlichen Erwerb durften die Ritter nicht treiben, weil dies als ihrer nicht würdig galt. Für besonders große Dienste erhielten sie von dem Fürsten größere Ackergebiete nebst dem von den Bauern in ganzen Dörfern zu entrichtenden Zins; hierdurch wurden sie selbst die eigentlichen Grundherren derselben, wie dies später bei den meisten sogenannten Rittergütern der Fall war. Nicht selten verkaufte oder schenkte ihnen der Landesherr auch die Gerichtsbarkeit, und sie wurden so zugleich die erblichen Gerichtsherren auf ihren Gütern. Hierdurch wuchs die Macht des Adels ungemein, wie nicht minder durch den Einfluß, welchen die Adeligen als Hofbeamte der Fürsten, wie als deren Burggrafen und Vögte gewannen. Trat nun für den Markgrafen noch der Fall großer Geldbedrängniß ein, wo er zu der Hülfe seiner Vasallen Zuflucht nehmen

Digitized by Google

mußte, so benutzten dieselben eine solche Gelegenheit, um ihre Stellung und ihre Freiheiten noch zu erhöhen, und während sie selbst sich vom Fürsten immer unabhängiger zu stellen suchten, wurde dagegen ihre Macht über die Bauern und ihre Willkür gegen die Städte immer drückender.

Bei Anlegung der Städte ging es ähnlich zu, wie bei der Einrichtung von Dörfern. Gewöhnlich wurde auch hierbei die gesammte Anlage einem Einzigen übertragen, welcher dann die Erbvogtei über die Stadt erhielt und mit den von der Bürgerschaft gewählten Schöffen das Gericht bildete. Zuweilen überließ der Fürst der Stadt selbst die obere Gerichtsbarkeit. Für die Verwaltung des städtischen Vermögens, zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit, zur Beaufsichtigung der Gewerbe-Innungen und Zünfte wurden dann Rathmänner oder Rathsherren durch die Bürger gewählt und als erster unter denselben ein Raths- oder Bürgermeister. Der hauptsächlichste Vorzug der Städte war die Pflege des Handels und des gewerblichen Lebens: in dem Schutz der mit Mauern umgebenen und von einer Burg geschirmten Orte konnten die Gewerbe ohne Besorgniß vor räuberischer Gewaltthat sich frei entwickeln. Der größere Verkehr, dessen Mittelpunkt die Städte wurden, beförderte den schnellen Absatz der Erzeugnisse, besonders dienten die Märkte in den Städten als das beste Mittel zur Hebung der Gewerbthätigkeit. Der Markt oder Ring bildete den Mittelpunkt einer jeden Stadt; dort wurde das Rathhaus errichtet und neben demselben die Kramläden, die Fleisch-, Schuh- und Brotbänke. Die Häuser am Markt wurden meist mit Säulenhallen oder Lauben versehen, damit die Leute an Markttagen oder auch wenn Gerichtstage im Freien gehalten wurden, Schutz gegen schlechtes Wetter fänden. — Mehrere Städte der brandenburgischen Herrschaft schlossen sich zeitig dem Hansabunde an, welchen die wichtigsten Handelsplätze Norddeutschlands seit dem dreizehnten Jahrhundert errichtet hatten, und an dessen Spitze Lübeck stand. Bis Nowgorod, London und Lissabon ging die Handelsthätigkeit der verbündeten Städte.

Schon frühzeitig betheiligten sich hier, wie überall, vorzüglich die Juden sehr lebhaft am Handel: sie genossen in Brandenburg besondern Schutz, wofür sie aber ein Schutzgeld entrichten mußten. Von allem sonstigen Verkehr mit den Christen ausgeschlossen und hier, wie anderwärts, mit Geringschätzung und oft mit Härte behandelt, suchten sie sich durch Erwerb von Reichthum dafür zu entschädigen, wozu ihnen vorzüglich der Wucher dienen mußte. Uebrigens gewährten ihnen die ballenstädtischen Markgrafen manche Rechte, welche sie anderswo nicht besaßen: sie durften selbst das Bürgerrecht in einzelnen Städten erwerben und Häuser be-

Digitized by Google

sitzen, meist aber nur in einem abgegrenzten Stadttheil. Eigentliche Judenverfolgungen kamen unter den Ballenstädtern nicht vor.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf den Zustand und den Einfluß des Christenthums und der Kirche in jener Periode. Es war die Zeit der höchsten Blüthe der geistlichen Gewalt, wo durch die Päpste von Gregor VII. bis Innocenz III. die weltliche Macht unter die Oberherrschaft des geistlichen Stuhls gebeugt werden sollte und zum Theil sich wirklich vor ihr beugen mußte. Mag auch bei diesem Streben der Päpste viel ungeistlicher Hochmuth und weltliche Herrschsucht eine Rolle gehabt haben, so darf doch nicht geleugnet werden, daß jene geistliche Obergewalt in vieler Beziehung eine Wohlthat für die Völker war; denn sie diente in den meisten Ländern der Willkür der Fürsten und der rohen Gewalt der Vornehmen zum heilsamen Zügel. Auch in den Ländern, deren Geschichte wir hier erzählen, war es zum Theil das Verdienst der Geistlichkeit, daß die Wenden, nachdem sie einmal zum Christenthum bekehrt worden, wenigstens nicht in schlimmere Verhältnisse kamen, als sie in der heidnischen Zeit gehabt hatten. Freilich hatte die Kirche in Brandenburg weniger Gelegenheit als sonst, ihren mildernden Einfluß auf die Fürsten auszuüben, weil die Markgrafen selbst im Geiste christlicher Milde und Weisheit die Verhältnisse zu ordnen bemüht waren: wohl aber mögen in einzelnen Fällen die Geistlichen auch hier oft gewaltthätiger Rohheit gewehrt haben. Im Allgemeinen gewann die Geistlichkeit in der Mark von vorn herein eine so bedeutende Gewalt nicht, wie in andern Ländern, weil die Markgrafen bei aller Frömmigkeit doch das Herrscheramt mit großer Kraft und Selbstständigkeit verwalteten; selbst als sie ihre Erbgüter von dem Erzbischof von Magdeburg zu Lehen genommen hatten, waren sie doch nicht im Geringsten geneigt, sich in ihren Rechten beeinträchtigen zu lassen. Dagegen förderten sie mit regem kirchlichem Sinn alle frommen Einrichtungen und Stiftungen, besonders die Gründung von Klöstern, welche sie mit reichem Grundbesitz ausstatteten. Gegen achtzig Klöster sollen den Ballenstädtern ihren Ursprung verdankt haben. Dieselben wurden nicht nur Pflanzstätten christlichen Glaubens für die umliegenden Gegenden, sondern vornehmlich auch Asyle für die christliche Mildthätigkeit, für die Pflege der Armen, der Kranken, der Reisenden, und so kamen die Besitzthümer, womit man die Klöster ausstattete, dem Volke wieder zu Gute. Nicht minder wirkten viele Klöster auf die Verbesserung des Landbaues, indem sie sich die Urbarmachung wüster Strecken zur Aufgabe stellten, besonders die in Wäldern und Wüsten errichteten Klöster in Pommern und in den Marken. Auch für die Pflege der Wissenschaft und der

Digitized by Google

Volksbildung endlich waren die Klöster in der Mark nicht ganz unthätig, wiewohl sie hierin Bedeutendes nicht leisteten, weil die Mönche selbst zumeist nur eine geringe Bildung besaßen.

Auch Nonnenklöster gab es in den brandenburgischen Landen; sie sollten besonders den unverheiratheten Töchtern der Fürsten und Edeln als Zuflucht dienen und wurden gleichfalls mit großem Besitz ausgestattet. Die markgräflichen Töchter waren gewöhnlich ihre Aebtissinnen.

Die Geistlichkeit allein hielt damals Schulen, zunächst für die Ausbildung ihrer eigenen geistlichen Zöglinge, doch wurden auch andere junge Leute zugelassen. Bei den Hochstiftern gab es sogenannte Domschulen unter einem Scholasticus. Es wurde da, wie in jener Zeit überall, in den unteren Schulen ein dreifacher Cursus (Trivium, woher der Name Trivialschulen), nämlich in Grammatik, Rhetorik, Logik, und in den höheren Schulen ein vierfacher Cursus (Quadrivium), in Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Musik getrieben. Außerdem gab es niedere Schulen, wo blos Lesen und Schreiben und etwas Latein gelehrt wurde, um die Kirchengebete verstehen zu lernen. Solche Anstalten wurden auch in manchen Städten nach Einholung der bischöflichen Erlaubniß errichtet. Auf den Dörfern dagegen herrschte überall die größte Unwissenheit, auch der Religionsunterricht war hier keine Quelle größerer Erleuchtung, weil sich die Geistlichen nach der kirchlichen Art jener Zeit, wo die Frömmigkeit großentheils in äußerem Formenwesen bestand, darauf beschränkten, die kirchlichen Gebräuche und Ceremonien äußerlich einzuüben.

Im Allgemeinen gab der Zustand des brandenburgischen Landes beim Schluß der ballenstädtischen Fürstenreihe ein rühmliches Zeugniß für den trefflichen Geist und das edle Streben, womit Albrecht der Bär und seine Nachfolger das eroberte Land regiert hatten: leider sollte nach ihnen eine Zeit über Brandenburg kommen, wo mancher von ihnen gepflanzte Keim einer schönen Entwickelung wieder unterdrückt wurde, bis nach dem Ablauf dieser traurigen Zwischenperiode die hohenzollernschen Kurfürsten mit kräftiger Hand das Werk wieder aufnahmen, welches die ballenstädtischen Markgrafen so schön begonnen hatten.

5. Die baierschen Markgrafen. (1324—1373).

Ludwig von Baiern (1324—1351). Der Tod Waldemar's war für Brandenburg der Beginn einer trüben Zeit, einer Zeit des Verfalls und der Auflösung. Nur ein Sprößling des mächtigen markgräflichen Hauses war noch übrig, Heinrich der Jüngere von Landsberg, aber

er war noch unmündig, und die neidischen Nachbarfürsten hielten daher den Augenblick für günstig, um über die Markgrafschaft als über eine unvertheidigte Beute herzufallen. Der Herzog Heinrich von Schlesien erneuerte seine Ansprüche auf Lebus und Frankfurt; die Wittwe Waldemar's, Agnes, ließ sich in der Altmark, als ihrem zugesicherten Witthum, huldigen, und behielt diesen Besitz auch, nachdem sie sich bald darauf mit dem Herzog von Braunschweig wieder vermählt hatte; der Herzog von Glogau riß die Landschaften Sagan, Krossen, Züllichau u. a. an sich, in der Priegnitz und Uckermark kämpften die Herzöge von Mecklenburg und Pommern um die Herrschaft, Wratislav V. von Pommern-Wolgast nahm die brandenburgischen Besitzungen in Hinterpommern und zugleich einen Theil der Neumark in Besitz, wo er als Vormund des jungen Markgrafen anerkannt wurde, während von anderen Seiten der Herzog Rudolph von Sachsen, wie der Erzbischof von Magdeburg diese Vormundschaft gleichfalls beanspruchten.

Kaiser Ludwig der Baier suchte diesem Unwesen ein Ende zu machen, indem er den jungen Heinrich für volljährig erklärte, aber wenige Monate darauf (1320) starb dieser letzte Sprößling des ballenstädtischen Hauses, und nun stieg die allgemeine Verwirrung auf den höchsten Punkt.

Rudolph von Sachsen nahm als nächster Verwandter der bisherigen Markgrafen ihre Nachfolge in Anspruch, obwohl derjenigen Seitenlinie, welcher er angehörte, niemals eine Mitbelehnung über Brandenburg ertheilt worden war. Für die Behauptung seiner Ansprüche schienen ihm jedoch die Verhältnisse in Deutschland günstig, wo die beiden Gegenkaiser, Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich, im Streite lagen: in der That gelang es ihm, durch kühnes Auftreten und große Verheißungen einen Theil des brandenburgischen Landes zur Huldigung zu bewegen. Nicht lange aber konnte er sich dieser angemaßten Herrschaft erfreuen; denn kaum war Ludwig der Baier durch die Schlacht bei Mühldorf (1322) zum unbezweifelten Besitz der höchsten Gewalt in Deutschland gelangt, so erklärte er auf dem Reichstage zu Nürnberg die Mark Brandenburg für ein eröffnetes Reichslehen und übertrug dasselbe mit Zustimmung der Fürsten seinem ältesten Sohne Ludwig. Auf diese Weise gedachte er vor Allem seine Hausmacht zu vermehren und sich eine kräftigere Stütze im Reich zu verschaffen, weil er sich noch immer gegen die Eifersucht seiner österreichischen Widersacher nicht sicher hielt. Der neunjährige Herzog Ludwig von Baiern wurde denn mit der Mark Brandenburg, der Erzkämmererwürde und allen Ländern, Grafschaften und Herrschaften, die durch

Digitized by Google

Waldemar's Tod erledigt waren, feierlich belehnt; König Ludwig selbst übernahm die Vormundschaft über den jungen Markgrafen und ergriff mit kräftiger Hand die Verwaltung in dem unglücklichen Lande, in welchem seit Waldemar's Tode auf allen Seiten Unordnung und Willkür eingerissen war. Besonders hatten die Schrecken des Faustrechts, welches unter den Ballenstädtern in der Mark weit weniger, als in anderen Theilen Deutschlands gewaltet, jetzt auf entsetzliche Weise um sich gegriffen: kühne Raubritter belagerten die Landstraßen und erbaueten feste Burgen, von denen aus sie die Umgegend in Schrecken setzten. Vergeblich schlossen sich viele Städte und Ritter zusammen, sie vermochten diesem Unwesen nicht wirksam zu steuern.

Der neuen Regenten erste Sorge mußte es daher sein, Ordnung und Sicherheit in dem bedrängten Lande wiederherzustellen: in den Urkunden, welche der baierische Fürst den Ständen zur Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten ausstellte, versprach er ihnen sofort „die Vesten zu brechen, die nach Waldemar's Tode im Lande erbauet waren." Zu größerer Sicherheit in dem neuen Besitz wurden mit dem Herzog von Braunschweig, dem Markgrafen von Meißen und dem König von Dänemark Familienverbindungen und Freundschaftsverträge geschlossen. Rudolph von Sachsen sah sich von seinen Anhängern bald verlassen, machte nun keine Anstrengungen weiter, den unrechtmäßigen Besitz zu behaupten und wurde später durch die Niederlausitz zufriedengestellt. Den Herzögen von Mecklenburg und Glogau und dem König von Böhmen mußte dagegen ein Theil der Länder überlassen werden, welche sie nach Waldemar's Tode an sich genommen hatten, und die Herzöge von Pommern weigerten sich gleichfalls, die Uckermark herauszugeben und verbanden sich zu deren Behauptung mit dem König Wladislaus dem Kleinen von Polen, welcher noch von einer andern Seite zum Kampf gegen Ludwig aufgefordert wurde.

Papst Johann XXII. hatte nämlich den König Ludwig den Baier in den Bann gethan, weil dieser sich geweigert, erst die päpstliche Genehmigung für seine Würde als römischer König einzuholen. Da Ludwig des Bannes nicht achtete, so rief Johann den Polenkönig gegen Brandenburg auf und sprach die Unterthanen von dem Eid der Treue gegen den Markgrafen los. Wladislaus folgte gern seinem Ruf: er wollte an Brandenburg Rache nehmen für manchen Vortheil, welchen die ballenstädtischen Markgrafen in früheren Zeiten gegen Polen gewonnen hatten, und im Sommer 1325 brach er mit seinen rohen Kriegsschaaren in die Neumark ein. Vergeblich war der Widerstand, welchen die Städte Frankfurt, Lebus, Müncheberg und die Ritterschaft jener Gegenden zu

Digitized by Google

leisten suchten, ihre Kriegsschaaren wurden von dem wilden Strom dahingerafft, welcher sich verheerend über das Land ringsum ergoß. Unter allen Greueln der Verwüstung, des Mords und der schändlichsten Frevelthaten drangen die blutigen Schaaren tief in die Mittelmark hinein bis vor Brandenburg. Ueberall steckten sie die Häuser und Hütten in Brand, verwüsteten und zerstörten die Kirchen und Klöster; an Greisen und an Kindern, an Frauen und zarten Jungfrauen, an Mönchen und Nonnen übten sie ihre unmenschliche Wuth und Grausamkeit. Gegen zweihundert Dörfer wurden durch diese barbarischen Horden in Asche gelegt, über sechstausend Männer als Sklaven fortgeschleppt. Angesichts solcher Greuel ermannten sich endlich die Ritter und die Bürger von Frankfurt und Brandenburg, während gleichzeitig auch des Markgrafen Heeresmacht den Feinden wohlbewaffnet entgegenrückte; Wladislaus, besorgt, daß er sich auf die Länge im feindlichen Lande nicht würde halten können, ließ sich an dem blutigen Erfolge seines Raubzuges genügen und ging über die Oder in sein Land zurück, wo ihn bald vom Norden und vom Süden her feindliche Angriffe vollauf beschäftigten (1325).

Auch nach dem Abzug der rohen Slavenhorden konnte Markgraf Ludwig noch nicht frei aufathmen; denn noch hatte er mit Pommern weitere Kämpfe zu bestehen, welche nicht zu seinem Vortheil endeten. Für 6000 Mark Silbers erhielt er zwar die Uckermark zurück, der Lehnshoheit über Pommern aber mußte er fürerst entsagen, und die Markgrafen erhielten nur die Anwartschaft auf Pommern für den Fall, daß die Herzöge aussterben sollten.

Margaretha Maultasch. Neue schwere Bedrängniß entstand für die Markgrafschaft Brandenburg, als sie mit in die Streitigkeiten verwickelt wurde, welche die Eifersucht des luxemburgischen Hauses gegen Kaiser Ludwig anfachte. Die Luxemburger, welche die böhmische Krone trugen, hatten früher auf Ludwig's Seite gegen Friedrich von Oesterreich gestanden, aber nach dessen Besiegung hatte Ludwig seine bisherigen Bundesgenossen dadurch verletzt, daß er die Markgrafschaft Brandenburg nicht dem (luxemburger) König Johann, von Böhmen, welcher sich darauf Rechnung gemacht, sondern seinem unmündigen Sohn Ludwig übertragen hatte. Seitdem wuchs unabläßig der Groll und die Feindschaft der Luxemburger gegen das baiersche Königshaus. Durch eine unbesonnene Handlung des Kaisers brach dieser Haß in Flammen aus.

Der König von Böhmen hatte für seinen Sohn Johann um die Hand der reichen Erbin von Kärnthen und Tyrol, Margaretha, ge-

Digitized by Google

worben und dieselbe wirklich erlangt. Aber Margaretha, wegen ihres häßlichen, ungestalteten Mundes Margarethe Maultasch genannt, eine übermüthige, launische Frau, welche durch ihren Wandel großen Anstoß gab, lebte mit dem ihr unfreiwillig angetrauten Gemahl bald in Unfrieden. Sie hatte ihr Herz dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg zugewendet, welcher selbst so eben Wittwer geworden war, und ließ ihrem Mißvergnügen gegen Johann mit unweiblicher Heftigkeit freien Lauf. Sie beschuldigte ihn liebloser Vernachlässigung und leidenschaftlicher Härte und verlangte, von ihm geschieden zu werden. Die Tyroler stellten sich auf Margarethens Seite und vertrieben Johann, dieser wurde jedoch durch seinen Bruder, den Markgrafen Karl von Mähren, nach Tyrol zurückgeführt und Margarethe auf einer Bergveste gefangen gesetzt. Da entwich sie heimlich aus dem Gewahrsam und eilte zum Kaiser, dessen Schutz zu erflehen. Ludwig dem Baier war diese Gelegenheit willkommen, Tyrol durch die Vermählung der jungen Fürstin mit seinem Sohn, Ludwig von Brandenburg, an sein Haus zu bringen. Da er aber wegen seiner unaufhörlichen Streitigkeiten mit dem Papst nicht hoffen durfte, daß dieser die Ehe Margarethens mit Johann von Böhmen lösen würde, so beschloß er, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehescheidung auszusprechen, obgleich dies gegen die seit Jahrhunderten von der Kirche ausgeübten Rechte verstieß. Ein von ihm niedergesetztes Gericht löste das Band zwischen Johann und Margarethe, und obwohl diese mit Markgraf Ludwig von Brandenburg überdies noch zu nahe verwandt war, um ihn nach den Kirchengesetzen heirathen zu dürfen, so setzte der Kaiser sich auch hierüber hinweg und ertheilte die Erlaubniß zu der Vermählung, welche im Jahre 1342 mit großem Glanz auf der Bergveste Tyrol vollzogen wurde. Der Kaiser ahnte nicht, welchen Sturm er hiermit gegen sich heraufbeschworen, denn Fürsten und Volk, welche bisher mit Liebe und Treue auf seiner Seite gestanden, wurden jetzt an ihm irre, die Fürsten, weil sie mit Besorgniß die große Erweiterung der kaiserlichen Hausmacht sahen, das Volk, weil Ludwig sich durch die Verletzung der kirchlichen Satzungen offenbarer Ketzerei schuldig gemacht hatte. Die Bannstrahlen der Päpste, welche bis dahin keine Wirkung gegen ihn gehabt hatten, entfremdeten ihm nunmehr die allgemeine Liebe und Theilnahme. Die Luxemburger, durch sein Verfahren gegen Johann von Böhmen auf das Tiefste gekränkt und gereizt, setzten Alles daran, seinen Sturz herbeizuführen; besonders erwies sich zu diesem Zwecke der kluge Markgraf Karl von Mähren überaus thätig. Ihm kam es zu statten, daß auf den päpstlichen Stuhl kurz vorher sein ehemaliger Lehrer Clemens VI. erhoben war; dieser erneuerte

Digitized by Google

durch eine Bulle den Bannfluch gegen den abtrünnigen Kaiser, erklärte die Ehe des brandenburgischen Markgrafen mit Margaretha Maultasch als gottlos, für null und nichtig und entsetzte den Kaiser Ludwig aller seiner Würden. „Ludwig von Baiern sei ehrlos, hieß es in der Bulle, und ein Ehrloser könne keine Reichswürden tragen. Alle Anordnungen, die er in angemaßter Kaiserwürde getroffen, seien ungültig. Niemand dürfe ihm Gehör schenken; kein Anwalt ihn vertheidigen, kein Richter seine Klagen beachten. Der Fürsten Pflicht wäre es, mit vereinter Macht den Verfluchten auszurotten" und nun folgten die fürchterlichsten Verwünschungen. Da gelang es den Bestrebungen Karl's von Mähren, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen zu Rense zu versammeln, um an die Stelle des vom Papste für abgesetzt erklärten Ludwig einen andern Kaiser zu wählen, und die Wahl fiel, wie vorauszusehen war, auf Karl selbst, des Baiern heftigsten Widersacher. Der neue Gegenkaiser aus dem luxemburgischen Hause, Karl IV., hatte zunächst nicht leichtes Spiel gegen den Heldenmuth Ludwig's des Baiern und dessen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg. Zwar suchte er durch List und mit Hülfe päpstlicher Söldner Tyrol an sich zu reißen und schon belagerte er das feste Bergschloß Tyrol, wohin Margarethe Maultasch sich geflüchtet hatte; Ludwig von Brandenburg aber, der eben einen Zug nach Preußen unternommen hatte, kehrte von da schleunigst zurück, erschien mit seinen kampfesmuthigen Brandenburgern in Tyrol und verjagte den Luxemburger mit seinen Söldnern.

Kaiser Ludwig der Baier starb bald darauf (1347) ganz plötzlich auf der Jagd, nicht ohne daß der Verdacht laut wurde, er habe Gift von seinen Gegnern erhalten. Karl IV. wurde es nunmehr leicht, sich in seiner kaiserlichen Herrschaft zu befestigen. Er suchte sich mit allen Fürsten zu versöhnen, nur mit Markgraf Ludwig von Brandenburg kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr richtete Karl sein ganzes Bestreben darauf, dessen Herrschaft in Brandenburg selbst zu untergraben. Dem Herzog Rudolph von Sachsen, Ludwig's langjährigem Feinde, wollte er die Mark zu Lehen geben, aber mit Gewalt wagten sie Ludwig nicht anzugreifen, weil seine Macht ausgedehnt war und sein Schwert in großen Ehren stand. Was nun im offenen Kampfe nicht zu erreichen schien, das sollte durch List, mit Hülfe eines kühnen Gaukelspiels versucht werden.

Der falsche Waldemar. Seitdem der Markgraf Waldemar ins Grab gesunken war, hatte die Mark nur freudlose Tage gehabt: die Zerrüttung, welche in den ersten herrenlosen Zeiten das Land betroffen hatte, dauerte in ihren Folgen noch fort, weil der baiersche Ludwig durch

Digitized by Google

die Sorgen um seines Hauses Macht und Befestigung zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er für das Wohl seines neuen Volkes hätte ausreichend sorgen können. Am schmerzlichsten empfanden dies die Brandenburger, seitdem die Kämpfe mit dem luxemburgischen Fürstenhause Ludwig immer dringender beschäftigten: unaufhörlich mußte er seinem kaiserlichen Vater zu Hülfe ziehen oder für die tyroler Mitgift der Margarethe die Waffen ergreifen. Um diese Kriegszüge auszuführen, mußten überdies in Brandenburg neue Zölle und Steuern auferlegt werden, die um so schwerer zu erschwingen waren, da der Besitz und der Verkehr der Bürger durch die zunehmende Unsicherheit immer mehr beeinträchtigt wurde. Solche trübe Tage hätte das Volk vielleicht willig ertragen, wenn es den Fürsten selbst hätte lieben können, aber Ludwig hatte es nicht verstanden, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben: er war und blieb ihnen ein Fremdling. Wohl mußte man seine guten Eigenschaften, seinen hohen Muth und seine ritterliche Tapferkeit achten, aber es schien, als habe er kein Herz für sein Volk. Man sah ungern, daß er viele Fremdlinge aus Baiern in hohe Staatsämter einsetzte, welche zum Adel wie zum Volke in kein gutes Verhältniß zu kommen wußten. Seit der Erwerbung Tyrols endlich begab sich Ludwig mit seiner neuen Gemahlin oft dorthin und wurde hierdurch seinem Volke vollends entfremdet. Die Heirath mit Margarethe Maultasch hatte überdies auch in der Mark die größte Mißbilligung gefunden, und als nun gar der fürchterliche Bannfluch des Papstes Clemens auch auf Ludwig und sein schwer heimgesuchtes Land fiel, da wuchs in den Herzen der Unterthanen der tiefe Mißmuth über die baierschen Herrscher und unwillkürlich wandte sich die Erinnerung zu den Zeiten zurück, wo der ballenstädter Waldemar das Land durch seine glorreiche Regierung beglückt hatte. Noch lebte sein Andenken, geliebt und geehrt, in Aller Herzen, und je finsterer die Tage der Gegenwart wurden, in desto strahlenderem Lichte erschien die Vergangenheit, wo noch Waldemar die Geschicke Brandenburgs geleitet hatte. Mit bitterer Wehmuth beklagte man es immer und immer wieder, daß er so früh, noch in voller Manneskraft, zu seinen Vätern dahingegangen war, und den Meisten mochte es oft ein willkommenes, liebes Traumbild sein, daß der verehrte Fürst wohl aus dem Grabe erstehen könne, um die gute alte Zeit zurückzuführen.

Siehe, da geht erst dunkel und insgeheim, dann immer lauter und lauter eine Sage durchs Land, Markgraf Waldemar sei wieder da, er sei gar nicht todt gewesen, sei jetzt von einer Pilgerfahrt heimgekehrt und werde nicht säumen, die Herrschaft wieder zu ergreifen. Es ist

Digitized by Google

leicht zu ermessen, welchen tiefen und überwältigenden Eindruck diese Nachricht hervorbringen mußte, wie gern man dem Glauben an die Wahrheit der überraschenden Kunde die Herzen erschloß.

Markgraf Ludwig befand sich in Tyrol, da erschien im Frühjahr 1348 zu Wolmirstädt vor der Burg des Erzbischofs von Magdeburg ein alter, ergrauter Pilgersmann und bat um Einlaß, weil er dem Prälaten Wichtiges mitzutheilen habe. Die Diener wiesen ihn zurück, da der Erzbischof eben bei der Tafel saß. „Könnt ihr mich nicht zu eurem Herrn führen, sprach der Fremde, so sagt ihm, ein alter Pilger wolle ihn sprechen, und bittet für mich um einen Becher Weines." Als ihm die Diener einen Becher von des Erzbischofs Tisch gebracht, that er einen kräftigen Zug daraus und ließ dann einen Siegelring mit fürstlichem Wappen hineinfallen, mit der Bitte, den Becher dem Erzbischof selbst zurückzugeben. Als dieser den Siegelring erblickte, rief er mit freudigem Staunen: „das ist Markgraf Waldemar's Ring!" und befahl sogleich, den Pilger hereinzuführen. Kaum hatte er dessen Angesicht gesehen, so sagte er, es sei kein Zweifel mehr, daß wirklich Waldemar vor ihm stehe, und wollte ihm fürstliche Ehre anthun. Aber der Fremdling lehnte dies ab, wiewohl er sich in der That als den Markgraf Waldemar bekannte. „Er habe, so erzählte er, wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau unerträgliche Gewissensbisse gefühlt, und um für sich und seine Gattin die Verzeihung des Himmels zu erflehen, sei er zu dem Entschluß gelangt, seine Tage als reuiger Pilger am heiligen Grabe in Gebet und Buße zu vollenden. Sein Tod vor 29 Jahren sei nur eine Täuschung gewesen und an seiner Statt die Leiche eines Andern begraben worden. Jetzt aber sei in Palästina die Kunde zu ihm gedrungen, daß sein geliebtes Land unter fremden, unrechtmäßigen Herrschern im Unglück seufze, und so habe er sich eilig aufgemacht, um sein Erbe dem rechtmäßigen Nachfolger aus dem Hause Albrechts des Bären, dem Herzog R u d o l p h v o n S a c h s e n wieder zuzuwenden." Der Erzbischof erwiederte, es müsse wohl Gottes Wille sein, daß er selbst die Regierung wieder übernehme, um sie erst bei seinem Tode seinem rechtmäßigen Erben zu überlassen.

Alsbald rief der Erzbischof alle seine Geistlichen und Leute zusammen, damit auch sie den neuerstandenen Markgrafen wiedererkennen sollten, und schnell wurde die Kunde von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt getragen, und von allen Seiten strömten die Ritter, Bürger und Bauern herbei, um sich selbst von der Wiederkehr des geliebten Fürsten zu überzeugen. Sie alle vermeinten Waldemar's Antlitz und Gestalt, seine Gebehrden, seine Sprache und seine Eigenthümlichkeiten in dem Pilger

Digitized by Google

wirklich wieder zu erkennen, und so genau wußte er über Alles, was Waldemar betraf, auch über die kleinsten Vorgänge und Beziehungen seines Privatlebens zu reden und Rechenschaft zu geben, daß alle Zweifel an seiner Aechtheit leicht beseitigt wurden. Natürlich beeilten sich vor Allen Ludwig's Feinde, den vermeintlichen Waldemar anzuerkennen: Herzog Rudolph von Sachsen und die übrigen Fürsten aus dem anhalt'schen Hause, sowie der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern waren bald verbunden, den Nebenbuhler des baierschen Markgrafen zu unterstützen. Von dem Hofe des Erzbischofs von Magdeburg aus erließ nun der angebliche Waldemar Aufforderungen an die Ritter des Landes und an das Volk in Städten und Dörfern, ihm, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, von Neuem Gehorsam zu widmen. Den Städten stellte er dabei, um sich ihrer leichter zu versichern, große Freiheiten und Vortheile in Aussicht. Wie bei dem Erzbischof von Magdeburg fand er bei den Bischöfen von Havelberg und Lebus sofort bereitwillige Unterstützung, und die meisten Ritter und Städte fielen ihm gleichfalls ohne Schwierigkeit zu. Den Markgrafen Ludwig forderte er auf, ihm sein Land, Leute und Fürstenthum gutwillig abzutreten, widrigenfalls er das Seine mit Gewalt zurücknehmen müßte, und da sich der Markgraf nicht willig zeigte, rückte er mit einem Heere, das jene verbündeten Fürsten eilig ausgerüstet, in die Mark Brandenburg ein. Die meisten Orte, besonders die Städte, nahmen ihn jubelnd auf, fast überall zogen ihm die Bürger mit Fahnen und Spiel, unter Glockengeläut huldigend entgegen, wofür er sich freilich durch Verleihung von Gnadenbriefen und Freiheitsurkunden dankbar erwies. In kurzer Zeit war fast die ganze Mark bis zur Oder hin von Ludwig abgefallen, nur drei Städte blieben ihm treu, Frankfurt, Spandau und Brietzen (seitdem Treuenbrietzen genannt). Die Lausitz aber und die Neumark ließen sich nicht mit fortreißen und auch manche Rittergeschlechter, sowie die Johanniter, bewahrten Ludwig ihren Eid.

Kaiser Karl IV. nahm seinerseits die Gelegenheit gern wahr, den Markgrafen Ludwig zu demüthigen; er erklärte sich unumwunden zu Gunsten des angeblichen Waldemar, nannte ihn seinen „lieben Schwager“ und eilte von Böhmen herbei, seine Sache auch mit Waffengewalt zu unterstützen. Ludwig hatte sich hinter die festen Mauern der treuen Stadt Frankfurt zurückgezogen, wohin Karl mit den Heerschaaren der verbündeten Fürsten ihm folgte. Um seinem Unternehmen allen Schein des Rechts zu verleihen, ließ der Kaiser eine Art Untersuchung über Waldemar's Person anstellen. Die Herzöge von Sachsen und von Mecklenburg nebst einer Anzahl von Rittern wurden hiermit beauf-

Digitized by Google

tragt: natürlich durften und wollten sie zu keinem andern Resultate kommen, als daß durch allerlei Zeugniß die Aechtheit des wieder erschienenen Waldemar bewiesen sei. Hierauf belehnte ihn Karl feierlich mit der Mark zu Brandenburg und Landsberg und versprach ihm kräftigen Schutz. Dem Herzog Rudolph von Sachsen aber und seinen Verwandten wurde, worauf es bei dem ganzen Gaukelspiel ja vorzugsweise ankam, die Mitbelehnung und Erbfolge in der Mark für den Fall zugesprochen, daß Waldemar ohne männliche Erben sterben sollte. Ferner verstand sich der vermeintliche Waldemar ohne Weiteres zur Abtretung der Lausitz an Böhmen und überließ ebenso ohne Widerspruch große Striche Landes an seine angeblichen Freunde, die Fürsten von Magdeburg, Mecklenburg und Andere.

Erst nachdem dies Alles so festgestellt war, begann die Belagerung von Frankfurt, aber Ludwig's Schaaren im Verein mit den braven Bürgern der Stadt wiesen muthig alle Angriffe zurück. Zwar sahen sie sich in der Hoffnung getäuscht, daß der Pfalzgraf Rudolph von Baiern, welcher mit dem Grafen Günther von Schwarzburg zu ihrer Hülfe herbeieilte, ihnen Rettung bringen würde; derselbe gerieth durch zu tollkühnes Vordringen in Gefangenschaft. Aber so tapfer war die Vertheidigung der braven Frankfurter, daß Karl mit allen seinen Bundesgenossen zuletzt unverrichteter Sache abzog. Jetzt trat für Ludwig eine günstige Wendung der Verhältnisse ein, indem es seiner Partei im deutschen Reiche gelang, den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkönig gegen Karl aufzustellen: dieser wurde um seine Stellung im Reich besorgt und daher zu Friedensunterhandlungen sehr geneigt. Er vertrug sich bald mit mehreren Anhängern Ludwig's, sogar mit dem Pfalzgraf Rudolph, wußte auch Günther von Schwarzburg, welchem es zur kräftigen Vertheidigung seiner Sache an Geld und Leuten fehlte, zu beseitigen, und es blieb ihm jetzt nur noch übrig, mit Markgraf Ludwig seinen Frieden zu machen. Dieser war hierzu gern bereit, wenn ihm der friedliche Besitz seines Landes zugesichert wurde, und so kam denn ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem Karl den Ludwig als Markgrafen von Brandenburg anerkannte, allen Ansprüchen auf Tyrol entsagte und sich verpflichtete, beim Papst die Bestätigung von Ludwig's Ehe und die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbannes zu bewirken. Ludwig dagegen versprach, Karl als römischen König anzuerkennen und ihm die Reichskleinodien, welche er noch von seinem Vater her in Händen hatte, auszuliefern (1349).

Auf Waldemar hatte Karl bei seiner Aussöhnung mit Ludwig keine Rücksicht mehr genommen; der Kaiser war gewohnt, jedes Mal die

Digitized by Google

Mittel zu wählen, welche ihn am leichtesten seine persönlichen Zwecke erreichen ließen, und wie er sich nicht gescheut hatte, das Erscheinen Waldemar's zu benutzen, um Ludwig in die Enge zu treiben, so machte es ihm auch keinen Skrupel, den von ihm feierlich anerkannten Waldemar eben so leicht wieder aufzuopfern, sobald dies seinem Vortheile mehr entsprach. Um seiner Treulosigkeit wiederum den Schein der Gerechtigkeit zu geben, versprach er eine nochmalige Untersuchung über Waldemar, welche natürlich jetzt bei der veränderten Stimmung der Richter nur gegen denselben ausfallen konnte. Er wurde vor des Kaisers Gericht nach Nürnberg beschieden, wo aber weder er noch einer der Fürsten seiner Partei erschien. Dort bewies der Pfalzgraf bei Rhein, wie es in alten Urkunden heißt, „mit guter und wahrer Kundschaft, daß der, welcher sich Waldemar, Markgraf von Brandenburg nenne, daran lüge und des verstorbenen Markgrafen Konrad Sohn nicht sei." Darauf hin erkannte Karl den Waldemar für falsch, und sofort wurde den Rittern und Städten der Mark dieser Urtheilsspruch kundgethan und ihnen befohlen, „sich nicht mehr an den Waldemar und seine Helfer zu kehren, sondern ohne Verzug und Widerrede sich an den Markgraf Ludwig, der mit Unrecht aus der Herrschaft geworfen, und an seine Brüder zu halten, ihnen zu schwören und Huldigung und Gehorsam zu leisten, als ihren rechten Landesherrn."

Ungeachtet dieses Befehls blieben noch gegen funfzehn Städte dem Waldemar treu, so tief wurzelte bei ihnen der Glaube und die Anhänglichkeit an seine Person. Sie wandten sich vergeblich an den Kaiser, um eine andere Entscheidung zu erbitten, Karl IV. blieb bei seinen Befehlen und nach kurzer Gegenwehr machten nun die Herzöge von Mecklenburg, sowie der Erzbischof von Magdeburg, die noch zu Waldemar gehalten, Frieden mit Ludwig, und auch die Städte mußten sich eine nach der andern dem Markgrafen unterwerfen, welcher ihnen, um sie leichter zum Gehorsam zurückzuführen, Sühnbriefe (Verzeihungsbriefe) ertheilte und ihnen alle Milde angedeihen ließ.

In kurzer Zeit war Ludwig wieder im Besitz des größten Theils seines Landes (1351), aber er konnte keine Freude mehr an dieser Herrschaft haben; denn überall sah er den Boden mit dem vergossenen Bürgerblut getränkt und die Trümmer der zerstörten Dörfer und Städte riefen ihm unaufhörlich die Erinnerung der jüngsten traurigen Kämpfe zurück. Das Land war zerrüttet, Handel und Gewerbe gelähmt und Ludwig konnte es sich nicht verbergen, daß er zum Theil die Schuld dieser traurigen Zustände trage, weil er es nicht verstanden hatte, sich die Liebe des brandenburgischen Volks zu gewinnen. So sehnte er sich denn selber

Digitized by Google

fort aus diesen Gegenden und schloß mit seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, einen Vertrag, nach welchem sie ihm den Anspruch auf Oberbaiern für die Mark Brandenburg abtraten. Im Jahre 1352 verließ er für immer dieses Land, wo seine Gegenwart weder ihm noch dem Volke Segen gebracht hatte.

Waldemar aber entließ zuletzt die wenigen Städte, welche noch an ihm hielten, ihres Eides und blieb seitdem in stiller Verborgenheit zu Dessau am Hofe der Fürsten von Anhalt. Diese erwiesen ihm bis zu seinem Tode fürstliche Ehre und ließen ihn dann auch in ihrer Fürstengruft beisetzen.

Das Dunkel, welches über dem plötzlichen Auftreten des Pilgers von Wolmirstädt schwebte, ist bis jetzt nicht aufgehellt und dürfte kaum jemals aufgeklärt werden. Viele gelehrte Forscher haben sich mit seiner merkwürdigen Erscheinung beschäftigt, aber der Meinungskampf in Bezug auf die Aechtheit seiner Ansprüche ist niemals völlig geschlichtet worden. Noch immer giebt es manche Stimmen, welche sich für ihn als wirklichen Waldemar erklären, wogegen die gewichtigsten Zeugnisse in ihm nur einen Betrüger erblicken, welcher von den Feinden des Markgrafen Ludwig, nämlich vom Herzog Rudolph von Sachsen im Einverständniß mit dem Erzbischof von Magdeburg und mit dem Kaiser Karl IV. für ihre Zwecke benutzt wurde. Der „falsche Waldemar“ soll ein ehemaliger Knappe des Markgrafen Waldemar, ein Müller Jacob Rehbock gewesen sein, dessen Aehnlichkeit mit Waldemar in Gestalt und Aussehen den beabsichtigten Betrug sehr erleichterte, um so mehr, als er im langjährigen Dienste des Markgrafen auch dessen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten in Gebehrden und Sprache hatte beobachten können. Hieraus läßt sich der Erfolg des Gaukelspiels wohl erklären, besonders da sich so viele große weltliche und geistliche Herren verbunden hatten, um dem leichtgläubigen Volk die Aechtheit des auferstandenen Waldemar zu verbürgen. Wie sollte man dagegen in Wahrheit annehmen, daß der lebensfrische, kräftige Markgraf Waldemar wegen des angeblichen Gewissensskrupels sich zu einem stillen Buß- und Einsiedlerleben entschlossen hätte: er hätte ja ohne Schwierigkeit bei dem Papst Beruhigung und Verzeihung für seinen Skrupel erhalten und daher nicht zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen dürfen, welches seinem Charakter so ganz zuwider war. Eben so wenig aber hätte sich wohl der ächte Waldemar nach seiner Rückkehr so verhalten, wie es der falsche that. Jener hätte die Treue und den Gehorsam der Städte als sein Recht gefordert, nicht mit allerlei übertriebenen Gunstbezeugungen und leichtfertigen Länderabtretungen erbettelt. Von des alten Waldemar hohem Sinn und Geist

Digitized by Google

war in dem neuen keine Spur zu entdecken, und deshalb besonders ist an seine Aechtheit nicht zu glauben. Seine Geschichte aber beweist, wie gesegnet das Andenken eines trefflichen Regenten ist.

Karl IV. und die letzten baierschen Markgrafen. Ludwig der Römer und Otto, welchen die Geschichte mit Recht den Finner oder den Faulen genannt hat (1352—1373), waren Brandenburgs letzte Markgrafen aus dem baierschen Hause der Wittelsbacher; schon hatte Karl IV., der schlaue und ehrgeizige Kaiser, aus dem böhmisch-luxemburgischen Hause, sein Auge auf die Marken, als eine wünschenswerthe Erwerbung für seine Hausmacht, geworfen. Der innere Zwist unter den baierschen Herzögen gab ihm die beste Gelegenheit, der Verwirklichung seiner Absichten näher zu treten.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1356) hatte Karl kurz vorher das berühmte Grundgesetz, die goldene Bulle, gegeben, durch welches zuerst die Stellung der deutschen Reichsfürsten geregelt wurde, um den bis dahin so häufigen Zerwürfnissen bei den Kaiserwahlen vorzubeugen. Die goldene Bulle (so genannt von der Kapsel, in welcher sich das angehängte Siegel befand) setzte fest, daß nur sieben Wahlfürsten des Reichs, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der König von Böhmen und der Markgraf von Brandenburg an der Wahl des Reichsoberhauptes Theil nehmen durften. Diesen Kurfürsten wurde zugleich die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, ohne Dazwischenkunft des Kaisers, das unbeschränkte Recht über die Bergwerke, das Münzrecht u. s. w., sowie der Rang vor allen übrigen Fürsten beigelegt. In öffentlichen Urkunden wurde von jetzt an der brandenburgische Reichsfürst fast immer der Kurfürst von Brandenburg genannt, im Volke aber blieb die Benennung als Markgraf noch lange die gebräuchliche.

Die Herzöge von Baiern fanden sich durch die goldene Bulle in vieler Beziehung benachtheiligt und zurückgesetzt und erhoben sich gegen Karl IV.; aber ihr Vetter, der Kurfürst von Brandenburg, unterstützte sie nicht und sie vermochten den Kampf nicht lange fortzuführen. In dem Hause der Wittelsbacher selbst entstanden bald heftige Zwistigkeiten, indem der Herzog Stephan von Niederbaiern sich auch Oberbaierns bemächtigte, welches eigentlich den Markgrafen Ludwig und Otto von Brandenburg gehörte. Dies benutzte Karl IV. mit gewohnter Arglist, um die Brandenburger Fürsten gegen ihre baierschen Vettern so weit aufzureizen, daß sie mit ihm und seinem luxemburgischen Hause eine Erbverbrüderung abschlossen. Sie erklärten darin, daß nach dem

Digitized by Google

Tode der beiden Markgrafen und ihrer männlichen Nachkommen die Mark Brandenburg und die Lausitz an den ältesten Sohn des Kaisers, an den König Wenzel von Böhmen und an alle männlichen Nachkommen des Kaisers und seines Bruders Johann von Mähren fallen sollten. Schon wenige Monate darauf ließ Karl die märkischen Stände dem vierjährigen Wenzel die Erbhuldigung darbringen (1363).

Der Tod Ludwig's des Römers (1365) erleichterte dem Kaiser die Ausführung seiner Absichten; denn niemals hat auf dem brandenburgischen Thron ein unwürdigerer, schwächerer Fürst gesessen, als der jetzt allein zurückbleibende Otto, welcher, ohne Gefühl für Ehre und Pflicht, nur der Befriedigung roher Begierden lebte. Wiewohl er kaum neunzehn Jahre zählte, war doch seines Lebens Kraft schon durch völlerisches, wüstes Treiben erschöpft und sein schlaffes, träges Wesen ließ ihm die Regierungssorgen als eine drückende Last erscheinen. Karl IV. hatte ihn daher leicht an sich ziehen können, indem er ihm seine noch sehr junge Tochter Elisabeth verlobte und ihm einen Brautschatz von 20,000 Schock großer Prager Pfennige in Aussicht stellte. Otto ließ es sich für eine so verlockende Mitgabe gern gefallen, daß er noch einmal für unmündig erklärt wurde, und führte fortan an des Kaisers Hofe ein lüderliches Leben, während Karl IV. als sein Vormund die Regierung in der Mark übernahm und die Herzen der Einwohner durch alle Mittel der Klugheit und durch vielfache Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen suchte. Otto mußte es auch geschehen lassen, daß der Kaiser ihm die eigentliche Verlobte später vorenthielt und statt der jüngeren Elisabeth, welche den Erzherzog Albrecht von Oesterreich heirathete, ihm die ältere Schwester Margarethe gab, welche schon zwölf Jahre mit einem Andern verheirathet gewesen und weit älter war, als er selbst.

Zu spät endlich ermannte sich der elende Fürst, als Karl IV., um sich die Freundschaft der Herzöge von Pommern zu sichern, sich bereit zeigte, ihnen auf Kosten der Mark Brandenburg mehrere Landschaften der Uckermark zu überlassen. Die Herzöge von Baiern waren es, welche Otto jetzt auf die nur zu klaren Absichten Karl's aufmerksam machten und ihm zugleich ihre Hülfe anboten, um die Erbverbrüderung mit dem Luxemburger wieder aufzuheben. Der Pfalzgraf bei Rhein, der König Ludwig von Ungarn und Polen und der Dänenkönig Waldemar waren bereit, das Unternehmen zu unterstützen. Der junge Herzog Friedrich von Baiern rückte mit Hülfstruppen in die Mark ein und Otto ließ demselben als seinem Nachfolger huldigen, indem er sich öffentlich von dem geschlossenen Erbvertrag mit dem Luxemburger lossagte (1371).

Karl IV. aber war nicht gewillt, die lang erstrebte Beute so leicht fahren zu lassen. Mit einem zahlreichen Heere eilte er in die Marken, zwei Monate lang wütheten seine Schaaren mit Mord und Brand in dem schwer heimgesuchten Lande. Zwar vertheidigten sich die Märker so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte, aber nachdem er durch Unterhandlungen mehrere Fürsten von dem Bunde mit Otto getrennt, sich selbst aber mit fast allen benachbarten Fürsten verbündet hatte, überzog er die Marken von Neuem mit Krieg. Otto suchte hinter den Mauern von Frankfurt Schutz, aber bald sank ihm der schwache Muth und als Flehender begab er sich in das kaiserliche Lager, um nur nicht Alles zu verlieren. Dem Kaiser konnte es nicht schwer werden, den unwürdigen Fürsten zur Verzichtleistung auf seine Regierung zu bestimmen, wenn er ihm nur die Mittel darbot, seine wüsten Schwelgereien fortzusetzen. Mit einem Jahrgelde von 3000 Schock Prager Groschen ließ sich Otto die für ihn freilich sehr drückende Last der Regierung abkaufen und trat dem König Wenzel von Böhmen die Herrschaft in den Marken feierlich ab. Er lebte seitdem in niedriger Lust auf einem Schlosse Wolstein bei Landshut, wo er im Alter von zweiunddreißig Jahren starb.

So endete nach funfzigjähriger Dauer die Gewalt des baierschen Hauses in den Marken. Dieselbe hatte keinen Segen über das Land gebracht. Die Grenzen Brandenburgs waren verringert, die Einkünfte zersplittert, Sicherheit und Ordnung tief erschüttert. Und doch sollten nach einem kurzen Sonnenblick noch dunklere Tage über das Land kommen, bis nach einer letzten und schweren Prüfung die gewaltige und glückliche Hand der Hohenzollern die Erfüllung der glorreichen vaterländischen Geschicke herbeizuführen begann.

6. Die luxemburgischen Markgrafen. (1373—1415.)

Karl's IV. landesväterliche Fürsorge. Karl IV. (1373—1378) hatte auf dem Wege arglistiger Schlauheit die Marken, die Lausitz und eben so Schlesien für sein Haus gewonnen. Wenn wir ihm für diese Art der Erwerbung unsere Achtung nimmer zollen können, so werden wir dagegen mit Anerkennung erfüllt, sobald wir den Blick auf die Art seiner Regierung in den neu erworbenen Ländern werfen. Da tritt uns sein ernstes Bestreben entgegen, sich in jeder Beziehung als ein Wohlthäter und Vater seiner Unterthanen zu bewähren.

Karl ist an Schärfe und Feinheit des Geistes, an vielseitiger Bildung und an klarer Beurtheilung der ihn umgebenden Verhältnisse den

Digitized by Google

größten Fürsten gleichzustellen. Er war in den alten und neuen Sprachen bewandert und geübt, und ein Freund der Wissenschaften und Künste. Sein Streben, wiewohl vor Allem auf den eigenen Vortheil und die Vergrößerung seines Hauses gerichtet, entbehrte jedoch nicht einer gewissen Großartigkeit; denn es trieb ihn der bedeutende Gedanke, das deutsche Wahlreich durch Verhandlungen und Verträge in ein ungetheiltes, erbliches deutsches Königreich umzuschaffen, und schon hatte er zur Verwirklichung dieses Planes einen glücklichen Anfang gemacht. Aber die Länder, welche er in solcher Absicht vereinigte, wollte er nicht nur beherrschen, sondern zugleich beglücken, und in der That gelang es ihm, überall, wo er als Landesherr auftrat, Ordnung und Wohlfahrt zu gründen, so daß sein Andenken unter den Bürgern seiner Staaten überall ein gesegnetes war. So war es in Böhmen gegangen, so sollte es nun in der Mark sich bewähren.

Wenzel, des Kaisers Sohn, der eigentliche Erbe der Marken, hatte noch lange das Alter der Mündigkeit nicht erreicht, und an seiner Statt ergriff Karl selbst die Leitung des neu erworbenen Kurfürstenthums. Vor Allem lag ihm daran, die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen zu einer dauernden zu machen, und nachdem er die Huldigung für sich und seinen Sohn empfangen, berief er einen feierlichen Landtag nach Tangermünde, wo unter allgemeiner Zustimmung der Beschluß gefaßt wurde, die Mark Brandenburg „für ewige Zeiten" mit der Krone Böhmens zu vereinigen. Sodann schloß Karl, um den äußeren Frieden zu sichern, ein Landfriedensbündniß mit Pommern, Mecklenburg und allen übrigen Nachbarn der Marken, löste viele verpfändete Landestheile wieder ein und setzte die Grenzen in guten Vertheidigungszustand.

Nach diesen ersten Sorgen für die Sicherung seiner Macht wandte er seinen Blick auf die Wiederherstellung der Ordnung im Lande selbst. Bei der Schwäche der vorigen Regierung hatte sich das Unwesen der Raubritter in unerträglicher Weise gesteigert: überall waren neue Raubburgen entstanden, von denen aus die Bürger der Städte und die Reisenden geplündert und gemißhandelt wurden. Karl verbot die Anlegung neuer solcher Burgen, vermehrte dagegen die Zahl der Landvögte, welche den Uebermuth und die Willkür der Raubritter zügeln mußten, und um seinen ernsten Willen zur Wiederherstellung des inneren Friedens zu zeigen, hielt er mit einer großen Reiterschaar einen Zug durch das Land und ließ überall, wo sich noch das alte Unwesen zeigen wollte, die räuberischen Ritter und ihre Genossen zur allgemeinen Warnung an Bäumen aufhängen. — Mit Strenge suchte er nicht minder die zerrüttete Rechtspflege wiederherzustellen, und führte in Tangermünde selbst den Vorsitz des Hofgerichts.

Digitized by Google

Tangermünde an der Elbe war das Hoflager des Fürsten, wo er eine schöne Hofburg und eine prächtige Kapelle erbauen ließ; auch anderwärts wurden großartige Bauten unternommen, besonders um der verarmten Bevölkerung lohnende Beschäftigung zu geben. Tangermünde sollte nach seiner Absicht auch eine bedeutende Handelsstadt werden, der Stapelplatz für den ganzen Verkehr aus dem Innern des Landes nach der Nordsee, wie Frankfurt für die Ostsee. Um den Handel, welchem der kluge Fürst eine besondere Fürsorge widmete, zu höherer Blüthe zu erheben, lag ihm vor Allem auch an der Verbindung mit dem mächtigen norddeutschen Handelsbund, der Hansa, und er setzte sich deshalb in den freundschaftlichsten Verkehr mit Lübeck, dem Haupt des Bundes. Er wurde dort bei einem Besuche auf das Ehrenvollste und Glänzendste aufgenommen.

Einen merkwürdigen Beweis seiner landesväterlichen Sorge hat er auch in einem interessanten, auf seinen Befehl angefertigten Buch hinterlassen. Um nämlich den Zustand des Landes genau kennen zu lernen, die nöthigen Verbesserungen anordnen zu können und zugleich eine sichere Grundlage für die Erhebung der landesherrlichen Steuern zu haben, ließ er eine übersichtliche Nachweisung über sämmtliche Ortschaften und Grundstücke der Mark aufstellen, mit Angabe des Gerichtsherrn, der Anzahl der Hufen Landes, der darauf lastenden Abgaben und Dienste, des Zustandes der Bebauung u. s. w. Dieses sogenannte „Landbuch" ist noch jetzt für den Geschichtsforscher sehr wichtig.

Leider aber sollten die Hoffnungen, welche seine landesväterliche Weisheit überall belebte, nur allzubald vernichtet werden; denn schon im Jahre 1378 raffte ihn ein vorzeitiger Tod dahin. Mit ihm versanken seine großartigen Pläne, mit ihm die kaum wieder gepflanzte Ordnung in dem verjüngten Lande, und je tiefer die Wohlthaten seiner Regierung empfunden worden, desto trauriger erschien die schwere Zeit, welche das Land nun wieder durchmachen sollte.

Karl IV. hatte, als sein Ende herannahte, seine Länder unter seine drei Söhne getheilt, und zwar so, daß Wenzel Böhmen und Schlesien, Johann die Lausitzen, Sigismund aber die Mark Brandenburg erhielt.

Sigismund (1378—1388 und 1411—1415). **Jobst von Mähren** (1388—1411). **Brandenburgs Zerrüttung.** — Sigismund war noch in jugendlichem Alter, trat aber die Regierung selbst an; er war von stattlicher, ritterlicher Gestalt, tapfer, geistreich und beredt, so daß ihm von vorn herein eine gewisse Zuneigung des Volkes nicht fehlen konnte;

Digitized by Google

aber er verscherzte dieselbe durch sein leichtsinniges, verschwenderisches Leben und durch die Vernachlässigung des brandenburgischen Landes. Als künftiger Schwiegersohn des Königs Ludwig von Ungarn und Polen lebte er meistens an dessen Hof und kam nur ein Mal nach den Marken, welche er für gewöhnlich durch Statthalter verwalten ließ, die sich um des Landes Wohl wenig kümmerten. Kein Wunder, daß die kaum wieder hergestellte Sicherheit der Grenzen durch neuere Angriffe der Nachbarn, der innere Friede aber durch die wieder entfesselten Raubritter schlimmer als je beeinträchtigt wurde.

Sigismund war überdies durch die mannichfachen Fehden des luxemburgischen Hauses und besonders durch die Kriege, welche er um Ungarn zu führen hatte, in fortwährenden Geldnöthen. Die Mark Brandenburg schien er nur dazu benutzen zu wollen, sich aus diesen Verlegenheiten zu helfen, und da die Abgaben nicht hinreichten, seine immer erneueten Bedürfnisse zu decken, so nahm er seine Zuflucht sehr bald zu einer Verpfändung des ganzen väterlichen Erbtheils. Zuerst widerstrebten die märkischen Stände einer solchen unwürdigen Behandlung des Landes, aber im Jahre 1388 mußten sie es zugeben, daß die gesammten Marken nebst der Kurwürde an Sigismund's Vettern, die Herzöge Jobst und Procopius von Mähren, gegen eine geringe Summe verpfändet wurden, mit der Bedingung, daß sie denselben nach einer bestimmten Frist (wahrscheinlich 12 Jahre) erb- und eigenthümlich gehören sollten, wenn Sigismund sie bis dahin nicht eingelöst hätte.

Durch diese Verpfändung wurde das unglückliche Land vollends an den Rand des Verderbens geführt; denn Herzog Jobst (1388 bis 1411), welcher allein die Regierung übernahm, sah noch mehr als Sigismund die Mark blos als eine Geldquelle an. Er selbst kam nur hin, wenn es galt, die für ihn gesammelten oder erpreßten Abgaben in Empfang zu nehmen, sonst überließ er das Land theils gewissenlosen, theils schwachen und unfähigen Statthaltern. Da erhoben denn nicht nur die Raubritter in den Marken selbst wieder kühn und verwegen ihr Haupt, sondern auch die benachbarten Fürsten, die Herzöge von Pommern, Mecklenburg und Lüneburg, besonders aber der Erzbischof von Magdeburg, angelockt durch die Schwäche des kaum vertheidigten Landes, oder gereizt durch Raubzüge der märkischen Ritter, fielen raubend und plündernd in die Marken ein.

Der Erzbischof von Magdeburg war von allen Feinden der Mark wohl der schlimmste: er hatte an der Grenze des Havellandes eine Raubveste Mylow erbaut, von wo aus er die Städte und Landschaften ringsum

durch stete Raubzüge belästigte. Jobst's Statthalter, Ritter Lippold von Bredow, beschloß, diese Burg zu brechen, und führte ein ansehnliches Kriegsheer gegen dieselbe; aber er gerieth selbst in Gefangenschaft. Nun schloß der Erzbischof noch ein Bündniß mit dem Fürsten von Anhalt; vereint zogen dieselben plündernd und verwüstend in der Gegend von Brandenburg umher. Am schrecklichsten erging es der armen Stadt Rathenow: durch Verrath kam dieselbe in die Hände des Fürsten von Anhalt, welcher sein rohes Kriegsvolk ungezügelt rauben, morden und alle thierische Wuth und Leidenschaft üben ließ. Als die Bürger ihm schon den Huldigungseid geleistet, gebot er ihnen, die Panzer wieder anzulegen, um dem Erzbischof entgegen zu ziehen. Kaum aber hatten die wehrhaften Bürger die Stadt verlassen, so befahl der unmenschliche Fürst, die zurückgebliebenen Weiber, Greise und Kinder aus den Häusern und aus den Thoren der Stadt zu jagen, und so mußten die Unglücklichen, mitten im Winter, ohne alles Hab und Gut ihren Heerd verlassen und am Bettelstab in die Fremde wandern. Was in der Stadt noch zu plündern war, wurde fortgeschafft, die räuberischen Horden aber setzten sich dort fest, um von da aus das Land rings herum weiter zu verheeren.

Nachdem der Greuel nur allzuviel schon verübt worden, vereinigten sich die Städte der Mittelmark zu einem Schutzbündniß und vergalten dem Erzbischof ihrerseits durch Einfälle in das Magdeburgische die Unbill, die sie von ihm erfahren hatten. Einen Augenblick schien es, als sollten die schwer Heimgesuchten bei einer kräftigen Obrigkeit selbst wieder Schutz erhalten, da der ehrenwerthe Markgraf Wilhelm von Meißen als Statthalter in den Marken eingesetzt wurde (1396). Er verband sich mit mehreren benachbarten Fürsten und besonders mit Lübeck und den übrigen Hansastädten, um die Raubburgen zu zerstören und die Sicherheit der Grenzen wieder herzustellen, aber nur zu bald legte er sein Amt nieder und an seine Stelle trat wieder Lippold von Bredow, kurz darauf dessen Schwiegersohn, Hans von Quitzow (1400).

Die Quitzows. — Der Name der Quitzows ist einer der verrufensten in der brandenburgischen Geschichte; denn in jener Zeit der Schmach und der Zerrüttung war es vor allen anderen Geschlechtern das der Quitzows, auf welche das Volk mit Zittern und Schrecken blicken mußte. Unter allen Raubrittern waren keine so verwegen und frech, wie diese, keine übten das Raubhandwerk in so großem Maaßstabe aus. Die beiden Brüder Hans und Dietrich von Quitzow waren die Söhne eines geachteten Ritters Kuno von Quitzow auf Quitzhöfel in der Altmark. Hans heirathete die Tochter des Statthalters Lippold

Digitized by Google

von Bredow und erhielt dabei die Burg Plauen bei Brandenburg, bald darauf das Statthalteramt. Er, wie sein Bruder Dietrich, war von wildem, rohem Wesen, ein Feind ruhigen, friedlichen Lebens, ein Verächter der Bürger und Bauern und zu jeder Gewaltthat bereit, um seine Macht und seinen Reichthum zu vermehren. Seine Landesverwaltung begann er damit, daß er im Bunde mit den magdeburgischen Raubrittern in die Feldmarken der Stadt Brandenburg einfiel und große Viehheerden räuberisch forttrieb. Als das Land über eine solche Statthalterschaft bei Jobst Klage führte, kam dieser nach der Mark, setzte Hans von Quitzow ab und machte an seiner Statt die Herzöge von Mecklenburg zu Landeshauptleuten. Da verbanden sich die Quitzows mit den Herzögen von Pommern und Ruppin und begannen ungehindert neue Raubzüge in den Marken. Im Sturme wurde die Stadt Straußberg erobert, ein Theil der Bürgerschaft daraus vertrieben und bis in die Nähe von Berlin verbreiteten die räuberischen Schaaren Schrecken und Jammer. Auch die magdeburgischen Ritter fielen wiederum in das Land ein, aber ein tapferer Ritter, von Manteuffel, stellte sich an die Spitze der Bürger Brandenburgs und schlug sie nach blutigem Kampfe aus dem Lande heraus. Um dem verwegenen Treiben der Quitzows Einhalt zu thun, ernannte Jobst den Grafen Günther von Schwarzburg, einen ehrenwerthen, wohlgesinnten Mann, zum Statthalter, aber die Quitzows gaben demselben von vorn herein auf die frechste Weise zu verstehen, wie wenig sie sich vor ihm fürchteten; denn als der neue Statthalter eben heranzog und bei Tangermünde über die Elbe setzte, erwartete ihn Dietrich mit einer Raubschaar in einem Versteck, nahm vor seinen eigenen Augen sein ganzes Gepäck fort und ritt hohnlachend davon. Als Günther sein undankbares Amt, in welchem ihn Jobst nicht unterstützte, bald darauf wieder niedergelegt hatte, waren die Quitzows und ihre übermüthigen Genossen vollends die Herren im Lande. Ungehindert zogen sie mit ihren Schaaren umher, plünderten und brandschatzten Alle, welche sich nicht mit ihnen durch freiwillige Geldopfer abfinden wollten. Viele Städte demüthigten sich ohne Widerstand unter ihrer Herrschaft und thaten ihnen sogar alle Ehre an. In Berlin gab man ihnen große Festlichkeiten, wobei, wie eine Chronik erzählt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel, und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, gewesen. Abends geleitete man die Gäste mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenbezeugungen nach Hause." Natürlich mußten die Städte ihren in solcher Art verehrten Freunden und Beschützern außer den Schmausereien auch reiche Geldgeschenke machen. — So weit ging der

Digitized by Google

freche Uebermuth der Quitzows, daß, als Herzog Jobst wieder einmal selbst in der Mark war und den Herzog Johann von Mecklenburg unter sicherem Geleit auf sein Fürstenwort nach Berlin kommen ließ, die Ritter Hans und Dietrich denselben bei Liebenwalde überfielen und gefangen nach ihrem Schloß Plauen schleppten. Jobst war so ehrvergessen, daß er, statt sie dafür zu züchtigen, die Beute mit ihnen theilte. Die Quitzows wußten seine ewige Geldnoth zu benutzen und durch Bewilligung reichlicher Abgaben von ihrem räuberischen Verdienst seine Gunst zu gewinnen, so daß sie seinethalben ungestört ihr Unwesen forttreiben konnten. Herzog Johann von Mecklenburg versuchte nun mit Hülfe eines Bäckers von Brandenburg aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen. Schon war er über das Eis der Elbe gegangen. Aber Hans von Quitzow entdeckte die Flucht, ließ eiligst seine Leute zu Pferde steigen und jagte mit ihnen und den losgemachten Hunden der Spur des Flüchtlings nach, den sie vor Frost halb erstarrt in den Kerker zurückbrachten. Die Bürger von Brandenburg hatten versucht, sich den wilden Schaaren entgegenzusetzen, aber Hans fiel über sie her: mehrere wurden erschlagen, eine große Anzahl gefangen fortgeführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben. Erst als Hans von Quitzow selbst bei einem neuen Raubzuge in die Hände der Mecklenburger gefallen war, erhielt um den Preis seiner Loslassung auch Herzog Johann die Freiheit wieder. Im ganzen Lande schalteten die Quitzows mit verwegener Willkür. Niemand wagte mehr ihnen entgegenzutreten; von ihren vier und zwanzig Burgen aus hielten sie Alles in Furcht und Gehorsam. Nicht nur zahlreiche Städte und Adelsfamilien der Mark, sondern selbst in den benachbarten Ländern zahlten ihnen reiche Abgaben, um vor ihren Anfällen gesichert zu sein.

Die Noth der unglücklichen Mark war aufs Höchste gestiegen; überall zeigten die Städte und Fluren die traurigen Wahrzeichen der langen Verwüstung. Ganze Dörfer lagen zerstört da, die Felder unbebaut, weil man das Vertrauen nicht hegen konnte, die Früchte der Arbeit reifen zu sehen, ohne daß die Rosse der wilden Raubritter sie zerträten. Zugleich übte dieser rechtlose Zustand den traurigsten Einfluß auf die allgemeinen Sitten. Da die Hohen und Vornehmen das Beispiel der Rohheit, der Ungerechtigkeit und der Gottlosigkeit gaben, so ging nur allzuschnell auch aller bessere Sinn im ganzen Volke unter. Sittenlosigkeit und liederliches Leben griffen um sich, und selbst die Schüler zogen unter dem Namen „Bacchanter“ mit wildem Treiben im Lande umher. Die Geistlichkeit that solcher Versunkenheit keinen Einhalt; wie hätte dies auch geschehen können, da der Oberhirt selbst, der Magdeburgische Erzbischof,

Digitized by Google

es nicht verschmähete, in Gemeinschaft mit den Quitzows seinen eigenen Untergebenen, den Bischof von Brandenburg, zu befehden!

Erst nach Jobst's Tode sollten die tief zerrütteten Marken durch einen kräftigen und weisen Mann Hülfe finden, welcher jetzt das Ruder der Verwaltung in die Hände nahm. Markgraf Jobst starb im Jahre 1411; Sigismund, der inzwischen Kaiser von Deutschland geworden war, nahm die Marken wieder für sich in Besitz, und zu ihrer Regierung sandte er den Ständen, wie er sich ausdrückte, „einen seiner treuesten und weisesten Räthe, der an seiner Statt das Land in Ruhe und Ordnung bringen würde."

Dieser Friedensbote war kein anderer, als **Friedrich von Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg**. Nach langer Zeit trüben und kalten Nebels steigt die Sonne der Hohenzollern an Brandenburgs Horizont auf, an deren Strahlen das viel geprüfte Land schnell erwarmte und mit verjüngter Kraft der Erfüllung seiner großen Bestimmung entgegenging.

Zweites Buch.

Geschichte Brandenburgs vom Beginn der Regierung der Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten. (1415—1640.)

7. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erwirbt die Mark.

Die Hohenzollern und die Burggrafen von Nürnberg. In dem schönen Schwabenlande, in den Gefilden zwischen der Donau und dem Neckar, liegt auf einem 800 Fuß hohen Felsen ein zerfallenes Bergschloß die Stammburg der Grafen von Hohenzollern, die schon früh im Mittelalter einen geehrten Namen hatten*). In welcher Weise die preußischen Hohenzollern von den schwäbischen Grafen gleichen Namens abstammen, läßt sich nicht mehr mit voller Gewißheit feststellen; ein Zweig des alten hohenzollernschen Hauses aber war nach Franken in Mittel-Deutschland verpflanzt worden und erscheint im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts als Burggrafen von Nürnberg; von dort ist Brandenburgs glorreiche Fürstenlinie ausgegangen.

In Franken waren schon seit dem elften Jahrhundert keine eigentlichen Herzöge, welche das ganze Land zu Lehen gehabt hätten, sondern außer dem Bischof von Würzburg befanden sich dort viele kleinere geistliche und weltliche Landesherren in unmittelbarer Abhängigkeit vom deutschen Reich. In der Gegend von Nürnberg aber lagen viele Reichs- und Hausgüter der hohenstaufischen Kaiser, und über dieselben waren die Burggrafen von Nürnberg als höchste kaiserliche Beamte gesetzt. Sie hatten den Oberbefehl über die Kriegsmannschaften in dem ihnen zugewiesenen Bezirk, sowie die Leitung der Gerichtsbarkeit; ihre Würde war ursprünglich nicht erblich, und es stand ihnen keine eigent-

*) Erst vor wenigen Jahren (1850) ist das Land und die ehrwürdige Burg, in welcher das preußische Fürstenhaus die Wiege seines erlauchten Geschlechts erkennt, mit Preußen vereinigt worden.

Digitized by Google

liche Landeshoheit, wie den Fürsten des Reichs, zu; die Burggrafen von Nürnberg wußten jedoch theils durch ausgezeichnete Dienste, theils durch Erwerbung großen Hausbesitzes ihre Stellung bald zu erhöhen. Sie brachten durch Kauf, Erbschaft und Vertrag, sowie durch kaiserliche Geschenke beträchtliche Güter nicht nur im Frankenlande, sondern auch im Oesterreichischen, in Burgund und Kärnthen an sich, — vorzüglich aber zeichneten sie sich durch die erfolgreichste Thätigkeit und umsichtige Verwaltung in dem ihnen anvertrauten Lande, sowie durch den Beistand aus, welchen sie Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau und Heinrich von Luxemburg bei deren Wahl zu deutschen Königen leisteten. Schon Rudolph von Habsburg ertheilte zum Dank dem Burggrafen von Nürnberg einen Lehnbrief, in welchem er demselben die Erblichkeit in seiner Würde zuerkannte. Später trug vor Allem der Burggraf Friedrich V. zur Erhöhung des Ansehens und der Größe seines Hauses bei; mittelst der hohen Gunst, welche er bei dem Kaiser Karl IV. genoß, gelang es ihm, nicht nur seine Besitzungen ungemein zu erweitern, sondern er wurde auch in den Rang der deutschen Reichsfürsten erhoben. In einer Urkunde, mit welcher ihn der Kaiser im Jahre 1363 beschenkte, erklärte derselbe „nach Rath der Fürsten, Grafen, Herren und Großen des Reichs, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg auf ewig aller, den erlauchten Fürsten des heiligen römischen Reichs zustehenden Gerechtsame, Würden, Freiheiten und Ehren sich bedienen und genießen solle, in Gerichten und allen anderen Sachen und Geschäften," u. s. w. Außerdem verlieh der Kaiser den Burggrafen den alleinigen Besitz aller Bergwerke in ihrem Gebiet, was für die betriebsamen Hohenzollern bald eine Quelle des größten Reichthums wurde, indem sie immer neue Bergwerke öffneten, aus welchen eine Fülle edlen Erzes zu Tage kam. Es ist dies besonders deshalb von großer Wichtigkeit, weil die Burggrafen eben hierdurch die Mittel gewannen, um später dem Kaiser die beträchtlichen Geldvorschüsse zu machen, für welche ihnen dann, wie wir sehen werden, die Mark Brandenburg verpfändet und zuletzt abgetreten wurde. Bei dem Tode Friedrich's V. war seine Hausmacht bereits so bedeutend angewachsen, daß er sein Erbe theilte: sein Sohn Johann erhielt das Land auf dem Gebirge, das Fürstenthum Baireuth, Friedrich VI. dagegen das Land unterhalb des Gebirges oder das Fürstenthum Anspach.

Burggraf Friedrich, Statthalter in der Mark. Friedrich VI. war es vorbehalten, die hohenzollernschen Burggrafen auf eine noch glorreichere Bahn einzuführen, und selten war ein Fürst durch wahr-

Digitized by Google

haft innere Tüchtigkeit eines hohen Berufs so würdig, wie er. Er war ein Mann von seltener Begabtheit und hatte nichts verabsäumt, um die ihm verliehenen Kräfte in jeder Richtung trefflich auszubilden. Durch sorgfältige Studien und durch den Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit hatte er umfangreiche Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens erworben, besonders war er des Rechts sehr kundig und sprach die lateinische, französische und italienische Sprache mit großer Fertigkeit. Dabei war er in allen ritterlichen Künsten geübt und stand an Kraft und Muth hinter Keinem zurück. Alle diese Gaben und Talente wußte er mit seinem durchdringenden Verstande und mit seltener Besonnenheit und Mäßigung zu gebrauchen: mit Ruhe, Umsicht und weiser Ueberlegung berieth er alle seine Pläne und führte sie dann mit fester Willenskraft durch. Die Zuneigung seiner Unterthanen gewann er durch ächte, biedere Herzlichkeit und Leutseligkeit; dazu war er mildthätig und freigebig, hütete sich aber, seine reichen Mittel etwa durch Verschwendung zu zersplittern. Friedrich's Bestreben war, wie das der meisten bedeutenden Fürsten jener Zeit, darauf gerichtet, die Macht seines Hauses zu vermehren: aber im Gegensatz zu Karl IV. und anderen Zeitgenossen gebrauchte Friedrich zur Erreichung dieses Zwecks nicht die Mittel der Arglist und heimlichen Schlauheit, sondern auf offenem, ehrlichem Wege verfolgte er sein Ziel, und darum geschah es, daß, während das Werk des weltklugen Luxemburgers nach ihm zerfiel und sein Geschlecht ruhmlos dahinsank, auf Friedrich's Bestrebungen dagegen reicher Segen für die kommenden Geschlechter ruhte.

Wie Friedrich's Vater mit Kaiser Karl IV. in genauer Verbindung gestanden hatte, so hielt er sich auch in großer Treue und Ergebenheit an Sigismund. Dieser hatte ihm vor Allem auch seine Erwählung zum Kaiser zu danken; denn der Klugheit und dem Eifer des Burggrafen gelang es nach großen Anstrengungen, die widerstrebenden Kurfürsten von Mainz und Köln mit für Sigismund zu gewinnen. Schon vorher hatte Friedrich demselben erhebliche Dienste durch große Geldvorschüsse geleistet; zu einer alten Schuld von hunderttausend Goldgulden kamen jetzt noch weitere Summen hinzu, und dem Kaiser war es daher willkommen, als sich eine Gelegenheit darbot, dem Burggrafen seine Erkenntlichkeit für alle diese Dienste zu beweisen. Schon längst hatte Friedrich gewünscht, daß ihm die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg übertragen würde: mit Freuden kam Sigismund seinem Wunsche entgegen. In einer zu Ofen in Ungarn im Jahre 1411 vollzogenen Urkunde sagt der Kaiser: „da uns die göttliche Vorsehung außer den Mühen und Sorgen der Regierung unserer Lande auch noch

Digitized by Google

die Sorge und Verwaltung des heiligen römischen Reichs übertragen, so thut es wohl noth, daß wir uns Gehülfen erwählen und unsere und des Reiches Fürsten berufen, damit sie den Landen vorstehen, denen wir selbst nicht vorstehen können." „Insbesondere", heißt es dann, „liege ihm die Wohlfahrt der Mark Brandenburg am Herzen, seines väterlichen Erbes, dessen Herrschaft ihm zuerst zugefallen, und es habe ihm deshalb nothwendig geschienen, diesem Lande einen Verweser zu geben, der an seiner Statt dasselbe klüglich zu beherrschen und zu beschützen wisse, weil nur auf solche Weise zu hoffen sei, daß der Zustand der Mark und ihrer Bewohner verbessert werden könne. Deshalb, nach reiflicher Ueberzeugung und in Betracht der unbefleckten und beständigen Liebe und Treue, und der verschiedenen und bewährten Verdienste, welche der hochgeborne Fürst, Burggraf Friedrich von Nürnberg, sein geliebter Vetter, Fürst und Rath ihm vielfältig treu und eifrig erwiesen, und noch erweise, und in der Hoffnung, daß seine Klugheit und Rechtschaffenheit sich am meisten dazu eigne, um mit Gottes Hülfe die Mark aus ihrer jammervollen Lage zu erretten und sie zu ihrem früheren Wohlstande zurückzuführen — übergebe und überlasse er demselben, mit Beirath seiner Edeln und Getreuen die gedachte Mark Brandenburg und verordne ihn zu einem obersten Hauptmann, Verweser und Statthalter des gesammten Landes, in der Art, daß ihm und seinen Erben alle und jede Einkünfte, Gerechtsame und Befugnisse eines wirklichen Landesherren vollkommen zustehen sollten; — nur allein die auf dem Lande haftende Würde eines Kurfürsten und Erzkämmerers behalte er sich und seinen Erben vor. Ueberdies verschreibe er dem genannten Fürsten hiermit feierlich die Summe von einhunderttausend ungarischen Goldgulden, theils um ihn für die Kosten schadlos zu halten, die auf die Verbesserung des Zustandes der Mark zu verwenden seien, theils aus Erkenntlichkeit für seine getreuen Dienste, so wie als Aufmunterung zu fernerer Ergebenheit und Dienstwilligkeit, und weise dieselben auf die Burgen, Städte und Dörfer des Landes an, doch mit dem Vorbehalt, daß sowohl er, als seine Erben die Mark Brandenburg durch Erlegung der genannten Summe wieder einzulösen und an sich zu bringen befugt sein sollten. Endlich fordere er alle Vasallen, Bürger und Unterthanen der Mark ernstlich und bei Androhung seines schwersten Unwillens auf, dem erlauchten Fürsten Friedrich und seinen Erben hold, treu und gewärtig zu sein und ihnen den Eid der Treue unweigerlich zu leisten."

Im Juni 1412 begab sich Friedrich in die Mark, versammelte zu Brandenburg die Stände und verlangte die ihm gebührende Huldigung.

Digitized

Die Meisten leisteten ohne Widerspruch dem Burggrafen und seinen Erben „eine rechte Huldigung zu seinem Gelde", (d. h. auf so lange, als er nicht für das geliehene Geld abgefunden sei), wogegen sie dem Sigismund und seinen Erben „die rechte Erbhuldigung" vorbehielten und von Neuem gelobten.

Die Quitzows und die faule Grete. Nur die Ritter des Havellandes, Hans und Dietrich von Quitzow an der Spitze, verweigerten dem Burggrafen den Eid. Sie beriefen sich darauf, wie bei der Vereinigung der Mark mit Böhmen ausdrücklich festgesetzt worden, daß die Mark niemals wieder verkauft oder verpfändet werden sollte, und wie den Unterthanen für den Fall, daß dies doch geschehe, die Befugniß urkundlich ertheilt worden sei, den Gehorsam zu verweigern und sich an den jedesmaligen König von Böhmen zu halten. Es ist leicht einzusehen, daß dies für Männer wie die Quitzows nur ein Vorwand, nicht der eigentliche Grund ihres Widerstandes war: sie schoben jetzt den König von Böhmen vor, weil sie unter der böhmischen Herrschaft bisher ihre Willkür und Gewaltthätigkeit frei und ungestraft hatten ausüben können, wogegen sie von Friedrich's kräftiger Hand ein baldiges Ende für ihr gottloses Treiben befürchten mußten. Auch in Franken hatte er die Macht der Raubritter mit eiserner Strenge zu brechen und zu vernichten gewußt, ein Gleiches stand den Peinigern der Mark bevor; deshalb sträubten sie sich gegen Friedrich's Anerkennung und wußten durch den Schein des guten Rechts eine Anzahl anderer Adeliger mit sich fortzureißen. Einige wurden durch die Ueberredungsgabe des Abts Heinrich Stich von Lehnin zu besserer Ueberlegung gebracht; die Quitzows aber, der Ritter Gans, Edler zu Puttlitz, Wichard von Rochow, Achim von Bredow u. A. blieben hartnäckig. Vergeblich wandte Friedrich zuerst alle Mittel der freundlichen Verhandlung an, vergeblich erwies er sogar den Quitzows rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, sie trotzten seiner Zurede, wie seinen Drohungen und prahlten: „wenn es ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, so wollten sie diese in der Mark doch nicht aufkommen lassen". Verächtlich nannten sie Friedrich den Tand von Nürnberg. Doch sehr bald sollten sie nachdrücklich erfahren, daß mit diesem „Tand" nicht zu spielen war. Zwar verbanden sie sich mit den Herzögen von Pommern, welche auf Friedrich's Erhebung eifersüchtig waren und die Uckermark nicht herausgeben wollten, und es gelang ihnen zuerst, die in der Eile zusammengebrachten Schaaren des neuen Statthalters in offener Schlacht am Cremmer-Damme zu besiegen. Nun aber rüstete sich Friedrich mit aller Kraft, um den Widerstand seiner Feinde zu brechen: aus Franken führte ihm seine Gattin Elisabeth Kriegsvolk

Digitized by Google

herbei, in der Mark rief er gleichfalls Truppen zusammen, verband sich mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Herzögen von Mecklenburg, Anhalt und Anderen, welche durch der Quitzows zügelloses Schalten längst gereizt waren, gegen die Herzöge von Pommern aber wirkte er die Reichsacht aus, was dieselben vermochte, von ihrem Widerstand abzulassen. Durch sein mildes, freundliches und gerechtes Wesen hatte sich der Burggraf bereits viele treue Anhänger in den Marken erworben, welche ihm gern Beistand leisteten, als er jetzt mit seinen Bundesgenossen zur Bekämpfung der Quitzows auszog. Dieselben wurden in ihren Burgen selbst belagert, und so tapfer sie sich mit ihren wohlgeübten Kriegsschaaren wehrten, so fiel doch eine der Burgen nach der anderen. Der Burggraf hatte von dem Landgraf von Thüringen eine gewaltige Donnerbüchse geliehen, welche vierundzwanzigpfündige Kugeln schoß. Wegen ihrer Schwere, und weil sie nur langsam fortbewegt werden konnte, wurde sie von den Vorspannbauern die faule Grete genannt. Sie wurde vor den festesten Burgen Friesack und Plauen aufgepflanzt, und ihren Geschossen gelang es, die vierzehn Fuß starken Mauern zu zerstören. Als die Ritter einsahen, daß ihre Gegenwehr vergeblich war, suchten die Quitzows zu entfliehen. Dietrich entkam und fand später bei neuen Raubthaten einen elenden Tod; Hans wurde von den Leuten des Erzbischofs gefangen genommen und nach Kalbe in strengen Gewahrsam gebracht. Der Vertheidiger von Plauen, Wichard von Rochow, ergab sich Friedrich: er erschien mit allen seinen Leuten vor ihm, die Männer mit Stricken um den Hals, die Frauen in Bußgewändern, sie Alle fielen dem Sieger zu Füßen. Er ließ ihnen Gnade widerfahren und gab dem Ritter sein väterliches Stammerbe zurück.

Nachdem die Anstifter der Empörung unschädlich gemacht waren, unterwarf sich der ganze Adel des Havellands. Friedrich stellte keine harten Bedingungen, und es gelang ihm, durch Milde, wie durch das Schwert, den Frieden in der Mark in kurzer Zeit wieder herzustellen. Das ganze Land empfand bald die Wohlthat des neu beginnenden Regiments; denn, befreit von der Willkürgewalt der Quitzows und ihrer Genossen, lebte der Verkehr in Städten und Dörfern wieder auf, und man durfte sich mit neu erwachender Zuversicht freundlicheren Hoffnungen für die Zukunft hingeben. Schon begann die Liebe zu dem hohenzollernschen Fürsten in dem Volke immer mehr Wurzel zu schlagen; bald sollten die Geschicke Beider dauernd mit einander verknüpft werden.

Friedrich wird Kurfürst von Brandenburg. Des Burggrafen königlicher Freund, Sigismund, hatte von Neuem und immer wieder seine Hülfe in Anspruch genommen; erfolglose Kriege in Italien, sowie

die kirchlichen Streitigkeiten, welche der Kaiser endlich auf dem lang ersehnten, nach Kostnitz berufenen allgemeinen Kirchenconcil zu erledigen hoffte, hatten ihn in neue große Geldverlegenheiten gestürzt. Friedrich's immer gefüllte Kasse stand ihm hier wiederum zur Verfügung: schon kurz vorher hatte ihm derselbe abermals 50,000 Goldgulden geliehen, jetzt brauchte der Kaiser, um in Kostnitz mit gebührendem Aufwand erscheinen zu können, die beträchtliche Summe von 250,000 Goldgulden. Der Burggraf erklärte sich bereit, auch diesem neuen und großen Bedürfniß zu genügen, doch äußerte er das Verlangen, daß der Kaiser dagegen die Mark Brandenburg, in welcher er bis dahin nur als erblicher Statthalter angesetzt war, ihm und seinen Nachkommen als erbliches Eigenthum nebst der Kurwürde überlassen möchte. Sigismund verstand sich gern hierzu, um den nützlichen Freund noch fester mit sich zu verbinden, und am 30. April **1415** wurde in des Kaisers Wohnung zu Kostnitz vor den versammelten Kurfürsten die urkundliche Erklärung verlesen, nach welcher Sigismund das Markgrafthum Brandenburg nebst der Würde als Erzkämmerer und Kurfürst des heiligen römischen Reichs dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und dessen Erben feierlich und förmlich übertrug, „weil es dem Kaiser gezieme, dafür zu sorgen, daß die Zahl der Kurfürsten vollständig erhalten werde, und weil es die Billigkeit erfordere, den Burggrafen für seine ausgezeichneten Bemühungen zu belohnen und für die Kosten zu entschädigen, die er auf die Beruhigung der Mark bereits verwendet habe". An die Stände der Mark wurden kaiserliche Gebotsbriefe erlassen, in welchen sie des dem luxemburgischen Hause geschworenen Eides entbunden und nun auch mit ihrer Erbhuldigung an den Kurfürsten Friedrich gewiesen wurden.

Dieser blieb vorläufig noch in Kostnitz, um dem Kaiser mit seinem weisen und hochgeachteten Rath zur Seite zu stehen, und nahm dort alsbald seinen Sitz unter den Kurfürsten des Reichs. Im December aber begab er sich, von einem Gesandten des römischen Königs begleitet, nach Berlin, um die Erbhuldigung entgegenzunehmen. Feierlich zog er ein und versammelte die Stände in dem damaligen Schloß, dem sogenannten „hohen Hause" (welches in der Klosterstraße stand, wo sich jetzt das sogenannte Lagerhaus befindet). Fast ohne jede Weigerung erfolgte die Erbhuldigung, welcher der edle Kurfürst die völlige Begnadigung vieler seiner früheren Widersacher, selbst Hans von Quitzow's, folgen ließ.

Sigismund hatte bei der Abtretung des Kurfürstenthums noch den Vorbehalt gemacht, dasselbe gegen Entrichtung seiner Schulden zurückkaufen zu dürfen; im nächsten Jahre aber entsagte er auf Friedrich's

Digitized by Google

Wunsch auch diesem Vorbehalt. Nun zog der Kurfürst mit großer fürstlicher Pracht und in Begleitung seiner vornehmsten Vasallen aus Franken und der Mark am Anfange des Jahres 1417 wiederum in Kostnitz ein, um dort die feierliche Belehnung zu erhalten. Auf offenem Markte war für Sigismund der kaiserliche Thron errichtet; dort erschien er in dem ganzen Schmuck seiner erhabenen Würde, umgeben von den Fürsten des Reichs und von den vornehmsten Prälaten, welche in Kostnitz versammelt waren. Der Markgraf Friedrich aber ritt auf stolzem Rosse an der Spitze seines glänzenden Gefolges unter dem Klange jubelnder Festmusik heran, vor ihm her zwei Ritter in prächtiger Rüstung mit den Bannern von Brandenburg und von Hohenzollern. Als er sich dem Throne des Reichsoberhauptes genähert, stieg er vom Pferde, kniete an den Stufen des Thrones nieder und bat den Kaiser um die Belehnung. Sigismund neigte zustimmend sein Haupt, und der Kanzler des Reichs verlas mit lauter Stimme den Lehnsbrief. Der Kurfürst aber, mit der Hand das Evangelium berührend, schwur den Lehnseid und erhielt nun aus der Rechten des Kaisers die Banner von Brandenburg und Hohenzollern zum Zeichen der Belehnung.

So war das Kurfürstenthum Brandenburg unwiderruflich an die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern gekommen, zur Ehre und zum Ruhme des erlauchten Geschlechts und zum dauernden Heil des brandenburgischen Volkes.

8. Friedrich I. als Kurfürst von Brandenburg.

Der neue Kurfürst von Brandenburg war unstreitig einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, sowie des ganzen Mittelalters, ausgezeichnet besonders durch die klare Einsicht, womit er die gesammten Verhältnisse der Zeit überblickte, und durch den Geist der Weisheit und Mäßigung, welchen er in der Behandlung aller Dinge geltend machte. In ihm, dem Stifter des großen preußischen Herrscherhauses, sehen wir zugleich auch den lebendigen Inbegriff der trefflichen Eigenschaften, durch welche die hohenzollernschen Fürsten von Geschlecht zu Geschlecht ausgezeichnet waren; er war nicht blos ein tapferer und angesehener Kriegsmann, sondern viel mehr noch in allen ehrenhaften Künsten des Friedens und weisen Regiments hoch erfahren, voll ächter Gottesfurcht und wahrer Liebe zu seinem Volk.

Seine Regierung fiel freilich in eine Zeit, wo religiöse und politische Wirren ihm nicht gestatteten, mit voller Freiheit nur für das Wohl der ihm anvertrauten Staaten zu sorgen: er wurde durch die Verhältnisse

Digitized by Google

im deutschen Reich vielfach auf einen fremden Schauplatz der Thätigkeit abgezogen. Die Kämpfe Sigismund's mit den Hussiten waren es, welche auch Friedrich während des größten Theils seiner Regierungszeit in Anspruch nahmen. Hätten die Fürsten der christlichen Staaten, welche in Kostnitz versammelt waren, um die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen, den Rath des Kurfürsten befolgt, so wäre es zu den späteren blutigen Wirren nicht gekommen. Friedrich hatte dem Kaiser unter Berufung auf deutsche Treue und Ehre dringend gerathen, dem böhmischen Reformator Huß das ihm versprochene freie Geleit nicht zu brechen und in seine Verbrennung nicht zu willigen; nicht minder hatte er auch für die Reformation der Kirche durch das Concil seine Stimme mit Kraft und edler Freimüthigkeit erhoben. Aber sein Wort vermochte gegen die römische Partei nicht durchzudringen, welche Huß zum Ketzertode führte und die Kirchenreform zu vereiteln wußte.

Als nun die Anhänger des verbrannten Reformators sich gegen die böhmischen Fürsten empörten und nach König Wenzel's Tode den Sigismund als Herrn nicht anerkennen wollten, da war es wiederum der Kurfürst Friedrich, welcher dem Kaiser zur Milde und Versöhnung rieth. Noch war ein Theil der Hussiten, die Calixtiner, geneigt, sich zu unterwerfen, wenn man ihnen die Freiheit ihres Glaubens und besonders den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahl lassen wollte. Friedrich rieth deshalb, das Weltliche nicht mit dem Geistlichen zu vermischen und die Böhmen nicht durch schroffe Verwerfung ihrer Glaubensforderungen zurückzustoßen. Erst sollte Sigismund Böhmen für sich gewinnen, die Ordnung der dortigen Kirchenangelegenheiten aber einem späteren Concil überlassen. Aber auch jetzt wurden diese weisen Rathschläge von den Geistlichen in Sigismund's Umgebung verachtet und der Weg der Strenge gegen die Böhmen betreten. Die jahrelangen, schrecklichen Hussitenkriege und die Verwüstungen, von welchen die deutsche Geschichte nähere Kunde giebt, waren die Folgen dieses Verfahrens.

Die Hussitenkriege. Wiewohl der Kurfürst wiederholt und immer wieder den Weg der Milde empfohlen hatte, so blieb er doch seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser getreu, als der Reichskrieg gegen die Hussiten einmal beschlossen war. Zwar hatte er selbst mit Mecklenburg und Pommern um die Priegnitz und die Uckermark, sowie mit den baierschen Herzögen, welche ihn um seine wachsende Macht beneideten, fast unaufhörlich zu kämpfen, aber nichtsdestoweniger hielt er das Versprechen, welches er Sigismund bei der Belehnung mit der Mark hatte leisten müssen, und schon bei dem ersten Feldzuge gegen die Hussiten (1420) führte er dem Kaiser seine brandenburgischen und fränkischen Schaaren

Digitized by

zu Hülfe. Er hatte freilich nur ein geringes Vertrauen zu der Kraft des kaiserlichen Heeres; denn während die Hussiten von Begeisterung für ihren Glauben erfüllt und unter kühnen, einsichtsvollen Anführern, wie Johann Ziska, Procop dem Großen und dem Kleinen, voll Siegesmuths und kräftiger Zuversicht in den Kampf zogen, herrschte in dem Reichsheer, welches mit Mühe zusammengebracht war, nur ein lauer, matter Sinn und gegenseitige Eifersucht der Fürsten, und es mangelte durchaus an einer kräftigen, entschiedenen Leitung des Ganzen. Dies erkannte Friedrich sehr wohl und rieth dem Kaiser noch einmal, die ihm von den Pragern angebotenen Vertragsbedingungen anzunehmen, aber auch dies Mal drang er nicht durch. Wie er gefürchtet, so kam es nun. Das Reichsheer wurde bald so hart bedrängt, daß es in eine schmachvolle Auflösung verfiel. Durch die ersten Erfolge stieg natürlich die Begeisterung und der Muth der Hussiten. Vergeblich zog Kaiser Sigismund zum zweiten Male nach Böhmen; sein Heer ging auf die Nachricht von Ziska's Ankunft in wilder Flucht auseinander. Er beschloß nun, die ganze Reichsmacht zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei aufzubieten, und der Kurfürst Friedrich wurde von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann ausersehen. „Das Reich wende sich, wie verkündigt wurde, in seiner Bedrängniß an ihn, dessen großer Verstand, Tapferkeit und Mannhaftigkeit allgemein bekannt und berühmt seien.“ Friedrich verkannte auch damals nicht die geringen Aussichten des gehässigen Feldzugs, aber er war gewohnt, seine Pflichten gegen Kaiser und Reich treu zu erfüllen und mochte überdies hoffen, als oberster Feldherr das Werk des Friedens, welches er immer vergeblich empfohlen hatte, leichter fördern zu können. Doch wurde auch mit diesem Feldzug nichts Entscheidendes erreicht, da sich nur wenige der Reichsfürsten mit ihren Mannschaften einstellten.

Immer größer wurden die Drangsale, welche die Hussiten von Böhmen aus verbreiteten. Während Ziska sich darauf beschränkt hatte, ihre Herrschaft in Böhmen selbst zu befestigen, fielen sie nach seinem Tode unter verschiedenen Anführern in die benachbarten Länder ein, besonders um sich an den Fürsten zu rächen, welche mit dem Kaiser gegen sie ausgezogen waren. So wurde auch die Mark Brandenburg von ihren Schaaren bedroht, und der Kurfürst ließ bei Zeiten mehrere Städte, wie Berlin, Bernau u. a., befestigen und mit starken Besatzungen ausrüsten. So weit war es gekommen, daß man sich, um die Einfälle der Hussiten abzuhalten, durch große Summen, welche durch eine besondere Steuer, den „Ketzergroschen“, aufgebracht wurden, bei ihnen loszukaufen suchte.

Digitized by Google

Noch einmal wurde die Reichsmacht gegen die Glaubensstreiter aufgeboten, man gedachte endlich mit einem einzigen Feldzug alle frühere Schmach zu tilgen. Es kam ein Heer von 130,000 Mann zusammen, und Kurfürst Friedrich wurde wiederum zum Oberfeldherrn ernannt und vom päpstlichen Gesandten in der Sebalduskirche zu Nürnberg feierlich zum heiligen Streit eingesegnet. Dort sprach der Legat zu ihm in Ausdrücken, welche deutlich bekunden, in welchem Ruhm und Ansehen der brandenburgische Fürst stand: „Dem Reiche, ja der ganzen Christenheit ist es bekannt, mit welcher Sorgfalt und Treue Friedrich von Brandenburg, der erste unter Deutschlands Helden, die Ruhe des heiligen römischen Reichs zu befördern bemüht gewesen; dieser, sein unvergänglicher Ruhm ist es, der Kaiser und Reich bewegt, ihn zum Haupte eines so mächtigen Heeres zu setzen". Dem Kurfürsten wurde darauf das Schwert überreicht und von Bischöfen umgegürtet. Und doch ruhte Gottes Segen nicht auf den Waffen des Reichs. Das kaiserliche Heer rückte nach Riesenberg in Böhmen vor; aber kaum erscholl die Kunde, daß die Hussiten sich näherten, als ein Theil der Deutschen in Verzagtheit und Verwirrung gerieth und sich unter dem Herzog von Baiern zurückzog. Friedrich stellte das ihm übrig gebliebene Heer in Schlachtordnung auf, aber er vermochte dem Sturm der Taboriten, welche unter Procop dem Aelteren gegen ihn losbrachen, nicht zu widerstehen; denn seinen Truppen entsank der Muth bei dem Anblick des wilden, begeisterten Kriegsvolks, welches mit tobendem Schlachtgesang heranstürmte. Das Reichsheer gerieth nach kurzem Widerstande in eine allgemeine Flucht, das ganze Lager mit 8000 Wagen und 150 Stücken Geschütz fiel in die Hände der Hussiten. Ueber zehntausend Deutsche wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen, eben so viele kamen auf der Flucht um, und selbst der päpstliche Legat, welcher den Zug begleitet hatte, rettete nur mit Mühe sein Leben.

Als der mit so großer Zuversicht begonnene Feldzug wiederum ein so schmachvolles Ende genommen hatte, entstand unter den Fürsten selbst ein heftiger Zwist: die Einen wollten ein neues Heer ausrüsten, Andere neigten sich jetzt zu Unterhandlungen. Kurfürst Friedrich aber drang mit neuer Entschiedenheit auf die Anwendung friedlicher Mittel, indem er unumwunden aussprach, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten".

Die Hussiten in der Mark. Ehe es jedoch zu Verhandlungen kam, sollte des Kurfürsten eigenes Land von den Schaaren des Feindes auf schreckliche Weise heimgesucht werden. Unter Procop's des Großen verwegener Führung brachen die erbitterten Horden theils ins Franken-

Digitized by Google

land, theils durch Meißen und die Lausitz in die Mark selber ein und trugen Schrecken und Verwüstung in die Gegend längs der Oder. Die Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner, wenn sie nicht fliehen konnten, ermordet. Die Städte Lebus, Müncheberg, Straußberg wurden erstürmt und nach fürchterlicher Plünderung zerstört. Alles, was entkommen konnte, rettete sich nach Berlin; dorthin wagte sich Procop nicht, sondern zog von Straußberg nach dem Städtchen Bernau, dessen muthige Vertheidigung in ruhmvollem Gedächtniß geblieben ist. Der Ort war wohl befestigt und zu verzweifeltem Widerstand bereit: Procop schlug vor demselben ein Lager auf und erneuerte täglich den wilden Sturm, den die braven Bürger jedoch tapfer zurückschlugen. Schon waren ihre Kräfte erschöpft, als endlich der Retter herbeieilte. Des Kurfürsten zweiter Sohn Friedrich führte eine schnell gesammelte Schaar tüchtiger Truppen herbei, und die Bernauer, durch diesen Anblick ermuthigt, wagten mit erneuter Kraft einen Ausfall und schlugen die Hussiten in die Flucht. Das Lager derselben fiel den tapferen Bürgern in die Hände, und noch heute zeigt man dem Fremden in der Kirche zu Bernau mit Stolz die Siegeszeichen, welche von den furchtbaren Feinden erbeutet wurden. Markgraf Friedrich aber verfolgte die Hussiten in ihrer Flucht und trieb sie glücklich über die Grenzen der Marken zurück (1432).

Mit Schmerz blickte der Kurfürst auf die verwüsteten Landstrecken, welche langer Jahre des Friedens und Segens bedurften, um sich von der schweren Heimsuchung zu erholen. Um so entschiedener drang er nun auf friedliche Beendigung des langen Streites. In Basel war ein Concil zusammengetreten, welches nochmals die Beilegung der kirchlichen Wirren versuchen sollte; dort erklärte nun Friedrich mit der größten Entschiedenheit, er sei nicht Willens, dem Eigensinn der Geistlichkeit das Wohl seiner Unterthanen zu opfern und werde sich deshalb nöthigenfalls in einem besonderen Frieden mit den Böhmen vertragen. Als in Folge dieser Drohung die Kirchenversammlung beschloß, mit den Hussiten in gütliche Unterhandlung zu treten, drückte der Kurfürst hierüber seine lebhafteste Freude aus, und wußte es nun auch durch seine dringenden Vorstellungen bei den Hussiten dahin zu bringen, daß sie die Kirchenversammlung beschickten, nachdem ihnen gleichfalls durch Friedrich's Vermittelung für ihre Sicherheit nicht nur Geleitsbriefe, sondern auch Geißeln bewilligt worden waren; denn durch das Schicksal ihres Meisters Huß gewarnt, wollten sie auf das bloße Wort der Fürsten sich nicht verlassen. Endlich gelang es nun den unablässigen Bemühungen des weisen Kurfürsten, die sogenannten „Compactaten" zu Stande zu bringen,

Digitized by Google

ein Uebereinkommen, nach welchem die Hussiten wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen wurden. Nach funfzehn Jahren der Zerrüttung und aller Greuel eines fanatischen Krieges wurde die Ruhe in Böhmen nunmehr wieder hergestellt, und Sigismund konnte endlich die Huldigung der böhmischen Stände empfangen. Doch sollte er den Frieden nicht mehr lange genießen, denn er starb schon im folgenden Jahre (1437) in hohem Alter.

Als jetzt die Fürsten des Reichs in Frankfurt zusammentraten, um ein neues Reichsoberhaupt zu erwählen, richteten sich die Blicke vieler unter ihnen auf den alten ehrwürdigen Kurfürsten Friedrich, welcher sich in jeder Beziehung als der Tüchtigste im Reich bewährt hatte, aber er selbst strebte nicht nach der Kaiserkrone. Auch hier hielt er seinem früheren Freunde Sigismund die geschworene Treue und bewirkte durch das Gewicht seiner Empfehlung, daß dessen Schwiegersohn, der brave, ritterliche Albrecht von Oesterreich, den deutschen Thron erhielt (1437). Mit weisen Rathschlägen stand er diesem trefflichen Kaiser während seiner leider nur zweijährigen Regierungszeit zur Seite und richtete besonders auf die Verbesserung der Rechtspflege und auf die Kräftigung der deutschen Kriegsverfassung sein heilsames Streben. Als aber die Böhmen im Verein mit den Polen unter Georg Podiebrad sich wiederum gegen ihren Kaiser erhoben, sandte Friedrich seinen ritterlichen Sohn Albrecht mit tapferen märkischen Kriegsschaaren zu dessen Hülfe.

Friedrich's spätere Jahre und Lebensende. Die schöne Else. So viel auch die Sorgen und Pflichten im deutschen Reiche des Kurfürsten Kraft in Anspruch nahmen, so versäumte er doch nicht, die Feinde seiner eigenen Herrschaft, besonders die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, welche meistens vereint gegen ihn fochten, gebührend zurückzuweisen. Die Pommern hatten, wie bereits erwähnt, während der Unruhen unter der luxemburgischen Herrschaft die Uckermark an sich gebracht und den Quitzow's gegen die neue Regierung reichsverrätherischen Beistand geleistet. Friedrich, welcher die ungetheilte Mark zu Lehen erhalten, war nicht gewillt, den Pommern einen Theil derselben zu überlassen. Nach vielen Kämpfen und verheerenden Ueberfällen gelang es ihm, sich in den Besitz fast der ganzen Uckermark zu setzen: nur einige Städte konnte erst sein Sohn wieder erobern.

Als Friedrich I. am Abend eines vielbewegten und thatenreichen Lebens seine Kraft ermatten fühlte, traf er auf einem Landtage zu Tangermünde im Einverständniß mit seinen Söhnen Bestimmung über seine weiten Besitzungen. In der Mark sollten ihm sein zweiter und vierter Sohn, beide Friedrich genannt, der ältere zugleich mit der Kurwürde,

Digitized by Google

nachfolgen; der älteste, Johann (welcher sich viel mit Wissenschaften beschäftigte und deshalb der Alchymist genannt wurde), und der dritte, Albrecht, erhielten die inzwischen an Friedrich zurückgefallenen fränkischen Besitzungen oberhalb und unterhalb des Gebirges. Noch einmal mußte der greise Kurfürst dann nach Frankfurt zur Kaiserwahl ziehen, wo an des zu früh verstorbenen Albrecht II. Stelle der Herzog Friedrich von Oesterreich gewählt wurde. Als der brandenburgische Friedrich von dort nach seiner Burg Kadolzburg heimkam, empfand er eine große Abnahme seiner Kräfte, und bald darauf entschlief er inmitten seiner blühenden Söhne unter frommen Gebeten und im Vertrauen auf seinen Heiland. Im Kloster zu Heilbronn wurde er beigesetzt (1440).

Wenn Friedrich im späteren Alter auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, so durfte er wohl eine gerechte Befriedigung empfinden. Zwar hatte ihn Gott nicht in allen seinen Bemühungen gesegnet, besonders hatte er seinen Räth und seine Kraft lange vergeblich aufwenden müssen, ehe die traurigen Hussitenkämpfe beigelegt wurden, auch hatte er die Mark nicht vor den Verwüstungen des schrecklichen böhmischen Feindes zu bewahren vermocht: aber trotz der schweren Zeit war es ihm gelungen, die alten Grenzen der Mark gegen Norden fast ganz herzustellen, im Lande selbst einen Zustand der Ordnung und der Gesetzlichkeit wieder fest zu begründen und die Grundlagen zur Landeswohlfahrt zu erneuern. Vorzüglich aber hatte er Brandenburgs Ansehen im deutschen Reich ungemein gehoben, und durfte mit dem schönen Bewußtsein ins Grab steigen, nach bestem Wissen und Können wie für des eignen Landes Wohl, so für die Kräftigung des deutschen Reichs und für die Einheit der Kirche gewirkt zu haben, — in jeder dieser Beziehungen ein bedeutsames Vorbild der hohenzollernschen Fürsten bis auf unsere Tage herab.

Mit dem ehrenvollen Andenken des Kurfürsten Friedrich verknüpft sich die freundliche Erinnerung an seine Gattin **Elisabeth, die schöne Else**, wie sie von dem lieblichen Eindruck ihres ersten Erscheinens in der Mark her im Munde des Volks benannt wurde. Elisabeth, eine Prinzessin aus dem baiersch-landshutischen Hause, war aber nicht blos durch ihre leibliche Schönheit und weibliche Anmuth, sondern auch durch die Bildung ihres Geistes und durch Verstandesreife ausgezeichnet, und dem trefflichen Gemahl ein großer Beistand bei seinem schwierigen Lebenswerk. Wie sie voll Muth und Entschlossenheit ihm einst selber Hülfstruppen aus Franken gegen seine feindlichen Nachbarn und widerspenstigen Unterthanen herbeiführte, so hielt sie in seiner Abwesenheit auch kräftiges Regiment in den fränkischen Fürstenthümern. Bis zu des Kur-

Digitized

fürsten Ende war sie ihm eine treue Gefährtin und zugleich dem Lande eine geliebte, milde Wohlthäterin. Sie starb im Jahre 1442, am 13. November, an demselben Tage, wo nach Jahrhunderten eine andre Elisabeth aus baierschem Stamm für den preußischen Thron geboren werden sollte*).

9. Friedrich II. (genannt Eisenzahn). 1440—1470.

Friedrich's Festigkeit und Frömmigkeit. Friedrich, der zweite Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen „Eisenzahn" oder „der Eiserne", doch muß dies wohl in einem besonderen Umstande seinen Grund gehabt haben; denn dieser Name ist für das öffentliche Wirken unsers Kurfürsten nicht gerade der bezeichnendste. Allerdings bewährte auch er, wie sein glorreicher Vater, eine große Festigkeit und Ausdauer in Verfolgung seiner auf Vergrößerung der brandenburgischen Macht berechneten Pläne, und wo es galt, mit des Schwertes Gewalt eine nothwendige Entscheidung herbeizuführen, da fehlte es auch ihm nimmer an der Tapferkeit, welche der Hohenzollern Erbtheil war; aber sein eigenthümliches Wesen, die Tugenden, welche ihn auszeichneten, erfordern eine mildere Bezeichnung, als die des Eisernen. Friedrich gab auf dem brandenburgischen Thron vor Allem ein denkwürdiges Beispiel ächter Gottesfurcht, jener wahren kräftigen Frömmigkeit, welche aus einem tiefen, lebendigen Glauben zugleich die Kraft zu ernstem, freudigem Handeln schöpft. Es ist ein Vorzug und Ruhm der hohenzollernschen Fürstenfamilie, daß sie nicht wenige Regenten aufzuweisen hat, bei welchen ein ernst frommer Sinn sich mit den kräftigsten Herrschertugenden paarte, und gerade in dieser Beziehung leuchtet Friedrich II. seinem Hause als ein treffliches Muster voran.

Friedrich's tiefe innige Frömmigkeit hat ihren schönen Ausdruck in dem Bekenntniß gefunden, welches er kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt niederschrieb, später aber in der Domkirche zu Brandenburg feierlich wiederholte. „Ich vergeb durch Gottes Willen allen denen", heißt es darin, „die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen und bitt Gott für sie. Ich geb auch wieder, was ich unrecht hab, sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre. Und hab ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitt ich Alle, daß sie mirs vergeben, und wollte gern, daß ich in allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb' und des Nächsten. — — Herr, in deine Hände befehl ich

*) Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV., unsere jetzige Königin.

Digitized by Google

meinen Geist! — ich fürchte dich, gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoff in dich, du magst mich behalten und verdammen."

Den Geist wahrhaftiger Frömmigkeit, welcher dieses Bekenntniß durchweht, bewährte der edle Fürst überall in seiner Regierung; daß aber diese Frömmigkeit nicht in ein weiches Gefühlsleben ausartete, sondern die Thatkraft Friedrich's stärkte und erhöhete, das beweisen seine unablässigen und glücklichen Bemühungen um die Erweiterung des ihm anvertrauten Landes, sowie die kräftige Zügelung des in den Städten erwachten Geistes der Unabhängigkeit. Allerdings versuchte er diese Zwecke vor Allem durch Mittel der gütlichen Verhandlung und der gewinnenden Milde, ehe er die Schärfe des Schwertes entscheiden ließ, aber auch das Schwert hat er oft und mit Nachdruck geführt, um seine ererbten Rechte zu behaupten und zu befestigen.

Friedrich's Erwerbungen; seine weise Mäßigung. Friedrich's ausdrückliches Bestreben war darauf gerichtet, alle die Länder wieder zu gewinnen, welche früher zu Brandenburg gehört hatten, durch Veräußerung oder Gewalt aber in andere Hände gekommen waren. Er bat, um hierzu die förmliche Berechtigung zu erlangen, den Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg (1444), ihm eine Urkunde auszustellen, durch welche ihm die Wiedererwerbung aller jener Landestheile von Reichswegen gestattet wurde. Seitdem war er unablässig bemüht, jenes Ziel wirklich zu erreichen. Zunächst gelang ihm nach kurzer Fehde die friedliche Beilegung der Streitigkeiten mit Mecklenburg; er verzichtete auf den sofortigen Besitz des Landes Wenden, wogegen ihm für den Fall des Erlöschens des Mannsstammes der mecklenburgischen Herzöge die Erbfolge in ganz Mecklenburg zugesichert wurde. Außerdem schloß er mit den Herzögen ein enges Bündniß zur Erhaltung des Landfriedens.

In ähnlicher Weise beendigte er mehrere Streitigkeiten mit Sachsen durch den Abschluß einer engeren Erbeinigung, in welche auch das hessische Haus aufgenommen wurde. Auch mit dem Erzbischof von Magdeburg brachte es der Kurfürst zu einer endlichen Beilegung der seit Otto II. immer erneuerten Streitigkeiten um die Lehenshoheit in der Altmark. Gegen die Abtretung einer Anzahl von Ortschaften entsagte der Erzbischof für immer auf seine Ansprüche.

Die wichtigste Erwerbung aber, welche Friedrich zu erlangen wußte, war die Wiedervereinigung der Neumark mit dem Kurfürstenthum Brandenburg. Der deutsche Orden, welchem dieser Landestheil von den Luxemburgern überlassen worden, hatte während seiner unaufhörlichen Kriege gegen Polen die Unterstützung Friedrich's durch Geldvorschüsse in Anspruch genommen, und ihm dafür die Neumark zuerst zum Schutz

Digitized by Google

übergeben, dann aber gegen eine Summe von 100,000 Gulden verkauft, jedoch unter der Bedingung, dieselbe wieder einlösen zu können. Der Kurfürst erhielt sofort die Huldigung der Stände der Neumark und trat in die ganze Landeshoheit und alle Gerechtsame derselben ein. Endlich wußte er auch in der Lausitz, welche unter Karl IV. mit Böhmen vereinigt worden war, durch gütliche Verträge seine Herrschaft von Neuem auszudehnen, so daß er in allen Richtungen die alten Grenzen Brandenburgs, wie sie in den glücklichsten Zeiten der ballenstädter Markgrafen gewesen, fast vollständig wieder erreichte.

Weit glänzendere Aussichten aber sollten ihm noch eröffnet werden, Aussichten, welche einen schwächeren Fürsten gewiß verblendet hätten. Während der Streitigkeiten und Spaltungen, welche nach dem Tode des Wladislaus, Königs von Polen und Ungarn, in dessen Ländern entstanden, boten die Stände Polens unserem Kurfürsten die polnische Königskrone an; er aber, überzeugt, daß Herzog Kasimir von Litthauen zur Nachfolge in Polen berufen sei, und mit weiser Besonnenheit erwägend, wie schwierig seine Stellung unter den Parteiungen in dem fremden Lande sein würde, lehnte das Anerbieten ab. Der polnischen Gesandtschaft, welche vor ihm erschien, erklärte er ernst und fest, daß es ihm nur dann geziemen würde, ihrem Verlangen zu willfahren, wenn Kasimir, dem die Krone nach dem Recht der Erbfolge unstreitig gebühre, durch feierlichen Eid und schriftliche Urkunde darauf Verzicht leistete; „denn Gott wolle verhüten, daß er dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handele, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfriede gar leicht entstehen könnte". Wiewohl die Polen ihn trotz dieser Erklärung auf dem Reichstage zu Petrikau förmlich zum König erwählten, so ließ sich sein klarer Blick und sein tiefes Rechtsgefühl doch nicht irre machen, sondern er wies die neue Botschaft mit denselben Gründen, wie die früheren, zurück. Ueberall erregte dieses Verhalten die höchste Bewunderung.

Dieselbe Ehrenhaftigkeit bewährte der treffliche Fürst, als die deutschen Fürsten damit umgingen, den Kaiser Friedrich III. seiner Würde zu entsetzen. Der König Georg Podiebrad von Böhmen hoffte an seiner Statt an die Spitze des deutschen Reiches zu treten und hatte bereits die meisten Fürsten für sich gewonnen; nur die Stimmen von Brandenburg und Sachsen fehlten ihm noch. Vergeblich aber suchte er Friedrich's geraden Sinn durch lockende Versprechungen zu berücken; zwar bot er ihm die gesammte Ober- und Niederlausitz, wenn er sich der Absetzung des Kaisers geneigt zeigen wollte, der Kurfürst aber, wiewohl er die Unfähigkeit und Trägheit Friedrich's III. wohl erkannte und tief beklagte, wollte doch zu dem ungesetzlichen Schritt seine Ein-

Digitized by Google

willigung nicht geben und erwiderte auf die verführerischen Anträge: „Er sei dem Kaiser mit seinem Eide verpflichtet und könne nicht wider Ehre und Gewissen. Er wolle lieber sterben, als meineidig werden und an seiner Pflicht freveln.“ Als man wiederholt mit Bitten und Drohungen in ihn drang, sagte er: „Man möge den Kaiser auf ordnungsmäßigem Wege an seine Pflichten mahnen und solche Mittel ergreifen, die Gesetz und Beruf den Kurfürsten des Reichs gestatten: aber nimmer werde er zum Unrecht seine Stimme geben und seine Ehre mit Meineid beflecken.“ An solcher ruhmwürdigen Standhaftigkeit und Treue scheiterten Georg's ehrsüchtige Pläne.

Kampf gegen die Unabhängigkeit der Städte; die fürstliche Burg in Berlin. Gleiche Festigkeit, wie Friedrich hier bewies, zeigte er seinen Unterthanen gegenüber, wo sie es versuchten, seinen Herrscherrechten zu nahe zu treten: wie sein Vater den Uebermuth eines raubsüchtigen Adels gezügelt hatte, so beugte er den Stolz der großen Städte. In der luxemburgischen Zeit, wo den Städten kein sicherer Schutz Seitens der Landesherren gewährt wurde, hatten sie sich gewöhnt, sich selbst zu helfen und zu diesem Zwecke, wie bereits erwähnt, vielfache Bündnisse unter einander geschlossen. Ihrer Hülfe hatten sich sodann die neuen Landesfürsten bedient, um die Macht des Adels zu vernichten, und auch zur Zeit der Hussiteneinfälle hatten die wehrhaften Bürger erhebliche Dienste geleistet. So konnte es denn leicht kommen, daß das Selbstgefühl der Städte sich übermäßig steigerte; sie nahmen sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit besonders die großen Reichsstädte zum Beispiel, welche in der That eine völlige Selbstständigkeit errungen hatten.

Unter den Städten der Mark hatte sich in jenen Zeiten Berlin sehr gehoben, welches in seiner engen Verbindung mit Köln an der Spree wohl schon der volkreichste Ort des Landes war. Beide Städte, durch einen gemeinsamen Magistrat regiert, waren nicht blos in den Besitz großer Freiheiten und Gerechtsame gelangt, sondern versuchten es auch, der Landeshoheit des Kurfürsten entgegenzutreten und verweigerten ihm hartnäckig das Oeffnungsrecht ihrer Thore. Da bot ein Streit zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft dem Fürsten eine willkommene Gelegenheit, seine Herrschaft über die widerstrebende Stadt zu befestigen. Der Magistrat selbst wandte sich in Folge eines Aufruhrs der Bürger an den Landesherrn um Hülfe; dieser erschien mit sechstausend Reitern schleunigst am Spandauer Thore, fand in der allgemeinen Bestürzung ungehinderten Einlaß und ordnete die Verhältnisse der beiden Ortschaften so, daß dabei das Ansehen der kurfürstlichen Regierung fest begründet

Digitized by Google

wurde. Die Schlüssel aller Thore sollten fortan im Gewahrsam der Fürsten bleiben, und überdies den Städten verboten sein, eigenmächtig Bündnisse mit anderen Orten zu stiften. Auf diese Entscheidung versuchten zwar die Bürger einen neuen Aufstand zu erregen, derselbe wurde aber durch die kurfürstlichen Waffen leicht gedämpft und hatte nur die Folge, daß Friedrich noch strengere Vorschriften erließ. Das Wichtigste jedoch, was er nun anordnete, war die Anlage einer fürstlichen Burg an der Spree zwischen dem alten Berlin und Köln. Schon seit langer Zeit war der Kurfürst damit umgegangen, seinen bleibenden Sitz in die Mitte der Mark zu verlegen und hatte hierzu Berlin wegen seiner günstigen Lage ausersehen. Hier gedachte er eine Burg als Sitz seiner Herrschaft zu gründen; jetzt gab ihm die Bezwingung der empörten Stadt einen unmittelbaren Anlaß dazu. Berlin und die Schwesterstadt Köln ahnten damals nicht, zu welcher Größe und ruhmvollen Bedeutung sie hierdurch gelangen sollten, und widersetzten sich wiederholt der Ausführung der kurfürstlichen Befehle. Als jedoch die Burg beendet war, trat Friedrich mit aller Strenge gegen die widerspenstigen Bürger auf und unterdrückte einen erneuerten Aufstand derselben so kräftig und unter Verhängung so schwerer Strafen, daß der Trotz der neuen Hauptstadt seitdem gebrochen war. Im Jahre 1451 bezog Friedrich seine Fürstenburg zu Berlin an der Spree; noch heute macht dieselbe einen Theil des großen Schlosses aus, welches die späteren Könige dort inmitten ihres herrlichen Regierungssitzes erbaut haben.

Die Schwanengesellschaft. Um die Ritterschaft des Landes, deren Macht ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitete, fester mit sich zu verbinden und in Gemeinschaft mit derselben Glauben und sittliches Streben sicherer zu verbreiten, stiftete Friedrich II. die denkwürdige Schwanengesellschaft, auch die geistliche „Brüderschaft unserer lieben Frauen auf dem Berge bei Altbrandenburg" genannt. In der Stiftungsurkunde vom Jahre 1443 erklärte der Fürst, daß der Zweck der Brüderschaft sei, Einigkeit und friedlichen Stand in der heiligen Christenheit, vor allem in seinen eigenen Landen, aufzurichten und zu befördern. Von jeher habe ihm dieser Zweck dringend am Herzen gelegen, und wenn er auf vergangene Zeiten zurückschaue, so beweise es die Geschichte, daß aufrichtige Besserung des Lebens und fromme Zuflucht zu Gott und seinen Heiligen stets das bewährteste Mittel gewesen, die Welt aus Verwirrung, Zwietracht und Irrthum zu reißen. Zu diesem Zwecke sollte nun die genannte Verbrüderung dienen, welche nicht ein Ritterorden im eigentlichen Sinne war und den Mitgliedern keine der üblichen Verpflichtungen der geistlichen Ritter, sondern eine genau vorgeschriebene

Digitized by Google

Verehrung der heiligen Jungfrau und ein sittlich-reines und frommes Leben auferlegte. Nur Männer und Frauen von gutem, altem Adel durften in die Gemeinschaft aufgenommen werden; die Gesetze derselben bestimmten, „daß ein jegliches Mitglied sich solle nach seinem Staate ehrlich und fuglich halten, und sich vor offenbarer, schämlicher und schändlicher Missethat, Unfug und Unehre treulich bewahren, und so Jemand wider den andern eine Sache hätte oder in Streit geriethe, sich nicht selbst Recht zu nehmen, sondern seine Sache dem Urtheile der Gesellschaft zu überlassen.“ Das Band des christlichen Familienlebens sollte in der Brüderschaft besonders fest geknüpft und gestärkt werden. Jedes Mitglied mußte geloben, zu bestimmten Stunden am Tage die Jungfrau Maria mit den vorgeschriebenen Gebeten anzurufen. Die Stadt Brandenburg wurde der Hauptsitz des Ordens, welchem daselbst die Prämonstratenserkirche auf dem Marienberge überwiesen wurde. Das Ordenszeichen bestand in einem Stern, welcher innerhalb der umkränzenden Sonnenstrahlen das Bild der Jungfrau mit dem Christuskinde zeigte, darunter ein Ring mit einem weißen Schwan, als dem Sinnbild eines freudigen Abschieds von dieser Welt. Von diesem Zeichen hat die Gesellschaft ihren Namen erhalten.

Einer der unmittelbarsten Zwecke des Kurfürsten bei der Gründung dieses Ordens war gewiß die Befestigung einer friedfertigen Gesinnung in der märkischen und fränkischen Ritterschaft. Diesen Zweck scheint er denn auch erreicht zu haben. Die weiteren edlen Absichten des Stifters konnten dagen ihre Erfüllung nicht erhalten, weil seine Nachfolger dieselben nicht mit gleicher Liebe und Hingebung im Auge behielten. Die Formen der Schwanengesellschaft bestanden wohl ein Jahrhundert hindurch fort, aber der belebende Geist war ihnen längst entschwunden, als der ganze Orden in Folge der Reformation aufgehoben wurde.

Friedrich's letzte Jahre und Entsagung. Die letzten Regierungsjahre Friedrich's II. waren mit Fehden gegen Pommern ausgefüllt. Nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern-Stettin sollten die brandenburgischen Fürsten das Land erben: Herzog Otto von Stettin aber war jetzt der einzige noch übrige männliche Sprößling seines Hauses. Friedrich hatte schon längst auf die Beerbung desselben sein Augenmerk gerichtet und zu diesem Zweck durch Geschenke und allerlei Gunstbezeigungen sich eine Partei im Stettiner Lande zu bilden gewußt, an deren Spitze der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Gilden, stand. Als nun Herzog Otto starb (1464), warf Albrecht demselben nach einer alten Sitte Helm und Schild ins Grab nach und rief: „da leit (liegt) unsere Herrschaft von Stettin“, um anzudeuten, daß das Haus ganz erloschen sei, wo-

Digitized by Google

nach die Kurfürsten von Brandenburg in ihre vertragsmäßigen Rechte eintreten mußten. Viele Ritter waren gegen die Brandenburger und wollten die Herzöge von Wolgast, die mit den Stettinern verwandt waren, zu Landesherren. Einer von ihnen sprang in das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also! wir haben noch erbliche, geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu." Die Herzöge Erich und Wratislaw von Wolgast nahmen die Herrschaft an und setzten sich in den Besitz des Landes. Der Kurfürst Friedrich suchte zuerst durch friedliche Verhandlungen zu seinem Rechte zu gelangen, erst nach mehrjährigen vergeblichen Anstrengungen griff er zu den Waffen. Mit einem starken Heere fiel er in Pommern ein, aber er fand trotz der Zusagen der benachbarten Fürsten nicht ausreichende Unterstützung, und der Krieg zog sich in gegenseitigen Verheerungszügen und in langwierigen und vergeblichen Belagerungen hin.

Mißmüthig kehrte Friedrich von diesem Feldzuge heim, auf welchem auch seine Gesundheit sehr erschüttert worden war. Mehr als die körperlichen Leiden aber drückte ihn der Kummer um den Tod seines einzigen Sohnes. Er fühlte seitdem nicht mehr die frische Geisteskraft in sich, um die Regierungsgeschäfte mit Segen zu verwalten, und deshalb beschloß er, die Herrschaft niederzulegen und in dem schönen Frankenlande Ruhe für sein müdes Haupt zu suchen. Er übergab die Regierung seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, und behielt sich nur ein Jahrgeld von 12,000 Gulden vor. Seine letzten Schritte entsprachen dem Geiste der Frömmigkeit, der ihn immer beseelt hatte: er stiftete ein Nonnenkloster zu Stendal und eine neue Pfarrkirche mit einem Domkapitel in Köln an der Spree. In rührender, herzlicher Weise, wie ein wahrer Vater seines Volks, nahm er in Thränen und mit Segenswünschen von den Ständen Abschied und zog dann nach Franken auf die Plassenburg, wo er schon im nächsten Jahre starb (1471).

10. Albrecht Achilles und Johann Cicero.

Albrecht Achilles' ritterlicher Sinn. Friedrich's II. Bruder und Nachfolger Albrecht war von demselben in seinem ganzen Wesen sehr verschieden. Seine Zeitgenossen nannten ihn den deutschen Achilles und er führte diesen Namen mit Recht; denn wie der viel besungene Sohn des Peleus im Schlachtgetümmel sein rechtes Lebenselement hatte, so war dem brandenburgischen Achilles auch am wohlsten, wenn er im ritterlichen Kampf seine Kraft erproben oder sein Recht vertheidigen

Digitized by

konnte. Während sein Bruder Friedrich, so tapfer er sich zeigte, wenn eine dringende Pflicht ihn zum Streite rief, doch nur ungern das Schwert zog, stürzte Albrecht mit wahrer Lust von einer Fehde in die andere, und durch das ganze Reich ging der früh erworbene Ruf und die Bewunderung seiner kühnen Thaten. Friedrich hatte in der Schwanengesellschaft einen Bund zu stiften gesucht, durch welchen an die Stelle des unbändigen stürmischen Ritterwesens ein milderer Geist des Friedens und der Einigkeit treten sollte; Albrecht dagegen stellte vor dem Untergang des alten Ritterthums noch einmal die ganze Fülle und Blüthe ritterlicher Kraft und ritterlichen Thuns in der kräftigsten Erscheinung dar. Von dem Vater, Friedrich I., hatte er den hohen Wuchs und die stolze fürstliche Haltung geerbt, von der Mutter, der „schönen Else", den Reiz der Schönheit und Anmuth. Von Jugend auf hatte er im Kampfspiel und auf dem Schlachtfeld nur Lorbeern geerntet: in achtzehn Turnieren soll er nur ein einzig Mal den Sattel geräumt haben, und selbst da nicht, ohne gleichzeitig seinen Gegner vom Rosse zu werfen. Siebzehn Mal trug er, ungepanzert, nur mit Helm und Schild bedeckt, im Scharfstechen den Siegespreis davon. Schon als sechszehnjähriger Knabe focht er an seines Vaters Seite in Böhmen gegen die Hussiten, und von da ab reihete sich Kampf an Kampf, Schlacht an Schlacht in seinem thatenreichen Leben. Am öftesten hat Albrecht für seinen Kaiser das tapfere Schwert gezogen; seine eigenen Fürstenrechte vertheidigte er in heißem Kampfe gegen die Nürnberger und gegen seinen Vetter, den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut. Schon früh hatten die beiden Prinzen, wenn Albrecht am Landshuter Hofe zum Besuch war, unaufhörlich mit einander gestritten und gerungen, so daß der alte Ritter von Rechenberg einst kopfschüttelnd ausrief: „ihr jungen Herren tragt einen ganzen Korb voll Unglück feil! Gott weiß, wann ihr ihn ausschüttet." Und in der That gab es zwischen den Beiden manche blutige Schlacht. Am gewaltigsten aber zeigte sich Albrecht's tapferer Muth in einem Kampf gegen die Nürnberger. Er war mit ihnen über die dortige Burg in Streit gerathen, und mit seinen Brüdern und einigen andern Bundesgenossen befehdete er die Bürgerschaft, welche bei vielen benachbarten Städten und Fürsten Hülfe fand. Neunmal in einem Jahre kam es zur Schlacht und fast immer war Albrecht siegreich: er selbst jeder Zeit vorn im tiefsten Schlachtgewühl, beim Sturm der erste auf der Mauer.

Viele glänzende Züge erzählt die staunende Mitwelt von dem deutschen Achilles; kein Wunder, daß er bei solcher Heldenkraft bis in sein Alter hinein an Kriegsthaten mehr Lust behielt, als an den Werken des Friedens.

Digitized by Google

Pracht an Albrecht's Hoflager. Nach der Weise des Ritterthums in seiner glänzendsten Entwickelung war Albrecht zugleich ein Freund prächtiger Hofhaltung, und sein Wohnsitz, die Kadolzburg in Franken, gab ein Bild des glänzendsten Lebens aus der Blüthe der besseren Ritterzeit, wo neben der Thatkraft auch feinere gebildete Sitte und adeliger Anstand zur Zierde gereichte. Durch die Pracht seines Hoflagers überstrahlte er alle Fürsten des Reichs und wetteiferte darin mit Karl dem Kühnen von Burgund; weithin war die Kadolzburg berühmt durch ihre herrlichen Festlichkeiten und Ritterspiele. Die Kurfürstin erschien bei festlichen Gelegenheiten in vergoldetem Wagen und ihr reiches Gewand war von kostbaren Perlen und Juwelen wie besäet. Bei einer Hochzeit am baierschen Hofe sah man Albrecht mit einem Gefolge von dreizehnhundert Pferden einziehen; die Kurfürstin aber führte über hundert edele Damen mit sich, deren Schönheit und strahlender Schmuck Alles in Erstaunen setzte, und selbst den glänzendsten Hofstaat Kaiser Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian verdunkelte.

Doch nicht in Kriegsglanz allein und in äußerer Herrlichkeit zeigte sich Albrecht's reiche Begabung, sein Geist war zugleich gebildet und sein Herz voll Ehre und Treue; auch er, wie seine Vorfahren, bewährte solche Treue besonders im Dienste seines Kaisers, dem er in vielfachen Verlegenheiten ein treuer Rathgeber und Beistand war. Wiewohl Albrecht nicht ohne warme und feurige Frömmigkeit war, so blieb ihm doch seines Bruders Eifer für die Kirche fremd; sein stolzer Herrschersinn mochte besonders die Uebergriffe nicht vertragen, welche sich die Geistlichen überall gestatteten. Mit Kraft und Entschiedenheit trat er gegen solches Streben auf und kümmerte sich dabei wenig um der Geistlichen Bann und Interdict; meistens wußte sein kräftiger Wille auch hier durchzudringen, und es kann uns nicht verwundern, wenn ihm die Geistlichen darum wenig hold waren. Viel nachtheiliger war es, daß sein ritterlicher Geist, besonders in Folge der vielen Fehden mit den Bürgern von Nürnberg, sich zu einer gewissen Geringschätzung des bürgerlichen Strebens und Gewerbfleißes hinneigte. Es hatte seinen stolzen Sinn empört, daß die Kaufleute, „die Krämer" von Nürnberg, einem solchen Ritter und Fürsten, wie er, zu widerstehen wagten, und er behielt seitdem eine Art Groll gegen den Hochmuth der Städte. Dadurch gab er bei seinem späteren Auftreten in der Mark viel Anstoß und verscherzte vielfach die Liebe seiner Unterthanen.

Albrecht und die Märker. Albrecht vereinigte nach dem Tode seiner Brüder wieder alle Besitzungen Friedrich's I. in Brandenburg und in Franken. Er wollte jedoch den schönen Aufenthalt in seinem

Digitized by

Erblande nicht aufgeben, ging nur selten nach der Mark und überließ dort seinem Sohn Johann die Regierung. Erst als dieser in dem fortgesetzten Krieg mit Pommern in Verlegenheit gerathen war und des Vaters Hülfe bedurfte, erschien Albrecht zum ersten Mal in seinem neuen Lande, aber der Eindruck, welchen er hier machte, war kein glücklicher, sein vornehmes Auftreten verletzte die Bürger wie die Ritterschaft. Er kam im ganzen Glanze seiner fürstlichen Herrlichkeit, von einem großen Gefolge fränkischer Ritter und Hofleute umgeben. Die Märker, welche voll staunender Erwartung dem gepriesenen Helden entgegensahen, hatten ihm in Salzwedel, der alten Hauptstadt der Mark, einen nach ihrer Art prächtigen Empfang bereitet. In festlichem Zuge, Kreuz und Fahne voran, wurde er von der Geistlichkeit und den Schulen, dem Rath und der Bürgerschaft, Männern und Frauen in ihrem besten Schmuck eingeholt und zur Kirche geleitet, wo man ein feierliches Te Deum sang. Hierauf brachte der Rath dem Fürsten Geschenke ins Schloß, freilich nach märkischer Sitte nur Hafer, Fische, Hammelkeulen und Bier, was von Albrecht's übermüthigen Genossen sehr geringschätzig aufgenommen wurde: auch er selbst dankte den einfachen Märkern kaum, und sie fanden sich durch sein Verhalten sehr verletzt. Noch mehr stieg das Mißvergnügen bei dem Gastmahl, welches dem Fürsten nach der Huldigung gegeben wurde. Die Bürger ließen ihm zwei große Mulden voll Gewürz (Zuckerwerk), ferner Klaretwein und eimbeckisches Bier reichen: Albrecht aber kostete kaum davon und gab es sofort geringschätzig der Dienerschaft. Während des Mahls standen die Ritter der Mark Brandenburg am „Schornstein" (Kamin), unbeachtet vom Kurfürsten und seinen vornehmen Begleitern, so daß hier der Adel nicht minder beleidigt wurde, als die Bürger. Dazu kam, daß sich Albrecht die Bestätigung der alten Privilegien von den Städten theuer bezahlen ließ und eine neue Steuer, die Bierziese, einführte (eine Abgabe von jeder Tonne Bier). Es kam darüber zu heftigem Streit, zuletzt aber mußten die Marken 100,000 Gulden bewilligen, welche zur Deckung der Landesschulden nöthig waren; nur verwahrten sich die Stände, daß der Fürst in Zukunft keine neue Auflage machen solle, außer in den drei Fällen, „wenn er etwa Krieg mit Beirath der Stände führen, oder im Felde eine bedeutende Niederlage erleben möchte, oder wenn seiner Kinder eines auszustatten wäre."

Des Kurfürsten geringschätziges Auftreten gegen die märkische Ritterschaft scheint seinen Grund theils in der Erinnerung an den Widerstand gehabt zu haben, welchen dieselbe seinem Vater bei der ersten Besitzergreifung entgegengesetzt hatte, theils in dem Unwillen über das noch nicht ganz ausgerottete Raubwesen, dessen sich einzelne Adelige

Digitized by Google

immer wieder schuldig machten. Noch von den früheren Thaten der Quitzows und ihres Gleichen her war die Mark in Verruf, und Albrecht sagte selbst, es sei zum Sprüchwort geworden, „was man irgendwo vermisse, das möge man nur in der Mark Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark genommen.“ Zwar war es jetzt nur ein kleiner Theil der Ritterschaft, welcher noch das schimpfliche Handwerk der „Wegelagerer“ und Landbeschädiger“ trieb, aber Albrecht warf der ganzen Ritterschaft vor, daß sie diesen Wenigen nicht einmüthig widerstehe, „der Straßenraub, sagte er, könnte doch nicht möglich sein, wo man getreuen Widerstand thun und einhelliglich dawider handeln wollte.“ Seit den Kriegen mit Pommern besonders waren die Räubereien wieder häufiger geworden, und der Kurfürst erließ deshalb eine strenge Verordnung gegen die Landbeschädiger, „damit solche Nachschreiung von dem Lande abgewendet werde, und ein löbliches Gerücht aufwachsen möge.“

Vertrag über Pommern. Das Nächste, was Albrecht für die Marken zu thun vorfand, war die Erledigung des Streites mit Pommern. Zu diesem Zweck hatte er sich vorsichtiger Weise, noch ehe er in das Land kam, vom Kaiser sein gutes Recht auf Pommern bestätigen lassen. Der Kaiser belehnte ihn mit den Herzogthümern Stettin, Pommern, Wenden und mit dem Fürstenthum Rügen, und erließ an die Herzöge von Wolgast Gebotsbriefe, den Kurfürsten an der Besitznahme nicht zu hindern. Diese Fürsten leisteten jedoch dem kaiserlichen Befehl Widerstand und erst nach vielen Verhandlungen kam es durch Vermittelung der Herzöge von Mecklenburg zu einem Vertrage in Prenzlau, nach welchem der Kurfürst diejenigen pommerschen Ortschaften behielt, die er in Besitz hatte, das Uebrige aber — und das war der größte Theil des Landes, — den Herzögen von Wolgast als märkisches Lehen verbleiben sollte. Nach kaum zwei Jahren wurde dieser Vertrag von dem jungen Herzog Boguslaw von Wolgast gebrochen, indem er als selbstständiger Fürst regieren und die Lehenspflicht gegen Brandenburg nicht anerkennen wollte. Mit nur geringen Schaaren rückte Albrecht kühn gegen den Feind und bewährte auch hier seinen alten Kriegsruhm, aber auf die Vorstellungen der Herzöge von Mecklenburg kam es wieder zum Vergleich, und es wurde nun festgestellt, beide Theile sollten behalten, was sie inne hatten, Boguslaw's gesammtes Land aber beim Erlöschen seines männlichen Stammes an Brandenburg fallen. Albrecht ließ sich an diesem Vertrage genügen; besonders weil der Kaiser auf einem größeren Schauplatz, in den Fehden mit Burgund seines ruhmvollen Armes bedurfte. Derselbe vertraute ihm die Anführung des Reichsheers an, aber

Digitized by Google

der tapfere Fürst fand dort nicht die gehoffte Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten, weil es zu keiner Hauptschlacht kam.

Markgraf Johann als Statthalter. Während er selbst nun theils im Dienste des Reichs, theils in Franken abwesend war, ließ er die Marken von seinem Sohne Johann regieren, den er im Jahr 1476 auch ganz und gar zum Statthalter bestellte. Johann war bemüht, den Mißmuth, welchen Albrecht's schroffes Auftreten bei den Märkern erzeugt hatte, durch mildes, leutseliges Verfahren allmälig zu beschwichtigen, was ihm zum Theil auch glückte. Sein Leben und seine Hofhaltung bildeten durch Bescheidenheit und Aermlichkeit einen merkwürdigen Gegensatz gegen die große Pracht und Herrlichkeit an Albrecht's Hofe. Der Aufwand, in dem sich der Vater gefiel, kostete natürlich große Summen und verzehrte auch die Einnahmen aus der Mark. So sparsam Johann war, so konnte er doch nimmer genug Geld nach Franken schicken; er verkaufte das ganze markgräfliche Silbergeschirr, aber Alles reichte nicht hin, und was das Schlimmste war, er selbst gerieth fortwährend in die größte Verlegenheit. Während Albrecht bei den Festen in Franken und Baiern durch sein prächtiges Gefolge Alles in Staunen versetzte, wußte sein Sohn in der Mark nicht, woher er einige hundert Gulden nehmen sollte, um die Zinsen einer alten Schuld zu bezahlen. Er klagt in den Briefen an seinen Vater, wie er in Mangel ist an Teppichen, Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr, weil er Alles nach Franken geschickt; wie er alles zur Hofhaltung Nöthige borgen, täglich in Jammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung leiden müsse. Seine Hochzeit mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Sachsen, mit welcher er längst verlobt ist, muß immer wieder unterbleiben, weil er das nöthige Geld nicht aufbringen kann. Der Vater ertheilt ihm guten Rath, wie er die Hochzeit einrichten soll, aber Geld giebt er ihm nicht. Endlich im Jahr 1476 wurde die Vermählung gefeiert, aber in gar bescheidener Weise und weit entfernt von dem Glanze, mit welchem der Vater bei der baierschen Vermählung aufgetreten war.

Wiewohl Johann sich in dieser Lage nicht eben glücklich befinden konnte und seine Thatkraft durch solche Verhältnisse sehr gelähmt sah, so suchte er doch nach besten Kräften für des Landes Wohlfahrt zu sorgen. Uebrigens that er nichts von Wichtigkeit, ohne seinen Vater vorher zu befragen, zu dessen Ansehen und Herrscherkraft er mit Ehrfurcht hinaufblickte, überzeugt, daß derselbe „in seinem mindesten Knie (Glied) mehr Verstand besitze, als er sammt seinen Räthen in allen ihren Köpfen und Leichnamen (Körpern)."

Digitized by Google

Krieg mit Johann von Priebus. Auch währte es nicht lange, daß der Kurfürst selbst sich in die märkischen Angelegenheiten persönlich wieder mischen mußte; ein Krieg um schlesische Landschaften gab hierzu Veranlassung. Albrecht hatte seine achtjährige Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich von Glogau verlobt. Nach zwei Jahren, als die Prinzessin kaum 10 Jahr alt war, fand die Vermählung statt, Heinrich starb aber bald darauf, nachdem er, wie berichtet wird, seine Gemahlin zur Erbin eingesetzt hatte. Dagegen erhob der Vetter des verstorbenen Herzogs, Johann von Priebus, Widerspruch, ebenso die Könige Mathias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen. Die Glogauer erklärten sich für Johann von Priebus, welcher, unterstützt von Mathias, in die Mark einfiel, dieselbe furchtbar verheerte und Frankfurt, wohin sich der Markgraf Johann zurückgezogen hatte, mit starker Macht belagerte. Dieser war in der größten Verlegenheit; denn auch die pommerschen Herzöge suchten seine Lage zu benutzen, um ihm alles pommersche Gebiet wieder zu entreißen. Vergeblich bat er zuerst seinen Vater Albrecht um Hülfe; der alte Krieger meinte, Johann müßte mit so wenigen Feinden, wenn sie ihm auch an Zahl überlegen wären, doch allein fertig werden. Da ging endlich eine Botschaft der wichtigsten märkischen Städte und der Ritterschaft zu Albrecht, ihm die Rettung aus der drohenden Gefahr ans Herz zu legen. Er entschloß sich nun, mit fränkischen Truppen in die Mark zu kommen. Zuerst wandte er sich gegen die Pommern, die er leicht zur Ruhe zwang, dann rückte er gegen Herzog Hans von Priebus, mit dem es bei Krossen zur Schlacht kam. Die ganze Kriegsmacht desselben wurde durch Albrecht aufgerieben oder zerstreut; kaum rettete Johann das Leben durch die Flucht. Noch einmal versuchte er sein Glück, indem er die Mark mit neuen Raubzügen belästigte, aber als sein Bundesgenosse König Mathias in Ungarn mit den Türken zu thun erhielt, ließ er von dem Kampf ab, und nach einigen Jahren schloß er mit Brandenburg einen Vertrag, durch welchen die Kurfürsten in den unbestrittenen Besitz von Krossen, Züllichau und Sommerfeld gelangten, die seitdem bei den Marken verblieben.

Das hohenzollern'sche Hausgesetz. Das Bedeutendste, was Kurfürst Albrecht für die aufstrebende Herrschaft der Hohenzollern gethan, ist das von ihm erlassene Hausgesetz. Im Jahre 1473 bestimmte er in seinem Schlosse zu Köln an der Spree, unter Zustimmung seiner Gemahlin und seiner beiden ältesten Söhne, daß die brandenburgischen Marken sammt allen ihren Zubehören und Rechten seinem ältesten Sohne und dessen Erben verbleiben sollten, den beiden folgenden Söhnen aber und deren Erben wurden die fränkischen Fürstenthümer bestimmt, und

Digitized by Google

gleichzeitig verordnet, daß es für und für von dem einen Sohn auf den andern also gehalten werden sollte, daß niemals mehr, denn die drei älteren Söhne zu gleicher Zeit weltlich regierende Fürsten in diesen Landen seien und zwar also, daß jedesmal die Mark Brandenburg dem ältesten angehöre. Die Söhne nach dem dritten sollten im geistlichen Stande versorgt, die Töchter mit Geld ausgestattet werden, unter den regierenden Fürsten der Mark und der fränkischen Fürstenthümer aber ewige Freundschaft und Bundesgenossenschaft bestehen.

Durch dieses Hausgesetz sollte künftigen Theilungen der brandenburgischen Lande vorgebeugt werden, und dasselbe hat unzweifelhaft sehr viel zur Erhaltung und zum Wachsthum der brandenburgischen Herrschaft beigetragen.

Kurfürst Albrecht schloß sich seinen beiden Vorgängern Friedrich I. und II. darin würdig an, daß er gleich ihnen das Ansehen seines Hauses im deutschen Reiche sehr hoch erhob. Seines Namens Glanz und Ruhm strahlte auf die Marken zurück, die er beherrschte, und die Geltung, welche sein tapferer Arm und sein kluger Rath bei dem Kaiser gewann, gereichte auch seinem Lande zu großem Vortheil.

Albrecht's Ende. Albrecht war bereits ein Greis, als er noch den Reichstag zu Frankfurt besuchte und sich im Lehnsessel zur Kaiserwahl tragen ließ, um die Wahl Maximilian's, jenes trefflichen Kaisers aus dem habsburger Geschlecht zu unterstützen. Als der glänzende Zug aus der Kirche heimkehrte, trug der Kurfürst, gleichfalls auf dem Lehnstuhl sitzend, dem neuen Reichsoberhaupt das Scepter voran. Noch ließ er sich täglich in das Rathszimmer des Reichstags tragen; aber bald fühlte er sein Ende nahen und bereitete sich in dem Predigerkloster zu Frankfurt mit Gebet und frommen Uebungen zu einem christlichen Sterben vor. In solcher Andacht verschied er eines Tages im Kloster ebenso friedlich und still, wie sein Leben voll Kampf und Unruhe gewesen war. Der Kaiser und alle Fürsten des Reichs gaben ihm am nächsten Sonntag das Geleit zum feierlichen Todtenamt, und dann bis an den Main, wo die Bahre in ein Schiff gesetzt und nach Franken gebracht wurde **(1486)**.

Johann (Cicero) als Kurfürst (1486—1499). Johann, der bisherige Statthalter der Marken, übernahm die Regierung jetzt als Kurfürst. Er ist der erste hohenzollernsche Regent, welcher seinen Wohnsitz bleibend im brandenburgischen Lande nahm, während seine Vorgänger am liebsten in Franken, dagegen meistens nur auf dringende Veranlassungen längere Zeit hindurch in den Marken gelebt hatten. Der ernste Eifer für die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes,

Digitized

welchen er schon als Statthalter bewährt hatte, zeigte sich nunmehr weit erfolgreicher, da er jetzt ganz nach eigenem besten Wissen regieren und des Landes Einkünfte, welche bis dahin meistens an den fränkischen Hof gegangen waren, nun zum eigenen Besten des Landes verwenden konnte. Sparsamkeit und strenge Ordnung zeichneten seine Regierung vortheilhaft aus, aber seine Sorgfalt in Beschränkung der Ausgaben reichte nicht hin, um die Landesschulden zu tilgen und die Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen. Die Einnahmen von den fürstlichen Gütern, vom Grundzins und von sonstigen Abgaben hatten sich durch die vielen Verpfändungen und Veräußerungen immerfort vermindert, wogegen die Ausgaben der Kurfürsten mit der Zeit bedeutend zugenommen hatten. Theils erforderte die Hofhaltung jetzt viel mehr Aufwand, als früher, theils verursachten die vielen Reisen der Kurfürsten zu den Reichstagen und andern Versammlungen, sowie endlich die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung und Wahrung der brandenburgischen Macht große Kosten. Der neue Kurfürst stellte dies Alles den Ständen vor, und da sie seinen redlichen Willen für das Beste des Landes wohl erkannten, so bewilligten sie aus freien Stücken die von seinem Vater vergebens geforderte Bierziese. Nur die altmärkischen Städte, welche seit dem verletzenden Auftreten des Albrecht Achilles ihren Groll gegen die hohenzollernschen Kurfürsten nicht wieder aufgegeben hatten, verweigerten die Abgabe. In Stendal besonders rotteten sich die Bürger zusammen, zwangen den Rath, sich gegen die kurfürstlichen Befehle aufzulehnen und wiesen einen Abgesandten des Kurfürsten schnöde zurück. Andere Städte folgten ihrem Beispiel. Aber Johann zeigte hier, daß er, wenn es sein mußte, auch kräftigen Einschreitens fähig war: schleunigst erschien er mit seinen Truppen vor Stendal, nahm die Stadt ein und bestrafte die Rädelsführer der Empörung mit dem Tode. Da säumten die übrigen aufrührerischen Orte nicht, sich seiner Gnade zu ergeben; der Fürst strafte sie mit Entziehung vieler Freiheiten, und die auferlegte Abgabe wurde nun überall unweigerlich geleistet.

Seitdem war die Regierung Johann's durch keine Unruhe mehr gestört; auch der Frieden mit den benachbarten Staaten erlitt keine Unterbrechung, — und so konnte der wohlwollende Fürst seine ganze Sorgfalt, wie es seiner Neigung entsprach, auf die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, auf Förderung der bürgerlichen Thätigkeit, des Handels und der Gewerbe richten.

Gründung der Frankfurter Universität. Wie seine Regierung durch solche friedliche Bestrebungen dem Lande zum großen Segen gereichte, so ging von ihm auch noch ein Unternehmen aus, welches für

Digitized by Google

die Förderung der geistigen Bildung in den Marken von großer Bedeutung war, nämlich die Gründung der Universität Frankfurt. Man darf annehmen, daß Johann, welcher selbst eine für jene Zeiten ehrenwerthe Bildung besaß und besonders in lateinischer Rede so geübt war, daß man ihm deshalb den Beinamen Cicero gab, schon längst mit dem Plane umgegangen sein mochte, auch in seinem Lande eine Hochschule zu errichten. Einen neuen Anlaß und eine erwünschte Gelegenheit zur Ausführung seines Planes erhielt er durch den Professor der Medicin Pistoris, der ihn bei seinen schweren Leiden an der Wassersucht mit Rath öfter unterstützte. Pistoris war Professor an der Universität Leipzig, hatte aber dort sehr heftige wissenschaftliche Streitigkeiten gehabt, welche ihm eine Veränderung seines Aufenthalts wünschenswerth machten. Er schlug dem Kurfürsten vor, eine Universität in der Mark zu errichten; Johann ging gern darauf ein und wählte Frankfurt an der Oder wegen bequemer Lage und Wohlfeilheit der Lebensmittel zum Sitz derselben. Der Bau war bereits begonnen, als der Kurfürst starb (1499). Sein Werk aber wurde von seinem Sohn und Nachfolger fortgesetzt. Im Jahre 1506 erhielt die neue Universität die Bestätigung vom Papste und wurde feierlich eingeweiht: Pistoris hatte zwar seinen Sinn geändert und übernahm die ihm zugedachte Stellung nicht, aber statt seiner trat der bekannte Gelehrte Wimpina als erster Rector ein. Das Kanzleramt bei der Universität sollte jederzeit der Bischof von Lebus haben. Die neue Anstalt nahm einen sehr schnellen Aufschwung: binnen Kurzem war dieselbe von tausend Schülern besucht. Doch war dieser glänzende Erfolg nicht dauernd; besonders seitdem die benachbarte Universität Wittenberg, als Sitz der Reformation, zu großer Berühmtheit gelangte, wogegen die Frankfurter Hochschule durch ihren Widerstand gegen die Reformation sich selbst den Todesstoß gab.

Johann's Ende. Johann Cicero ertheilte noch auf dem Todbette seinem Sohn Joachim sehr eindringliche Lehren, wie er seine Unterthanen am besten beglücken könne; es war dies ein letzter Beweis seiner treuen Liebe zu seinem Volk. Besonders warnte er den Kurprinzen davor, die Unterthanen mit Abgaben zu beschweren und ihr Vermögen zu erschöpfen, da es eine schlechte Ehre sei, über Bettler zu herrschen; vom Kriegführen mahnte er ab, außer zur Beschützung des Vaterlandes und zur Abwehr großer Unbilligkeit.

Wie Kurfürst Johann der erste unter den Hohenzollern war, der seinen bleibenden Wohnsitz in der Mark gehabt, so war er auch der erste, dessen Leiche auf brandenburgischem Boden die letzte Ruhestätte fand.

Digitized by Google

Im Kloster Lehnin wurden seine sterblichen Reste beigesetzt, später aber in den Dom zu Köln an der Spree gebracht, wo ein schönes Denkmal von Adam Vischer an den wohlwollenden, redlichen Fürsten erinnert.

11. Kurfürst Joachim I. Nestor (1499—1535).

Kurfürst Joachim I., Johann Cicero's Sohn und Nachfolger, führte die Regierung in einer Zeit, wo ein neuer Geist, der Geist der Reformation und Wiedergeburt ganz Europa durchdrang: Deutschland war der erste und wichtigste Heerd dieser geistigen Erneuerung, und auch unsere brandenburgischen Marken wurden sehr bald davon ergriffen. Wenn in solcher Zeit der Bewegung und Erschütterung ein Fürst sich mit Ansehen und Ehren behaupten soll, so muß ihm eine gewisse geistige Kraft und Bedeutung inne wohnen, welche ihn einen bestimmten Standpunkt mit Bewußtsein und Entschiedenheit einnehmen läßt. Dies war bei Joachim I. der Fall, und obgleich er nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit sich dem neuen Leben feindlich gegenüberstellte, obgleich ihm verborgen blieb, wie in der Reformation ein Keim neuer Größe für Preußen enthalten war, so muß ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er bei seinem Widerstand nach seiner besten Ueberzeugung und nach Pflicht und Gewissen handelte, nicht nach den Rücksichten weltlicher Klugheit und List, wie er auch in allen übrigen Beziehungen die Regentenpflichten mit gewissenhafter Treue, mit Einsicht und kräftiger Entschlossenheit erfüllte. Ehe wir den Beginn der Reformation und Joachim's Verhalten zu derselben besonders ins Auge fassen, richten wir jedoch unsern Blick auf des Kurfürsten sonstige Regierungshandlungen.

Joachim war bei des Vaters Tode erst funfzehn Jahr alt, aber an Körper und Geist bereits über dieses Alter hinaus entwickelt. Von hoher, kräftiger Gestalt, trug er in seinen jugendlich schönen Zügen zugleich einen gewissen Ernst; sein Geist, für dessen Bildung frühzeitig gesorgt worden war, hatte sich der Liebe der Wissenschaften in ernster Weise zugewandt, und er blieb jederzeit mit bedeutenden Gelehrten in Verbindung. Besonders war er dem Studium des Alterthums und der Geschichte ergeben und hatte sich eine große Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen, wie der französischen und italienischen Sprache angeeignet. Diese ausgezeichnete Bildung verlieh seinem Wort in den Fürstenversammlungen ein großes Gewicht; meistens war er der vorzüglichste Sprecher unter den Fürsten, und wegen der Geltung seines verständigen Rathes wurde ihm der Name jenes von Homer gepriesenen Weisen unter den griechischen Heerführern, der Name Nestor, beigelegt. Eine

Digitized by Google

besondere, in jenen Jahrhunderten aber nicht seltene Vorliebe hatte der Kurfürst für die Sterndeuterei; das Volk glaubte, daß er an dieser Wissenschaft eine Quelle übernatürlichen Wissens habe und die Rathschläge Anderer zu erforschen im Stande sei. Seine Menschenkenntniß und durchdringende Einsicht mag diesen Glauben befördert haben. Was Joachim als richtig erkannt hatte, das suchte er mit unbeugsamem Willen durchzusetzen, und jeder Widerstand reizte seinen leicht entbrennenden Zorn: er war von strenger Gemüthsart, aber doch von jeder Willkür fern und im Allgemeinen von redlichem Wohlwollen für seine Unterthanen beseelt.

Die Pest in Brandenburg; Vernichtung des Raubwesens. Der Anfang seiner Regierung wurde in einem Theil der Marken durch großes Unheil bezeichnet: eine fürchterliche Pest verbreitete unter dem Volk Schrecken und Verzweiflung. Im nächsten Jahre folgte eine verderbliche Dürre, welche die Saaten erstickte und eine gewaltige Hungersnoth herbeiführte. Unter den Uebeln, welche im Gefolge dieser Landesplagen eintraten, griff auch der Raubfrevel von Neuem um sich, und mehrere der adeligen Familien wurden in dieser unheilvollen Zeit so sehr zum Schrecken des Volks, daß die armen Landleute sogar in ihren Gebeten Gott um Schutz gegen dieselben anflehten. Daher stammen die in den Marken überall bekannten Gebetsverse:

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
vor Krachten und vor Itzenplitze
behüt uns lieber Herre Gott."

Die Frechheit der „Landbeschädiger" stieg um so höher, da sie vermeinten, unter dem noch jungen Kurfürsten ungeahndet ihr Wesen treiben zu können: selbst einzelne der Ritter seines Hofstaats entblödeten sich nicht, an den nächtlichen Raubzügen jener gefürchteten Gesellen Theil zu nehmen. Aber sie hatten sich in Joachim getäuscht und sollten bald seinen ernsten Willen erfahren, dem Raubwesen ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Ohne Gnade und ohne Ansehen der Person verurtheilte er alle Raubfrevler zum Tode und ließ das Urtheil unerbittlich vollziehen; selbst einer seiner Hofleute starb durch Henkershand. Hierüber erbittert, wollten die Raubritter sich an ihm selber rächen, schlossen hierzu einen heimlichen Bund, und einer der Verschworenen wagte es sogar, dem Fürsten an sein Schlafgemach folgende Drohworte zu schreiben: „Joachimke, Joachimke, hüte dy! fange wy dy, so hange wy dy." Joachim aber war nicht der Mann, sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen; er fuhr fort, mit aller Strenge gegen die Uebelthäter zu verfahren. Da legten ihm die Verschworenen einst bei der

Digitized by Google

Jagd auf der Köpenicker Haide einen Hinterhalt; der Fürst wurde jedoch von einem Bauern gewarnt, ließ seine Reisigen herbeikommen, jagte die Verschworenen aus ihrem Hinterhalt auf und nahm eine große Anzahl derselben nebst ihrem Führer gefangen. Sie erlitten zur Warnung einen schrecklichen Tod.

Um das Uebel gründlich auszurotten, schickte der Fürst eine Anzahl bewaffneter Reiter mit Henkersknechten überall im Lande umher, die Landbeschädiger aufzugreifen und sofort zu hängen. In einem Jahre wurden auf diese Weise über siebzig Junker und Knechte zum schimpflichsten Tode gebracht. Selbst die Fürsprache der angesehensten Verwandten, auch fürstlicher Personen wurde von dem strengen Joachim nicht beachtet, und als sein Onkel, der Markgraf Friedrich von Anspach, an ihn schrieb, er möchte nicht fürder gegen den Adel seines Landes wüthen, antwortete er: „adelich Blut habe ich nicht vergossen, sondern nur Schelme, Räuber und Mörder hinrichten lassen. *Wären dieses redliche Edelleute gewesen, so würden sie kein Verbrechen begangen haben.*" Ein ander Mal, als ein Ritter aus dem Mecklenburgischen ergriffen worden war, baten dessen zahlreiche Verwandte, nebst vielen Fürsten und Joachim's eigene Gemahlin, sowie sein Bruder für denselben, auch bot der Ritter sein ganzes Vermögen als Lösegeld; Joachim aber sagte: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe oder Strafbare um Geld freilasse, und wenn dieser und jeder andere als Verbrecher Ergriffene hundert tausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern."

Natürlich waren die Bauern und die Städte sehr bereitwillig, dem Fürsten bei seinem Unternehmen zur Ausrottung der Räubereien allen Beistand zu leisten, und so gelang es seinen ernstlichen Bemühungen, denen sich auch die benachbarten Fürsten anschlossen, die innere Sicherheit endlich wieder herzustellen und durch fortgesetzte Strenge zu befestigen. Die Marken erholten sich nun zusehends von den Zeiten der Noth und der Bedrängniß, und der Kurfürst konnte nach wenigen Jahren des Friedens mit Genugthuung auf die wieder erblühenden Länder sehen, welche seinem Scepter unterworfen waren. Auch außerhalb Brandenburgs wurde sein Name mit Achtung und Ruhm genannt, und die Stadt Hamburg begab sich während eines Streits der Hansestädte mit Dänemark freiwillig unter seinen Schutz.

Joachim's landesväterliche Thätigkeit. In der That verdiente Joachim solches Vertrauen, wie der ganze Verlauf seiner eben so vorsorglichen und landesväterlichen, als strengen Regierung erwies. Wir sehen ihn später durch das ganze Land reisen, um sich eine genaue Kennt-

Digitized by Google

niß von allen Verhältnissen zu verschaffen. Ueberall wird er mit Jubel empfangen: denn man weiß von ihm, wie ein alter Schriftsteller sagt, daß er „aus gnädiger Zuneigung und Wohlmeinung kommt, um sich überall nach dem Regiment und Wesen der Städte zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit Städte und Einwohner an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werden." Nach dieser Reise erließ Joachim eine allgemeine Städteordnung, worin unter Anderen auch die Einführung gleicher Maaße und Gewichte in allen märkischen Landen vorgeschrieben wurde, während bis dahin jede Landschaft ihrer besonderen Gewohnheit darin gefolgt war.

Vor Allem aber hat sich Kurfürst Joachim's landesväterliche Fürsorge und Weisheit durch die Errichtung des Kammergerichts ein bleibendes Denkmal gesetzt (1516). Die Grafen, Ritter und fürstlichen Hofbeamten, welche bis dahin keinem sonstigen Gericht unterworfen waren, wurden an dieses neue Gericht gewiesen, welchem außerdem auch die Beaufsichtigung aller übrigen Richter und die höchste Entscheidung über die Urtheilssprüche derselben übertragen wurde. Zwölf Mitglieder, vier vom Fürsten, acht von den Ständen gewählt, bildeten das Kammergericht, dessen Sitzungen drei Mal im Jahre zu Köln an der Spree und ein Mal in Tangermünde stattfinden sollten. Der Kurfürst empfahl ihnen auf das Eindringlichste, unparteiisch Recht zu sprechen, alle unnützen Weitläuftigkeiten zu vermeiden und vor Allem den Weg gütlichen Vergleichs zu suchen.

Voll Dankbarkeit für die unverkennbaren Wohlthaten dieser Regierung bewilligten die brandenburgischen Stände dem Fürsten gern alle Mittel, welche ihm für die Verwaltung und für seine Hofhaltung nöthig waren. Joachim war, ohne gerade verschwenderisch zu sein, ein Freund fürstlichen Glanzes: sein Hof zeichnete sich durch großartige ritterliche Spiele und Festlichkeiten aus, welche einen gewissen Aufwand erforderten. Zur Deckung desselben bewilligten die Stände die Vierziese als eine bleibende Abgabe und später noch einen sogenannten Hufenschoß.

Judenverfolgung. Während fast alle Stände und Klassen des brandenburgischen Volks die Regierung Joachim's segneten, brach über die im Mittelalter so oft verfolgten und gemißhandelten Juden jetzt auch in den Marken großes Unheil herein. Die Juden waren in den brandenburgischen Landen, wie überall, nicht als wirkliche Staatsangehörige angesehen, sie wurden vielmehr nur ungern gegen ein von ihnen entrichtetes Schutzgeld geduldet. Durch ihre Betriebsamkeit und den meistens durch große Schlauheit erworbenen Reichthum wußten sie sich

Digitized by Google

den Hohen nützlich zu machen, aber von Zeit zu Zeit reizte religiöser Haß, sowie der Neid gegen ihre Wohlhabenheit immer wieder die Wuth der Menge gegen sie auf, und in vielen Gegenden Deutschlands kehrten die Judenverfolgungen mit immer erneuerter Kraft wieder. Den Anlaß gaben fast immer Gerüchte derselben Art: es wurde den Juden Lästerung christlicher Einrichtungen, Entweihung christlicher Heiligthümer, besonders geweiheter Hostien, oder der Raub und die Ermordung von Christenkindern vorgeworfen. So kann es auch unter Joachim.

Ein Kesselflicker in Bernau, Paul Fromm, hatte in einem Dorfe Kirchenraub verübt und eine Monstranz mit zwei geweiheten Hostien entwendet. Er wurde zur Haft gebracht und gestand seinen Frevel ein. Auf die Frage, was er mit den Hostien gemacht, antwortete er, daß er die eine gegessen, die andere für neun Groschen an einen Juden Salomon in Spandau verkauft habe. Salomon wurde nun gleichfalls eingezogen und auf die Folter gebracht, wo er eingestand, die Hostie in drei Theile zerbrochen, den einen an den Juden Jakob in Brandenburg, den zweiten an einen Juden in Stendal verkauft zu haben; den dritten Theil habe er in einen Kuchen von Weizenmehl gebacken, der Teig aber sei blutroth geworden und habe dann unter wunderbarem Glanz ein kleines Kindlein gezeigt, worüber erschreckt, er den Kuchen in die Synagoge gebracht und dort aufgehängt habe. Man forschte in der Synagoge nach und fand in der That dort einen rothen Kuchen. Die beiden erwähnten Juden wurden nun ebenfalls nach Berlin gebracht und gleichzeitig alle Israeliten in der Mark verhaftet. Durch die weiteren Aussagen der Angeklagten wurden noch vierzig Juden, welche gleichfalls Theilchen von der Hostie an sich gebracht hatten, in den Prozeß verwickelt. Auf der Folter gestanden sie insgesammt, mit dem christlichen Heiligthum allerlei Frevel vorgenommen, dasselbe auf den Tisch genagelt und mit Messern zerschnitten zu haben, wobei wunderbarer Weise immer Blut herausgeflossen sei. Einige gestanden sogar unter den fürchterlichsten Qualen der Folter, daß sie Christenkinder gekauft, gequält und getödtet, ihr Blut aber zu Arzeneien verwendet hätten. In Folge der mit größter Grausamkeit geführten Untersuchung wurde dann in öffentlicher freier Gerichtssitzung das Urtheil gefällt. Ein alter Bericht erzählt den merkwürdigen Vorgang in folgender Weise.

An einem schönen Sommertage strömte viel Volks aus Berlin und der Umgegend nach dem freien Platz vor der Marienkirche. Dort sah man drei hohe Bühnen stufenweise über einander gebaut. Auf der obersten standen etliche „hochgelahrte und rechtsverständige Leute“, auf der mittleren der Richter nebst seinen Schöppen, Schreibern, Zeugen

Digitized by Google

und Anwalten, auf der untersten die angeklagten Juden nebst Paul Fromm. Nur Jakob war nicht da; er hatte schon früher angegeben, daß ihm eines Nachts die Jungfrau Maria erschienen sei, und war demzufolge zum Christenthum übergetreten, weshalb er eine mildere Behandlung als die übrigen Angeklagten erfahren sollte. Die Juden, in ihrer uralten Volkstracht und mit spitzen, theils gelben, theils weißen Hüten bekleidet, hatten unter Gesang die Gerichtsstätte betreten. Der Richter ließ die ganze Verhandlung laut verlesen und fragte sodann die Angeklagten, ob sie bei ihrer Aussage beharren wollten. Als sie dies bejaht hatten, beriethen sich die Schöppen eine kurze Zeit und sprachen dann folgendes Urtheil aus: „Dieweil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft habe, darum so solle man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und nieder führen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sacraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehrmalen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum so solle man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle andern ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen möchten.“ Sofort wurden die Angeklagten den Henkern zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. Die Juden, nachdem sie den Todesspruch vernommen, rüsteten sich unter Ermahnung eines Rabbiners durch lauten Gesang in ihrer Väter Sprache zu dem grauenvollen Tode, dem sie entgegengingen. Das Volk aber meinte, daß die „schnöden Juden“ durch neue Lästerungen den christlichen Gottesdienst verhöhnen wollten. Hinter dem Rabensteine hatte der Scharfrichter mit seinen Helfershelfern einen „wunderlichen Bau zu ihrer Straf“ aufgerichtet, „dreier Mann hoch, aus hölzernen Rösten bestehend, die mit Stroh und Pech belegt waren.“ Auf diese befestigte er die acht und dreißig Schlachtopfer mit Halseisen, nur Paul Fromm stand abgesondert von seinen Leidensgenossen an einen Pfahl gekettet. Als das gräßliche Todtenbett angezündet ward, da brachen viele der unglücklichen Juden in laute Lästerungen gegen das Christenthum aus und versuchten es, den anwesenden Priestern ins Angesicht zu speien. Bald verendeten sie unter fürchterlichen Qualen. Jakob, welcher die Taufe empfangen hatte, wurde am anderen Tage mit dem Schwerte hingerichtet.

Damit war jedoch die Sache noch nicht beendigt, vielmehr wurden in Folge dieser Vorgänge alle Juden aus der Mark Brandenburg verbannt, nachdem sie Urphede geschworen, d. h. den Eid geleistet, nie wieder zu kommen.

Digitized by Google

Es ist möglich, daß ein Theil der Anklagen, welche gegen die Juden erhoben wurden und welche sie in den unerträglichen Folterqualen zugestanden, begründet war, — es ist möglich, daß sie in dem Haß gegen die Christen, welcher durch ihre Bedrückung immer genährt wurde, sich zu fanatischer Entweihung christlicher Heiligthümer (schwerlich aber zu den Greuelthaten gegen christliche Kinder) hinreißen ließen; immerhin aber wendet sich der Blick mit schmerzlichen Gefühlen von einer Zeit ab, wo gegenseitiger Religionshaß zu so greulichen Vorgängen führen konnte, und wo selbst ein Fürst von Joachim's Gerechtigkeitssinn, befangen von dem allgemeinen Vorurtheil der Zeit, seine Strenge zu solcher grauenvollen Verurtheilung gebrauchen ließ. Glücklicher Weise war so eben die Zeit angebrochen, wo das wieder aufgehende Licht ächt evangelischen Glaubens allmälig auch eine mildere Gesinnung wahrer christlicher Liebe zur Herrschaft gelangen ließ, und wo mit der Gewalt des Aberglaubens auch die Greuel religiösen Fanatismus schwanden. Schon war in der nächsten Nachbarschaft der Marken, in Wittenberg, der Stern reineren Glaubens aufgegangen; bald sollten seine Strahlen auch in das Land der Hohenzollern dringen.

12. Die Reformation.

Die Bedeutung der Reformation für den preußischen Staat. Die Kirchenverbesserung, welche am Beginn des sechszehnten Jahrhunderts unter Gottes Beistand durch Dr. Martin Luther ausgeführt wurde, ist wie für die ganze Christenheit, so noch in einem ganz besonderen Sinne für das preußische Volk ein Ereigniß von der durchgreifendsten Bedeutung geworden. Die ganze Stellung, welche Preußen unter den deutschen und europäischen Staaten erhalten hat, beruht zum großen Theil auf seiner Entwickelung als einer der vorzüglichsten protestantischen Staaten. Seitdem Kursachsen, welches zuerst an der Spitze der protestantischen Länder Deutschlands stand, es geschehen ließ, daß diese seine bedeutsame Rolle an Preußen fiel, seitdem hat Preußen seine Stellung als hauptsächlicher Pfleger und Hort des Protestantismus in Deutschland immer ernster erfaßt, und eben dies ist zugleich eine der hauptsächlichsten Grundlagen seiner Macht und seines Einflusses überhaupt geworden.

Auch vor der Reformation war das Ansehen der brandenburgischen Kurfürsten zwar schon bedeutend gestiegen, und keiner unter den Reichsfürsten that es im funfzehnten Jahrhundert den hohenzollernschen Fürsten an Einfluß zuvor; aber bis dahin beruhete dieser Einfluß besonders auf

Digitized by Google

den persönlichen Eigenschaften der Regenten und auf den großen Diensten, welche sie den Kaisern leisteten, nicht auf einer inneren nothwendigen Bedeutung ihrer Stellung als brandenburgischer Fürsten. Durch die Reformation dagegen, welche eine Spaltung Deutschlands nach dem religiösen Bekenntniß zur unvermeidlichen Folge hatte, geschah es, daß Brandenburg nach und nach eben an die Spitze der einen confessionellen Gruppe trat, und hierdurch eine erhebliche Wichtigkeit, auch abgesehen von den besonderen Fähigkeiten der einzelnen Kurfürsten erwarb. Dazu kam, daß das brandenburgisch-preußische Volk selbst durch die Reformation auf die Bahn einer neuen geistigen Entwickelung geführt wurde, welche demselben eine hervorragende Geltung unter den deutschen Stämmen und unter den Völkern Europas sicherte. Die Reformation und das protestantische Bekenntniß Preußens haben unsern Staat und unser Volk recht eigentlich zu dem gemacht, was sie geworden sind, der Protestantismus ist ein Lebensprincip Preußens, als deutscher und europäischer Großmacht, geworden.

Das brandenburgische Volk war so ziemlich als das letzte unter den alten Heidenvölkern Deutschlands zum Christenthum bekehrt worden; später und langsamer, als in anderen Gegenden Deutschlands hatte sich daher auch christliche geistige Bildung in den Marken verbreitet. Unter den ballenstädtischen Markgrafen war in dieser Beziehung zwar ein guter Grund gelegt worden, doch war derselbe zu schwach gewesen, um den Stürmen der trostlosen baierschen und luxemburgischen Zeit zu widerstehen. Verwilderung und Entsittlichung hatten das ganze Volk von Neuem ergriffen und konnten durch die Hohenzollern nur sehr allmälig wieder gemildert worden. Während in dem größten Theil von Deutschland schon hohe und niedere Schulen aller Art erblühet waren, welche die geistige Ausbildung der höheren Klassen auf erfreuliche Weise beförderten, während die Hochschulen im Westen und Süden sich in lebhaftem Verkehr und Wetteifer mit den gelehrten Anstalten Frankreichs und Italiens entwickelten, während der Geist wissenschaftlicher Wiedergeburt, welcher im funfzehnten Jahrhundert vom Süden her durch Europa wehete, auch in jenen Theilen Deutschlands seine Stätte aufschlug, war die Mark Brandenburg bis zum Beginn des sechszehnten Jahrhunderts allem wissenschaftlichen Verkehr fast ganz fremd geblieben, und nur wenige Schulen dienten nothdürftig dazu, die künftigen Geistlichen mit den unentbehrlichsten Kenntnissen für ihren Beruf auszurüsten. Als Kurfürst Joachim die Universität Frankfurt gründete, sagte er selbst, daß Gelehrte in der Mark so selten seien, wie weiße Raben. Wie hätte es auch anders sein können, da die Geistlichkeit, von welcher die Anregung zur

Digitized by Google

Bildung hätte ausgehen müssen, zu tief gesunken war, als daß von ihr irgend ein wohlthätiger Einfluß hätte erwartet werden können. Oefter legte sie sogar der Errichtung von Schulen außer ihren wenigen Dom- und Kirchschulen absichtlich Hindernisse in den Weg. Die Bildung unter den Geistlichen selbst war so gering, daß die Mönche vieler Klöster oft das Wenige nicht verstanden, was sie lateinisch beteten und sangen. Wie wenig gelehrte Kenntnisse und Beschäftigung in den Marken verbreitet waren, geht auch daraus hervor, daß es fast gar keine Geschichtsschreiber gab, welche die Ereignisse im Zusammenhang aufzuzeichnen versucht hätten.

Während nun Brandenburg bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hinter dem übrigen Deutschland so weit zurückstand, sehen wir das Land in den darauf folgenden Zeiten schnell das Versäumte nachholen und von Stufe zu Stufe nicht blos die sonstige deutsche Bildung sich aneignen, sondern den meisten Ländern sogar voraneilen. In unsern Tagen ist es einer der erhabensten Vorzüge des preußischen Volks, daß es nicht nur durch Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, sondern vor Allem auch durch den hohen Stand seines geistigen Lebens sich eine große Bedeutung unter den europäischen Staaten errungen hat. Das ist eine Frucht der geistigen Entwickelung, welche durch die Reformation angebahnt worden ist: das neue Leben, welches damals zuerst auf religiösem Gebiet erwachte, mußte nach und nach die Keime aller geistigen Kraft entwickeln. Der Protestantismus wurde für Preußen, wie für alle Staaten, in welchen er zur entschiedenen Herrschaft gelangte, ein Förderungsmittel allseitigen geistigen Fortschritts, und wiewohl den ausgezeichneten Fürsten, welche seit zwei Jahrhunderten auf Preußens Thron geherrscht, der Ruhm gebührt, jenen Fortschritt an ihrem Theil auf alle Weise unterstützt zu haben, so ist doch die Umwandelung im Großen und Ganzen als eine Folge der Reformation aufzufassen.

Der Beginn der Reformation. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Reformation selbst zu erzählen; nur die Einführung derselben in den Marken und die Stellung der brandenburgischen Fürsten zu der neuen Bewegung darf uns hier beschäftigen.

Der allgemeine Verfall der katholischen Kirche, welcher ihren einsichtigsten und treuesten Dienern eine Reformation „an Haupt und Gliedern" schon längst als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen ließ, war in der Mark Brandenburg nicht minder fühlbar, als in allen übrigen christlichen Landen. Auch dort paßte das Bild, welches ein frommer Gelehrter am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von der Versunkenheit der Geistlichkeit entwarf: „das Studium der Gottesgelahrt-

Digitized by Google

heit ist verachtet, das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und anderen Tugenden, den Wundern der Gnade Gottes gegen uns, und von Jesu Verdiensten ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute werden zu den höchsten Würden der Kirche erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Aeltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen sich, wenn's nur gethan, gesungen und gepredigt und bald wieder aus ist! Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bücher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung etwas zu machen. Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Den letzten Anlaß zu dem kräftigen Auftreten des deutschen Reformators Martin Luther gegen solche Verderbniß gab bekanntlich die Ablaßkrämerei, und gerade in Brandenburg war es, wo der schlimmste aller Ablaßverkäufer, Tetzel, sein Wesen am schamlosesten trieb. Leider hatte ein Kirchenfürst aus dem brandenburgischen Hause selbst dem verrufenen Dominikaner die Vollmacht zum Ablaßverkauf gegeben. Albrecht, des Kurfürsten Joachim Bruder, war durch dessen eifrige Bemühungen Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, sodann auch Kurfürst von Mainz und Cardinal geworden, (wie es damals herkömmlich war, daß die jüngeren Söhne der Fürsten sich dem geistlichen Stande widmeten und mit reichen Pfründen versehen wurden). Er war ein geistreicher, hochgebildeter Mann, aber er sah, wie damals die Meisten seines Gleichen, seine hohe kirchliche Stellung nur als ein Mittel an, sich den Genüssen eines üppigen Lebens hingeben zu können. Wie der Papst Leo X. selber, so brauchte auch er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse immer neue Geldmittel, zu deren Herbeischaffung ihm die Ablaßkrämerei der geeignetste Weg erschien. Er wurde von Leo mit der Einsammlung der Ablaßgelder für ganz Deutschland beauftragt, die Hälfte des ganzen Ertrags aber durfte er für sich behalten. Er übergab nun die Sammlung dem in solchen Dingen bereits geübten Dominicaner Tetzel, welcher in seinem unwürdigen Treiben so weit gegangen sein soll, daß er sogar Ablaß für noch zu begehende Sünden verkaufte. Er erregte natürlich den Unwillen aller ernsten Geister und brachte Luther endlich zum öffentlichen Auftreten gegen diesen mit dem Heiligsten ge-

Digitized by Google

triebenen Unfug: Zuerst wurde auf die Sache weder von den Hohen Deutschlands, noch in Rom ein großes Gewicht gelegt, man sah dieselbe als eine der oft vorkommenden Streitigkeiten unter verschiedenen Mönchsorden, als eine Eifersüchtelei der Augustiner gegen die Dominicaner an. Luther selbst ahnte noch nicht, wie weit ihn der einmal begonnene Zwiespalt führen würde. Aber die ernste und gewissenhafte Forschung nach der inneren Wahrheit und Begründung der Kirchenlehre unter dem Licht der heiligen Schrift und der unerwartete Widerspruch, welchen er nun bei der Aufstellung der nach seiner Ueberzeugung unzweifelhaftesten evangelischen Lehren fand, führte ihn von Punkt zu Punkt weiter bis zu dem Kampfe gegen das ganze System der damaligen Theologie. Man weiß, mit welcher Begeisterung die Lehre des kühnen Reformators bald in allen Theilen Deutschlands aufgenommen wurde. Auch in den Marken verbreitete sich dieselbe sehr schnell und fand im Volke fast überall einen guten Boden, doch mußten hier erst große Hindernisse überwunden werden, ehe sie zu einer bleibenden Stätte gelangen konnte; denn nicht, wie in Sachsen, wurde hier der Reformation von vorn herein die Unterstützung des Landesfürsten zu Theil, vielmehr gab es unter den Fürsten Norddeutschlands kaum einen entschiedeneren Gegner der neuen Lehre, als Kurfürst Joachim.

Joachim's Widerstand gegen die Reformation. Das ganze eigenthümliche Wesen des brandenburgischen Fürsten war der Art, daß er durch das erste Auftreten Luther's verletzt und zum Widerstand herausgefordert werden mußte. Sein strenges und stolzes Fürstenbewußtsein fand es unerhört und unerträglich, daß ein armes Mönchlein, der Sohn eines niederen Bergmanns, sich erkühnte, mit so freimüthiger Strafpredigt gegen die gewaltigsten Kirchenfürsten aufzutreten. Noch dazu war es ja Erzbischof Albrecht, des Kurfürsten eigener Bruder, den Luther's Angriffe zunächst trafen, und Joachim empfand den Schimpf, welchen Luther durch die Verwerfung des Ablaßkrams Jenem angethan, geradezu als eine Beleidigung seines kurfürstlichen Hauses. Er war empört über solche Anmaßung des Wittenberger Mönchs, und je mehr sich Luther's Derbheit und entschlossener Muth im Verlauf des großen Kampfes steigerten, desto höher stieg auch der Unwille des stolzen Kurfürsten. Dazu kam, daß gleich am Beginn des Streits seine Frankfurter Universität, welche mit Eifersucht das Aufblühen des benachbarten Wittenberg betrachtete, sich der Vertheidigung Tetzel's gegen Luther angenommen hatte, wobei sie freilich keine Lorbeeren erntete: Joachim wurde auch hierdurch in seiner Feindschaft gegen die Wittenberger Sache bestärkt. Aber er hatte noch einen wichtigeren und weit ehrenvolleren Grund,

Digitized by Google

um der Neuerung entgegen zu sein: er blickte nämlich mit Besorgniß und Entrüstung auf die Verirrungen, zu welchen die mißverstandenen Lehren der Reformation hier und da das niedere Volk aufregten. Bekanntlich war es nicht überall der Sinn für die evangelische Wahrheit allein, welcher die Verbreitung der neuen Lehre beförderte, sondern auch unlautere Leidenschaften und weltliche Freiheitsgelüste schlossen sich, wie es bei menschlichen Dingen immer zu gehen pflegt, der guten Sache an. Die Lehre Luther's von der evangelischen Freiheit, von der sittlichen Freiheit der im Glauben gerechtfertigten Kinder Gottes wurde hier und da zu einem Evangelium des Aufruhrs und wilder Empörung verkehrt, woraus die beklagenswerthen Bauernaufstände, sowie das nichtswürdige Treiben der Wiedertäufer und anderer Secten entstand. Solche Erscheinungen im Gefolge der Reformation waren für Joachim's strengen Herrschersinn ein hinreichender Beweis von der Gefährlichkeit und Verwerflichkeit der Luther'schen Lehre, welcher er darum mit allen Kräften widerstehen zu müssen glaubte. Er war an und für sich kein blinder Vertheidiger der damaligen Zustände der katholischen Kirche, erkannte vielmehr die Nothwendigkeit einer vielseitigen Verbesserung unumwunden an, aber er erwartete dieselbe auf friedlichem Wege durch ein allgemeines Kirchenconcil, wiewohl sich solche Erwartungen nachgerade als eitel erwiesen hatten. In dem Beginnen Luther's aber erkannte er eine verbrecherische Auflehnung gegen die kirchlichen und weltlichen Gewalten, und ließ es von Anfang an nicht an kräftigem Widerstand dagegen fehlen.

Schon auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther mit so ergreifender Kraft Zeugniß für die von ihm erkannte Wahrheit ablegte, zeigte sich Joachim als einer seiner heftigsten Gegner und soll sogar in seiner leidenschaftlichen Erregung sich so weit vergessen haben, dem Kaiser Karl V. zu rathen, das dem Wittenberger Reformator zugesicherte freie Geleit zu brechen, weil man einem Ketzer das Wort nicht zu halten brauche. Ein merkwürdiger Gegensatz gegen seines Vorfahren Friedrich's I. Rath in Kostnitz! Nachdem Luther's Sache in Worms verurtheilt worden, verbot Joachim in seinen Landen auf das Strengste das Lesen der reformatorischen Schriften, und bedrohete die Anhänger der neuen Lehre mit den härtesten Strafen, ohne daß jedoch der stillen und heimlichen Verbreitung derselben hierdurch Einhalt gethan werden konnte.

Auch auf dem Reichstage zu Augsburg (1530), wo die evangelischen Stände die berühmte, von dem gemäßigten Melanchthon ausgearbeitete Schutzschrift, das augsburgische Bekenntniß vorlegten, dessen milde Fassung der Hoffnung auf eine Vereinigung mit den Katholiken Raum zu schaffen schien, trug Kurfürst Joachim durch seine Heftigkeit viel

Digitized by Google

dazu bei, die Spaltung zwischen den Religionsparteien zu erweitern. Eine Anzahl katholischer Fürsten, unter denen sich auch Joachim befand, sollten Unterhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten vorbereiten. Als nun der gemäßigte Bischof von Augsburg äußerte, Luther's Lehrsätze griffen nicht den Glauben, sondern nur die Mißbräuche der römischen Kirche an, so widersprach ihm der Kurfürst von Brandenburg so heftig, daß sein Bruder, der Erzbischof Albrecht, Mühe hatte, die Streitenden zu trennen. Trotz solcher Leidenschaftlichkeit wurde dennoch gerade Joachim gewählt, um den Lutheranern den Beschluß des Reichstags, welcher ihre Lehren zurückwies, mitzutheilen: als er dies gethan, fügte er aus freien Stücken heftig hinzu, wenn die Evangelischen diesen Reichstagsabschied nicht annähmen, so hätten sich die Fürsten mit dem Kaiser verbunden, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu setzen, bis dieser Handel geendet wäre. Er machte ihnen zum Vorwurf, den Bauernaufruhr erweckt, Kurfürsten und Fürsten geschmähet, Aebte und Mönche vertrieben zu haben, welche nun nach des Kaisers Befehl wieder einzusetzen seien. Diese heftigen und herausfordernden Reden wurden von den übrigen katholischen Fürsten selbst gemißbilligt, und sogar des Kurfürsten Bruder, Cardinal Albrecht, suchte die Evangelischen deshalb durch mildere Aeußerungen zu begütigen. Diese waren jedoch durch Joachim's Drohungen so aufgeregt, daß sie auf Luther's Rath zur Vertheidigung ihres Glaubens bald darauf den Bund von Schmalkalden schlossen.

Stille Verbreitung der evangelischen Lehre in den Marken. So sehr sich aber der Kurfürst der Ausbreitung der neuen Lehre widersetzte, so vermochte er doch, wie gesagt, dieselbe auch von seinem eigenen Lande nicht fern zu halten; sie wurde in den Marken begierig aufgenommen, und in kurzer Zeit waren Hohe und Niedrige in großer Anzahl heimliche Bekenner des evangelischen Glaubens geworden. Der geistliche Oberhirte der Mark, Erzbischof Albrecht von Magdeburg, war dabei in seinem ganzen Verhalten unentschlossen. Ohne Ueberzeugung und blos seinen Vortheil abwägend, konnte er zu keiner rechten Entscheidung für oder wider die Reformation kommen; aber er leistete derselben wenigstens keinen eigentlichen Widerstand. So konnte es geschehen, daß an seinem Bischofssitz selbst, in Magdeburg, das Lutherthum völlig die Oberhand gewann, der ganze Gottesdienst durch den Rath der Stadt nach lutherischer Weise eingerichtet wurde und von da aus die neue Lehre um so leichter in die benachbarten Marken eindrang. Um nicht die Strenge des Kurfürsten Joachim herauszufordern, geschah die Aenderung in den kirchlichen Einrichtungen meistens ohne viel Aufhebens: besonders wo

Digitized by Google

sich die Gemeinden mit ihren Geistlichen einigen konnten, wurde der Gottesdienst in aller Stille nach und nach in lutherischer Weise eingerichtet und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, ohne daß man sich öffentlich und ausdrücklich von der alten Kirche lossagte.

Diese vorsichtige Einführung der Reformation hatte den großen Vortheil, daß die Mark Brandenburg vor den gewaltigen und zerrüttenden Bewegungen behütet wurde, welche in anderen deutschen Gegenden mit der Glaubensänderung verbunden waren. Der Schwindelgeist, welcher in West- und Süddeutschland die Bauern und einzelne Städte ergriff, blieb von den brandenburgischen Landen fern, und während in jenen Gegenden der Aufruhr tobte, erfreute sich Joachim's Land gesegneter, ruhiger Zeiten. Nur an einem Orte kam es um die Einführung der Reformation zu heftigeren Auftritten, zu Stendal nämlich, wo der neue Glauben theils durch einen früheren Franziskanermönch, theils durch Schriften, welche fremde Handwerksgesellen mitbrachten, verbreitet wurde. Da Joachim dem öffentlichen Bekenntniß zum Lutherthum wehren wollte, so entstand ein Aufruhr, welchen der Kurfürst jedoch mit Waffengewalt unterdrückte und mit schweren Strafen ahndete.

Joachim sollte freilich in seiner eigenen Familie, an seinen Nächsten gerade, wie wir gleich sehen werden, den Schmerz erfahren, daß sie zur neuen Lehre übertraten, er selbst aber blieb bis an sein Ende in gleich feindseliger Stimmung gegen dieselbe; vielleicht trugen jene schmerzlichen Erfahrungen gerade dazu bei, seine Bitterkeit gegen die Reformation zu erhöhen. Noch kurz vor seinem Tode, als zu Nürnberg der erste Religionsfriede zu Stande gebracht wurde, durch welchen den Evangelischen eine Art Anerkennung ihrer Kirche zu Theil ward, brach der Kurfürst darüber in heftigen Zorn aus und erklärte, „lieber wolle er Land und Leute verlieren, lieber sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen". — Als sein Ende herannahte, ließ er seine beiden Söhne Joachim und Johann vor sich kommen. Er hatte gegen die Bestimmungen des von Kurfürst Albrecht gegebenen Hausgesetzes eine Theilung des Landes unter sie beschlossen, so daß Joachim die alten märkischen Stammlande nebst der Kurwürde, Johann die Neumark und die lausitzischen Länder erhalten sollte. Nach herzlichen Ermahnungen ließ er sie dann ein schon früher mündlich und schriftlich gegebenes Versprechen, der katholischen Kirche treu zu bleiben, nochmals wiederholen und entschlief darauf in Stendal, von wo seine Asche in den Dom zu Köln an der Spree gebracht wurde (1535).

Joachim hatte das landesherrliche Ansehen in den Marken noch fester als seine Vorgänger begründet, der Rechtspflege und öffentlichen

Digitized by Google

Wohlfahrt die erfolgreichste Sorgfalt gewidmet und Handel und Gewerbe zu einer hohen Blüthe gehoben. Wenn wir dagegen seinen Widerstand gegen die evangelische Lehre beklagen müssen, so gebührt ihm doch die Anerkennung, daß er nicht aus selbstsüchtigen Rücksichten, sondern aus innerster Ueberzeugung von seinen Regentenpflichten so handelte, und daß er sich trotz seiner leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Reformation doch zu eigentlichen Verfolgungen gegen die Evangelischen nicht hinreißen ließ. Luther selbst sprach nur mit Achtung von dem Kurfürsten, für dessen Wohlfahrt er gern betete.

Joachim's Widerstreben hatte überdies die öffentliche Anerkennung der Reformation in den Marken nur für eine kurze Zeit aufgehalten; unter seinen Augen aber hatte bereits seine eigene Gemahlin mit hingebender Aufopferung und Glaubenstreue für den evangelischen Glauben gewirkt.

Die Kurfürstin Elisabeth *). Der Name Elisabeth ist ein gesegneter in der brandenburgischen Geschichte. Elisabeth hieß die Mutter unseres ersten Kurfürsten Friedrich, ebenso die Gemahlin desselben, „die schöne Else"; jetzt treffen wir bei dem Uebergang zu einer neuen Zeit wieder eine fürstliche Elisabeth, als erste Zeugin des gereinigten Evangeliums in den brandenburgischen Landen.

Elisabeth, die Gemahlin Joachim's, war die Tochter des Königs Johann II. von Dänemark und Christina's von Sachsen, eine Nichte des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen. Sie wurde im Jahre 1485 geboren und erblühete in großer Schönheit und Anmuth, zugleich entwickelten sich frühzeitig auch die reichen Gaben ihres Geistes. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie (1502) nach langen Unterhandlungen unter prachtvollen und glänzenden Festen zu Stendal dem Kurfürsten Joachim I. vermählt wurde, allgemein bewundert als eine der holdseligsten Fürstinnen jener Zeit. Noch im Jahre 1512 glänzte sie als die schönste unter allen Frauen, welche den Ritterspielen zu Neu-Ruppin beiwohnten. Damals war sie noch glücklich, eine treue Gattin, die blühende Mutter von fünf Kindern. Aber es war auch der Gipfel ihres Erdenglücks; denn einige Jahre später wurde der eheliche Friede, welcher allein auf der Liebe und Treue ruht, gestört und getrübt: das Herz des Kurfürsten schien sich unter betrübenden Verirrungen mehr und mehr von Elisabeth zu entfernen. Vorüber war nun die unbefangene, glückliche Zeit ihres Lebens und es war ihr oft um Trost sehr bange. Da wehete ihr als frischer Lebensodem das Wort vom Frieden Gottes in Christo zu, das

*) Nach der Schrift (Göschel's) Elisabeth, Kurfürstin zu Brandenburg. Berl. 1839.

Digitized by Google

Wort von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben, welches von Wittenberg zu ihr herüberklang. Sie war durch ihren Kummer in der Herzensstimmung, wo man leichter, als im Glücke von dem Wort der Wahrheit ergriffen wird. Da ihr Gemahl aber ein heftiger Widersacher der Wittenbergischen Reformation war, so mußte sie den Glauben, welcher sie beseligte, fürerst in sich verschließen, damit es nicht gleich zum offenen Bruch mit Joachim käme.

Doch nahete der Augenblick, wo der innere Zwiespalt zwischen den Gatten an den Tag treten mußte; des Kurfürsten unbeugsames Vorurtheil gegen die neue Lehre machte jeden Versuch vertraulicher Näherung und Verständigung unmöglich, die Kurfürstin aber konnte dem Wunsche nicht mehr widerstehen, das Abendmahl nach der Einsetzung des Erlösers in beiderlei Gestalt zu genießen, und so ließ sie es sich in Abwesenheit ihres Gemahls von einem evangelischen Geistlichen aus Wittenberg heimlich reichen. Damals war gerade ihre jüngste Tochter, Elisabeth, Gemahlin Herzog Erich's von Braunschweig, am Hofe in Berlin zum Besuch. Sie war es, welche dem Vater auf sein leidenschaftliches Drängen, das Geheimniß der Mutter verrieth. Joachim fühlte sich auf das Empfindlichste verletzt und in seinen Rechten gekränkt. Er mußte das Gefährliche eines solchen Beispiels für die Verbreitung der ihm verhaßten Lehre erkennen und fürchten. In heftigster Entrüstung drang er in das Zimmer seiner Gemahlin, überhäufte sie mit Vorwürfen und drohete ihr mit Kerker und Banden. Der Auftritt war so stürmisch, daß der Kurfürst dann wegen Erschöpfung wie todt in das Bett gebracht werden mußte.

Elisabeth war auf's Tiefste erschüttert, sie fürchtete nicht blos den Zorn ihres Gatten gegen sich selbst, sondern auch die Verfolgung der evangelischen Geistlichen. In ihrer Angst entschloß sie sich zu heimlicher Flucht. Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. März 1528, wo die schwer geprüfte Fürstin mit einem Kammerfräulein unter Beistand zweier Ritter des Hofes auf einem Bauerwagen in Bauerntracht heimlich entwich. Unterwegs brach bei der eiligen Flucht ein Rad am Wagen; Elisabeth fürchtete eingeholt zu werden, sie band ihr Kopftuch ab, daß es zur Befestigung des Wagens benutzt werden konnte. Sie begab sich zunächst nach Torgau, wo ihr Bruder, der König von Dänemark, der aus seinem Lande hatte fliehen müssen, sich aufhielt; von dort aus bat sie den Kurfürsten von Sachsen um Aufnahme und Schutz. „Könnte ihre Bitte nicht erfüllt werden, so schloß sie den Brief — so müsse sie unstät und flüchtig umherirrend, ihr Schicksal tragen". Aber Johann der Beständige von Sachsen nahm sie freundlich und ehrenvoll auf und

Digitized by Google

gab ihr das Schloß Lichtenburg an der Elbe zum Wohnsitz. Ihr Gemahl ließ sie ungekränkt in ihrer Freistatt, und erlaubte sogar, nachdem sein Zorn sich gelegt hatte, daß ihre Kinder sie öfter besuchten. Ihre größte Freude war dort aber der lebendige Verkehr, in welchen sie mit dem wittenberger Reformator Luther trat. Luther besuchte sie, und sie ging ihrerseits oft nach Wittenberg, einmal war sie drei Monate lang ununterbrochen in seinem Hause. Wie freundschaftlich das Verhältniß war, ersieht man auch aus Luther's Briefen. In einem derselben nennt er die Kurfürstin auch seine „liebe Gevatter", sie scheint also während ihres Aufenthalt's in Wittenberg ein Kind Luther's aus der Taufe gehoben zu haben.

Sieben Jahre lang lebte die Kurfürstin still und zurückgezogen in Lichtenburg, bis Joachim I. zu Stendal, fern von ihr sein Leben endete (1535). Elisabeth's Söhne, Kurfürst Joachim II. und Markgraf Johann hielten es für ihre erste Pflicht, die geliebte Mutter in ihr Land heimzuführen. Sie eilten ihr eine Tagereise entgegen, geleiteten sie in die Hauptstadt und von da in die ihr schon bei ihrer Vermählung als Wittwensitz zugewiesene Stadt Spandau. Anfangs hielt sie sich freilich noch öfter in Lichtenburg und Wittenberg auf, bis Luther starb. Schon am 1. November 1539 aber erlebte sie in Spandau die große Befriedigung, daß ihr Sohn, Joachim II., (wie noch näher zu erwähnen sein wird), mit ihr nebst dem Hofe und der Stadt in der Nicolaikirche öffentlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, empfing. Tages darauf war auch im Dome zu Berlin öffentliche Abendmahlsfeier nach evangelischem Ritus.

Elisabeth lebte fortan nur ihrem Herrn und den Armen. An ihrem Hofe wurde nach einer ausdrücklichen Haus- und Tagesordnung täglich Hausgottesdienst gehalten. Oft las sie selbst aus der heiligen Schrift und aus Luther's Hauspostille vor: auch den Bürgern in der Stadt war der Zutritt zu dem Gottesdienst im Schlosse eröffnet. Die Bibel war der Fürstin tägliches Lesebuch. Den kleinen Luther'schen Katechismus hatte sie mit zwei anderen trefflichen geistlichen Schriften zusammenbinden lassen und trug sie immer bei sich.

Noch zwanzig Jahre lebte sie in ihrem Wittwenstande, und starb im Schlosse zu Berlin am 9. Juni 1555 in ihrem siebzigsten Lebensjahre. Da sie ganz zuletzt gefragt wurde, ob sie auch Anfechtung hätte, schlug sie mit der Hand weg: es wäre keine vorhanden.

So schied sie in dem evangelischen Glauben, in welchem sie die geistliche Mutter ihrer glorreichen Nachkommenschaft war.

Digitized by

Die wirkliche Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg. Als Kurfürst Joachim I. gestorben war, blickte ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf seine Söhne, den Kurfürsten Joachim II. und den Markgrafen Johann, ob sie bei der alten Kirchengemeinschaft bleiben oder sich der verbesserten Lehre zuwenden würden. Der letzte Wille und die eindringliche Ermahnung des verstorbenen Kurfürsten schienen sie bei der katholischen Kirche festzuhalten, wie nicht minder die Verehrung für den Erzbischof Albrecht, ihren Oheim. Auf Joachim II. suchte überdies sein Schwiegervater, Georg von Sachsen, einer der heftigsten Widersacher der Reformation, einzuwirken, um ihn von der Beförderung derselben zurückzuhalten; aber mächtiger als alle diese Umstände wirkte auf die jungen Fürsten der Einfluß der längst bekehrten Mutter, der trefflichen Elisabeth, so wie die Hochachtung, welche sie selbst bereits für Luther empfanden. Joachim hatte den kräftigen Gottesmann auf dem Reichstage zu Worms kennen gelernt, und seitdem war der Eindruck seines feurigen Bekenntnisses nicht mehr aus seinem Herzen geschwunden. Später war er mit ihm wiederholt in persönliche und briefliche Berührung gekommen, und seine Zuneigung zu ihm war immer höher gestiegen. Dazu kam der Einfluß des zu der gereinigten Lehre bekehrten, ehrwürdigen Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow.

Johann von Küstrin, wie man den Markgrafen der Neumark nannte, war in allen Dingen bestimmt, fest und entschlossen. Kaum hatte er die Regierung übernommen, als er sich sofort öffentlich für die Kirchenverbesserung erklärte. Er hatte sich in Wittenberg bei Luther selbst Raths geholt und ging nun mit der Einführung der neuen Einrichtungen kräftig vor. Auch trat er ohne Weiteres dem schmalkaldischen Bunde zur Vertheidigung der neuen Lehre bei. Nicht so schnell entschloß sich Joachim zu dem öffentlichen Uebertritt. Bei seinem Zaudern hat gewiß die Rücksicht auf Georg von Sachsen einen großen Einfluß geübt, nicht geringeren Antheil hatte aber unzweifelhaft der lebhafte Wunsch, wo möglich noch eine Versöhnung der beiden streitenden Kirchenparteien herbeizuführen. Joachim war von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung innig überzeugt und der Lehre Luther's aufrichtig ergeben, aber er gab die Hoffnung noch nicht auf, daß die kirchliche Einheit dabei aufrecht erhalten werden könnte. Er schlug daher zunächst einen Mittelweg ein: ohne sich von der katholischen Gemeinschaft geradezu loszusagen, hob er doch alle Hindernisse der Kirchenverbesserung in den Marken auf, und ließ es nicht nur zu, sondern sah es auch gern, wenn evangelische Prediger berufen wurden und wenn Matthias von Jagow im branden-

Digitized by Google

burgischen Lande die Priesterehe erlaubte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen ließ und andere Verbesserungen nach lutherischer Weise einführte. Die letzte Entscheidung wollte er jedoch von einer allgemeinen Kirchenversammlung herbeigeführt wissen.

Aber die Hoffnungen auf eine solche Versammlung wurden immer mehr getrübt, und die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten immer unheilbarer. Das ganze brandenburgische Land hatte sich bereits zur evangelischen Sache bekehrt, und die Vorstellungen der glaubenseifrigen Elisabeth bei Joachim wurden immer dringender. Herzog Georg von Sachsen war inzwischen gestorben, Joachim mithin auch der Rücksicht auf dessen katholische Neigungen enthoben, und so beschloß denn der Kurfürst endlich den offenen Uebertritt zum gereinigten evangelischen Glauben.

Am ersten November 1539 empfing Joachim zu Spandau am Hofe seiner frommen Mutter das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des wackeren Bischofs Matthias von Jagow. Die Stände und viele Geistliche waren zu dieser wichtigen Feier zugezogen worden. Das ganze Land war hoch erfreut über die endliche öffentliche Einführung der Kirchenverbesserung, und in Kurzem war der Gottesdienst in den Marken überall nach lutherischem Gebrauch eingerichtet. Diejenigen, welche für ihre Person beim alten Glauben verbleiben wollten, wurden daran nicht verhindert; die Priester aber traten meistens mit ihren Gemeinden über, andere, welche dies verweigerten, erhielten Lebensunterhalt bis an ihr Ende, insofern sie nicht freiwillig das Land verließen.

Noch immer hielt übrigens der Kurfürst den Bruch mit der katholischen Kirche nicht für unwiderruflich. An den König von Polen, der ihm wegen seines Uebertritts Vorwürfe machte, schrieb er: „es sei keineswegs seine Absicht, sich von der allgemeinen christlichen Kirche zu trennen, der er ewig treu bleiben werde. Nur schreiende Mißbräuche wolle er in der Kirche abstellen und nothwendige Verbesserungen einführen. Sei es doch von allen Seiten anerkannt, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe. Nur die immer vereitelte Hoffnung auf eine Kirchenversammlung habe ihn bewogen, nach eigenem Ermessen und auf Grund des wahren Glaubens einige Veränderungen vorzunehmen. Auch jetzt noch sei er jedoch bereit, den Beschlüssen einer Kirchenversammlung, wo und wann sie gehalten werden möge, als gehorsamer Diener der Kirche Folge zu leisten".

Hiermit stimmte es auch überein, daß Joachim viele Gebräuche der alten Kirche beibehielt, welche in anderen lutherischen Ländern schon ab-

Digitized by Google

geschafft waren, besonders feierliche Umzüge, schimmernde Meßgewänder und dergleichen.

Bald nach dem Uebertritt ließ Joachim, um den Zustand der Gemeinden und Geistlichen zu erforschen, eine allgemeine Kirchenvisitation in seinem Lande halten. Da fand sich denn bei Priestern und im Volke die größte Unwissenheit und der kläglichste Zustand in den Kirchen und Schulen. Deshalb ließ er einen kurzen Begriff der Lehre in Fragen und Antworten, wie auch eine Kirchenordnung für die Marken bekannt machen, deren Entwurf vorher Luther und mehreren anderen bedeutenden Gottesgelehrten vorgelegt worden war.

Viele eifrige Lutherische nahmen Anstoß daran, daß manche alte Gebräuche beibehalten wurden, aber Luther selbst beruhigte sie darüber, indem er an einen Geistlichen in Berlin schrieb, die Hauptsache sei die lautere Predigt des Evangeliums und der Gebrauch der beiden Sacramente nach Christi Einsetzung. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge er ein silbernes oder goldenes Kreuz beim Umzug tragen, ein Sammet-, Seiden- oder leinenes Meßgewand anlegen, oder deren zwei, ja drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an einer Procession um die Kirche noch nicht genug, so solle er sieben Mal herumgehen. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nöthig erachtet würde; und könnt' ich's mit dem Papst und den Papisten so weit bringen, schloß er, wie wollt ich Gott danken und fröhlich sein". Im Uebrigen vertraute Luther, „die weitläuftigen Feierlichkeiten bei der Messe nebst anderen dergleichen Dingen würden nicht gar lange dauern und eins nach dem andern abkommen".

Auch in jeder anderen Beziehung bewies der Kurfürst bei der Kirchenverbesserung die größte Vorsicht und Milde. So ließ er auch die Bischöfe von Lebus und Havelberg, welche eifrige Katholiken waren, ungestört in ihren Pfründen verbleiben, erst nach ihrem Tode wurden die Bisthümer an Prinzen des kurfürstlichen Hauses gegeben. Noch vor Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts waren die Bisthümer überhaupt aufgelöst und Consistorien und Superintendenten an ihre Stellen gesetzt. Auch die Klöster hörten nach und nach auf; die vorhandenen Mönche verließen dieselben größtentheils freiwillig, um in einen bürgerlichen Beruf einzutreten oder außer Landes zu gehen, Novizen aber wurden nicht mehr aufgenommen. Viele Klöster, wie das reichbegüterte Lehnin, wurden von den Landesherren als Kammergüter eingezogen, andere, besonders auf dem Lande, den adeligen Familien zu Lehen gegeben, noch andere wurden zu Schulen oder Hospitälern umgewandelt.

Digitized by Google

Die Pflege der Schulen wurde von Joachim als das geeignetste Mittel zur Förderung besserer religiöser Erkenntniß mit großem Eifer betrieben. Schon die neue Kirchenordnung hatte auf die Nothwendigkeit der Gründung von Schulen hingewiesen, und bald geschahen Seitens des Fürsten, sowie durch die Städte erfolgreiche Schritte, um dem großen Mangel, welcher in den Marken darin zu beklagen war, abzuhelfen. Joachim wandte seine Fürsorge vor Allem auch der Wiederbelebung der Frankfurter Universität zu, welche durch ihren Widerspruch gegen die Reformation tief gesunken war. Er vermehrte das Vermögen derselben und zog bedeutende Gelehrte hin. Auch erwies er den Lehrern der Universität, so oft er hinkam, die größte Aufmerksamkeit und ehrende Aufmunterung, wodurch das Ansehen der Anstalt auch bei den Vornehmen des Landes gehoben wurde.

So war die Kirchenverbesserung in den Marken in jeder Beziehung durchgeführt, auf ruhigem und vorsichtigem, aber desto sichererem Wege. Vielleicht ist es gerade dem früheren Widerstande Joachim's I., wie dem umsichtig allmäligen Verfahren Joachim's II. zu danken, daß die Einführung und der Fortbestand der Reformation in unserem Lande ohne jede innere Erschütterung blieb. Ganz von innen heraus, durch das Volk selbst, war hier der neue Glaube begründet worden, und durch keine äußeren Umstände konnte er fernerhin gestört oder wankend gemacht werden. Er ist fortan mit Preußens innerem Leben tief verwachsen und ist in vollem Sinne Preußens geistiges Lebensprincip geworden. Aber auch die Milde, welche Joachim II. bei der Einführung bewies, die ächt evangelische Schonung und Achtung fremder Glaubensüberzeugung ist ein Erbtheil der preußischen Regenten und des preußischen Volks geblieben, und gerade hierdurch war es unserem Staate vergönnt, später das schönste Beispiel friedlicher Vereinigung verschiedener Confessionen unter einem milden und gerechten Scepter zu geben.

13. Kurfürst Joachim II. Hector und Markgraf Johann von Küstrin (1535—1571).

Der beiden Fürsten verschiedenes Wesen. Nachdem wir den Verlauf der Kirchenverbesserung in Brandenburg im Zusammenhange dargestellt haben, müssen wir noch einen Blick auf die sonstigen Regierungshandlungen der beiden Fürsten werfen, welche nach dem letzten Willen Joachim's I. die Marken unter sich getheilt hatten. Die beiden Brüder Joachim II. und Johann, welcher letztere als Markgraf der Neumark seinen Sitz in Küstrin nahm und daher auch den Namen Johann von

Küstrin führt, waren durchaus verschiedenen Charakters. Joachim offenen, fröhlichen Gemüths, wünschte, daß auch um ihn her Alles glücklich und heiter sei; gutmüthig bis zum Uebermaaß, wollte er, so viel von ihm abhing, gern alle Wünsche erfüllen, mit vollen Händen theilte er aus, was er besaß, und wo er nicht geben konnte, ertheilte er wenigstens Versprechen, welche er freilich nicht immer zu erfüllen vermochte. Nicht selten geschah es, daß er mehreren Bittstellern die Anwartschaft auf dasselbe Amt, dasselbe Lehen gab; da es dann nur einer erhalten konnte, suchte er die anderen durch Geld schadlos zu halten. Mit diesem überaus gutmüthigen, wohlwollenden Wesen Joachim's hing es zusammen, daß er in allen Dingen die Versöhnlichkeit und Vermittelung den gewaltsamen Maaßregeln vorzog, wiewohl er eines kräftigen Entschlusses durchaus fähig war, wo die Umstände ihn erheischten. Sein Bruder Johann dagegen war rasch und entschieden in Allem, was er that; weit entfernt von dem milden, vertrauensvollen Sinn Joachim's war er streng, oft abstoßend und über seinem Schlafgemach standen die bezeichnenden Worte: „Unter Tausenden trau kaum Einem recht, bis du erkennst ihn treu oder schlecht." Während Joachim das üppigste und glanzvollste Leben an seinem Hofe einführte und Festlichkeit auf Festlichkeit folgte, ohne daß man oft wußte, woher die Mittel zu solchem Aufwand genommen werden sollten, war Johann sparsam bis zum Geiz und ein abgesagter Feind alles unnützen Glanzes. Als einer seiner Räthe öfter an Wochentagen mit seidenen Strümpfen bei ihm erschien, sagte er ihm ungehalten: Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtags." — Trotz solcher Verschiedenheit in Sinnesart und Neigungen trafen beide Brüder doch in dem ernsten Bestreben zusammen, ihre Unterthanen glücklich zu machen, so wie in edler Geradheit, in dem Sinn für strenge Gerechtigkeit, und in der Einsicht, womit sie die Regierung leiteten. Beide waren hochgebildet und Freunde der Wissenschaft, beide nicht minder ausgezeichnet in allen ritterlichen Tugenden. Joachim hatte schon als Kurprinz große Lorbeeren im Kampf gegen die Türken geerndtet, und das Reichsheer mit solcher Auszeichnung geführt, daß der Kaiser Karl V. ihm mit eigener Hand den Ritterschlag ertheilt hatte, und daß ihm seitdem der ehrende Beinamen des deutschen Hektor gegeben wurde. Auch als Kurfürst erhielt er noch einmal die Führung des Reichsheers gegen den Sultan Soliman, aber damals scheiterte der Feldzug an der Uneinigkeit der Fürsten, von denen nur wenige ihre Truppen zur rechten Zeit dem Kaiser zu Hülfe gesandt hatten (1542). Deutschland war damals durch die religiöse Spaltung geradezu in zwei feindliche Feldlager ge-

Digitized by Google

land auf bedenkliche Weise gehoben hatte, und wie Karl diese Macht ebenso gegen die Selbstständigkeit der Fürsten, wie gegen den evangelischen Glauben anzuwenden bedacht war. Ueberdies fühlte er sich durch des Kaisers Treulosigkeit gegen Landgraf Philipp persönlich verletzt, da er selbst sich mit Joachim für dessen Freiheit verbürgt hatte. Endlich mochten auch das Bewußtsein seines Verraths am eigenen Glauben und die deshalb gegen ihn laut erhobenen Vorwürfe ihn quälen. Kurz, er beschloß, die Freiheit, welche er unterdrücken geholfen, Deutschland wiederzugeben, wäre es auch durch einen neuen Verrath am Kaiser selbst, der ihm arglos vertraute. Derselbe hatte ihm so eben die Züchtigung der Stadt Magdeburg aufgetragen, welche allein in ganz Deutschland noch muthig und zuversichtlich gegen das Augsburger Interim protestirte. Statt aber die gesammelten Truppen ernstlich gegen Magdeburg zu verwenden, knüpfte Moritz heimlich Verbindungen mit einer großen Anzahl evangelischer Fürsten an, schloß ein Bündniß mit König Heinrich II. von Frankreich und rückte plötzlich mit beträchtlicher Kriegsmacht vor Augsburg, um „Deutschland, wie er nun öffentlich ankündigte, aus unerträglicher, viehischer Knechtschaft zu erlösen." Kaiser Karl lag krank zu Innsbruck; er floh vor dem so unerwarteten Feinde und verstand sich zum Abschluß des Passauer Vertrages, durch welchen Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erhielt und die Erledigung der Religionsangelegenheiten auf einem binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstag beschlossen wurde. Zu Augsburg kam endlich (1555) der berühmte Religionsfriede zu Stande, in welchem die beiden Religionsparteien versprachen, sich nicht ferner zu beeinträchtigen. Die Protestanten sollten die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter behalten, dagegen Geistliche, welche später erst von der alten Religion abträten, ihrer Pfründen verlustig gehen; den weltlichen Fürsten sollte das Recht zustehen, nur die Ausübung derjenigen Religion, zu welcher sie sich bekannten, in ihren Ländern zu gestatten, jedoch müßten sie jeden Unterthan, welcher wegen anderen Glaubens auswandern wolle, gehen lassen.

Wiewohl dieser Frieden den Katholiken in mehrfacher Beziehung sehr vortheilhaft war, besonders darin, daß der Uebertritt der Geistlichen für die Zukunft durch den Verlust ihrer Pfründen erschwert wurde, so ist doch seitdem der rechtliche Bestand der evangelischen Kirche in Deutschland überhaupt erst gesichert gewesen, und insofern konnten sich auch die eifrigen evangelischen Reichsstände bei den Augsburger Bestimmungen fürerst beruhigen. Der Papst dagegen eiferte gegen den Kaiser Ferdinand, daß er mit Ketzern Frieden geschlossen, und sah das Geschehene als ungültig an, was freilich ohne weitere Folgen blieb.

Digitized by Google

Joachim, welcher bis vor Kurzem noch immer auf eine Vereinigung der Religionsparteien gehofft hatte, war jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine solche Versöhnung durch eine vom Papst berufene Kirchenversammlung nicht erreicht werden könne, und lehnte die Einladung zu dem Concil zu Trident, obwohl deshalb eine besondere päpstliche Gesandtschaft nach Berlin kam, entschieden ab. Er erklärte: „nur wenn der Kaiser eine Kirchenversammlung berufe, werde er sie für gültig anerkennen." Ebenso lautete die Antwort der übrigen evangelischen Fürsten, und das Concil von Trident, welches nun blos von katholischer Seite abgehalten wurde, machte die Spaltung nur unheilbarer, indem es gerade die von den Protestanten angefochtenen Meinungen als ausdrückliche katholische Kirchenlehren feststellte. (**1563**.)

Kurfürst Joachim's Besonnenheit während der kirchlichen Streitigkeiten hatte ihm das größte Ansehen im deutschen Reich erworben, was sich bei der Kaiserwahl Maximilian's II. auf die glänzendste Weise äußerte. Als der Kurfürst nach einem kurzen Krankenlager, welches ihn zu Kassel zurückgehalten hatte, nach Frankfurt a. M. reiste, kam ihm der Kaiser, umgeben von sämmtlichen Kurfürsten und den anderen Fürsten des Reiches entgegen, um ihn im glänzendsten Zuge einzuholen. Vor allen Fürsten rühmte Maximilian Joachim's Weisheit, weil ihm vor Allem des Reiches Ruhe und Wohlfahrt am Herzen liege, und zu den Fürsten seines eigenen Hauses sagte er: „Wollt ihr glücklich sein, so ehrt den Kurfürsten Joachim wie euren Vater."

Erbvertrag mit den Herzögen von Schlesien. Der milden und friedlichen Sinnesart, welche unseren Kurfürsten auszeichnete, konnten natürlich gewaltsame Eroberungen zur Vergrößerung des Landesgebietes nicht entsprechen; keinesweges aber vernachlässigte Joachim die sich darbietenden Gelegenheiten, um auf dem Wege friedlicher Verträge für die zukünftige Erweiterung der Landesgrenzen Sorge zu tragen. Nach zwei Seiten hin wurde von ihm der Grund zu wichtigen Vergrößerungen für unser Vaterland gelegt, theils durch die Mitbelehnung über Preußen, von welcher wir das Nähere alsbald mittheilen werden, theils durch einen schlesischen Erbvertrag, welcher nach zwei Jahrhunderten für Friedrich den Großen der Grund zur Besitzergreifung von Schlesien wurde. Joachim verheirathete nämlich seine Tochter Barbara mit Georg, dem zweiten Sohn des Herzogs Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, und seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg mit des Herzogs Tochter Sophia. Dabei schlossen beide Fürstengeschlechter eine Erbverbrüderung in der Art, daß nach dem Erlöschen des herzoglichen Mannesstammes die gesammten liegnitzischen

Digitized by Google

Lande (welche einen großen Theil von Mittel- und Niederschlesien umfaßten) an die Kurfürsten von Brandenburg, im umgekehrten Fall aber alle diejenigen brandenburgischen Länder, welche Lehen der Krone Böhmen waren, an die Herzöge von Liegnitz fallen sollten. Der wichtige Vertrag wurde im Jahre 1537 geschlossen; Kaiser Ferdinand als König von Böhmen erklärte denselben nach neun Jahren für ungültig, weil der Herzog von Liegnitz nicht das Recht gehabt hätte, denselben ohne Zustimmung seines böhmischen Lehensherrn abzuschließen, Herzog Friedrich aber betrachtete die Erbverbrüderung noch in seinem letzten Willen als gültig, und Friedrich der Große hat das so erworbene Recht später mit seinem siegreichen Schwerte durchgefochten.

Von geringerer, dennoch aber sehr erheblicher Wichtigkeit war die Vorbereitung der Erwerbung des Magdeburger Erzbisthums für Preußen. Joachim wußte es durchzusetzen, daß mehre seiner Söhne nach einander zu Verwesern des Erzbisthums ernannt wurden. Hierdurch wurde dasselbe thatsächlich schon damals ein Erbeigenthum des brandenburgischen Hauses, welchem es freilich erst viel später als solches bestätigt wurde.

Handel und Gewerbe; Luxus. Wiewohl Joachim's Aufmerksamkeit durch die Religionsangelegenheiten und durch die Verhältnisse im deutschen Reich vielfach in Anspruch genommen war, so widmete er doch der inneren Regierung seines Landes alle Fürsorge. Die Hebung der Rechtspflege lag ihm vorzüglich am Herzen, weshalb er eine verbesserte Einrichtung des Kammergerichts einführte; gleichzeitig erließ er viele treffliche Gesetze gegen Diebstahl, Raub, Wucher und Spiel. Seine Bemühungen für Hebung der Landeswohlfahrt blieben nicht unbelohnt, vielmehr sehen wir unter seiner Regierung die Gewerbthätigkeit auf allen Seiten hoffnungsvoll erblühen: die Tuchweberei war im höchsten Flor, in Stendal allein gab es achthundert Meister dieses Gewerbes, — auch Eisenwerke, Kupferhämmer und Papiermühlen waren bereits im Gange, und bei Belitz wurden neu entdeckte Salzquellen ausgebeutet. Trotz wiederholten Mißwachses und anderer öffentlicher Plagen vermehrte sich daher des Landes Wohlhabenheit zusehends; in demselben Verhältniß aber stieg auch die Neigung zu verschwenderischem Aufwand und zu glänzender Ueppigkeit in allen Volksklassen. Joachim sah sich genöthigt, zur Beschränkung des überhandnehmenden Luxus strenge Verordnungen zu erlassen. Er verbot unter Anderem, daß bei Hochzeiten von Bürgern mehr als zehn Tische, jeder zu zwölf Personen, gedeckt werden sollten, außer einem für die Kinder und einem zwölften allenfalls für

Digitized by Google

auswärtige Verwandte; woraus man einen Schluß auf die damals üblichen übertriebenen Festgelage ziehen kann. Ebenso mußte er gegen den Aufwand, welchen Männer und Frauen mit glänzenden Kleidern trieben, einschreiten.

Freilich trug das Beispiel seiner eigenen glänzenden Hofhaltung viel dazu bei, solche Verordnungen unwirksam zu machen; denn es gab keinen prachtliebenderen Fürsten als Joachim. Kostbare Feste, glänzende Turniere, Hetzen wilder Thiere und große Jagden wechselten an seinem Hofe ab. An einem Theil der Festlichkeiten konnte auch das Volk sich erfreuen: im sogenannten Thiergarten zu Berlin wurde seltenes Wild gehegt und öfter mußten die wilden Thiere mit einander kämpfen. Jährlich, am Frohnleichnamsfeste, ließ der Fürst zu Berlin ein Wettrennen halten, woran sich Edelleute und Bürger betheiligten. Besonders bei der Anwesenheit fürstlicher Gäste nahmen die Festlichkeiten gar kein Ende. Ein altes Verzeichniß führt 435 zur Hofhaltung gehörige Personen auf. In den Niederlanden ließ der Kurfürst kostbare Tapeten wirken, worauf die ganze Geschichte des kurfürstlichen Hauses bildlich dargestellt werden sollte.

Auch die Bauten, welche der Kurfürst ausführen ließ, waren großartig und sehr kostbar. Schon vor der Durchführung der Reformation hatte er ein Kloster neben seiner Hofburg an der Spree zum Dom umwandeln und die Särge seiner Ahnen aus dem Kloster Lehnin dahin bringen lassen. Später beschenkte er den Dom mit den in Gold gearbeiteten Bildsäulen des Erlösers und der heiligen Jungfrau und mit den silbernen Statuen der zwölf Apostel. Dann ließ er die alte Hofburg niederreißen, um sie prächtiger wieder aufzuerbauen; in allen Theilen der Mark legte er Jagd- und Lustschlösser an, Spandau aber ließ er durch zwei berühmte Baumeister in eine Festung umwandeln.

Natürlich kostete sein glänzendes Hofleben ungeheure Summen Geldes, und wiewohl die Einkünfte aus den Marken sich mit der Zunahme des öffentlichen Wohlstandes ungemein vermehrt hatten, so befand sich der Fürst doch fast immer in großer Geldverlegenheit. Da halfen denn die Stände, welche ihm für die sonstige treffliche Regierung dankbar ergeben waren, immer getreulich aus, indem sie die Bierziese erhöhten und noch andere Steuern freiwillig gewährten, wogegen ihnen Joachim das Zugeständniß machte, „keine wichtige Sache, die das Land angehe, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten ohne Beirath und Bewilligung der Landräthe (Stände) zu verhandeln."

Eine andere Folge der Geldverlegenheiten des Kurfürsten war die Zurückberufung der Juden, welche sich alsbald in großer Zahl wieder

Digitized by Google

in der Mark verbreiteten. Sie mußten ein hohes Schutzgeld zahlen, wußten sich aber durch Wuchergeschäfte reichlich dafür zu entschädigen. Joachim bediente sich ihrer Hülfe in vielen Geldnöthen, besonders war ihm ein Jude Lippold sehr nützlich, dem er ein großes Vertrauen schenkte, und der sogar zu seinem Münzmeister ernannt wurde. Durch unverschämten Wucher und durch manchen Mißbrauch seines Einflusses machte sich derselbe aber beim Volk sehr verhaßt. Würdiger des fürstlichen Vertrauens war Joachim's erfahrener und kluger Rath Lampert Diestelmeyer, ein geborener Leipziger, welcher die Rechte studirt und die Staatsgeschäfte unter Moritz von Sachsen kennen gelernt hatte. Derselbe wurde in Folge seiner treuen Dienste und des trefflichen Raths, welchen er in den wichtigsten Dingen dem Kurfürsten ertheilte, von demselben zum Kanzler erhoben und in großen Ehren gehalten.

Joachim war noch im hohen Alter sehr rüstig und heiteren Gemüths. Die Nachricht von dem drohenden Tode seines Bruders Johann aber ergriff ihn so tief, daß er von dem Augenblick an selbst nur von Todesgedanken erfüllt war. Er brachte die letzten Tage in frommen Betrachtungen und geistlichen Unterhaltungen zu und starb in Folge eines Stickflusses (1571).

Johann von Küstrin. Wenige Tage darauf folgte ihm Markgraf Johann ins Grab. Der Hof desselben in Küstrin hatte in mancher Beziehung das entgegengesetzte Bild von Joachim's Leben dargeboten: bürgerlich einfach ging es bei ihm her, und seine strenge Tagesordnung war nur auf fortwährende nützliche Thätigkeit berechnet. Johann war mit seiner Gemahlin ein Vorbild von Mäßigkeit, Fleiß, Sparsamkeit, und Frömmigkeit. Selten hat ein Fürst so allseitig für die Hebung der öffentlichen Wohlfahrt Sorge getragen, wie er. Dem Handel baute er Landstraßen und Brücken, machte Flüsse schiffbar und legte Wasserleitungen an, Ackerbau und Gewerbe begünstigte er auf jede mögliche Weise, Kupferhämmer, Papier- und Walkmühlen verdanken ihm ihren Ursprung. Der erste von allen Herrschern der märkischen Lande, ließ er den Getreidevorrath gesegneter Jahre aufspeichern, um dem Bedürfnisse in Zeiten der Noth und des Mißwachses väterlich abzuhelfen. Sehr viel that er für Schulen und Kirchen und zur Milderung des harten Looses der Armuth. Das Volk nannte ihn „Vater der Armen", und seine Gemahlin war ihm in solcher segensreichen Thätigkeit eine treue, gleichgesinnte Genossin. Um sich zu überzeugen, ob seine landesväterlichen Anordnungen überall ernstlich befolgt würden, reiste er öfters verkleidet im Lande umher, und mischte sich unerkannt in die Kreise des

Digitized by Google

Volkes. Einstmals kam er auf diese Art in eine niedere Schenke, ließ sich mit der Wirthin in ein Gespräch ein, und fragte besonders, wie man mit dem Fürsten zufrieden sei. Da brachte die Frau alle möglichen Beschwerden über die vielen Steuern und die theuern Beamten vor. Wie vom Donner gerührt stand sie aber da, als gleich darauf ein hereintretender Edelmann den Fürsten erkannte und als solchen begrüßte. Johann reichte ihr jedoch freundlich die Hand und sagte: „so deutsch, als dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räthen mit mir gesprochen."

Auch zur Vertheidigung des Landes gegen etwaige Einfälle der Nachbarn traf Johann wichtige Vorkehrungen, indem er das Kriegswesen auf alle Weise verbesserte und besonders die Orte Küstrin und Peitz in Festungen umwandelte, wozu er vermöge seiner trefflichen Geldwirthschaft leicht die Mittel aufbringen konnte. Zu bedauern ist dagegen, daß seine Sparsamkeit theilweise in Habsucht und Geiz ausartete, und daß er sich hierdurch zu manchem Schritt der Härte hinreißen ließ. Im Allgemeinen freilich kam seine Sparsamkeit dem Lande ebenso zu Statten, wie seine strenge Ordnungsliebe und Gerechtigkeit. Sein Andenken blieb, wie das seines Bruders Joachim, unter dem märkischen Volk in Segen.

14. Die deutschen Ritter und das Herzogthum Preußen.

Unter Joachim's II. Regierung erhielten die brandenburgischen Fürsten die Anwartschaft auf dasjenige Land, in welchem sie anderthalbhundert Jahre später ihren Königsthron aufrichteten, und welches seitdem ihrer ganzen glorreichen Herrschaft den Namen gegeben hat, auf das Herzogthum Preußen. Zum leichteren Verständniß, auf welche Weise sie zu solchen Aussichten und Rechten gelangten, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte Preußens werfen.

Die alten Preußen und die Bekehrungsversuche; Christian von Oliva. Die Preußen, ein slavisches, mit deutschen und lettischen Stämmen vermischtes Volk, welches zwischen der Weichsel und dem Niemen wohnte, waren die Letzten unter den Slaven an Deutschlands Grenzen, welche noch unbekehrt im Heidenthum verharrten, als ringsum in Pommern, in den Marken, in Polen und selbst in Livland das Christenthum schon Wurzel gefaßt hatte. Die Preußen haßten das Christenthum als die Religion ihrer Feinde, welche ihnen mit dem christlichen Glauben die Knechtschaft auferlegen wollten, wehrten mit begeistertem Muth alle Angriffe ab und fielen verheerend in das Gebiet ihrer Nachbarn ein.

Digitized

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts faßte ein eifriger, kluger und besonnener Mönch, Christian zu Oliva in Pommern den Plan, die Preußen statt mit dem Schwert durch milde Belehrung für das Christenthum zu gewinnen, und im Verein mit mehreren Klosterbrüdern wußte er in der That einen glücklichen Anfang des Bekehrungswerkes zu machen, wofür ihn der Papst zum Bischof von Preußen ernannte. Aber ein wilder Aufstand der hierdurch gereizten Heiden zerstörte nochmals das Werk des glaubenseifrigen Christian. Nicht besseren Erfolg hatte ein Kreuzzug, welchen auf Anregung des Mönchs von Oliva viele deutsche Fürsten nach Preußen unternahmen; sie zogen unverrichteter Sache wieder heim, und trotziger als je griffen die Preußen ihre christlichen Nachbarn an. Noch ein Mittel wollte Christian versuchen, um das Ziel seiner langjährigen Bemühungen zu erreichen. In Livland war die Bekehrung vorzüglich dem Ritterorden der Schwertbrüder zu danken gewesen; nach ihrem Muster bildete man nun einen Orden der Ritter Christi in Preußen (von ihrem Hauptsitz Dobrin auch die Ritterbrüder von Dobrin genannt), welche als Abzeichen auf dem weißen Mantel einen rothen Stern und ein Schwert trugen, und vom Herzog Konrad von Masovien mit Land reichlich ausgestattet wurden. Aber auch sie vermochten die Kraft der erbitterten Heiden nicht zu brechen, welche sogar in Pommern einbrachen, das Kloster Oliva verbrannten und die Mönche ermordeten. Da wandte sich Christian endlich als letzte Zuflucht an die deutschen Ritter, deren erfolgreiche Tapferkeit im Kampfe gegen heidnische Völker bereits erprobt war.

Der deutsche Ritterorden verdankte seinen Ursprung einem frommen Deutschen, welcher mit seiner Familie zu Jerusalem gelebt und zur Aufnahme seiner hülfsbedürftigen Landsleute, die zum heiligen Grabe wallfahrteten, dort ein Hospital nebst einem Bethaus unter Anrufung der Jungfrau Maria errichtet hatte. Hieran schloß sich später (1190) eine Verbrüderung deutscher Ritter an, welche nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer die Pflege der Kranken und die Vertheidigung des heiligen Landes, sowie überhaupt den Schutz der Kirche, ihrer Diener und der Wittwen und Waisen zur Aufgabe hatte. Die deutschen Ritter trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze; nach ihren verschiedenen Pflichten zerfielen sie in zwei Abtheilungen, die eine für den Kampf, die andere für die Liebeswerke. Der Orden stand an Reichthümern den übrigen Ritterorden weit nach, und sein Ansehen war im Vergleich mit denselben gering, bis ein vortrefflicher Hochmeister, Hermann von Salza aus Thüringen, an seine Spitze trat. Hermann war ein Mann, so tapfer als klug, so fest als gewandt, so unternehmend als besonnen,

Digitized by Google

so kräftig als fein gebildet, überall, an den Höfen wie auf dem Kampfplatze, ausgezeichnet und ebenso an der Spitze des Ordens. Bald wuchs nun das Ansehen der Ritter, und Papst Honorius erhob den Großmeister nebst seinen Nachfolgern in den Fürstenstand.

Als an Hermann von Salza die Aufforderung gelangte, seine Ritter nach Preußen zu führen, war es eben nahe daran, daß das heilige Land den Christen wieder ganz entrissen wurde; dem Orden drohte daher der Verlust seiner Besitzungen im Morgenlande. Um so willkommener mußte ihm die Aussicht auf Erwerbung anderer Ländereien sein. Hermann nahm mit Freuden die Einladung des Christian von Oliva an, und ließ sich vom Kaiser Friedrich II. den Besitz der in Preußen zu erwerbenden Landstriche mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürsten zusichern. Für die erste Niederlassung wurde nun den deutschen Rittern das Land Löbau und Kulm vom Herzog Konrad von Masovien abgetreten, und im Jahre 1227 schickte Hermann von Salza den tapfern Landmeister Hermann Balk mit Rittern und reisigen Knechten in das neue Besitzthum des Ordens. Bald folgte ihnen ein größeres Kreuzheer nach, und nun begannen die vieljährigen Kämpfe des Ordens gegen die heidnischen Nachbarn. Lange widerstanden dieselben, aber die deutschen Ritter gingen planmäßig vorwärts, legten bei jedem Schritt, welchen sie vordrangen, Burgen an, unter deren Schutz von deutschen Einwanderern Städte erbaut wurden. Freilich lange noch erneuerten sich die Empörungen, die immer wieder mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten, viele und blutige Schlachten wurden geschlagen, und nur mit Hülfe neuer Kreuzzüge aus Deutschland vermochten die Ordensritter das Land allmälig zu unterwerfen. Mehr als einmal war der Orden am Abgrund des Verderbens, bis er nach funfzigjährigem Kampf die Preußen endlich ganz besiegt hatte und dann erst durch kluge Behandlung derselben seine schwer erworbene Herrschaft befestigte.

Der Geist des deutschen Ordens; seine Blüthe; die Marienburg. Die Macht und Gewalt des Ordens beruhte wesentlich auf der strengen Einheit des Willens, welcher in demselben waltete und auf der hingebenden, opferfähigen Begeisterung aller Mitglieder für dasselbe Ziel. Es war eine denkwürdige Erscheinung jener von religiösem Enthusiasmus erfüllten Zeit, daß der junge Edelmann seiner Familie und Heimath freudig entsagte, um mit Verzichtleistung auf alle Lust des Lebens die strengen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth zu übernehmen. Das Ordenshaus, in welches er eintrat, sollte ein Sitz klösterlicher Zucht, der Demuth, der Selbstverleugnung und der Frömmigkeit sein. Jedem, welcher die Aufnahme in den Orden begehrte,

wurde eine Probezeit gestattet, damit er vor leichtfertiger Uebernahme zu schwerer Verpflichtungen behütet bliebe. Wenn die Probezeit vorüber war, so leistete er knieend am Hochaltar das Gelübde auf das Evangelium, in ewiger Keuschheit und ohne Eigenthum zu leben, in strengem Gehorsam gegen Gott, die heilige Jungfrau und den Ordensmeister. Das Schwert wurde ihm umgegürtet, das er als Schirmer der Kirche, als Beschützer der Wittwen und Waisen führen sollte; dann empfing er aus des Priesters Händen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, ein Zeichen, daß er einen neuen Menschen voll Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit anziehen wolle. Dabei wurde ihm nichts verheißen als nothdürftige Kost und ein schlechtes Gewand, und wenn er etwas Besseres erhielte, so sollte er Gott, der heiligen Jungfrau und dem Orden dafür dankbar sein. Der neue Ritter wurde sofort einem Ordenshause zugewiesen. Die Genossenschaft in jedem dieser Häuser bestand aus Priestern, Rittern und dienenden Brüdern, welche mit den Priestern die Krankenpflege übten. Jedes Haus stand unter einem Komthur, ohne dessen Erlaubniß kein Ritter sich entfernen durfte. Ungehorsam gegen die Ordensregel oder gegen die Vorschriften der Vorgesetzten wurde mit strenger Strafe gebüßt, welche bald in Fasten, bald in Geißelhieben und in Gefängniß bestand. Der Tag und die ganze Beschäftigung des Ordensritters war durch gewisse Andachtsübungen in sechs Abschnitte getheilt. Schon früh Morgens riefen ihn die Glocken zur Frühmette, nach welcher des Tages Arbeit und die ritterlichen Uebungen begannen; der Glocken Ruf erneuerte sich zu den festgesetzten Stunden bis zur Vesper. Selbst der Schlummer der Nacht wurde durch Andachtsübungen unterbrochen. Die Mußestunden wurden gemeinsam im Versammlungssaale der Burg verlebt. Hier war harmloser Scherz, erheiterndes Gespräch, selbst Schachspiel und andere Ergötzlichkeiten erlaubt, nur alles Spiel um Geld streng verboten. Die Ritter hielten ihr einfaches Mahl an gemeinsamer Tafel. Bier war das gewöhnliche Getränk, seltener wurde Meth gereicht, Wein nur an festlichen Tagen. Die Speisen sollten einfach, aber gesund und nahrhaft sein. Zur nächtlichen Ruhe diente allen Rittern ein gemeinsamer Schlafsaal, wo ein Strohsack, ein Strohkissen und eine wollene Decke ihr Lager ausmachten. Auch wenn der Ritter sich außerhalb des Ordenshauses befand, begleitete ihn die Strenge der Gesetze. Sein Weg wurde ihm abgemessen, die Orte, wo er einkehren durfte, genau bestimmt, und die Zeit der Rückkehr vorgeschrieben.

So demüthig aber diese Lebensart, so streng der Gehorsam war, so fühlte sich der Ritter doch durch das stolze Bewußtsein gehoben, ein

Digitized by Google

Glied der geachteten Gemeinschaft zu sein, deren Ruhm, Macht und Größe in der ganzen Christenheit geehrt und gefeiert waren und seines Lebens Ziel und Lohn ausmachten. Alle Thatkraft jener tapferen und begeisterten Männer hielt vereinigt zu einem gemeinsamen Zwecke zusammen; und das eben war des Ordens Stärke. Nachdem die Unterwerfung Preußens vollendet war, verlegte der Hochmeister des Ordens seinen Sitz, welcher vorher in Venedig und dann in Marburg gewesen war, in den Mittelpunkt der neu erworbenen Herrschaft nach der prächtigen Marienburg an der Nogat, welche als herrliches Denkmal des mächtigen Ordens die Jahrhunderte überdauert hat und jüngst (durch König Friedrich Wilhelm IV.) in ihrer ganzen Pracht wieder erstanden ist.

Der Orden regierte die von ihm erworbenen oder eroberten Gebiete mit vollständiger fürstlicher Gewalt. Der Hochmeister, und in dessen Stellvertretung der Landmeister, übte die landesherrlichen Befugnisse. Die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berieth er in einem jährlich gehaltenen Ordenscapitel, und that nichts Bedeutendes ohne Rath und Zustimmung der vornehmsten Ordensbeamten, des Marschalls, der Komthure u. s. w. Das Land war in Kreise getheilt, deren jeder zu einer Burg gehörte, in jeder Burg befanden sich zwölf bis vier und zwanzig Ritterbrüder unter der Leitung eines Komthurs.

Seit der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg erblühete die Macht des Ordens und das Glück der preußischen Lande immer herrlicher. Die Marienburg im Herzen der Ordensherrschaft wurde der Mittelpunkt der gesammten Regierung. Der Hochmeister mit seinem Hofstaate, die obersten Beamten oder Gebietiger des Ordens, der Großkomthur, der Marschall, der Oberst=Spittler als Aufseher über die Hospitäler, der Oberst=Tapierer, welcher für die Kleidung sorgte, der Oberst=Treßler oder Schatzmeister, funfzig bis siebzig Ritter, welche dort (ausnahmsweise in so großer Zahl) ihren Convent hatten, die großen Ordenscapitel, welche daselbst gehalten wurden, die Gesandten vieler europäischen Fürsten und vornehme Fremde aus allen Gegenden brachten in der herrlichen Burg und deren Umgebung ein glänzendes Leben hervor, und die Bildung, welche dort eine Stätte fand, verbreitete sich allmälig auch über das ganze preußische Land. Deutsche Sprache und deutsche Sitte wurden von dem Orden sehr geflissentlich und durch strenge Gebote im Lande eingeführt und begannen bald im Volke Wurzel zu schlagen.

Unter Wienrich von Kniprode war des Ordens goldene Zeit. Viele treffliche Ritter zierten den Orden, die Städte blüheten

Digitized by Google

durch das Gedeihen des Handels und der Gewerbe, dem Landbau wurde die erfolgreichste Förderung zu Theil und die Ordensländer entwickelten in jeder Beziehung die schönste jugendliche Kraft. So belebt war der Verkehr in des Landes Handelsplätzen, daß im Danziger Hafen z. B. ein Sturmwind sechszig Kauffahrteischiffe zerstören konnte. Die Verwaltung des Landes, die Rechtspflege und die Verordnungen für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt waren musterhaft. Künste und Wissenschaften erblüheten in dem Orden; jedem Convent wurden zur Beförderung wissenschaftlicher Bildung zwei gelehrte Ordensbrüder beigegeben, einer der Gottesgelehrtheit, der andere der Rechte kundig. Nach Marienburg, welches die Pflanzstätte der Gelehrsamkeit für die Ordensbrüder werden sollte, wurden die berühmtesten Gelehrten aus Deutschland berufen.

Allmäliger Verfall; Krieg mit Polen. Aber mit der höchsten Blüthe des Ordens traten auch bereits Anzeichen des drohenden Verfalls ein. Der Glanz und die Macht des Ordens ertödteten auch hier, wie es bei den meisten solcher Rittergemeinschaften der Fall war, die Tugenden, welche das glorreiche Aufblühen herbeigeführt hatten. Die bescheidene Demuth und Hingebung, welche die Ritter zuerst beseelt hatten, der opferfähige Sinn, welcher Wunder der Tapferkeit gethan und nur das Wohl der Gemeinschaft bezweckt hatte, — konnte nicht mehr in seiner Reinheit fortbestehen, als mit des Ordens Wachsthum und Blüthe auch die einzelnen Ritter, besonders die Gebietiger, in ein Leben voll äußeren Glanzes hineingezogen wurden. Da wurde die Demuth bald durch den Ehrgeiz und die Hoffahrt, — die Selbstverleugnung durch die Eigenliebe und Genußsucht verdrängt, und an die Stelle der alten Einigkeit, welche die Kraft des Ordens ausgemacht, mußten Spaltungen und gegenseitige Kabalen treten, welche die Grundfesten seiner Macht erschütterten. Die Gelübde wurden allmälig zu leeren Worten: die Ritter sollten keusch, arm und ihren Oberen gehorsam sein, sie wurden aber lüderlich, verschwenderisch und widerspenstig. Ein Ordensmeister, welcher die alte strenge Zucht wieder einführen wollte, sah sich genöthigt, sein Amt niederzulegen.

Während so der Orden den Keim des Untergangs in sich selbst nährte, entwickelte sich von anderer Seite bereits ein gefahrdrohender Widerstand gegen seine Macht: sowohl der alte Adel des Landes, als auch die Städte, welche sich zu immer größerem Wohlstand, aber auch zu immer lebhafterem Freiheitsgefühl erhoben, begannen an der Herrschaft des Ritterordens zu rütteln und traten zu Bündnissen zusammen, um sich eine größere Selbstständigkeit zu sichern.

Digitized by Google

Des Ordens Macht war freilich zu fest begründet, als daß sie in kurzer Zeit hätte erschüttert werden können. Der kriegerische Geist desselben bewährte sich nach der Unterwerfung Preußens noch in den Feldzügen gegen das kühne, wilde Volk der Litthauer, welche vom dreizehnten Jahrhundert an die Länder der Russen, der Polen und des deutschen Ordens in verheerenden Zügen überfielen und von der Düna bis zum Dniestr ihre Herrschaft begründeten. Fünf und achtzig Jahre hindurch kämpften die deutschen Ritter in unzähligen Gefechten und vielen blutigen Schlachten gegen diese wilden Horden, zu deren Bekämpfung auch Kreuzfahrer aus Böhmen und anderen Ländern herbeikamen. Vergeblich siegte der Orden bei Rudau und in anderen schweren Schlachten, vergeblich erwiederte er die wilden Einfälle der Litthauer und führte einst 70,000 gefangene Litthauer nach Preußen in die Knechtschaft; die Macht des kräftigen Heidenvolks konnte durch feindliche Gewalt nicht gebrochen werden; die Bekehrung desselben wurde erst durch einen einheimischen Fürsten selbst bewirkt, durch Wladislaus Jagello, welcher, um die polnische Prinzessin Hedwig heimzuführen, zum Christenthum übertrat und sein Volk allmälig nach sich zog.

Seitdem wurde jedoch die Macht des verbündeten Polens und Litthauens dem Orden noch bei Weitem gefährlicher; nicht lange, so kam es zu blutigen Kriegen. Im Jahre **1410** rückte Wladislaus mit einem großen Heere Polen, Litthauern, Tartaren, Masoviern und allerlei Söldnern aus Schlesien, Mähren und Böhmen gegen Preußen heran, eroberte und verbrannte viele Burgen des Ordens. Im Walde bei Tannenberg kam es zur Schlacht mit dem gleichfalls sehr zahlreichen Ordensheer. Tapfer wurde von beiden Seiten gestritten und schon wichen die Litthauer und böhmischen Söldner zurück, selbst Wladislaus' Leben war in Gefahr; da nahmen die Polen noch einmal in wüthender Begeisterung den Kampf auf und schlugen das preußische Heer endlich aufs Haupt. Zwar waren sechszigtausend von Wladislaus' Heer gefallen, aber auf Seiten des Ordens sank der Hochmeister mit allen obersten Gebietigern, sechshundert Ritter und ein großer Theil des Heeres; die übrigen waren theils gefangen, theils zersprengt und das ganze Lager ward zur Beute der siegreichen Polen. Noch schlimmer aber war es, daß fast das ganze Land theils aus Furcht vor den Siegern, theils aus Abneigung gegen den Orden ohne allen Widerstand dem Feinde huldigte. Es zeigte sich jetzt, wie sehr die Strenge und der Uebermuth der Ordensherrschaft der Festigkeit derselben bereits geschadet hatte.

Nur ein kleiner Theil des Landes wurde noch von dem Komthur Heinrich von Plauen gehalten: schleunigst bemächtigte sich derselbe

Digitized by Google

der Marienburg, um diese wenigstens nicht in der Feinde Hände fallen zu lassen. Dort leistete er allen Angriffen tapferen Widerstand, bot dem König von Polen für den Frieden das Land von Kulm und Pomerellen; da dieser aber ganz Preußen verlangte, brach der Komthur die Verhandlungen kurz ab, indem er ausrief: „Gott und die heilige Jungfrau werden uns helfen!“ Sein muthiges Vertrauen wurde belohnt; denn Pest und Hungersnoth schwächten das Belagerungsheer, während aus Livland und aus der Neumark dem Orden Hülfstruppen herbeigeführt wurden. Nun hätte Wladislaus gern die früheren Friedensbedingungen angenommen; aber Heinrich von Plauen wollte jetzt nicht mehr auf dieselben eingehen, und im **Frieden von Thorn** (1411) wurde dem Orden fast das ganze preußische Land erhalten und nur für die Gefangenen ein beträchtliches Lösegeld gezahlt.

Heinrich von Plauen, dessen Muth die Ordensherrschaft gerettet hatte, wurde nun zum Großmeister gewählt und wußte durch das kräftigste Regiment auch die zerrütteten inneren Verhältnisse des Landes neu zu ordnen. Aber die Strenge, womit er dabei verfuhr, erbitterte die reichen Städte, besonders Danzig, sowie den Landadel, welcher sich mit einem Theil der Ordensritter in Verschwörungen gegen das Leben des Hochmeisters einließ; zwar wurden diese entdeckt, doch nahm das Mißvergnügen über Heinrich's Eigenmächtigkeit im Orden selbst so zu, daß er sich bald seines Lebens nicht mehr sicher sah und zuletzt mit Verletzung der vorgeschriebenen Formen seines Amtes entsetzt wurde (1413). Der Retter des Ordens wurde in schmachvoller Gefangenschaft gehalten, man ließ es ihm an dem Nothwendigsten fehlen, bis er nach funfzehn trüben Jahren starb.

Seitdem traten die Parteiungen unter den Rittern immer gefahrdrohender hervor und nöthigten den Hochmeister, außerhalb des Ordens eine Stütze zu suchen. Schon Heinrich von Plauen hatte aus demselben Grunde versucht, das Land selbst, die Städte und den Adel, für sich zu gewinnen, indem er ihnen einen Einfluß auf die Landesangelegenheiten gewährte; jetzt geschah dies in weiterem Maaße. Es wurde festgesetzt, daß der Ordensmeister künftig zu Marienburg nicht nur die klügsten Brüder des Ordens, sondern auch zehn Männer aus dem Landesadel und zehn Rathsherren aus den großen Städten bei sich haben sollte; nur mit Zustimmung dieses **Landraths** sollten künftig wichtige Neuerungen eingeführt und neue Abgaben auferlegt werden. In der Folge wurde diese Einrichtung noch weiter ausgebildet und durch diese Betheiligung des Adels und der Städte an den öffentlichen Angelegenheiten die bisherige ausschließliche Macht des Ordens sehr beschränkt;

Digitized by

denn der große Landrath benutzte natürlich jede Gelegenheit, die Rechte und Freiheiten des Landes gegen die Ritter und den Hochmeister zu erweitern. Dazu kam, daß die alten Verbindungen unter dem Adel, besonders der sogenannte Eidechsenbund, sich mit den reichen Handelsstädten, Danzig u. a. zur Aufrechterhaltung und Mehrung ihrer Privilegien vereinigten: sie erhoben laute Klage über den Druck, die Willkür, Bestechlichkeit, Wollust und Schwelgerei der Ritter und stifteten zu Marienwerder im Jahre 1440 geradezu einen Bund, um gegen alle „Vergewaltiger" zusammen zu halten. Dieser Bund erwuchs sehr bald zu einer großen Macht neben der Ordensregierung, und konnte sich um so freier ausdehnen, als die Hochmeister wiederholt in neue Streitigkeiten und Kriege mit Polen verwickelt wurden. Im Orden selbst entstanden neue Spaltungen, indem die Einen heftiger, die Anderen vorsichtiger gegen den Bund aufzutreten gedachten.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Endlich kam es zum offenen Bruch. Die Ritter wollten den Bund, dessen Widerstand immer trotziger geworden war, mit Gewalt vernichten, aber fast das ganze Land erhob sich gegen den Orden, in kurzer Zeit fielen durch Gewalt oder Verrath die meisten Burgen in die Hände des Bundes, dessen Truppen nun vor Marienburg rückten. Die Ritter waren endlich zum Nachgeben bereit, aber der Bund hatte sich bereits an den König Kasimir IV. von Polen gewandt, um diesem das Land anzutragen. Kasimir kam mit einem zahlreichen Heere nach Preußen: Alles huldigte ihm, selbst einzelne Ritter traten zu ihm über. Der Orden im Ganzen aber ermannte sich nochmals, die Marienburg wurde tapfer vertheidigt und das polnische Heer durch Heinrich Reuß von Plauen bei Konitz gänzlich geschlagen (1454). Das ganze polnische Lager, selbst Kasimir's Krone, wurde eine Beute der Sieger: der Hochmeister bot den Abtrünnigen Verzeihung, Viele kehrten zum Gehorsam gegen den Orden zurück. Der Bund dagegen warb neue Truppen und suchte auch die zahlreichen Söldner des Ordens durch höhere Bezahlung an sich zu ziehen; Danzig und die übrigen reichen Städte brachten dazu große Summen auf, während der Orden seinerseits in großer Geldverlegenheit war. Schon hatte er seinen Söldnerhaufen, da er sie nicht bezahlen konnte, die Marienburg selbst verpfändet, schon hatte er die Neumark an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg (1451) für hunderttausend Gulden überlassen, doch immer von Neuem gerieth er in klägliche Noth. Seine Söldner verkauften die ihnen verpfändete Marienburg zuletzt an den König von Polen, welcher wieder mit einem Heere in Preußen erschien und von der Burg Besitz nahm, während der Hochmeister nach Königsberg flüchten

Digitized by Google

mußte. Der Krieg dauerte mit immer erneuerten Verheerungen fort, von beiden Seiten wurde Alles versucht, um den endlichen Sieg zu erringen. Der König von Polen jedoch, durch andere Streitigkeiten mit Litthauen gelähmt, fing an zu besorgen, daß er nicht im Stande sein werde, ganz Preußen zu erobern, indem der östliche Theil noch immer dem Orden treu blieb. Von beiden Seiten war man des langen Kampfes müde und zu einem Vergleich geneigt; da vermittelte endlich der päpstliche Legat den Frieden von Thorn (1466), durch welchen ein großer Theil Preußens mit Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an die Krone Polen abgetreten wurde, das Uebrige aber dem Hochmeister als polnisches Lehen verblieb. Die Verfassung des Ordens blieb unverändert; nur mußte die Hälfte der Ritter künftighin Polen sein. Der Bund der Städte und des Adels wurde aufgelöst.

So waren die Ordenslande nun in zwei Theile zerfallen: den östlichen Theil (Ostpreußen) regierte der Hochmeister, jedoch nicht mehr als unabhängiger Landesfürst, sondern als polnischer Lehensträger, den westlichen (Westpreußen) ließ der König von Polen zuerst durch einen besonderen Statthalter in Marienburg regieren, bald darauf aber behandelte er das Land nur als polnische Provinz, und zu spät sahen die verführten Westpreußen ein, daß sie sich statt des Ordens nur einen viel gewaltigeren Herrscher gegeben hatten, welcher ihre Landesfreiheiten allmälig ganz zu vernichten bedacht war.

Markgraf Albrecht von Anspach wird Hochmeister. Die Hochmeister versuchten vergeblich, sich wenigstens in Ostpreußen von der polnischen Lehensherrlichkeit wieder zu befreien; sie mußten sich der Uebermacht beugen und sahen zuletzt ein, daß sie allein gegen Polen Nichts vermöchten. Um nun die Macht und das Ansehen ihrer Herrschaft wieder zu heben, kamen die Ritter auf den Gedanken, dieselbe einem Fürsten aus einem benachbarten mächtigen Hause zu übertragen. Nachdem Herzog Friedrich von Sachsen ihren Antrag abgewiesen hatte, wurde Markgraf Albrecht von Brandenburg, Sohn Friedrich's von Anspach und Enkel des Albrecht Achilles, zum Hochmeister erwählt. (1511.) Seine Person schien in doppelter Beziehung geeignet, der Ordensherrschaft neue Kraft zu verleihen; einmal wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, sodann weil er zugleich der Neffe König Sigismund's von Polen war, welcher ihm deshalb, wie die Ritter hofften, eine größere Unabhängigkeit wohl gern gewähren würde. In der That erwies sich Sigismund dem Orden und dessen neuem Hochmeister auf jede Weise freundlich und willfährig, doch

Digitized by Google

wollte er demselben die Huldigung nicht erlassen. Herzog Albrecht weigerte sich, dieselbe zu leisten, und es kam darüber zum Kriege. Dieser hatte für den Orden keinen glücklichen Verlauf; nach zweijähriger Verheerung des Landes wurde ein Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen.

Reformation in Preußen; Verwandelung der geistlichen Herrschaft in ein weltliches Herzogthum. Während dieser Zeit wurde Herzog Albrecht mit den deutschen Reformatoren, besonders mit Luther, Osiander und Spalatin bekannt, und diese forderten ihn dringend auf, den Ritterorden aufzugeben, sich zu vermählen und ein weltliches Fürstenthum statt des geistlichen Ordens in Preußen zu gründen. Seitdem trug der Herzog solche Gedanken unablässig mit sich herum, und er wurde darin noch bestärkt, als die Reformation in Preußen durch den Bischof von Samland, Georg von Polenz, schnelle Verbreitung gewann. Mönche und Nonnen verließen auch dort ihre Klöster und ebenso traten viele Ritter aus dem Orden, verheiratheten sich und gingen in die Kreise des bürgerlichen Lebens über. Die Zeit war günstig, um auch die Herrschaft des geistlichen Ordens in ein weltliches Fürstenthum umzuschaffen.

Als nun der vierjährige Waffenstillstand mit Polen vorüber war, bot König Sigismund selbst zu einer solchen Umänderung die Hand: er erklärte sich bereit, wenn Albrecht ihm den Lehenseid leisten wollte, nicht nur ihn, sondern auch seine Brüder und deren Erben mit Preußen als einem weltlichen Herzogthum zu belehnen. Albrecht fand natürlich bei den Ordensrittern heftiges Widerstreben gegen diese Neuerung; aber ungeachtet aller Einwendungen wurde zu Krakau (1525) ein Vertrag abgeschlossen, in welchem festgesetzt wurde, der König solle alle in der Urkunde bezeichneten Länder dem Markgrafen, als einem Herzog in Preußen leihen, dieser als belehnter Fürst der Krone Polen als natürlichem Erbherrn schwören, seine Brüder mitbelehnt sein und erst nach dem Aussterben ihres Mannsstamms das Land an Polen fallen. Der Orden mußte sich dazu verstehen, seine Zustimmung zu diesem Vertrag zu geben, worauf König Sigismund den Herzog Albrecht nebst seinen Brüdern durch ein Panier mit einem schwarzen Adler feierlich belehnte, Albrecht aber dem König den Lehenseid schwor.

Sowie Albrecht nach Preußen kam, huldigten ihm die Stände freudig als erblichem Fürsten: der Bischof von Samland, ein eifriger Beförderer der Reformation, übergab ihm öffentlich alle zu dem Hochstift gehörigen Güter, und seinem Beispiel folgten Andere bald nach. Der Ritterorden war nun in Preußen zu Grabe gegangen, die meisten Ritter verheiratheten sich und nahmen Ehrenstellen und Landgüter als

Digitized by Google

willkommene Entschädigung an, die wenigen Widerstrebenden vermochten Nichts gegen die herzogliche Gewalt. Zwar erklärte sich der Papst, wie zu erwarten war, mit der größten Entschiedenheit gegen diese Vorgänge, und auch der Kaiser sprach die Acht gegen Herzog Albrecht aus; aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren und fühlte sich durch die Entfernung vom Reich sowie durch den Schutz Polens gesichert. Die Reformation nahm überdies in Preußen immer mehr überhand, und man durfte um so weniger wagen, den Herzog ernstlich anzutasten: er blieb bis zu seinem Tode im ungestörten Besitze der Herzogsgewalt, obwohl seine Schwäche und die Begünstigung ausländischer Beamten ihn in mannichfache Streitigkeiten mit den Ständen verwickelten.

Mitbelehnung der brandenburgischen Fürsten in Preußen. Als Albrecht seinem Ende nahete, waren von der fränkischen Linie der Hohenzollern, welche mit ihm zunächst die Belehnung in Preußen erhalten hatte, nur noch zwei Fürsten übrig, nämlich sein Bruder Markgraf Georg Friedrich und sein Sohn Albrecht Friedrich. Dies wurde für den Kurfürsten Joachim II. Veranlassung, sein Augenmerk auf das junge preußische Herzogthum zu richten und zu versuchen, ob er dasselbe nicht an seine brandenburgische Fürstenlinie bringen könnte. Schon früher hatte er, wiewohl vergebliche Bemühungen gemacht, um die Anwartschaft auf diesen so ansehnlichen Ländererwerb zu erlangen. Der Kanzler Diestelmeyer war es besonders, der ihn dazu mit dringenden Vorstellungen immer wieder antrieb. Joachim erneuerte denn bei Herzog Albrecht's Tode die Bitte an Sigismund um Mitbelehnung in Preußen; um sein Gesuch kräftiger unterstützen zu können, schickte er einen Gesandten zum Reichstag nach Lublin, wo der junge Albrecht Friedrich die Belehnung von Sigismund erhalten sollte. Er sparte weder Vorstellungen, noch Geld, um sich die polnischen und die preußischen Stände geneigt zu machen. Den Preußen war die Aussicht auf die brandenburgische Mitbelehnung deshalb sehr erwünscht, weil sie dadurch vor der Gefahr gesichert wurden, unmittelbar an Polen zu fallen; die Stände, wie der junge Herzog, unterstützten daher Joachim's Gesuch. Auf die Polen wirkte nächst dem brandenburgischen Golde vorzüglich die ausgezeichnete Beredsamkeit des kurfürstlichen Gelehrten Prätorius. König Sigismund aber gab der Neigung der polnischen und preußischen Stände um so eher nach, weil er bei der Jugend und Frische des Herzogs Albrecht Friedrich ein Aussterben der fränkischen Herzogslinie in Preußen nicht für nahe hielt, und so erreichte Joachim sein ersehntes Ziel, die Mitbelehnung Brandenburgs im Herzogthum Preußen. (1569.)

Digitized by Google

Joachim allein schien die große Bedeutung dieses damals sonst wenig beachteten Ereignisses für sein Fürstenhaus zu ahnen; er ließ dasselbe durch ein glänzendes Dankfest in Berlin begehen, von welchem die Zeitgenossen nicht rühmend genug erzählen können.

16. Die Kurfürsten Johann Georg (1571—1597) und Joachim Friedrich (1597—1608).

Johann Georg's Strenge; Hinrichtung des Juden Lippold und Judenverfolgung. Johann Georg folgte seinem Vater Joachim II. als Kurfürst und vereinigte, da Markgraf Johann nur Töchter hinterlassen hatte, auch die Neumark wieder mit den alten Landestheilen; dieselbe ist seitdem nie wieder von Brandenburg getrennt worden. Johann Georg war bereits sechsundvierzig Jahre alt, als er zur Herrschaft kam; er hatte, wenn auch keinen glänzenden Geist, doch Einsicht und Kenntnisse genug, um zu erkennen, was dem Volke heilsam war. Auch an dem guten Willen, des Landes Bestes zu fördern, fehlte es ihm nicht, obgleich er des Vaters wohlwollende Freundlichkeit nicht besaß. Sein kaltes, strenges Wesen hatte sich mit dem freudigen Treiben an seines Vaters Hofe nicht verständigen können und er war darüber nicht nur mit Joachim's Günstlingen, sondern auch mit dem alten Kurfürsten selbst oft in Zwist gerathen, bis er sich zuletzt aus dem Hofleben ganz zurückzog, um auf entfernten Schlössern ein bescheidenes Dasein zu führen. Als er nun durch Joachim's Tod auf den Thron berufen ward, war seine erste Sorge, den Hof von den Günstlingen zu säubern, welche nach seiner Ansicht die Gunst des verstorbenen Fürsten nur für ihren Eigennutz gemißbraucht hatten: er eilte nach Berlin, ließ die Thore der Stadt sperren, die vornehmsten Räthe seines Vaters festnehmen und ihre Papiere untersuchen. Nur einer von Joachim's Räthen fand vor Johann Georg Gnade: der wackere Diestelmeyer, welcher auch unter der neuen Regierung seinen heilsamen Einfluß bewahrte. Gleich achtungswerth, wenn auch weniger bedeutend, war der Bürgermeister von Berlin, Thomas Mathias, welcher dem Kurfürsten Joachim mit aufopfernder Hingebung und Treue gedient hatte. Leider sollte ihn jetzt diese Treue an den Bettelstab führen; denn auch er wurde von Johann Georg in Untersuchung gezogen, und wiewohl sich ergab, daß er sich durch Joachim's Gunst keinesweges bereichert, demselben vielmehr sehr bedeutende Vorschüsse gemacht und sogar Schulden für ihn übernommen hatte, so wurde ihm doch sein Vermögen nicht zurückgegeben. In sein Amt wurde er wieder eingesetzt, aber seine Gläubiger ließen ihn wegen der

Digitized by Google

für den fürstlichen Herrn übernommenen Schulden ins Gefängniß werfen, in welchem er hülflos und in tiefem Kummer starb.

Wenn des Fürsten Strenge sich hier bis zur Härte und Ungerechtigkeit verirrte, so müssen wir ebenso die Grausamkeit tadeln, womit der freilich weit schuldigere Lippold, der jüdische Münzmeister und Wucherer, die Gunst Joachim's büßen mußte. Auf ihn vor Allen fiel Johann Georg's Zorn: er war bei dem üppigen Hofleben reich geworden, und, was für ihn schlimmer war, sein Uebermuth hatte alle Leute verletzt. Jetzt klagte ihn die Volksstimme nicht nur des sträflichsten Wuchers, sondern auch des Betrugs an. Zwar ergab die Untersuchung seiner Papiere nicht das Mindeste, was den Vorwurf unehrlichen Verdienstes begründen konnte; aber die öffentliche Wuth war gegen ihn und zugleich gegen seine Glaubensgenossen bereits so erregt, daß man vor den widersinnigsten neuen Anklagen nicht zurückschreckte. Es verbreitete sich das Gerücht, Lippold habe durch Zaubertränke den Kurfürsten Joachim vergiftet. Die That scheint geradezu unglaublich, wenn man bedenkt, welche Gunst der Münzmeister bei Joachim genoß, und wie wenig er auf gleiche Gunst bei dessen Nachfolger zu rechnen hatte; auch wurde an Joachim's Leichnam bei ärztlicher Untersuchung keine Spur von Vergiftung gefunden, aber der Haß gegen den Juden ruhete nicht, bis es gelang, ihn ganz zu verderben. Seine eigene Frau gab hierzu durch einen Ausbruch des Jähzorns schließlich die Veranlassung. Als sie den unglücklichen Mann einst in seinem Kerker besuchte, gerieth sie mit ihm in heftigen Streit, und in unbesonnenem Zorn warf sie ihm vor, daß er ein Zauberer sei und durch geheimnißvolle Tränke Joachim's Gunst zu fesseln gewußt habe. Die vor der Thür stehende Wache vernahm die Worte und berichtete dieselben an den Kerkermeister. Sofort wurde die Untersuchung mit neuer Strenge wieder begonnen, und durch die fürchterlichsten Qualen der Folter gelang es, den unglückseligen Juden zum Eingeständniß seiner angeblichen Schuld zu bringen. Nun wurde das Bluturtheil über ihn gesprochen und auf schreckenerregende Weise in Berlin vollzogen.

Nicht aber gegen Lippold allein war die Volkswuth gerichtet, sondern, wie es in jenen Jahrhunderten öfter geschah, so zog auch hier die Verschuldung des einzelnen Juden eine allgemeine Verfolgung seiner Glaubensgenossen nach sich. Schon während der Untersuchung waren die Juden in Berlin den heftigsten Mißhandlungen ausgesetzt gewesen, jetzt sah sich der Kurfürst bewogen, alle Israeliten aus dem Lande zu verweisen.

Eben so schonungslos wie gegen Lippold und andere Günstlinge

Digitized by Google

des vorigen Kurfürsten verfuhr Johann Georg in einer Angelegenheit, wo es ihm noch mehr geziemt hätte, die Schwäche seines Vaters mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken. Joachim hatte ein unerlaubtes Verhältniß zu Anna Sydow, der Frau seines Stückgießers gehabt (im Volk die schöne Gießerin genannt). Er hatte sich von Johann Georg das Versprechen geben lassen, derselben kein Leids zu thun. Nichts desto weniger wurde sie nach seinem Tode zu ewiger, schmachvoller Gefangenschaft nach Spandau geführt, wo sie ihre Verirrungen durch einen elenden Lebensabend büßte. Der Volkglaube brachte seitdem die angeblichen Erscheinungen der „weißen Frau" im Schlosse zu Berlin, welche den hohenzollernschen Fürsten immer ein Unglück verkündigen soll, mit diesem Ereigniß in Verbindung, indem man in der vermeintlichen Geistergestalt (neben anderen Sagen) die schöne Gießerin erkennen wollte.

Johann Georg's Sorge für das Finanzwesen, für des Landes Sicherheit und Wohlfahrt. Zu größerem Ruhm gereichte dem Kurfürsten Johann Georg die Fürsorge, welche er der Wiederherstellung eines geordneten Finanzzustands widmete. Er berief die Stände zusammen, um ihren Rath zu fordern, wie die schwere Schuldenlast von 2,600,000 Thalern getilgt werden könnte; dies Mal war es besonders die Ritterschaft, welche sich zu allen Opfern bereit erklärte und mehr von der Schuld übernahm, als ihr eigentlich zufiel, wogegen sich Johann Georg, welcher überhaupt den Adel begünstigte, gern verpflichtete, die einträglichen Pfründen an Domstiftern, Klöstern und Komthureien nur an Adelige zu vergeben.

Nicht minder, als für das Finanzwesen sorgte Johann Georg für die innere Sicherheit, sowie für die Fortschritte aller Gewerbthätigkeit. Sehr segensreich war es in letzterer Beziehung für sein Reich, daß er den verfolgten niederländischen Protestanten, welche der Glaubenshaß Philipp's II. aus ihrem Lande vertrieb, eine Freistatt in Brandenburg eröffnete. An den Weichselniederungen, sowie in Stendal, Brandenburg, Krossen und Züllichau ließen sich die frommen, fleißigen und kunstgeübten Leute zahlreich nieder, und trugen durch ihr Beispiel nicht wenig zur Hebung des Kunstfleißes in jenen Gegenden bei. Eine strenge und sonderbare Verordnung erließ der Kurfürst gegen den überhandnehmenden Aufwand unter den Bürgern. Um denselben zu beschränken, theilte er die Bürger nach ihrem Geschäft und Vermögen in vier Klassen, welchen genau vorgeschrieben war, wie weit sie in Bezug auf Kleidung, Essen und Trinken, Haushalt, Brautgeschenke und alle Festlichkeiten gehn durften. Die kleinlichen Verordnungen, auf welche sich der Fürst

Digitized by Google

deshalb einließ, betrafen aber nur den Bürgerstand, während der Adel in seinem Thun und Treiben unbeschränkt blieb. Johann Georg's fürstliche Bauten erregten vielfache Bewunderung, besonders die Erweiterung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, welches, wie die Zeitchronik berichtet: „auf das herrlichste und prächtigste vollendet ward, also daß es in ganz Deutschland seines Gleichen nicht hatte."

Johann Georg starb als zweiundsiebzigjähriger, aber rüstiger Greis im Jahre 1597.

Joachim Friedrich (1597—1608), der Sohn Johann Georg's war zwei und fünfzig Jahre alt, als ihn des Vaters Tod von der Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg, in welcher er sich die allgemeinste Liebe und Dankbarkeit erworben hatte, auf den kurfürstlichen Thron rief.

Der Geraer Hausvertrag. Die erste Sorge des einsichtigen, gebildeten und wohlmeinenden Fürsten war, die brandenburgischen Lande ungetheilt zu erhalten, zu welchem Zweck er gegen eine Anordnung seines verstorbenen Vaters Widerspruch erheben mußte. Johann Georg hatte nämlich bestimmt, daß ein jüngerer Sohn, Markgraf Christian, die Neumark wiederum als unabhängiges Fürstenthum, wie unter Johann von Küstrin, erhalten sollte. Vergeblich hatte der Kurprinz Joachim Friedrich schon bei des Vaters Lebzeiten sich hiergegen auf das Hausgesetz des Albrecht Achilles berufen: Johann Georg hatte die Zustimmung des Kaisers Rudolph II. zu seiner Anordnung zu erwirken gewußt. Joachim Friedrich aber war nicht gesonnen, das väterliche Reich von Neuem theilen zu lassen; er trug den Ständen und dem Kaiser vor, wie die beabsichtigte Theilung eine Verletzung seiner Ansprüche sei und Kaiser Rudolph II. gab seinen Vorstellungen endlich nach. Um jedoch seinen Bruder Christian nicht mit Gewalt aus dem ihm bestimmten Erbe zu drängen, bat der Kurfürst den Markgraf Georg Friedrich von Anspach um seine Vermittelung. Diesem gelang es, die Untheilbarkeit des brandenburgischen Kurstaates von Neuem festzustellen und doch zugleich den Bruder des Kurfürsten auf passende Weise zu entschädigen. Der hochbetagte Fürst, das Haupt der Hohenzollern in den fränkischen Landen, hatte nämlich keine Leibeserben; sein Tod schien nahe bevorzustehen und seine Länder mußten alsdann dem kurfürstlich brandenburgischen Hause zufallen. Dies erleichterte ihm den Versuch einer gütlichen Verständigung zwischen dem Kurfürst und dessen Bruder. Er schloß mit Joachim Friedrich zu Gera einen Hausvertrag (1598), in welchem das Hausgesetz des Albrecht Achilles als unverletzliches Staatsgesetz bestätigt wurde: es sollten demnach die gesammten Marken

Digitized by Google

mit allen zu ihr gehörigen Herrschaften und Anwartschaften ungetheilt immer dem Erstgebornen des kurfürstlichen Hauses zufallen; die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth dagegen nach des Markgrafen Georg Friedrich Tode den jüngeren Brüdern des Kurfürsten, den Markgrafen Christian und Joachim Ernst gehören. Das Herzogthum Jägerndorf in Schlesien, welches die fränkischen Fürsten gleichfalls besaßen, wurde für des Kurfürsten Sohn Johann Georg bestimmt. Allen Prinzen des kurfürstlichen Hauses, welche nach diesen Bestimmungen nicht mit Land und Leuten versorgt werden konnten, sollte standesmäßiger Unterhalt gewährt werden.

Wenige Jahre nach Abschluß dieses Vertrags starb der alte Markgraf Georg Friedrich von Anspach, und nun trat Christian das ihm bestimmte fränkische Erbe an. Für alle Folgezeit ist die Erneuerung des alten Hausstatuts durch den Geraer Vertrag von großer Wichtigkeit gewesen, indem hierdurch die Länder des bald sehr erweiterten brandenburgischen Kurstaats fest verbunden und zusammengehalten wurden.

Die Staatsverwaltung; das Geheimerathscollegium. Noch in anderer Beziehung legte Joachim Friedrich den Grund zur glücklichen weiteren Entwickelung unseres Staates: er gab nämlich der inneren Staatsverwaltung eine neue und bessere Einrichtung, wie sie die vielfach veränderten Verhältnisse erforderten.

Von einer so geordneten Einrichtung und Mannigfaltigkeit der Landesverwaltung, wie sie heutzutage in den meisten gebildeten Ländern stattfindet, konnte im Mittelalter nicht die Rede sein. Die Fürsten brauchten sich mit den meisten Dingen, welche jetzt zur Regierung gehören, damals noch nicht zu beschäftigen, weil dieselben entweder noch gar nicht in Betracht kamen oder von ganz anderer Seite besorgt wurden. Wenn heute die Fürsten ihre Minister des Innern und der Polizei haben, welche durch Regierungsbehörden, Landräthe u. s. w. in allen Landestheilen für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, für Hebung des Wohlstandes und dergleichen Sorge tragen, so gab es solche Beamte in jenen Zeiten noch nicht: für gewöhnlich mischte sich der Landesherr nicht so unmittelbar in den täglichen Verkehr, das Nöthigste wurde in dieser Beziehung vielmehr von den Ständen und von den städtischen Behörden gethan, nur was etwa für das ganze Land nöthig schien, wurde von dem Fürsten mit den Ständen berathen, dann als allgemeine Verordnung bekannt gemacht, die Ausführung aber auf dem Lande den Ständen, in den Städten den Magistraten überlassen. Noch viel weniger bedurfte es für die übrigen Angelegenheiten stehender Verwaltungsbehörden: die Verhandlungen mit

Digitized by Google

auswärtigen Höfen wurden, so oft sich dazu Veranlassung darbot, durch besondere mehr oder weniger glänzende Gesandtschaften, oft auch unter den Fürsten persönlich verhandelt, — eine Verwaltung des Kriegswesens gab es nicht, weil noch keine stehenden Heere existirten, sondern bei den einzelnen Kriegszügen der Lehensadel und die Städte mit ihren herkömmlichen Mannschaften aufgeboten werden mußten. Auch eine geordnete Finanzwirthschaft war meistens nicht zu finden: die für die öffentlichen Bedürfnisse und besonders für den Unterhalt des Hofes nöthigen Gelder wurden von dem Ertrag der fürstlichen Güter, von der Grundsteuer und den Zöllen entnommen; öfter mußte, um schleunig Geld zu beschaffen, zur Verpfändung von Grundstücken oder Zöllen geschritten werden, im äußersten Falle wurden die Landstände berufen, welche das Nöthige mehr oder weniger bereitwillig gewährten. Für Handel und Gewerbe hatten die Fürsten im gewöhnlichen Gange der Dinge auch nicht gerade bestimmt zu sorgen, das Wichtigste thaten dazu die Körperschaften, Gilden, Gewerke u. s. w.; nur durch einzelne wichtige Maßregeln und Einrichtungen griffen die Fürsten hier und da fördernd in das gewerbliche Leben ein. Noch weniger hatte sich die Landesregierung früher mit den kirchlichen und Schulsachen unmittelbar und dauernd beschäftigt, indem die geistlichen Behörden nicht nur ihre Kirchenangelegenheiten meist ganz selbstständig besorgten, sondern auch die Einrichtung und Leitung der Schulen sich allein vorbehalten hatten. Auch die von den Fürsten gegründeten Universitäten wurden gewöhnlich der besonderen Leitung und Obhut eines hohen Geistlichen anvertraut.

So waren denn bis dahin die Geschäfte, auf welche sich die regelmäßige Thätigkeit der fürstlichen Regierung erstreckte, nicht sehr ausgedehnt gewesen. Zur Wahrnehmung der fürstlichen Rechte und Oberaufsicht genügten die Vögte in den kleineren Bezirken, in den größeren waren Landeshauptleute als eine Art Statthalter bestellt. Was aber im Allgemeinen dem Lande Noth war oder wünschenswerth erschien, das berieth der Fürst mit einigen wenigen vertrauten Räthen, besonders Rechtsgelehrten, welche für bestimmte Zeit gegen festgesetzte Besoldung an seinem Hofe dienten. Andere (die sogenannten geheimen Räthe vom Hause) lebten auf ihren Gütern und wurden nur bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen oder zu Sendungen an fremde Höfe verwendet. Der eigentliche bedeutendste Beamte des Fürsten war aber der Kanzler, meistens ein Doctor der Rechte, daher in früheren Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher, da noch nicht viele Adelige aus der Mark sich gelehrten Studien widmeten. Er war der eigentliche Minister des Fürsten, eröffnete die meisten Sachen, welche schriftlich eingingen,

Digitized by

hielt ihm Vortrag darüber und besorgte die Ausfertigung der Bescheide; er hielt auch die Landtage im Namen des Fürsten ab, erstattete demselben Bericht über die Verhandlungen und ertheilte im Auftrag des Landesherrn alle Befehle und Anordnungen. Meistens handelte er, ohne den Rath Anderer einzuholen, blos nach Rücksprache mit dem Fürsten und nach eigener Ansicht.

Im Fall einer längeren Abwesenheit des Fürsten war es nun öfter geschehen, daß zur Besorgung der Geschäfte die Räthe desselben mit anderen angesehenen Männern aus dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu einer Art Regentschaft oder Geheimerathscollegium vereinigt wurden, welches jedoch bei der Rückkehr des Landesherrn sich wieder auflöste. Allmälig mochte man die Vorzüge einer solchen gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte erkannt haben, nach und nach wurde darauf ein um so größeres Gewicht gelegt, als die Sorgen des Fürsten sich im Lauf der Zeiten immer mehr erweiterten.

In Folge der Reformation war die Macht und das Ansehen der evangelischen Landesfürsten überhaupt, besonders aber ihr Einfluß auf Regelung der kirchlichen Dinge und auf Gründung von Schulen bedeutend gestiegen. Dazu kam, daß das Kriegswesen allmälig eine ganz andere Einrichtung erhalten hatte: statt des Aufgebots der Lehensritter und ihrer Reisigen hatte man sich mehr und mehr gewöhnt, Söldnerheere anzuwerben, und in allen Staaten wurden bald stehende Truppen gehalten. Hierdurch, wie auch durch die Zunahme der auswärtigen Verhandlungen in Folge der Religionswirren und bei dem Herannahen des dreißigjährigen Krieges war die Nothwendigkeit einer strengen geregelten Landesverwaltung mehr hervorgetreten, und dieselbe wurde noch lebhafter empfunden, als die brandenburgischen Fürsten ihre Fürsorge zugleich dem Herzogthum Preußen und bald auch der Anwartschaft auf die jülich-clevische Erbschaft im westlichen Deutschland zuwenden mußten. Die Häufung wichtiger Geschäfte in den verschiedenen, zum Theil sehr entlegenen Landestheilen veranlaßte daher den Kurfürsten Joachim Friedrich, ein stehendes Geheimeraths-Collegium zur schleunigen Bearbeitung der Geschäfte einzurichten. Die geheimen Räthe sollten des Fürsten Briefwechsel führen und seine Obliegenheiten gegen das deutsche Reich wahrnehmen; ihrer Leitung wurden, nach der Stiftungsurkunde, ferner auch die Kammergüter und die Finanzen untergeben „zur Erhaltung Treu und Glaubens in gehöriger Leistung der Zahlungen" (also zur strengeren Ueberwachung der regelmäßigen Zahlungen), sodann die Sorge für Gewerbe und Handel, wobei sie die Bedenken der vornehmsten Städte und der Verständigen aus der Ritterschaft hören sollten, endlich

Digitized by Google

das gesammte Kriegswesen mit Zuziehung der Obersten und Kriegsverständigen. Das Kirchenwesen dagegen gehörte vor das Consistorium, die Rechtspflege unter das Hof- und Kammergericht, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, der auch die Landtagsverhandlungen nach wie vor allein leitete. Der Geheimerath hielt nun im kurfürstlichen Schlosse wöchentlich zwei Sitzungen, in welchen gewöhnlich der Kanzler die zu berathenden Gegenstände vortrug; doch stand auch jedem Mitglied frei, solche zur Sprache zu bringen. Der Vorsitzende unter den Räthen selbst war der Oberst-Kämmerer. War der Geheimerath in einer Sache einstimmig derselben Ansicht, so pflegte der Kurfürst nach derselben zu handeln, waren die Meinungen getheilt, so entschied er selbstständig. Die Räthe erhielten theils baare Besoldung, theils Kost, Kleidung, Wohnung, Natural-Lieferungen und Entschädigungen für Reisekosten*).

Die Einrichtung Joachim Friedrich's ist die Grundlage der später unabläßig verbesserten preußischen Verwaltung gewesen, welche dadurch mehr Einheit und Planmäßigkeit erhielt. Preußens Ruhm beruht außer der Kriegstüchtigkeit des Volks und der allgemeinen Bildung vorzüglich auf der trefflichen Einrichtung der öffentlichen Verwaltung: das Verdienst der ersten Begründung derselben ist dem Kurfürsten Joachim Friedrich hoch anzurechnen.

Auch in jeder anderen Beziehung war derselbe auf das Wohl seines Landes ernstlich bedacht, und es herrschte unter ihm der tiefste Friede und großer Wohlstand in den Marken. Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für geistige Bildung ist das Joachimsthalsche Gymnasium. In dem Jagdschloß Joachimsthal gründete er nämlich eine sogenannte Fürstenschule, welche mit Ländereien und anderen Einnahmequellen reich ausgestattet wurde, und in welcher 120 theils adelige, theils bürgerliche Schüler frei erzogen werden sollten. In späteren Zeiten wurde die Anstalt nach Berlin verlegt, wo sie sich in blühendem Zustande noch jetzt befindet.

Die Kurfürstin Katharina stand als treulich sorgende Landesmutter ihrem Gemahl treulich zur Seite. Wie sehr sie alle seine Regierungssorgen theilte, geht aus mehreren ihrer noch vorhandenen Schreiben hervor. Vorzüglich aber war Katharina ein Muster ächt weiblicher Tugenden auf dem Thron; sie förderte ächte Frömmigkeit und leuchtete in edler Mildthätigkeit den Frauen des Landes voran. Sie ließ Erbauungsbücher drucken und vertheilte dieselben unter die Armen, welche sie in ihren Hütten selbst aufsuchte, um durch leibliche und geistliche Wohlthat, das Elend derselben zu mildern. Um für ihre Armen reichere Mit-

*) Stenzel, I. 358 ff.

Digitized by Google

tel zu gewinnen, legte sie bei Berlin große Kuhmelkereien an, ließ die gewonnene Milch auf dem davon benannten „Molkenmarkt" verkaufen und verwandte den Ertrag besonders zur Gründung der noch heute bestehenden Schloßapotheke, wo dürftigen Kranken unentgeltlich Arzeneimittel gereicht wurden. Ihr Name war unter dem Volk reich gesegnet.

Joachim Friedrich, von Natur schwächlich, hat nur zehn Jahre in Brandenburg regiert: er starb an einem Schlagfluß im Jahre 1608.

16. Der Kurfürst Johann Sigismund (1608 — 1619).

Johann Sigismund, des Vorigen Sohn, war ein Fürst voll Kraft und festen Willens. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo solche Eigenschaften in der That für das Wohl seines Volkes unentbehrlich waren; denn nach verschiedenen Seiten bedurfte es der Entschlossenheit und Umsicht eines tüchtigen Fürsten, um Brandenburg auf der Bahn der begonnenen Entwickelung nicht scheitern zu lassen. Die trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welcher ganz Deutschland tief zerrüttete und an den Rand des Abgrunds führte, brachen unter schlimmen Vorzeichen herein; die Lage der brandenburgischen Regierung aber war durch die Sorge für die endliche Erwerbung Preußens und durch die jülichschen Erbfolgestreitigkeiten noch besonders erschwert. Dazu kam, daß Johann Sigismund selbst durch den Uebertritt zur reformirten Confession sich in große Zerwürfnisse mit seinen Unterthanen brachte, wodurch Brandenburgs Kraft in der hereinbrechenden gewaltigen Zeit gelähmt wurde.

Die Verhältnisse in Preußen; Albrecht Friedrich's Geistesschwäche. Regentschaft. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Verhältnisse in Preußen. Früher, als man geahnt hatte, trat der Fall ein, wo die erlangte Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen zum wirklichen Besitz desselben führen sollte.

Herzog Albrecht hatte als einzigen Erben seinen funfzehnjährigen Sohn Albrecht Friedrich hinterlassen und durch sein Testament die Vormundschaft über denselben den Regimentsräthen, die Obervormundschaft dem König von Polen übertragen (1568). Die Regimentsräthe, d. i. die bedeutendsten unter den adeligen Hofbeamten, der Hofmeister, der oberste Burggraf, der Kanzler und der Obermarschall hatten in Gemeinschaft mit einigen hohen Geistlichen schon Herzog Albrecht's Schwäche benutzt, um ihren Einfluß auf alle Weise zu erhöhen; jetzt schien ihnen die Minderjährigkeit des jungen Herzogs eine noch günstigere Gelegenheit zu rücksichtslosem Schalten und Walten. Um der Obervormundschaft des Königs von Polen entledigt zu sein, gaben sie vor, Albrecht

Digitized by Google

Friedrich, obwohl erst funfzehn Jahre alt, sei doch bereits so reifen Verstandes, daß er selbstständig regieren könne; sowie aber der König von Polen seine Zustimmung hierzu gegeben hatte, begannen sie unter dem Namen des scheinbar unabhängigen Herzogs ganz nach Willkür zu regieren. Albrecht Friedrich war von Natur gut begabt, aber bei Weitem noch nicht soweit entwickelt, daß er allein den Ränken und der Herrschsucht jener zu seiner Unterdrückung vereinigten Männer zu widerstehen vermocht hätte. Dieselben gingen mit ihm hart und lieblos um und wußten ihn durch List und Drohungen in allen Dingen ihrem Willen fügsam zu machen. Daher kam es, daß sich allmälig ein tiefer Mißmuth, Argwohn und Menschenhaß seiner bemächtigte: überall von boshaften Verfolgungen umgeben, faßte er zuletzt den Verdacht, man wolle ihn vergiften, und oft rief er aus: „sie haben meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie auch mir." Er war mit der Prinzessin Eleonore von Cleve verlobt worden und hatte der Vermählung mit derselben freudig entgegengesehen, als aber die Braut mit ihrem Vater in Königsberg einzog, war der Herzog bereits so tief in Schwermuth und in Geistesverwirrung versunken, daß er nicht dazu bewogen werden konnte, sich ihr zu nähern; nur durch Drohungen seiner Hofleute wurde er fast mit Gewalt dahin gebracht, daß die Vermählung vollzogen werden konnte.

Da nun der Zustand des Herzogs sich immer verschlimmerte, so erschien endlich die Einsetzung einer Regentschaft für denselben unerläßlich. Vergeblich bemühten sich jedoch die Regimentsräthe, die Herrschaft auch jetzt an sich zu reißen: der König von Polen übertrug die Regentschaft dem Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf (1577), und dieser richtete sofort sein Hauptbestreben darauf, die herzogliche Gewalt von dem übermächtigen Einfluß der Regimentsräthe wieder zu befreien. Als er im Jahre 1603 starb, ging die Regentschaft auf den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg über, welcher sich nun dem Ziele seines Hauses, daß schon längst auf die gänzliche Erwerbung Preußens gerichtet war, einen bedeutenden Schritt näher sah. Der schwachsinnige Herzog Albrecht Friedrich hatte mit Eleonore von Cleve keine Söhne, sondern nur Töchter: um nun die brandenburgischen Ansprüche auf die Erbschaft noch mehr zu sichern, hatte Joachim Friedrich bereits seinen Kurprinzen Johann Sigismund mit einer Tochter des Herzogs vermählt.

Preußen fällt an den brandenburgischen Kurstaat. Johann Sigismund war eben auf einer Reise nach Königsberg begriffen, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhielt. Es mußte ihm nun

Digitized by

vor Allem daran liegen, die Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog von Preußen auch seinerseits wieder zu erhalten, und trotz aller Gegenbestrebungen des Adels gelangte er durch große Kraft und Umsicht zum Ziel. Im Jahre 1611 wurde er für sich, seine Brüder und männlichen Erben mit Preußen belehnt, und trotz alles Widerstrebens mußte ihm im folgenden Jahre die preußische Ritterschaft den Huldigungseid leisten. Einige Jahre darauf (1617) starb der unglückliche Herzog Albrecht Friedrich, und seitdem blieb Preußen jeder Zeit mit den brandenburgischen Staaten vereint.

Johann Sigismund's Uebertritt vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß. Zu derselben Zeit, wo durch den Anfall Preußens an den Kurstaat dessen Ausdehnung im Osten eine so beträchtliche Erweiterung erhielt, sollte, wie wir alsbald näher sehen werden, durch die jülichsche Erbschaft auch der Kern und Mittelpunkt für die späteren Erwerbungen im westlichen Deutschland gewonnen werden. Die Aussicht auf die Erwerbung dieser Lande, deren protestantische Bewohner der calvinistisch-reformirten Confession angehörten, soll mit dazu beigetragen haben, den Kurfürsten Sigismund zum Uebertritt von der lutherischen zur reformirten Kirche zu bestimmen.

Bald nach dem Beginn der Reformation war zwischen den Anhängern Luther's und denen des Zwingli und Calvin nicht nur vielfacher Glaubensstreit, sondern leider ein so tiefer Glaubenshaß entstanden, wie er selbst zwischen Protestanten und Katholiken nicht ärger vorhanden war; in Ländern, deren Fürsten dem lutherischen Glauben angehörten, wurden meistens die Reformirten nicht besser behandelt, als die Römisch-Katholischen. Auch in den Marken, wie in Preußen und Schlesien, waren sie bisher von allen Aemtern ausgeschlossen, zum Theil sogar aus dem Lande verbannt worden. Die Buchdrucker in der Mark mußten schwören, keine calvinistischen Schriften drucken zu wollen, deren Verbreitung überdies bei schwerer Strafe verboten war. Kurfürst Joachim II. hatte den Ständen geradezu erklärt, er verfluche den zwingli'schen Irrthum von Herzen, und Johann Georg sagte einem fremden Gesandten: „ich habe zwar auch eine Universität in meinem Lande, halte sie für ein großes Kleinod und sie ist mir sehr lieb; allein wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Professoren irrig (nicht lutherisch) lehrten, so wollte ich, daß das Collegium und die Universität feuerlichterloh abbrennte. Ich wollte sehen, wie ich den Schaden vergessen und verschmerzen könnte." Selbst der sonst so besonnene und milde Kanzler Diestelmeyer hielt es für Gewissenspflicht, Gott zu bitten, ihn und seine Glaubensgenossen mit Haß gegen die Calvinisten zu erfüllen. Die Fürsten mußten schon

Digitized by Google

bei der Thronbesteigung ihren Ständen gegenüber geradezu die Verpflichtung eingehen, in Religionssachen Nichts ändern, sondern bei dem lutherischen Glauben und bei der unveränderten augsburgischen Confession verbleiben zu wollen.

Allmälig aber gewann dennoch der reformirte Glaube, besonders die calvinistische Abendmahlslehre, in den höheren Klassen Eingang, und selbst mehrere, dem Kurfürsten nahe verwandte Prinzen, wie sein Bruder, der Markgraf von Jägerndorf, waren offen zum reformirten Bekenntniß übergetreten. Johann Sigismund selbst hatte bei einem der eifrigsten Lutheraner, dem Hofprediger Gedicke in Berlin den Religionsunterricht erhalten, später aber war er mit vielen reformirten Fürsten in nähere Berührung gekommen und mag da eine günstigere Ansicht von ihrem Bekenntniß gewonnen haben. Vorzüglich aber soll auch die Rücksicht auf den reformirten Glauben eines großen Theils der Bewohner der jülichschen Lande, welche er zu erwerben bemüht war, ihn zum Uebertritt noch mehr geneigt gemacht haben: kurz er erklärte sich im Jahre 1613 öffentlich für das reformirte Bekenntniß. „Schon seit acht Jahren sei er den Glaubenslehren der Reformirten zugethan gewesen und fühle sich, um der Ruhe seines Gewissens halber, gedrungen, dieses öffentlich zu bekennen, dabei er auch bis an sein Ende standhaft verharren wolle, um fröhlich und getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können."

Aufregung in den Marken; Unruhe in Berlin. Wir dürfen zur Ehre des Kurfürsten annehmen, daß er wirklich vor Allem durch seine innere Ueberzeugung in die reformirte Kirche gedrängt wurde; hätte ihn dagegen vermeintliche Staatsklugheit besonders geleitet, so würde er bald haben einsehen müssen, daß seine Berechnung nicht durchaus richtig gewesen war. Denn während ihm sein Uebertritt keinen erheblichen Vortheil in der jülichschen Erbschaftsangelegenheit brachte, sah er dagegen in seinen bisherigen Landen die größte Erbitterung über den Religionswechsel aufflammen. So wie der Uebertritt öffentlich erklärt war, brach der Unwille der lutherischen Geistlichkeit und des Volks fast überall hervor. Die Leidenschaft der Geistlichen, unter welchen sich der frühere Lehrer des Kurfürsten, Gedicke, besonders hervorthat, machte sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Reformirten Luft, so daß sich der Kurfürst genöthigt sah, das Verketzern von den Kanzeln herab durch ein Edict zu verbieten. Wer seinem Gewissen zu nahe getreten glaube, dem stehe es frei, sich in andere Länder zu begeben, wo er ungestraft lästern und verdammen könne. Um die Irrthümer der Menge über den reformirten Glauben zu berichtigen, ließ er ein sehr mild gefaßtes Glau-

Digitized by Google

bensbekenntniß veröffentlichen, und fügte dann hinzu: Ohngeachtet die reformirte Kirche sich auf Gottes Wort allein gründe, so wollte er doch, weil der Glaube nicht Jedermanns Ding und Niemanden zugelassen sei, über die Gewissen zu herrschen, keinen Unterthanen dazu weder öffentlich, noch heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen. — Diese Versicherung beruhigte jedoch die Lutherischen keineswegs: denn sie fürchteten, daß der Landesherr, auch ohne Zwang anzuwenden, Mittel genug finden würde, seinem neuen Bekenntniß nach und nach mehr Eingang zu verschaffen, und diese Befürchtungen erhielten neue Nahrung, als Johann Sigismund einen Kirchenrath aus Reformirten bildete und auch bei der Universität Frankfurt die Lehrstühle nach und nach mit Reformirten besetzte. Bereits waren deshalb an mehreren Orten, besonders in Stendal und Brandenburg bedeutende Unruhen ausgebrochen, als die Stände zum Zweck neuer Geldbewilligungen versammelt werden mußten. Sie wollten sich jedoch zu der Bewilligung nicht verstehen, wenn sie nicht erst in Betreff ihrer religiösen Ueberzeugung beruhigt würden. Sie erinnerten den Fürsten nachdrücklich an das seinem Vater und dem Lande gegebene Versprechen, dem unveränderten augsburgischen Bekenntniß treu zu bleiben und verlangten die ausschließliche Besetzung aller Kirchenämter und der Universität Frankfurt mit entschiedenen Lutheranern, so wie die Entfernung aller Calvinisten aus den Kirchen- und Schulämtern. Nur unter solchen Bedingungen wollten sie die Geldforderungen bewilligen. Johann Sigismund aber erwiderte: „Auch wenn er tausend Mal der Geldsteuer des Landes entbehren sollte, würde er sich dadurch nie abhalten lassen, der einmal erkannten Wahrheit treu zu bleiben bis zum letzten Athemzuge. Was er von den Ständen fordere, käme ja nicht ihm, sondern dem Lande zu Gute. Die Stände könnten in Bezug auf ihren Glauben ruhig sein; denn er verspreche feierlich, Niemanden seiner Religion wegen entweder vorzuziehen oder zurückzusetzen." Einige Tage darauf wiederholte er das schriftliche Versprechen, keine weitere Aenderung in geistlichen Dingen vorzunehmen, und verbürgte den Lutherischen ihre alte Freiheit. Die Stände bequemten sich nun, das verlangte Geld zu bewilligen. Doch während sie noch versammelt waren, brach in Berlin selbst die Gährung unter den Lutheranern zu offenem Aufstande aus. Der Markgraf Johann Georg, welchen der Kurfürst während einer Reise nach Preußen zum Statthalter der Mark ernannt hatte, ließ einige Bilder, Altäre und Crucifixe, welche die Lutheraner aus den Zeiten der römisch-katholischen Kirche beibehalten hatten, an welchen aber die Reformirten Anstoß nahmen, aus der Domkirche wegschaffen; ein eifriger

Digitized by Google

lutherischer Geistlicher sprach deshalb von der Kanzel sehr heftig gegen den Markgrafen, und das aufgeregte Volk, seine Bestrafung besorgend, rottete sich zusammen, um ihn zu schützen. Den reformirten Predigern wurden die Fenster eingeworfen, es kam darüber zum Handgemenge mit den fürstlichen Reitern und Trabanten, die Sturmglocke wurde gezogen, und der Markgraf selbst, welcher das Volk beruhigen wollte, sah sich von Steinwürfen bis ins Schloß verfolgt. Das Haus des reformirten Hofpredigers wurde zerstört, er selbst zu eiliger Flucht genöthigt.

Zwar sorgte der Kurfürst nach seiner Rückkehr aus Preußen dafür, daß sich solche Vorgänge nicht erneuern konnten, aber die Aufregung im Volk legte sich sobald nicht, und fast schlimmer noch war der Eindruck, welchen des Fürsten Religionswechsel in dem streng lutherischen Preußen gemacht hatte, wo es ihm seitdem nicht gelang, die Liebe der Unterthanen wieder zu gewinnen.

Diese religiösen Händel trennten den Fürsten von dem Volk gerade zu einer Zeit, wo unter den drohenden schwierigen Verhältnissen im deutschen Reich, in dem entscheidenden dreißigjährigen Kampf zwischen Katholiken und Protestanten, ein inniges Zusammenhalten so nothwendig gewesen wäre.

Die brandenburgischen Kurfürsten waren durch die jülichsche Erbschaft schon in die Streitigkeiten verwickelt, welche dem Ausbruch des unheilvollen Krieges vorbereitend vorangingen; es ist daher Zeit, daß wir einen Blick auf die jülich-clevesche Angelegenheit werfen.

17. Die jülich-clevesche Erbschaft.

Die preußischen Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft. Zu beiden Seiten des Niederrheins hatten sich im Lauf der Zeiten mehrere Herrschaften gebildet, welche nach und nach durch Vererbung zusammenfielen und zu zwei ansehnlichen Fürstenthümern anwuchsen, das eine dem Herzog von Cleve, welcher zugleich Graf von der Mark war, das andere dem Herzog von Jülich und Berg, zugleich Herrn von Ravensberg, gehörig. Im funfzehnten Jahrhundert war zwischen beiden fürstlichen Häusern eine Erbverbrüderung abgeschlossen worden, derzufolge sodann Herzog Johann von Cleve, als Gemahl der Maria von Jülich, beide Fürstenthümer vereinigte (1521). Sein Sohn Wilhelm vermählte sich mit Maria, der Tochter Kaiser Ferdinand's I. und es wurde ihm das Privilegium ertheilt, daß in Ermangelung von Söhnen seine ganze Herrschaft ungetrennt auf die Töchter übergehen sollte (1559). Herzog Wilhelm hinterließ nur einen schwachsinnigen Sohn, Johann

Digitized by Google

Wilhelm, und es wurde daher schon jetzt wahrscheinlich, daß das Land der ältesten seiner vier Töchter, Maria, zufallen würde, welche mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt war. Ihr wurde überdies bei ihrer Verheirathung die Nachfolge in den jülich-cleveschen Ländern ausdrücklich zugesichert und die jüngeren Schwestern verzichteten auf alle Erbansprüche, außer für den Fall, daß Maria ohne Leibeserben sterben sollte. Die Herzogin von Preußen hatte jedoch mit Albrecht Friedrich mehrere Töchter, deren älteste Anna den Johann Sigismund von Brandenburg heirathete. Anna's Sohn, Georg Wilhelm von Brandenburg mußte mithin im Falle der Kinderlosigkeit des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich als der Erbe der ältesten Schwester desselben die Nachfolge in jenen Ländern erhalten.

Johann Wilhelm von Jülich war zu stumpfsinnig, als daß er jemals hätte der Regierung vorstehen können, nichtsdestoweniger wußten seine Räthe, damit das Land nicht einem lutherischen Fürsten zufiele, vom Kaiser zu erlangen, daß er die Herrschaft antreten durfte, auch wurde er mit der Herzogin Jakobe von Baden, welcher man seinen Zustand weislich verschwiegen hatte, verlobt und bald darauf vermählt. Der Blödsinn des Herzogs ging allmälig in völligen Wahnsinn über: er glaubte, man trachte ihm nach dem Leben, stand deshalb oft mitten in der Nacht auf, warf sich in den Harnisch, ging mit gezücktem Schwert in den nächsten Zimmern umher und stürmte mit der Mordwaffe auf Jeden ein, der ihm etwa in den Weg kam. Zuletzt mußte er eingesperrt werden.

Widerstreben der Katholiken. Während dieses Zustandes des Landesfürsten bildeten sich am Hofe Parteien, die sich der Regierung zu bemächtigen suchten; besonders trat die eifrige katholische Partei hervor, welche um jeden Preis verhindern wollte, daß das Land an das lutherische Haus der Hohenzollern käme. Da jedoch Johann Wilhelm ungeachtet seiner Verheirathung mit Jakobe von Baden und (nach deren gewaltsamen Tode) mit einer lothringischen Prinzessin keine Kinder hatte, so stand der Anfall des Landes an Brandenburg augenscheinlich bevor; die katholischen Räthe aber veranlaßten den Kaiser, vorläufig einen Statthalter über das Land zu setzen.

Das österreichische Haus war gern bereit, die Hand dazu zu bieten, daß den brandenburgischen Kurfürsten der gehoffte Zuwachs an Ländern vereitelt wurde; denn die wachsende Macht derselben hatte bereits die Besorgniß aller katholischen Fürsten und besonders der österreichischen erregt. In kurzer Zeit waren die Hohenzollern in den Besitz der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth, des Herzogthums Jägerndorf

Digitized by Google

und besonders der ausgedehnten ost-preußischen Lande gekommen. Wenn nun noch die ganze rheinische Herrschaft Jülich und Cleve-Berg in denselben Händen vereinigt wurde, so mußte das Kaiserhaus fürchten, daß ihm dort eine gefährliche nebenbuhlerische Macht erwachse, und vor Allem besorgten die Katholiken in Deutschland, daß diese aufstrebende Macht dem Protestantismus eine gewaltige Stütze gewähren würde. Deshalb wurde der Kaiser vielfach gewarnt, die Erwerbung von Jülich und Cleve durch Brandenburg nicht zuzulassen.

Joachim Friedrich, von diesen katholischen Umtrieben unterrichtet, schloß im Jahre 1606 ein Bündniß mit Holland, um sich nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs nöthigen Falls mit Gewalt in den Besitz der seinem Enkel zustehenden Erbschaft zu setzen. Die evangelischen Niederlande hatten nicht lange vorher die spanische Herrschaft abgeschüttelt, und durch die ausgezeichnete Staatskunst, Tapferkeit und Entschlossenheit der Fürsten von Oranien bestanden sie mit Ehren den Kampf gegen ihre bisherigen katholischen Herren. Den Niederländern war es deshalb sehr wichtig, daß das ihnen benachbarte jülich-clevesche Land nicht in katholische Hände käme, und sie wandten gern Alles auf, um den brandenburgischen Fürsten zum Besitz desselben zu verhelfen.

Ansprüche der Fürsten von Pfalz-Neuburg; Verträge von Xanten und Düsseldorf. Als nun aber der blödsinnige Herzog Johann Wilhelm starb (1609), und Johann Sigismund in Cleve, Düsseldorf und in anderen Orten das brandenburgische Wappen anschlagen ließ, um von dem Erbe für das Kurhaus Besitz zu ergreifen, erschien gleichzeitig auch der Prinz Wolfgang Wilhelm, ältester Sohn des Pfalzgrafen von Neuburg und der Anna, zweiten Schwester des verstorbenen Johann Wilhelm von Jülich, um seinerseits dessen Erbschaft anzutreten. Er wollte sein Recht hierzu darauf begründen, daß er der Sohn der ältesten lebenden Schwester Johann Wilhelm's sei. Dies widersprach nun offenbar dem vom Kaiser bestätigten jülich-cleveschen Testament und Brandenburg konnte solche Ansprüche nicht zugeben. Außerdem aber traten, ermuthigt durch die Ränke am kaiserlichen Hof, noch vier andere Bewerber um die Erbschaft auf. Der Kaiser hätte dies gern zum Vorwand genommen, um die schönen Länder bis zur rechtlichen Entscheidung des Streits von Reichswegen verwalten zu lassen; natürlich wäre alsdann die Entscheidung immer weiter hinausgeschoben und die jülichschen Länder zuletzt ganz vom Kaiser in Beschlag genommen worden. Um dem vorzubeugen, verständigten sich die beiden Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in einem Vertrage zu Dortmund (1609), das ganze Land einstweilen gemeinschaftlich in Besitz zu nehmen

Digitized by Google

und sich beiderseitig von den Ständen huldigen und schwören zu lassen, daß sie dem gehorsam sein sollten, welcher künftig als rechtmäßiger Fürst anerkannt würde. Kaiser Rudolph erklärte diesen Vertrag für ungültig, und ließ kaiserliche Truppen nach den jülichschen Landen rücken, aber die Fürsten von Brandenburg und Pfalz setzten sich vereint zur Wehr. Bereits zwei Jahre vorher hatte eine Anzahl protestantischer Fürsten Deutschlands zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die drohenden Uebergriffe der Katholiken die sogenannte Union geschlossen; dieser trat Brandenburg jetzt bei; dieselbe stand außerdem in engem Bündniß mit den Holländern und mit Heinrich IV. von Frankreich. Dagegen schlossen die katholischen Fürsten unter Anführung des schlauen, ehrgeizigen und kräftigen Herzogs Maximilian von Baiern auch ihrerseits einen Bund, Liga genannt, und beide Parteien standen einander kampfgerüstet gegenüber.

Die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg behaupteten sich in den bereits in Besitz genommenen Ländern, welche sie zuerst durch gemeinschaftliche Statthalter regieren ließen. Nach einigen Jahren brachen aber zwischen ihnen Mißhelligkeiten aus, welche auch zu offener Feindschaft führten. Plötzlich trat nun der Pfalzgraf zur katholischen Kirche über, wodurch er sich die Unterstützung des Kaisers und der Liga verschaffte, wogegen der Uebertritt Johann Sigismund's zum reformirten Bekenntniß die Wirkung hatte, daß ihm die Reformirten in den jülichschen Ländern desto eifriger anhingen. Der Krieg war jetzt nicht mehr zu vermeiden, von beiden Seiten wurde stark gerüstet: zur Unterstützung des Pfalzgrafen rückten die Spanier unter dem berühmten Spinola, für Brandenburg die Holländer unter Moritz von Oranien ins Land. Von beiden Seiten wurden eine Anzahl Städte besetzt, ohne daß es zu einer Schlacht kam: die fremden Heere aber bedrückten das unglückliche Land sehr schwer. Da schlossen Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg, um die lästige Hülfe beiderseits los zu werden, einen Vertrag zu Xanten (1614), in welchem sie die gesammten Länder vorläufig so unter einander theilten, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg kommen sollten. Die Spanier weigerten sich jedoch, diesen Vertrag anzuerkennen, und da demzufolge auch die Holländer nicht weichen wollten, so dauerte der Kriegszustand fort. Nach einem zwölfjährigen Waffenstillstand, während dessen die beiden Fürsten das Land wieder gemeinschaftlich regierten, wurde dasselbe mit in den Schauplatz des niederländisch-spanischen, sowie des dreißigjährigen Krieges hineingezogen, — bis ein im Jahre 1647 in Düsseldorf abgeschlossener und im Jahre 1666 bestätigter Vertrag die Theilung der

Digitized by Google

jülich-cleveschen Erbschaft zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg in der oben angegebenen Weise von Neuem und dauernd feststellte.

So wurde in den Rheinlanden ein an Umfang zuerst kleiner, aber durch die Vorzüglichkeit des Landes und die blühende Gewerbthätigkeit der Bewohner bedeutender Kern- und Mittelpunkt für weitere Erwerbungen Preußens gewonnen, und wir werden im Verlauf unserer Geschichte sehen, wie das hohenzollernsche Haus die Erweiterung und Abrundung des Landesgebiets nach jener Seite hin nie mehr aus den Augen verlor.

18. Kurfürst Georg Wilhelm (1619—1640).

Georg Wilhelm und seine Zeit. Es war ein Unglück nicht blos für Brandenburg, sondern für das ganze protestantische Deutschland, daß gerade in der großen Zeit, an deren Schwelle wir jetzt stehen, beim Ausbruch des gewaltigen Religionskrieges, welcher über Deutschlands Geschicke auf lange Zeit hinaus entscheiden sollte, in den brandenburgischen Landen ein Fürst regierte, welcher so schwierigen Umständen nicht gewachsen war. Selbst ein Mann von bedeutenden Gaben und ernster Willenskraft würde damals Mühe gehabt haben, den jungen Staat, welcher durch die religiösen und politischen Verhältnisse in den allgemeinen Kampf hineingezogen wurde, vor der Zerrüttung zu bewahren, die ganz Deutschland traf; — wie viel trauriger mußte sich Brandenburgs Schicksal unter einem Fürsten gestalten, welcher weder die geistige Begabung, noch die Charakterstärke hatte, um zwischen den kämpfenden Parteien eine bestimmte Stellung zu wählen und mit Würde zu behaupten! Ohne eigene Einsicht und ohne jede innere Kraft, mehr den Vergnügungen der Tafel, als ernster Arbeit zugeneigt, wußte Georg Wilhelm nie einen selbstständigen Entschluß zu fassen, wurde vielmehr von den Eingebungen des Augenblicks und von dem Rath einzelner einflußreicher Männer abhängig, und schwankte während seiner ganzen Regierungszeit von einer Seite zur andern. Dazu kam, daß noch von Johann Sigismund her gerade in den religiösen Dingen die Regierung mit dem Volk selbst zerfallen war; Brandenburgs Aufgabe wäre es gewesen, bei dem entscheidenden Kampf um Deutschlands religiöse Angelegenheiten einen gewichtigen Einfluß auszuüben, aber dies konnte leider nicht geschehen, da der Landesfürst nach dem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß sich mit den lutherisch gesinnten Ständen in den wichtigsten Dingen niemals zur rechten Zeit verständigen konnte. Die Schwäche und Zerfahrenheit in den religiösen Fragen steigerte sich noch, als in der

Digitized by Google

Person des Grafen Adam von Schwarzenberg ein Katholik zum vorzüglichsten Rathgeber des Fürsten bestellt wurde.

Die Spaltung zwischen dem reformirten Hofe und dem lutherischen Volke fand leider auch Nahrung in der eigenen Familie des Kurfürsten, indem selbst die Mutter und der Sohn sich um der Religion willen verfeindeten. Die verwittwete Kurfürstin war dem lutherischen Bekenntniß treu geblieben, und suchte dasselbe mit allem Eifer in ihrem Hause und im Lande wieder zur Geltung zu bringen. In Abwesenheit ihres Sohnes ließ sie einen eifrigen Lutheraner, den begabten Balthasar Meißner aus Wittenberg, nach Berlin kommen und in ihrem Schlosse predigen. Er ermahnte in seinen Reden, welchen viele Berliner beiwohnen durften, die Fürstin und alle Zuhörer, nicht müde zu werden, für den Landesherrn zu beten, ob er noch zu bekehren sei, und versicherte, daß Gott das Herz des Kurfürsten noch von aller Ketzerei abwenden werde. Zwar wurde Meißner, als er auch in der Petrikirche predigen wollte, aus der Mark verwiesen, aber das Beispiel der Kurfürstin mußte die Lutherischen zu desto kühnerem Widerstande gegen die reformirte Regierung aufmuntern. Noch ärgerlicher war für den Kurfürsten die hinter seinem Rücken vollzogene Verlobung seiner Schwester mit dem lutherischen König Gustav Adolph von Schweden. Dieser hatte auf einer Reise nach Deutschland die achtzehnjährige, durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnete Prinzessin Marie Eleonore kennen gelernt und warb um ihre Hand; der Kurfürst aber wies ihn aus Rücksicht auf den König von Polen, der mit Gustav im Kriege war, und dessen Sohn Wladislaus gleichfalls um die Hand Marie Eleonorens angehalten hatte, zurück. Die Kurfürstin-Mutter dagegen begünstigte die Absichten des ihr schon um seines lutherischen Glaubens willen sehr willkommenen Schwedenkönigs, welcher auch das Herz der jungen Prinzessin zu gewinnen wußte. Während nun Georg Wilhelm sich in Preußen befand, um dort die Belehnung zu erlangen, kam Gustav Adolph heimlich nach Berlin und erreichte die Zusage der geliebten Prinzessin, sowie die Einwilligung und den Segen ihrer Mutter, der Kurfürstin Anna. Erst als die Verlobung vollzogen war, erhielt der Kurfürst Kunde von dieser Angelegenheit, die ihn als Familienhaupt und als Fürsten so nahe berührte. In höchster Entrüstung schickte er sogleich einen Gesandten an den König von Polen, um denselben zu versichern, daß er Alles aufbieten werde, die Verbindung rückgängig zu machen. In der That versuchte er dies, indem er an die Kurfürstin Anna, wie an Gustav Adolph sehr entschieden schrieb, ihn „hinfüro mit dieser Heirath gnädig zu verschonen." Aber ungeachtet dieses Verbots erschien noch in demselben Jahre eine schwedische Ge-

Digitized by Google

sandtschaft, um die hohe Braut feierlich einzuholen, und nachdem die Vermählung zu Stockholm vollzogen war, entschuldigte sich Georg Wilhelm beim König von Polen, „er habe dem Willen seiner Mutter und der Neigung seiner Schwester nicht Gewalt anthun wollen.“

Wenn Georg Wilhelm's Ohnmacht sich selbst in seiner Familienangelegenheit so klar erwies, so konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Fürst sich in den öffentlichen Angelegenheiten noch schwächer zeigte. Er sah es ruhig mit an, wie seinem Oheim Johann Georg das Herzogthum Jägerndorf vom Kaiser entrissen wurde, und als nun vollends der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen der Mark näherte, war er völlig außer Stande, eine feste Stellung in dem großen Parteikampf zu ergreifen.

Das Söldnerwesen. Die Mark Brandenburg selbst war in Folge des damaligen Kriegswesens bereits schwer heimgesucht. Das Söldnerwesen war, wie erwähnt, überall an die Stelle der früheren Wehrpflicht der Ritter und Städte getreten. Von dem alten kriegerischen Geist der Adeligen war fast nirgends mehr die Rede: er war allmälig erloschen, seitdem durch die Anwendung des Schießpulvers die Bedeutung des ritterlichen Kriegsdienstes gesunken war. Früherhin war der Ritterdienst im vollen Harnisch die Ehre des Adels und sein Vorrecht gewesen; nachher, wo die Harnische als unnütze Last großentheils weggeworfen wurden, weil sie gegen das Geschütz doch nicht helfen konnten, „durfte (wie sich der Kurfürst Johann Sigismund ausdrückt) jeder schlechte Kerl auf ein Pferd gesetzt werden und des Ritters Stelle vertreten. Dieser gewöhnte sich daran, heim zu bleiben und statt seiner, Kutscher, Vögte, Fischer und dergleichen schlimm und unversucht Lumpengesindel, statt guter, starker Hengste aber kleine schwache Klepper zu schicken. Welcher Ritter mochte dann mit solchem Volke dienen!“ Bald war so wenig kriegerischer Sinn im Adel, daß der Kurfürst Georg Wilhelm, als er im Jahre 1623 die Lehnsleute aufbot, hinzufügte, sie möchten das für keinen Scherz halten und nicht etwa säumig sein. Nicht besser war es in den Städten: die Bürger machten es wie der Adel, und schickten Tagelöhner und Gesellen, statt selber auszuziehen. Trat ein Kriegsfall ein, so vermochte der Fürst auch durch die dringendsten Bitten an die Stände niemals eine genügende Anzahl Truppen zusammenzubringen, und oft genug kam es zu den ärgerlichsten Auftritten, wenn er eine Musterung der dienstpflichtigen Leute halten ließ. Dies wurde noch schlimmer, als die religiöse Spaltung zwischen dem Kurfürsten und dem Volke eingetreten war; denn seitdem wurde dem Fürsten oft ganz geflissentlich die nöthige Hülfe vorenthalten. So blieb denn

Digitized by Google

nur ein Mittel übrig, um im Kriege etwas auszurichten: nämlich die Werbung von Söldnern. Bei den häufigen Kriegen waren seit Jahrhunderten hoher Sold und Beute, sowie das zügellose Kriegsleben Lockungen genug für eine Menge von Menschen, welche nicht Vermögen oder Lust hatten, sich durch ein anderes Gewerbe zu ernähren. Im Falle eines Krieges schlossen die Fürsten Werbeverträge mit bewährten Hauptleuten oder Obersten, welche sich verpflichteten, für eine gewisse Geldsumme eine größere oder geringere Anzahl von Kriegsleuten auf eine bestimmte Zeit aufzubringen. Die Obersten wählten nun wieder ihre Offiziere, dann wurden Werbeplätze bestimmt, die Trommel gerührt und es sammelten sich überall die kriegsbereiten Lanzknechte.

Das Regiment gehörte dem Obersten, der es errichtet hatte: ihm vertrauten und gehorchten die Söldlinge, und es war ihnen gleichgültig, welchem Kriegsherrn er sie zuführte. Sie hielten eben deshalb auch wenig auf den Eid, den sie dem Fürsten schwören mußten: sie dienten Jedem, wenn sie nur die Hoffnung hatten, durch Plünderung, Raub, Brand und Mord sich zu bereichern; das Ehrgefühl des wahren Kriegers kannten natürlich jene Banden nicht, welche aus dem Auswurf aller Völker bestanden, und denen der Krieg eben nur ein Handwerk war*).

Selten waren nun die Fürsten reich genug, die Söldner, wenn der Krieg lange dauerte, vollständig zu bezahlen: da mußte man es denn dulden, daß sie sich selbst bezahlt machten, indem sie auch im befreundeten Land raubend und plündernd umherstreiften. Wollte es ein Feldherr strenger mit ihnen halten, so empörten sie sich und kündigten ihm den Dienst auf; denn sie waren sicher, anderswo bald wieder angeworben zu werden. Wurden sie abgedankt, so zogen sie als sogenannte gardende oder bettelnde Knechte umher und verübten in Haufen vereinigt allen Unfug und Frevel an den armen Bauern, welche überhaupt von diesem Unwesen am härtesten betroffen wurden.

Man hätte dem Uebel abhelfen können, wenn sich Adelige und Ritter dazu verstanden hätten, für ihre Kriegspflicht gewisse Geldsummen zu zahlen, um davon eine stehende Landmiliz zu besolden; aber wenn die Gefahr nicht vor der Thür stand, halfen alle Mahnungen und Bitten des Fürsten Nichts, wenn dagegen der Feind schon anrückte, war es zu jener Einrichtung zu spät. Man mußte dann schleunigst Söldnerhaufen um theuern Lohn werben und zehn Mahl mehr zahlen, als eine ordentliche regelmäßige Miliz gekostet hätte.

---

*) Stenzel, I. 433 ff.

Digitized by Google

Durch die großen Kosten der Söldnerkriege stieg nach und nach die Geldnoth der Fürsten aufs Höchste; um sich zu helfen, ließen sie leichtes und immer leichteres Geld prägen, wodurch wieder Verwirrung und allerlei Nothstände in Handel und Wandel kamen. Die Steuern mußten wiederholt erhöht werden, indem der Kurfürst gegen alle rechtliche Einwendungen der Stände geradezu erklärte: „Noth kenne kein Gebot."

Der Zug englischer Söldner durch die Marken. Wie es nun schon beim Beginn des dreißigjährigen Krieges mit den Söldnerzügen in der Mark zuging, und wie schwach sich dabei die Regierung Georg Wilhelm's zeigte, davon giebt das Beispiel einer englischen Söldnertruppe hinreichend Zeugniß. Dreitausend Engländer, welche ein Oberst Grey für den reformirten König Friedrich von Böhmen angeworben hatte, sollten von der Elbe her durch die Marken ihren Weg nach Böhmen nehmen, das zügelloseste Gesindel, zum Theil aus Gefängnissen herbeigeströmt, fast ohne alle Waffen und in Lumpen gekleidet. Der Schrecken, welchen sie vor sich her verbreiteten, vermehrte sich noch, als unter ihnen eine ansteckende Seuche ausbrach. Die lutherischen Bewohner der Mark waren überdies ungehalten, daß ihre Regierung diesen reformirten Söldnern den Durchzug zur Hülfe des reformirten Böhmenkönigs gestattete, und hätten sie am liebsten von der Grenze abgehalten. Anfangs ging alles ziemlich ruhig, bis die Söldner, mit dem ihnen vom Kurfürsten gewährten Unterhalt nicht zufrieden, sich auf Raub und Gewaltthat legten, so daß die Bauern vor ihnen in die Städte flüchteten, und die kurfürstliche Regierung selbst die Ritter und Städte zum Schutz gegen sie aufbieten mußte. Als nun die Söldner sich der Hauptstadt näherten, entstand da eine gewaltige Gährung. Vergeblich war es, daß dem Volk die Versicherung gegeben wurde, die Fremden sollten gar nicht in die Stadt eingelassen werden, — die Lärmtrommeln wurden geschlagen, die Bürger griffen zu ihren Waffen und eilten auf die Sammelplätze. Bald stand die ganze Bürgerschaft unter Waffen; der Kanzler, welcher in Abwesenheit des Fürsten die Leitung der Geschäfte hatte, sah ein, daß er mit Vorstellungen und mit Gewalt Nichts ausrichten könnte und ließ die Sache gehen, wie sie gehen wollte. Die ganze Nacht hindurch währte das Trommelschlagen, Schießen und Toben und besonders wurde in der Nähe des Schlosses der ärgste Unfug getrieben. Die Engländer zogen indeß an der Hauptstadt vorüber, welche jedoch erst nach zwei Tagen wieder zur Ruhe kam. Der Kurfürst, der damals in Preußen war, äußerte sich sehr ungehalten über solche Auftritte, ließ sie aber ungestraft hingehen. „Es werde schon eine gelegenere Zeit kommen, solche muthwillige Buben zur Strafe zu ziehen."

Digitized by Google

So stand es in den Marken, als der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen derselben immer mehr näherte, und als es unvermeidlich wurde, daß auch Brandenburg sich an demselben betheiligte.

19. Der dreißigjährige Krieg.

Ursachen des Krieges. Der Religionskrieg, welcher Deutschland dreißig Jahre hindurch erschütterte, mußte früher oder später nothwendig zum Ausbruch kommen, weil der sogenannte Religionsfriede, welchen Katholiken und Protestanten in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zu Augsburg geschlossen hatten, keine von beiden Parteien wirklich befriedigt, dabei aber den Katholiken doch zu viel Macht eingeräumt hatte, als daß sie sich nicht hätten versucht fühlen sollen, alles Verlorene wieder zu erringen und den Protestantismus wieder ganz zu unterdrücken. Nur diejenigen Protestanten waren in den Religionsfrieden eingeschlossen, welche schon damals dem augsburgischen Bekenntniß zugethan waren; hierdurch war der weiteren Verbreitung der Reformation ein bedeutendes Hinderniß entgegengestellt, noch viel mehr aber durch den sogenannten „geistlichen Vorbehalt," nach welchem alle Geistlichen, welche später noch zur evangelischen Kirche übertreten wollten, ihre Pfründen verlieren mußten. Die Protestanten konnten mit der ihnen hierdurch bereiteten Lage keineswegs zufrieden sein, die eifrigen Katholiken aber meinten, daß denselben schon viel zu viel eingeräumt sei, und besonders seitdem der neu gestiftete Jesuitenorden sich die Bekämpfung des Protestantismus zur Hauptaufgabe gemacht hatte, richtete sich das Bestreben der eifrigen Katholiken überall auf die Beschränkung der von den Protestanten bereits erworbenen Rechte. Den Gegnern derselben kam dabei die Spaltung und Feindschaft im protestantischen Lager selbst zu Statten: wir haben ja schon vielfach zu berichten gehabt, wie nicht nur die Anhänger Luther's einerseits und Calvin's andrerseits, sondern auch wieder die einzelnen Meinungen der lutherischen Kirche selbst einander unaufhörlich anfeindeten und verfolgten, heftiger fast, als es selbst zwischen Katholiken und Protestanten geschah. Hierdurch wurde sowohl das weitere Wachsthum des Protestantismus von innen heraus gelähmt, als auch vorzüglich der Muth der Gegner zum Angriff gegen die junge evangelische Kirche erhöht. Die Katholiken wußten sich überdies zur Förderung ihrer Bestrebungen den Beistand der Kaiser zu verschaffen. Von vornherein hätte die Reformation vielleicht keinen so schnellen Erfolg haben können, wenn bei ihrem Beginn der deutsche Kaiser ihr mit ganzer Entschiedenheit entgegengetreten wäre. Kaiser Karl V. aber war mit anderen Sorgen

Digitized by Google

zu sehr beschäftigt gewesen, um sofort kräftig gegen die lutherischen Fürsten aufzutreten: jetzt wollten es denn seine Nachfolger versuchen, das Versäumte gegen die Protestanten nachzuholen. Das östereichische Kaiserhaus war überzeugt, daß es in seinem eigenen Interesse die Herrschaft des Katholicismus gegenüber dem Protestantismus fördern müßte; dasselbe fürchtete, daß in den protestantischen Ländern mächtige und selbstständige Fürsten vielleicht als künftige Nebenbuhler der kaiserlichen Macht aufstehen könnten, deshalb unterstützten die Kaiser überall im deutschen Reich die Bestrebungen der katholischen Partei. Wir haben gesehen, wie zum Schutz gegen alle Beeinträchtigung die Protestanten zu der sogenannten Union zusammengetreten waren. Freilich machte sich auch hier die leidige Spaltung wieder geltend; der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz stand an der Spitze des Bundes, die Mitglieder desselben aber waren theils nachlässig, theils eifersüchtig auf diesen Führer, weil er dem calvinistischen Bekenntniß angehörte, der lutherische Kurfürst von Sachsen hielt es sogar geradezu mit dem Kaiser. Die katholische Liga dagegen stand unter dem Herzog Maximilian von Baiern fest zusammen und hatte ihr Ziel, die Unterdrückung des Protestantismus, sicher im Auge: sie war nicht unbedingt für den Kaiser, sondern nur insoweit dieser sich bereit zeigte, ihre katholischen Zwecke zu fördern. Nöthigen Falls trat sie für diese Zwecke auch selbstständig und unabhängig von des Kaisers Willen auf. So standen die katholische und protestantische Partei kampfgerüstet gegen einander, und es bedurfte nur eines Anlasses, um den lang vorbereiteten, unseligen Krieg durch ganz Deutschland zu entzünden.

Ausbruch des Krieges in Böhmen. In den habsburgischen Erbländern, zunächst in Böhmen, wurde dieser Anlaß gegeben. Schon Kaiser Mathias hatte sich die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen gegen die Protestanten in Schlesien und Böhmen erlaubt; noch schlimmer aber wurde die Lage derselben, als Ferdinand von Steiermark 1617 zum König von Böhmen ernannt wurde. Ferdinand war aus vollster Ueberzeugung Katholik und von ernstem Eifer für seine Kirche beseelt: er hielt es für Gewissenssache, die Protestanten wieder in den Schooß derselben zurückzuführen, und es wurde daher den fanatischen Geistlichen, welche ihn leiteten, nicht schwer, ihn zu den strengsten Maßregeln Behufs der Ausrottung des Protestantismus zu bewegen. Schon in Steiermark hatte er gesagt: er wolle lieber sterben, als den Ketzern etwas verwilligen, und wenn er auch, wie seine Vorgänger, beim Regierungsantritt in Böhmen den Majestätsbrief beschwören mußte, welcher den Lutherischen freie Religionsübung sicherte, so war dies nach der

Digitized by Google

Meinung der fanatischen Katholiken nicht bindend für ihn, weil man den Ketzern den Eid nicht zu halten brauche.

Die Verfolgungssucht Ferdinand's und seiner Räthe trieb die protestantischen Stände Böhmens zum Aufstand: die kaiserlichen Statthalter Slavata, Martinitz und ihre Genossen wurden in Prag aus den Fenstern der Hofburg gestürzt und an ihre Stelle von den Ständen eine anderweitige Regierung ernannt (1618). Der Kaiser Mathias rüstete nun gegen die Böhmen, welche von den Schlesiern unter dem Markgrafen Johann von Jägerndorf Hülfe erhielten. Ferdinand von Böhmen war inzwischen nach Mathias Tode auch zum Kaiser gewählt worden (1619), die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und den Lausitzen aber erklärten, daß er als ein Feind der Gewissensfreiheit und Eidbrüchiger den Thron nicht behalten könne, und wählten statt seiner den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Anführer der Union, zum König. Sie verbündeten sich mit den protestantischen Ständen in Ober- und Nieder-Oesterreich, sowie mit den Ungarn gegen Ferdinand und den Katholicismus. Friedrich von der Pfalz aber, ein schwacher, eitler Mann, verstand es nicht, die bedeutenden Kräfte, welche ihm zu Gebote standen, zu benutzen: er verletzte durch vornehmes, stolzes Wesen die Böhmen, versäumte es, die protestantischen Kriegskräfte zur Zeit zu sammeln, sich mit den Fürsten der Union zu verständigen, während das Haupt der Liga, Maximilian von Baiern, Alles anwendete, um bald mit aller Kraft auftreten zu können. Friedrich war ein Schwiegersohn des Königs Jakob von England, ein Schwager des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, und hoffte auf deren thätige Hülfe; von England aber kamen erst spät und in geringer Zahl die erwarteten Truppen und von Brandenburg geschah Nichts zu seiner Unterstützung. Georg Wilhelm zeigte hier von vorn herein sein unentschlossenes Wesen: er hätte gern seinem Schwager und Glaubensgenossen Beistand geleistet, aber durch die Furcht vor dem Kaiser und vor Polen ließ er sich davon abhalten, um so mehr, als seine lutherischen Unterthanen dem pfälzischen Fürsten, als einem Calvinisten, wenig zugethan waren.

Die kaiserlichen Truppen rückten mit denen der Liga nach Böhmen, ehe Friedrich ausreichende Streitkräfte gesammelt hatte, und in der Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde durch Tilly und Maximilian von Baiern der kurzen Herrschaft des böhmischen Königs mit einem Schlage ein Ende gemacht (1620). In Verzweiflung floh er eilig nach Schlesien, wo die Stände bereitwillig beschlossen, ferner zu ihm zu halten und Gut und Blut für ihn einzusetzen; aber bald darauf ging er in feiger Flucht weiter nach Küstrin. Der Markgraf von Jägerndorf

Digitized by Google

allein suchte die Sache der Protestanten noch zu halten, aber er büßte das kühne Unternehmen mit der Reichsacht und mit dem Verlust seines Herzogthums, welches der Kaiser ohne alle Rücksicht auf die Ansprüche Brandenburgs dem Fürsten von Lichtenstein übertrug.

Dem Kurfürsten von Brandenburg war die Anwesenheit seines Schwagers, Friedrich von der Pfalz in Küstrin sehr lästig, theils wegen der Besorgniß vor des Kaisers Zorn, theils wegen der Stimmung seines eigenen Volks. Denn der Haß gegen die Calvinisten war so groß, daß die Berliner bei der Nachricht von der Prager Schlacht, statt den Nachtheil für die protestantische Sache zu empfinden, in öffentlichen Jubel ausgebrochen waren, und daraus nur den Schluß gezogen hatten, daran sehe man, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe. Dennoch konnte der Kurfürst nicht umhin, seinem Schwager und dessen Gemahlin, der durch ihre Schönheit, aber auch durch ihre Hoffahrt berühmten Königin Elisabeth von Böhmen, welche krank in Küstrin angekommen war, aus Menschlichkeit den Aufenthalt daselbst und bald darauf in Berlin zu gestatten. Durch des Kaisers ernstliche Vermahnungen sah er sich jedoch bald veranlaßt, seinem Schwager zu erklären, daß er ihm, ohne seiner eigenen Lande und Leute Verderben, nicht länger Schutz gewähren könne, worauf Friedrich nach Dänemark flüchtete. Das Volk jubelte über seine Entfernung, und als es einmal hieß, er solle wiederkehren, hörte man die Aeußerung: „der Bettelkönig möge nur wiederkommen, man würde ihm die Thore vor der Nase zumachen.“

Die dänische Periode des Krieges. Kaiser Ferdinand hatte nun seine Erbländer wieder völlig unterworfen, und der erste Anlaß zum Kriege war durch die siegreiche Gewalt beseitigt; aber der Frieden konnte nicht einkehren, weil der Kaiser, durch den ersten Sieg ermuthigt, um so rücksichtsloser gegen die Protestanten auftrat. In seinen Erbländern wurden sie auf die schwerste Weise verfolgt und unterdrückt, und zugleich that der Kaiser einen Schritt, welcher das Uebergewicht der Katholiken im deutschen Reiche sichern sollte: er übertrug die Kurwürde, welche bis dahin die protestantischen Fürsten der Pfalz gehabt, auf den katholischen Herzog von Baiern, Maximilian, so daß jetzt unter den sieben Kurfürsten des Reichs nur noch zwei protestantische, Brandenburg und Sachsen, übrig blieben. Ueberhaupt trat nun das Bestreben des Kaisers und der Katholiken, die katholische Kirche und die alten Rechtsverhältnisse wieder in volle Geltung einzusetzen, zu deutlich hervor, als daß sich nicht die Protestanten in Deutschland bald kräftiger als vorher hätten erheben sollen.

Zunächst freilich wurde die protestantische Sache nur noch von ein-

Digitized by Google

zelnen kühnen Heerführern, besonders vom ritterlichen Grafen Mansfeld und von dem jungen, kühnen Herzog Christian von Braunschweig geführt, welcher begeistert von den Reizen der unglücklichen Königin Elisabeth von Böhmen ihren Handschuh auf seinen Hut heftete und gelobte, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er die flüchtige Fürstin wieder auf den böhmischen Thron zurückgeführt hätte. Aber er, wie Mansfeld vermochten den Waffen Tilly's und der mit dem Kaiser verbündetem Spanier nicht zu widerstehen, und Ferdinand hätte bald ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen, wenn nicht jetzt fremde Fürsten der Sache des Protestantismus zu Hülfe gekommen wären. In England, Dänemark und Schweden trieb das Interesse des Protestantismus dazu, die Reformation in Deutschland nicht unterdrücken zu lassen. Gleichzeitig waren auch die französischen Staatsmänner, besonders der Cardinal Richelieu, obwohl er in Frankreich selbst die Protestanten zu vernichten strebte, doch bereit, dieselben in Deutschland zu unterstützen, um das österreichische Haus nicht zu einer drohenden Uebermacht gelangen zu lassen.

Zuerst trat der König Christian IV. von Dänemark thätig auf den deutschen Kriegsschauplatz; auch Gustav Adolph von Schweden hatte den Protestanten bereits seinen Beistand angetragen, und schlug ein Bündniß aller evangelischen Staaten vor, aber Christian war sein persönlicher Feind und wollte nicht mit ihm gemeinschaftlich handeln. So wurde denn der Dänenkönig allein von England mit Geld unterstützt und von den deutschen Staaten, welche noch für die evangelische Sache im Felde standen, zum Kreisobersten und Befehlshaber ernannt. Dem Kaiser dagegen, welcher sich in seinen weiteren Schritten von der katholischen Liga und deren Feldherrn unabhängig machen wollte, erbot sich gerade damals der reiche, ehrgeizige und hochstrebende Albrecht von Wallenstein, ein eigenes Heer für ihn anzuwerben.

In der hiermit beginnenden dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges wurde es für Georg Wilhelm von Brandenburg immer dringender, auch seinerseits zu einem Entschluß zu kommen, welcher Seite er sich in dem großen Kampfe anschließen wollte: schon lagen die Heere des Kaisers und der Liga an den Grenzen seiner Länder, schon waren Kosakenbanden, welche der König von Polen dem Tilly zu Hülfe schickte, zum Schrecken der Märker wild hausend durch das Land gezogen, nun wurde auch von Norden her durch die dänischen Kriegszüge das brandenburgische Land berührt. Georg Wilhelm war jedoch zu unselbstständig, um in dieser schwierigen Lage einen Entschluß nach eigener Meinung zu fassen: er schwankte zwischen seinen Räthen

Digitized by Google

hin und her, unter denen gerade einer, auf welchen das Land mit Mißtrauen blickte, bei ihm besonderes Ansehen genoß.

Graf Adam von Schwarzenberg, Sohn eines rühmlichst bekannten kaiserlichen Feldherrn, war im Cleveschen geboren. Obgleich Katholik hatte er sich beim Ausbruch des jülichschen Erbstreits sofort für Brandenburg erklärt und war bald darauf als kurfürstlicher Geheimrath in Johann Sigismund's Dienste getreten. Georg Wilhelm gab ihm das Zeugniß, „daß er dem kurfürstlichen Hause in den jülichschen Landen von Anfang an mit solcher Treue und Bestand gedient habe, daß der Kurfürst von seinen Bemühungen in vielen Wegen Gutes und merkliches Frommen gehabt." Dreißig Jahre hindurch verwaltete er unter Johann Sigismund und dessen Sohn die jülichschen Lande mit großem Geschick, und wurde deshalb von Georg Wilhelm auch zu andern wichtigen Staatsangelegenheiten zugezogen. Nach und nach gewann sein Rath in allen Dingen das größte Uebergewicht, und trotz der Eifersucht der übrigen Räthe wußte er sich in dieser Stellung unangefochten zu behaupten. Gewiß war es ein Uebelstand, daß gerade damals ein Katholik auf die brandenburgischen Angelegenheiten und auf den so schwachen Fürsten den hauptsächlichsten Einfluß ausübte, welcher an und für sich schon zur Unterstützung der protestantischen Sache wenig geneigt war.

Es war freilich nicht leicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, auf welcher Seite Brandenburg mehr Vortheil zu erwarten hatte. Die Pflicht der Ehre und der Glaubensvertheidigung hätte den Fürsten zur Sache der Protestanten hinziehen müssen; aber wir haben gesehen, daß nicht blos der Kurfürst, sondern auch das brandenburgische Volk diese Pflicht verkannte und sich geradezu über die Niederlage der Calvinisten in Böhmen freute. Vielleicht sah Georg Wilhelm den Kampf zuerst auch vorzugsweise als eine Auflehnung der Reichsstände gegen den rechtmäßigen Kaiser an, und wie seine Vorfahren jeder Zeit den Kaisern Treue bewahrt, meinte auch er an dieser Treue festhalten zu müssen. Dazu kam die Furcht vor des Kaisers Heeren, welche an den Grenzen der Marken standen, endlich noch die Rücksicht auf Preußen, wo der Kurfürst als Lehenspflichtiger des katholischen Königs von Polen es nicht geradezu mit dieser Macht verderben wollte. Während Georg Wilhelm aus allen diesen Gründen schwankend war, scheint ihn Schwarzenberg später vollends dazu bestimmt zu haben, sich für den Kaiser zu erklären. Man hat deshalb dem katholischen Minister alles Unheil, welches bald darauf über das Land gekommen, zur Last gelegt; er habe heimlich im Solde Oesterreichs gestanden und zugleich als Katholik absichtlich Preußen ins Verderben zu bringen gesucht: die genauen Unter-

Digitized by Google

suchungen seines Lebens haben der Ansicht Raum geschafft, daß diese Anschuldigungen vielleicht zu hart sind, und daß er wohl wirklich gemeint haben mag, daß für Brandenburg ein Anlehnen an den Kaiser vortheilhafter sei. Wenigstens hat er diese Meinung immer ganz offen bekannt und darin bei seinem fürstlichen Herrn meistens Billigung gefunden. Sicher ist freilich, daß er seine Stellung in jeder Beziehung zur Vergrößerung seines Vermögens benutzte und deshalb auch Geschenken fremder Fürsten leicht zugänglich war. Da ist denn gewiß von Seiten des Kaisers und der Katholiken nichts verabsäumt worden, um durch freigebige Geschenke seinen Eifer für ihre Sache noch mehr anzuspornen.

Georg Wilhelm's Schwanken; Heimsuchung der Marken. Das größte Unglück für die Mark war, daß Georg Wilhelm selbst überhaupt zu keinem Entschluß kommen konnte: da nämlich die übrigen Räthe außer Schwarzenberg sich für die protestantische Sache aussprachen, so entschied er sich weder für die eine, noch für die andere Seite, sondern wollte parteilos zwischen den kriegführenden Mächten bleiben. Dazu wäre nöthig gewesen, wenigstens ein bedeutendes Söldnerheer aufzustellen, um die Einfälle beider Parteien kräftig abzuwehren, aber der Kurfürst vermochte das Geld hierzu nicht aufzubringen, und so wurden die Marken, obgleich sie sich am Krieg nicht betheiligten, doch bald der Schauplatz räuberischer Anfälle von katholischer, wie von protestantischer Seite.

Christian IV. wollte den Kampf in die österreichischen Länder versetzen, dazu sollte ein Heer durch Brandenburg nach Schlesien dringen. Um die Parteilosigkeit Brandenburgs kümmerte man sich nicht: „Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich", sagten die Feldherren, und erzwangen von den armen Märkern Alles, was sie für ihre Heere brauchten. Die Söldner wirthschafteten ärger, als Räuberbanden. Als die Stadt Nauen sich wehrte, solches Raubgesindel aufzunehmen, wurde die Brandfackel in dieselbe geworfen und der Ort ging in Flammen auf. Gleich nach den Dänen rückte Wallenstein im Sturm herbei und hauste ganz ebenso im Lande. Vergeblich rief Georg Wilhelm Adel und Städte auf, sich den Räubereien gemeinschaftlich zu widersetzen; die wilden Kriegshaufen wurden dadurch nur zu noch größeren Gewaltthaten gereizt.

Die kaiserlichen Waffen errangen große Vortheile: Wallenstein besiegte das protestantische Heer in Schlesien, ebenso unterlag der König von Dänemark bei Lutter am Barenberge der Kriegskunst Tilly's (1624).

Georg Wilhelm wurde jetzt mehr und mehr geneigt, sich nach Graf

Digitized by Google

Schwarzenberg's Rath dem Kaiser offen anzuschließen, besonders die schlimme Behandlung der Mark durch Mansfeld's und die dänischen Schaaren hatte ihn sehr erbittert.

Zwar drang Gustav Adolph von Schweden, welcher eben wieder mit Polen in Kampf gerathen war, in den Kurfürsten, daß er sich für ihn und zugleich für die Sache der Protestanten erklären möchte, aber er verletzte zugleich durch eigenmächtiges Auftreten in Preußen Georg Wilhelm's Empfindlichkeit. Der Schwedenkönig wollte mit seinem Heere gern auf dem nächsten Wege nach Polen ziehen, landete deshalb an der preußischen Küste, setzte sich bei Pillau auf dem Gebiet des Kurfürsten fest und verhandelte über den Durchzug mit den preußischen Ständen, ohne nach dem Landesherrn viel zu fragen. Alle Städte, welche ihm nicht gelobten, parteilos zu bleiben, wurden besetzt, und der fremde Fürst schaltete in Preußen, als wäre es ein herrenloses Land. Tief gekränkt durch ein solches Verfahren, ließ der Kurfürst seinem Unwillen freien Lauf und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, sich an den Kaiser anzuschließen. „Das sind die großen Hoffnungen", sagte er, „die man mir von Schweden gemacht. Man nimmt mir Pillau, und das soll Freundschaft sein und die gemeine Sache befördern heißen. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren? Sitze ich so stille und sehe meinem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Noch kein Historienschreiber hat die loben können, die sich von Menschen vexiren, bewirren und mit Stillsitzen das Ihrige nehmen lassen. Hingegen da ich mich wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß der Kaiser es mit mir werde ärger machen, als dieser. Und weil er bis dato nichts gegen mich gethan, so muß ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz still sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn, und bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde. Also sehe ich nichts Anderes, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen in der Zeit, da ich noch Etwas habe."

Ungeachtet solcher Ueberlegung kam aber der Kurfürst noch zu keinem Entschluß. Von Gustav Adolph in Preußen gedrängt, versprach er Parteilosigkeit, ließ sich aber gleich darauf durch des Kaisers Drohungen wieder gegen die Schweden bestimmen. Durch solches Schwanken vermehrte er die unglückliche Lage des Herzogthums Preußen, welches nach einander von den Schweden und von den Polen bedrückt wurde, bis

Digitized by Google

endlich durch englische und französische Vermittelung ein Frieden zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu Stande kam. Georg Wilhelm suchte sich inzwischen doch mit dem Kaiser zu verständigen und befahl, die Dänen aus dem Lande zu vertreiben, wogegen er die kaiserlichen Heere durch Lieferungen von Lebensmitteln unterstützte. Die Bewohner der Mark aber mußten die neue Freundschaft bald härter empfinden, als die früheren Bedrückungen; denn das Land wurde durch die Anforderungen der Wallensteinschen Truppen aufs Aeußerste erschöpft. Wie der Kurfürst später selbst an den Kaiser berichtete, wurde „von den Kaiserlichen in den Marken gar übel gehaus't." Das Land mußte die große Menge fremder Krieger nicht blos beköstigen, sondern auch besolden, und dabei erpreßten die Befehlshaber und die Soldaten nebenher noch so viel sie konnten. Montecuculi, der in der Neumark stand, ließ sich monatlich für sein Kriegsvolk 30,000 Gulden, für seine Tafel allein 12,000 Gulden und für jeden seiner Obersten 600 Gulden zahlen, und dabei mußten ihm die Stände noch ein Zeugniß ausstellen, daß er es milde und gnädig mit dem Lande gehalten. Unter dreißig bis sechszig Schüsseln täglich hielt er keinen Mittagstisch. Den Bauern wurden Kleider, Stiefeln, Geld weggenommen, und wenn sie sich weigerten, schlug man sie todt. Aehnlich ging es in allen andern Landestheilen; der Schaden des ganzen Landes blos an Abgaben wurde auf zwanzig Millionen berechnet. Dazu noch die rohe Gewaltthätigkeit des wilden Kriegsvolks. Allenthalben begegnete man niedergebrannten, ausgeplünderten oder verlassenen Dörfern; auch in den Städten standen bereits viele Häuser leer, und selbst die Rittersitze waren so verwüstet, daß viele Edelleute sich nicht anders zu helfen wußten, als selbst im Heere des Kaisers Dienste zu nehmen.

Siege der katholischen Partei; drohende Unterdrückung des Protestantismus. Wallenstein trieb den König von Dänemark immer weiter aus Deutschland zurück, bemächtigte sich Holsteins, Schleswigs und Jütlands, und Christian mußte sich auf seine Inseln flüchten. Bald war in ganz Deutschland kein Widerstand mehr gegen den Kaiser, dessen gewaltiger Feldherr sich mit hunderttausend Mann in Norddeutschland ausbreitete und die Ostsee zu beherrschen suchte. Jetzt aber ließ sich auch bald erkennen, was die evangelischen Fürsten zu erwarten hätten, wenn erst des Kaisers Macht neu befestigt wäre: an den Herzögen von Mecklenburg wurde zuerst ein schreckendes Beispiel aufgestellt. Weil sie Werbungen für Gustav Adolph in ihrem Lande gestattet hatten, wurden sie als „ungehorsame Reichsfürsten" für abgesetzt erklärt und ihr Fürstenthum dem ehrgeizigen Wallenstein gegeben (**1629**). Die weitgreifenden

Pläne des Kaisers traten immer klarer hervor: Ferdinand wollte durch Unterdrückung der deutschen Reichsfürsten das deutsche Kaiserthum zu einer erblichen und unumschränkten Herrschaft machen, was die großen Kaiser aus dem hohenstaufenschen Hause vergeblich versucht hatten; vor Allem aber sollte der Protestantismus wieder ausgerottet werden. In den österreichischen Ländern war hierin durch List und Gewalt schon ein erfolgreicher Anfang gemacht; jetzt ging man auch im übrigen Deutschland ans Werk.

Im Jahre 1629 erließ Ferdinand das sogenannte Restitutionsedict, nach welchem alles in Folge der Reformation eingezogene frühere Kirchengut der katholischen Kirche wieder zufallen sollte. Alle von den Protestanten seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen sollten wieder herausgegeben werden. Gleichzeitig erklärte der Kaiser, daß an den Wohlthaten des Augsburgischen Religionsfriedens nur die Bekenner der unveränderten Augsburgischen Confession, also nicht die Reformirten, Theil haben sollten.

Der Kurfürst von Brandenburg selbst war durch das Edict in seinem Besitz bedroht; denn die Bisthümer Lebus und Havelberg, sowie Magdeburg, wo sein Oheim Bisthums-Administrator war, gehörten zu den einzuziehenden Gütern. Schon wurde in der nächsten Nachbarschaft der kaiserliche Befehl überall mit aller Strenge vollzogen. Georg Wilhelm war aber zu schwach und sein Land zu erschöpft, als daß hier ein erheblicher Widerstand gegen das Edict zu erwarten gewesen wäre. Zu spät erkannten jetzt der Fürst und die Unterthanen, daß es sich um das Bestehen ihrer Kirche selbst handelte, und daß es wirklich die gemeinsame Sache der Protestanten war, zu deren Vertheidigung sie wiederholt aufgerufen worden waren, die sie aber leichtsinnig im Stich gelassen hatten.

Das ganze protestantische Deutschland sah sich mit Schrecken vom Untergange bedroht; unter den deutschen Fürsten war keiner, der es zu retten die Kraft und den Muth hatte. Aber schon hatte ein fremder Fürst zur Rettung Deutschlands und des Protestantismus die Waffen ergriffen und kam herbei, die drohende Uebermacht des Kaisers wieder zu erschüttern. Gustav Adolph, der Schwedenkönig, erschien an Pommerns Küste (1630). Die Oesterreicher, durch ihre Erfolge übermüthig gemacht, spotteten des kühnen Beginnens. „Da haben wir halt wieder a neues Feindl bekommen", soll Ferdinand lachend ausgerufen haben; Tilly freilich, welcher des Schweden Kriegstüchtigkeit besser zu schätzen wußte, sagte: „der Schwede sei wohl ein ganzer Feind, denn er sei ein rechter Kriegsmann", doch meinten die Oesterreicher, der nordische

Digitized by Google

„Schneekönig" werde an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald zusammenschmelzen.

Gustav Adolph ein christlicher Held. Der Schwedenkönig war in der Blüthe des Mannesalters, als er zur Rettung Deutschlands herbeizog: er zählte kaum sechs und dreißig Jahre. Sein hoher Wuchs überragte um Haupteslänge die Reihen seiner Krieger. Um die hochgewölbte königliche Stirn floß mildernd das goldgelbe Haar und in dem blauen und doch feurigen Blick vereinigte sich in seltener Weise der Ausdruck der Hoheit und Milde, des Ernstes und der Freundlichkeit. Dieser Ausdruck entsprach in der That seinem ganzen Wesen. Er war ein gewaltiger Feldherr voll Muth, Unerschrockenheit und Entschlossenheit, aber dabei war er freundlich und herablassend gegen den Geringsten, seine wohltönende Rede drang leicht gewinnend zum Herzen, und seine Soldaten waren ihm nicht nur ergeben, sondern sie liebten ihn. Gustav Adolph war vor Allem ein christlicher Held, ungeheuchelt und demüthig fromm, rein und einfach in seinen Sitten: er begann Nichts, ohne im Gebet den Segen Gottes erfleht zu haben, und denselben Geist der Demuth und des Gottvertrauens wußte er auch seinem Heer mitzutheilen. Durch diesen christlichen Geist und durch die innere Kraft, welche dieselbe verleiht, war sein Heer ausgezeichnet vor den rohen, wüsten Söldnerhaufen, welche Deutschland verwüsteten: das Heer zeigte sich, so lange Gustav lebte, des edeln Gedankens würdig, welchen der große Führer in seiner Brust trug. Nicht um gewöhnlichen Ehrgeizes willen, nicht zur Eroberung blos war Gustav zu dem gewagten Kampf auf fremden Boden ausgezogen, obgleich ihm Ehrgeiz und Eroberungslust nicht fremd waren; allerdings hoffte der Schwedenkönig auch für sein Land Vortheile in Deutschland zu erringen, besonders war auf die Küste der Ostsee sein Augenmerk gerichtet, allerdings faßte er im weiteren Verlauf seiner Heldenbahn selbst den Plan, die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, und so ein protestantisches Kaiserthum zu gründen, — aber was ihn vor Allem hinaustrieb, das war die Begeisterung für die reine evangelische Lehre, der er im wahren Glauben ergeben war, und die er in Deutschland vor dem drohenden Untergang bewahren wollte. Mit tiefer Bekümmerniß sah er, wie die protestantische Kirche durch das siegreiche Vordringen des österreichischen Hauses und durch die Schwäche der evangelischen Fürsten immer ärger gefährdet war, und er fühlte sich durch Gott berufen, dieselbe zu schützen. Wiederholt hatte er den deutschen Protestanten die Hand zum Bunde geboten, jetzt, wo die Gefahr des Untergangs schon sichtlich hereingebrochen, zog er voll Gottvertrauen aus, um das große Werk der Rettung allein zu begin-

Digitized by Google

nen; und auf des Kanzlers Oxenstierna vorsichtige Bedenken erwiederte er: „es ist eines Königs Pflicht, dem großen Beherrscher der Könige ohne Murren zu gehorchen.“

Auf der kleinen Insel Ruden bei Rügen an Pommerns Küste landete der fromme Held mit seinem Heere von nur 15,000 Mann; als er den deutschen Boden betreten, fiel er auf die Kniee, Gott für die glückliche Ueberfahrt zu danken und Seinen weiteren Beistand zu erflehen. Thränen der Rührung füllten die Augen der Krieger bei diesem erhabenen Anblick; der König aber, sich erhebend, sprach: „Weinet nicht, Freunde, sondern betet! Je mehr Betens, je mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten.“

Des Königs erstes Vordringen; erzwungenes Bündniß Georg Wilhelm's mit den Schweden; Magdeburg's Fall durch Tilly. Gustav Adolph bemächtigte sich in Eile der Insel Usedom und der Odermündungen und vertrieb, ohne viel Widerstand zu finden, allenthalben die kaiserlichen Besatzungen. Des Kaisers bedeutendster Feldherr, der große Wallenstein, war kurz vorher von seiner gewaltigen Höhe herabgestürzt worden; Neid, Eifersucht und gerechte Klagen über seine Willkür hatten sich vereinigt, um vom Kaiser seine Absetzung zu verlangen. Statt seiner standen dem hereindringenden nordischen Feinde nur schwache Feldherren gegenüber, welche seinen entschlossenen Lauf nicht aufzuhalten vermochten. Den Herzog von Pommern, welchem er verkündete, er sei gekommen, vielen Tausend bedrängten Christen Rettung zu bringen, wußte er sich zuerst zu verbinden, wobei er freilich auch gleich Anstalten traf, das schöne Küstenland, auf welches Brandenburg Erbansprüche hatte, für Schweden zu erwerben. Des Königs Heer vermehrte sich durch nachgekommene Truppen und durch deutsche Ueberläufer bald bis auf 30,000 Mann, und in Kurzem waren die Kaiserlichen, welche ihren Weg durch die blutigsten Schandthaten befleckten, aus ganz Pommern vertrieben. Inzwischen hatte Gustav ein Bündniß mit Frankreich auf fünf Jahre geschlossen, und erhielt von dort jährlich 400,000 Thaler Hülfsgelder. Solche Unterstützung that dem König Noth, da er es verschmähte, seine Truppen, wie Wallenstein, durch Plünderung und Bedrückung des armen Landmanns zu erhalten, und da die evangelischen Fürsten in Deutschland sich noch nicht geneigt zeigten, sich mit ihm zu verbinden.

Georg Wilhelm von Brandenburg war der erste, an dessen Bündniß dem Schwedenkönig jetzt gelegen sein mußte, aber wir wissen bereits, daß der Kurfürst sich scheute, mit dem Kaiser zu brechen; zudem war er dem Schwedenkönig abgeneigt und durch dessen Anspruch an Pom-

mern neuerdings aufgereizt. So wies er denn alle Anträge Gustav's ohne Weiteres zurück und traf Anstalten, sich gegen den Einbruch der Schweden zu vertheidigen, während seine angeblichen Freunde, die Kaiserlichen, nichtsdestoweniger entsetzlich in den Marken haus'ten. Gustav Adolph drang darauf in die Neumark ein und trieb die Truppen des Kaisers vor sich her; der Weg nach Schlesien und nach Oesterreich lag ihm offen, da kam die Kunde von dem drohenden Fall Magdeburgs. Diese alte heldenmüthige Stadt hatte sich zuerst mit den Schweden verbündet, um den Gewaltthätigkeiten des Kaisers Widerstand zu leisten; an ihr wollte der finstere, grausame Tilly nun ein warnendes Beispiel aufstellen, um alle Stände des Reichs vor ähnlichen Widersetzlichkeiten zurückzuschrecken. In Gemeinschaft mit dem General Pappenheim belagerte er die Stadt, und ihr Untergang war unvermeidlich, wenn Gustav nicht schleunig zur Rettung herbeieilte. Er versprach in drei Wochen Hülfe zu bringen, nur so lange sollte sich die Stadt noch zu halten suchen. Er konnte nämlich nicht nach Magdeburg eilen, so lange die Staaten in seinem Rücken, Brandenburg und Sachsen, ihm feindlich blieben, weil er alsdann im Fall des Mißlingens seines Unternehmens den freien Rückzug durch jene Länder nicht hätte hoffen können. Zwar traten die protestantischen Fürsten, unter ihnen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, in Leipzig zusammen, um über ihr weiteres Verhalten zu berathen, aber sie begnügten sich, gemeinsame Beschwerden beim Kaiser über die Willkür seiner Generale zu erheben, zu einem Bündniß mit Gustav Adolph aber entschlossen sie sich nicht. So blieb denn diesem nichts übrig, als das Bündniß zu erzwingen. Er schrieb an Georg Wilhelm, stellte ihm die Gefahr Magdeburgs vor und verlangte die Festungen Spandau und Küstrin; da seine Anträge zurückgewiesen wurden, rückte er vor Berlin. Der Kurfürst schwankte hin und her und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gustav Adolph wurde nicht müde in Bitten und Vorstellungen: „Ich will Magdeburg entsetzen, sagte er, nicht mir, sondern euch Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so ziehe ich von hier stracks wieder zurück und biete dem Kaiser einen Vergleich an; ich weiß, er wird ihn eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngsten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr Nichts bei dem Evangelio habt thun wollen; es wird euch auch hier vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe davon, so sehet zu, wie es euch gehen wird." Endlich gelang es, den Kurfürsten zu bestimmen, daß er Spandau durch fünfhundert Schweden besetzen ließ. Gustav rückte nun weiter auf Magdeburg zu, aber als er mit dem Kurfürst von Sachsen noch über den Durchzug

Digitized

durch dessen Land verhandelte, kam die entsetzliche Trauerbotschaft von Magdebnrgs Erstürmung und Zerstörung.

Magdeburg war von Tilly mit vierzigtausend Mann eng eingeschlossen; eine Schanze nach der andern wurde von den Kaiserlichen genommen, während die Besatzung der Festung immer mehr zusammenschmolz. Unter dem muthigen und einsichtigen Schweden Falkenberg widerstand sie tapfer allen Angriffen und wies alle Anträge zur Uebergabe zurück, des baldigen Ersatzes durch Gustav Adolph sehnsüchtig harrend. Auf Pappenheim's Rath wurde endlich von den Kaiserlichen ein Sturm in aller Stille vorbereitet und den Soldaten eine dreitägige schonungslose Plünderung des reichen „Ketzernestes" versprochen. In einem Augenblick, wo die getäuschten Einwohner es am wenigsten erwarten konnten, brach das Verderben über sie herein. Die blühende Stadt wurde in wenigen Stunden ein Schauplatz der schändlichsten Greuel, welche jemals von entarteten Horden ausgeübt worden sind: jedes menschliche Gefühl wird empört und tief beschämt bei dem Gedanken an die scheußlichen Frevelthaten, welche in Magdeburg verübt worden. Eine Stunde nach dem Beginn des Mordens und Plünderns wurde der Schrecken durch den Ausbruch einer Feuersbrunst erhöht, welche ungehindert um sich greifen konnte; am Abend lag die ganze alte Stadt bis auf einige alte Fischerhütten und den ehrwürdigen Dom in Asche da, von den 35,000 Einwohnern waren etwa 5000 übrig, alle andern hatten den Tod durch das Schwert, durch qualvolle Martern oder in den Flammen gefunden. Pappenheim meldete ruhmredig dem Kaiser, seit der Eroberung Troja's und Jerusalems sei keine größere Victoria erfahren und erhört worden, — die wilden Banden der kaiserlichen Feldherrn aber feierten Tage lang mit dem erbeuteten Wein „die Magdeburger Hochzeit."

Vertrag Gustav Adolph's mit Brandenburg und Sachsen; Sieg bei Leipzig. Als Gustav Adolph den schrecklichen Ausgang der heldenmüthigen Stadt erfuhr, gelobte er feierlich, das Schicksal derselben an Tilly zu rächen, und sollte er den „alten Korporal," wie er ihn nannte, bis an der Welt Enden verfolgen. Vor allen Dingen aber wollte er jetzt der Unterstützung Brandenburgs ganz gewiß sein und rückte vor Berlin, den wieder schwankenden Kurfürsten zur endlichen Entscheidung zu zwingen. Der ernsten Drohung gelang, was die milden Vorstellungen nicht vermocht hatten: Georg Wilhelm bequemte sich endlich zu einem Vertrag, durch welchen er dem Schwedenkönig eine monatliche Hülfe von 30,000 Thaler, sowie die Besetzung von Spandau und Küstrin gewährte. Der Graf Schwarzenberg, welcher auch damals

Digitized by Google

bei seiner Ansicht beharrte, daß es Brandenburg mit dem Kaiser halten müßte, wurde einstweilen vom Hofe entfernt und ging als Gesandter nach Holland, von wo aus er jedoch fortwährend mit Georg Wilhelm in Verbindung blieb.

Auch mit Sachsen kam jetzt ein Vertrag zu Stande, nach welchem Sachsens Truppen, 20,000 Mann stark, zu Gustav's Heere stießen. Tilly hatte sich Leipzigs bemächtigt; da drängte der Kurfürst von Sachsen selbst zur baldigen Schlacht und nach kurzem Bedenken willigte der Schwedenkönig ein. In den Ebenen von Leipzig fand der erste entscheidende Kampf statt. Mit dem Feldgeschrei „Jesus Maria" und „Gott mit uns" stürmten die katholischen und die protestantischen Schaaren auf einander ein: zwar hielten die Sachsen den Kaiserlichen nicht Stand, desto tapferer aber schlugen sich die Schweden, und in ihren Reihen der kühne Herzog Bernhard von Weimar. Der Sieg wurde von den Schweden erfochten, Tilly selbst verwundet nach Halle gebracht. Gustav Adolph fiel nach der blutigen Schlacht vor seinen Truppen auf die Kniee und dankte Gott für den Sieg, dessen freudige Kunde bald in dem ganzen protestantischen Deutschland erscholl **(1631)**.

Mit einem Schlage war des Kaisers drohende Uebermacht und der Zauber, welcher daran haftete, gebrochen: die evangelischen Staaten jauchzten dem Ritter ihres Glaubens zu und ihre Fürsten schlossen sich ihm nun mit freudiger Zuversicht an. In ungehemmtem Siegeszuge eilte er durch Mitteldeutschland nach dem Rhein, um die katholische Liga nicht neue Kräfte sammeln zu lassen, und triumphirend zog er in Frankfurt ein, während Bernhard von Weimar mit Glück Tilly's Schaaren durch Westphalen weiter verfolgte, der sächsische Heerführer von Arnim aber in Böhmen einfiel, die kaiserlichen Haufen zurückschlug und bis Eger vordrang.

Schlacht bei Lützen; Gustav's Tod. Kaiser Ferdinand nahm in dieser tiefen Noth seine Zuflucht wieder zu dem gewaltigen Kriegsmann, welchen er kurz vorher der Entrüstung Deutschlands und dem Neid seiner Nebenbuhler hatte aufopfern müssen: Wallenstein, welcher seit seiner Entlassung auf seinen reichen Besitzungen mit wahrhaft königlicher Pracht gelebt hatte, des Augenblicks harrend, wo sein Glücksstern wieder erscheinen mußte, wurde jetzt fast flehentlich gebeten, mit seinem Einfluß und mit dem Zauber seines Namens dem Kaiser zu Hülfe zu kommen. Unter den stolzesten Bedingungen gab er den kaiserlichen Bitten endlich nach, stellte in Kurzem ein bedeutendes Söldnerheer auf und begann seine neue Laufbahn mit der Wiedereroberung Böhmens.

Gustav Adolph war unterdeß auf seiner Siegesbahn weiter vor-

Digitized by Google

geschritten: vom Rheinstrom wendete er sich gegen Tilly nach Franken zurück. Am Lech ereilte er den greisen Feldherrn, erzwang gegen denselben den Uebergang über den Fluß, und Tilly selbst wurde dabei von einer Kugel tödtlich verwundet. Zu Ingolstadt starb er an der Wunde. Gustav aber eilte weiter durch Baiern, und ließ sich in Nürnberg, Augsburg und München huldigen. Man hatte ihm gerathen, an München Magdeburgs Schicksal zu rächen; aber seinem edeln Sinn widerstrebte solch rohes Verfahren. Der stolze Baiernherzog Maximilian, welcher Wallenstein's früheren Sturz vorzüglich herbeigeführt hatte, mußte denselben jetzt flehentlich um Hülfe bitten, und Wallenstein rückte mit seinem Heer von Böhmen nach Baiern herbei. Gustav sah sich mit 19,000 Schweden einem Heere von 50,000 Mann gegenüber: er bezog ein festes Lager bei Nürnberg, ihm gegenüber setzte sich Wallenstein auf dem Altenberge fest und war trotz seiner Uebermacht nicht dazu zu bewegen, eine offene Schlacht anzunehmen. Endlich brach Gustav Adolph mit seinem Heer wieder auf, Wallenstein aber fiel in Sachsen ein, um den Kurfürst zum Abfall vom schwedischen Bündniß zu zwingen. Bernhard von Weimar war zu des Kurfürsten Schutz nur mit einem kleinen Heer in der Nähe, aber Gustav eilte schleunigst herbei und bei Lützen traf er auf den mächtigen Feind (16. Nov. 1632). Am frühen Morgen vor der Schlacht sangen die Schweden in ihrem Lager beim Schalle der Trompeten ihre geistlichen Lieder; bald darauf schwang sich der König auf sein muthiges Schlachtroß, betete noch einmal still, und ritt dann an die Spitze seiner Schaaren: „Nun wollen wir dran!“ rief er, „das wollt der liebe Gott. Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!“ — Im Feuer der Schlacht dringt er zu kühn vor und geräth, irregeleitet durch sein kurzes Gesicht, unter die feindlichen Reiter. Er erhält einen Schuß in den Arm, gleich darauf noch einen in den Rücken und mit dem Angstrufe: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Die feindlichen Reiter eilen über den königlichen Leichnam dahin; das ledige Roß aber verkündet den Schweden des theuern Fürsten Fall; von Rachedurst entflammt stürzen sie unter Bernhard's von Weimar entschlossener Führung von Neuem in den blutigen Kampf. Auch Pappenheim, der berühmte kaiserliche Reitergeneral fiel, und am Abend war das kaiserliche Heer in Flucht und Verwirrung.

Der Sieg der protestantischen Waffen aber war um einen zu kostbaren Preis erkauft: der Heldenkönig war dahin, den das ganze protestantische Deutschland als seinen rettenden Engel verehrte. Wie ein Donnerschlag ging die Nachricht von seinem Tode durch die deutschen Gauen. Noch als er zur Lützener Schlacht zog, hatte er überall Beweise

Digitized by Google

der innigsten Liebe erhalten. Zu Naumburg hatte ihn das Volk umdrängt, glücklich, nur seine Stiefeln oder sein Roß zu küssen. Er aber hielt solche abgöttische Verehrung für gotteslästerlich und sagte zu seinem Hofprediger: „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, Gott werde mich wegen der Thorheit des Volkes strafen. Denn hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgott machen? Gott könnte ihnen leicht beweisen, daß ich Nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sei."

Sein trüber Gedanke war nur allzubald erfüllt worden; trauernd und wie verwaist stand nun das protestantische Deutschland an dem Grabe seines frommen und tapferen Erretters. Es war Niemand da, welcher sein Werk mit gleicher Kraft hätte hinausführen können.

Zerfall des protestantischen Bündnisses; neues Schwanken Georg Wilhelm's. Zwar blieben die schwedischen Heere in Deutschland, geführt von kühnen und kriegsgeübten Feldherrn, und der staatskluge Kanzler Oxenstierna erhielt die Leitung der schwedischen Angelegenheiten im Namen der jungen Königin Christine. Aber alle Klugheit, Beredsamkeit und Festigkeit des ausgezeichneten Mannes reichte nicht hin, um das mühsam zu Stande gebrachte Bündniß der evangelischen Fürsten Deutschlands auch nach dem Tode des großen Königs zu erhalten. Wir haben gesehen, wie schwer es selbst Gustav Adolph geworden war, gerade die bedeutendsten jener Fürsten an sich zu fesseln. Selbst als er auf der höchsten Höhe seines Ruhms stand, ertrugen es dieselben ungern, einen fremden Fürsten mit solcher Macht in den deutschen Angelegenheiten schalten lassen zu müssen, und nur vor dem Glanz seines königlichen Namens, wie seines ruhmvollen Siegeslaufs hatten sie sich ohne Demüthigung beugen können. Jetzt aber sollten sie sich der Leitung des schwedischen Kanzlers, eines bloßen Beamten, unterwerfen: das ertrug ihr reichsfürstlicher Stolz nicht, und es währte nicht lange, so fiel das kaum begründete Bündniß wieder auseinander. Der Kurfürst von Sachsen war der erste, welcher sich von den Schweden loszusagen gedachte. Georg Wilhelm von Brandenburg blieb fürerst noch der evangelischen Sache getreu, weil es ihm jetzt am wichtigsten schien, zuerst die Gefahren von Oesterreichs Uebergewicht ganz zu beseitigen.

Die Lützener Schlacht hatte für die Evangelischen nicht so große Vortheile, wie man hätte erwarten sollen, denn die Uneinigkeit zwischen den deutschen und den schwedischen Heerführern ließ es zu keiner rechten Verfolgung der Feinde kommen. Zunächst wurde der Kriegsschauplatz besonders nach Schlesien verlegt, und dies unglückliche Land sah sich nun der fürchterlichsten Behandlung von beiden Seiten, besonders aber durch Wallenstein und den General Gallas ausgesetzt. Die Kaiserlichen

Digitized by Google

hausten „ärger, wie Türken und Heiden," keine Gewaltthat, keine Qual war zu schrecklich, daß sie gegen die unglücklichen Schlesier nicht angewandt worden wäre, um sie zum katholischen Bekenntniß zurückzuführen. Neue, ganz unerhörte Martern wurden von dem entmenschten Kriegsvolk ersonnen; lebendigen Menschen wurden Riemen aus der Haut geschnitten, mit aufgeschnittenen oder abgeschundenen Fußsohlen mußten sie über glühende Kohlen gehen, man hing sie an den Füßen auf und zündete unter ihnen Feuer an, den Müttern entriß man ihre Kinder und zerschmetterte dieselben an den Mauern, und was der unaussprechlichen Greuelthaten mehr war. Die Schlesier flüchteten zuletzt, wo sie konnten, vor dem anrückenden Feind in die Wälder und Schluchten, und gaben alle ihre Habe preis, wenn sie nur das bloße Leben retten konnten. Zu allem Elend gesellte sich noch die Pest, die an manchen Orten so furchtbar wüthete, daß die Todten haufenweise unbegraben liegen blieben.

Zwar gelang es den vereinigten Sachsen und Schweden noch einmal, die Oberhand in Schlesien zu erlangen, aber schon unterhandelte Sachsen heimlich mit Oesterreich, um sich von den Evangelischen loszumachen, und im Jahre 1635 schloß der Kurfürst Johann Georg den unglückseligen Frieden zu Prag, durch welchen er an der gemeinsamen protestantischen Sache zum Verräther wurde und besonders die Schlesier dem grausamen Feinde völlig preisgab.

Jetzt, wo der älteste Beschützer des Protestantismus unter Deutschlands Fürsten denselben von Neuem im Stich ließ, wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kurfürst von Brandenburg sich der verlassenen Sache um so lebhafter angenommen und sich als entschiedener Hort des evangelischen Glaubens gezeigt hätte: aber Georg Wilhelm war nicht der Mann, um eine solche Rolle mit kräftigem, zuversichtlichem Bewußtsein zu erfassen, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, daß Preußen unter tüchtigeren Regenten sich als vornehmster protestantischer Staat bewährte. Georg Wilhelm war unentschlossen, ob er dem von Sachsen geschlossenen Frieden beitreten, oder mit den Schweden weiter gegen den Kaiser kämpfen sollte. Graf Schwarzenberg, welcher an den kurfürstlichen Hof zurückgekehrt war, und sich des überwiegendsten Einflußes schnell wieder bemächtigt hatte, war es, der jetzt den schwachen Fürsten endlich dahin vermochte, sich auch seinerseits mit dem Kaiser zu verständigen; Brandenburg trat dem Prager Frieden bei, wogegen der Kaiser demselben den Anfall von Pommern zusicherte (1635).

Brandenburgs Bedrängniß; Georg Wilhelm's Ende. Die brandenburgischen Stände gaben zu dem Frieden ihre Zustimmung, indem sie hofften, daß die Marken nun vor dem Unheil und den Drangsalen

Digitized by Google

bewahrt sein würden, welche der Krieg schon seit Jahren über dieselben gebracht hatte. Aber die Kriegsnoth sollte sich jetzt fast noch schrecklicher erneuern, — Brandenburg wurde immer wieder der Schauplatz wilden Kriegsgetümmels und furchtbarer Verwüstung. Die Schweden setzten unter der ausgezeichneten Führung Baner's den Krieg in Norddeutschland fort, während Herzog Bernhard von Weimar sich in Süddeutschland tapfer behauptete.

Schon im nächsten Jahre (1636) verfolgte Baner die Kaiserlichen von Pommern aus durch die Marken. Fast ein volles Jahr hindurch drängten sich jetzt die feindlichen Heere mit abwechselndem Glück hin und her, und das unglückliche Land seufzte in tiefem Elend unter dem Fußtritt der wilden Schaaren. Brandenburg war nicht ergiebig genug, um die zahlreichen Truppen so lange Zeit hindurch zu ernähren und der rohe Soldat suchte durch Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art entweder die letzte Habe der armen Landleute zu erpressen, oder sich auf viehische Weise an den Schuldlosen zu rächen. Man fragte nicht danach, ob man es mit Freunden oder mit Feinden zu thun habe, und die Kaiserlichen gingen mit den unglücklichen Märkern nicht um ein Haar breit besser um, als die Schweden. Verheerende Seuchen gesellten sich hier, wie überall, zu dem Elend: die Leichen blieben unbegraben vor den Hütten und auf den Straßen liegen und dienten oft den verwildert umherstreifenden Hunden zum Fraße.

Im Jahre 1636 wurde besonders die Hauptstadt Berlin von dem schwedischen General Wrangel hart bedrängt; der Kurfürst hatte sich mit Schwarzenberg und dem Hofe nach der Festung Peitz geflüchtet, aber die Stadt mußte eine schwere Brandschatzung über sich ergehen lassen, an 30,000 Thaler zahlen und eine fast unerschwingliche Menge von Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Bedürfnissen aller Art aufbringen. Da das baare Geld nicht hinreichte, so mußten die Bürger ihr goldenes und silbernes Geräth mit herbeibringen, welches nach willkürlicher Schätzung für Geldeswerth angenommen wurde. Auch dort kam die Pest hinzu, um die Drangsale der schweren Zeit zu vermehren: sie wüthete so stark, daß im nächsten Jahre beinahe zweihundert Häuser leer standen.

Zu jener Zeit starb Bogislav XIV., der letzte Herzog von Pommern, und das Land hätte nun ohne Weiteres an Brandenburg fallen müssen; der schwedische Gesandte Steno Bielke aber erklärte den Ständen, er könne nicht zugeben, daß Schwedens Feinde die Regierung des Herzogthums übernähmen. Georg Wilhelm, hierdurch von Neuem gereizt, verband sich um so entschiedener mit Kaiser Ferdinand III.,

Digitized by Google

welcher in demselben Jahre (1637) an die Stelle seines Vaters Ferdinand II. getreten war. Der Kurfürst warb mit kaiserlicher Unterstützung ein Heer von siebentausend Söldnern, und der Krieg wurde mit neuer Kraft gegen die Schweden begonnen. Die Marken und Mecklenburg kamen wieder in die Hände der Kaiserlichen, wogegen die Schweden sich in Pommern behaupteten und dasselbe ganz wie eine schwedische Provinz regierten. Im nächsten Jahre erhielten sie neue Verstärkungen aus Schweden, und Baner drang wieder siegreich in den Marken vor. Alles Elend, was Brandenburg schon erfahren hatte, war nicht mit den Schrecknissen zu vergleichen, welche der jetzige Rückzug der Kaiserlichen über das arme Land brachte. In Städten und Dörfern wurde von denselben schlimmer als je gewüthet, ohne Schonung alle Häuser, Kirchen und selbst die Gräber erbrochen, alles Geräth, was nicht mit fortgeschafft werden konnte, zerschlagen und zerstört, den Einwohnern Koth in die Nasen, Ohren und Hälse gegossen, (was man spottweise den schwedischen Trunk nannte), und durch andere Martern jeder Art Geld erpreßt. Ein Rittmeister, welcher bei der Eroberung Magdeburgs gewesen, gestand selbst, es sei dort nicht so arg gegen Feinde gehaust worden, wie hier gegen Freunde. Der Hunger nöthigte zum Genuß der ekelhaftesten Lebensmittel. In der Altmark, wo die Hungersnoth am ärgsten wüthete, sollen selbst menschliche Leichname hier und da benagt worden sein.

Als die Noth in der Mark am höchsten gestiegen war, verließ der Kurfürst das unglückliche Land und begab sich nach Preußen (1639). Seine eigenen Kriegsleute aber bedrängten die armen Brandenburger fast ebenso schwer, wie die fremden Heere. Der Stadtrath von Berlin sah sich veranlaßt, eine Beschwerde an den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu richten, worin es heißt: Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht. Viele Offiziere müßten unterhalten werden und lebten herrlich, ohne die Mannschaften zu halten, für welche sie Sold in großen Summen zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht betrieben werden könne, alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüste. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei wären, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genöthigt würden, zu entlaufen. Die Rathsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; viele hätten sich beeilt,

Digitized by Google

durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Uebrigen wären im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen.

Der Kurprinz vermochte damals solch bitterer Noth noch nicht abzuhelfen, dem Kurfürsten Georg Wilhelm aber fehlte es an der geistigen und sittlichen Kraft, um irgend welche Anstrengungen zur Abwendung der Greuel und Drangsale des unheilvollen Kriegs zu machen. Mit neuer Gewalt droheten die Kriegsgefahren über die Mark hereinzubrechen, als — der Kurfürst **am 20. November 1640** in Preußen starb und sein einziger Sohn, Friedrich Wilhelm, die Regierung antrat.

Georg Wilhelm ist der einzige hohenzollernsche Fürst, dessen Regierung nur Trübsal über die brandenburgisch-preußischen Lande gebracht hat. Wenn ihm auch die Schwierigkeiten der unglückseligen Zeit, in welcher er das Scepter führte, einigermaßen zur Entschuldigung dienen mögen, so ist doch unverkennbar, daß vor Allem seine eigene Schwäche und der Mangel an Erkenntniß seiner hohen Aufgabe ihn hinderte, die wichtige Rolle zu spielen, zu welcher gerade damals ein brandenburgischer Fürst berufen war. Zum Glück für unser Vaterland ließ die Vorsehung auf diesen schwachen Fürsten einen Mann folgen, dessen kräftiger Geist und Wille das Unheil der vorhergegangenen Zeiten zu tilgen wußte.

Digitized

Drittes Buch.

Geschichte Preußens vom großen Kurfürsten bis zu Friedrichs des Großen Regierungsantritt. (1640—1740.)

---

20. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (1640—1688.)

Einleitung. Mit Friedrich Wilhelm, der den Namen des großen Kurfürsten erhalten hat, beginnt erst die Geschichte Preußens als Geschichte eines zusammengehörigen Staats. Bis dahin gab es nur einzelne Landestheile, welche sich vom Niemen bis an den Rhein erstreckten, ohne einen anderen Zusammenhang, als den eines gemeinschaftlichen Herrschers. Zwischen der Mark Brandenburg, dem Herzogthum Preußen und den cleveschen Landen gab es noch kein inneres Band der Gemeinschaft, kein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit: in jedem der Länder waren die Rechte des Fürsten und die Freiheiten der Stände, die ganze Verwaltung, das Kriegs- und Steuerwesen verschieden. Die Unterthanen des einen betrachteten die Bewohner des andern als Fremde und ertrugen es nur mit Widerstreben, wenn der Fürst solche „Fremdlinge" zu Aemtern und Würden bei ihnen einsetzte. In Preußen kümmerte man sich nicht darum, wenn die Mark vom Krieg zerrüttet wurde, und in Cleve erschien es als eine fremde Sache, wenn an den Ufern der Ostsee der Schlachtenruf erscholl. Als in Preußen Werbeplätze für den Krieg in Pommern errichtet wurden, machte es das Volk dem Kurfürsten zum Vorwurf, daß er Fremde, d. h. brandenburgische Kriegsleute ins Land brachte. Die Preußen sahen in dem Landesherrn nur ihren preußischen Herzog, die Märker nur ihren brandenburgischen Kurfürsten, — der Gedanke eines gemeinsamen Staates war ihnen allen fremd. Wenn aus den vereinzelten Ländern ein mächtiger Staat werden sollte, so kam es vor Allem darauf an, Einheit an die Stelle der bisherigen Absonderung zu bringen. Das ist nun das große Werk, welches der

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich Wilhelm vollbracht hat, daß er auf fester Grundlage die Einheit und dadurch die Kraft der hohenzollernschen Monarchie sicherte: er ist so der eigentliche Schöpfer des preußischen Staats geworden.

Die Jugendjahre des großen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm war in Berlin am 16. Februar 1620 geboren. Seine Mutter, die Schwester des unglücklichen böhmischen Königs Friedrich (von der Pfalz) leitete seine erste Erziehung: die Jugendjahre wurden besonders benutzt, ihm eine feste religiöse Grundlage zu geben. Außerdem wurde er in den nothwendigen Sprachen, in der Geschichts- und Kriegswissenschaft unterrichtet und durch Leibesübungen abgehärtet. Neuere Geschichte, Baukunst, besonders Festungsbaukunde und Geschützkunde lernte er später meistens durch eigenen Fleiß und durch den Umgang mit unterrichteten Männern. Als im Jahre 1627 der dänische Krieg in den Marken wüthete, wurde der junge Kurprinz mit seiner Schwester nach Küstrin gebracht, wo er den größten Theil des Knabenalters verlebte. Gewiß war es vortheilhaft für ihn, daß er hierdurch dem schädlichen Einfluß des rohen und wüsten Lebens, welches an seines Vaters Hofe herrschte, entzogen ward. Gustav Adolh sah den Prinzen wahrscheinlich im Jahre 1631 und gewann den körperlich kräftigen und geistig geweckten und lebhaften Knaben so lieb, daß er ihm alsbald die Hand seiner damals fünfjährigen Tochter Christine zugedacht haben soll. Frühzeitig scheint Friedrich Wilhelm eine große Abneigung gegen Schwarzenberg gefaßt zu haben, woran gewiß der Einfluß seiner Mutter und seiner Großmutter, der alten Kurfürstin Anna, viel Antheil hatte; doch mußte der Prinz diese seine Stimmung an dem Hofe seines Vaters auf alle Weise zu verbergen suchen.

Reise nach Holland. Sehr willkommen war es gewiß dem Jüngling, als Georg Wilhelm den Entschluß faßte, ihn nach damaligem Gebrauch zu seiner weiteren Ausbildung eine Zeit lang ins Ausland zu schicken: Holland wurde als Ziel der Reise ausgewählt, besonders sollte Friedrich Wilhelm auf der berühmten Universität Leyden seine Studien vervollständigen. Von seinen Erziehern begleitet, trat er die Reise an (1634) und begab sich sofort nach Leyden, wo jedoch seines Bleibens wegen der dort ausgebrochenen Pest nicht lange war; er ging von da nach Arnheim, um sich in ritterlichen Künsten auszubilden; dort wurde ihm das Glück zu Theil, den Umgang mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Feldherren der Niederlande zu genießen. Er schloß sich besonders an den berühmten Statthalter des Landes, Friedrich Heinrich von Oranien, mit ehrfürchtiger Liebe an, um sich durch die Belehrungen und das Beispiel des tapfern Feldherrn und weisen

Digitized by Google

Staatsmannes zu unterrichten. Oranien gewann ihn sehr lieb, und als die Pest bald darauf den lernbegierigen Jüngling auch von Arnheim weiter nach dem Haag vertrieb, konnte derselbe dort um so ungestörter steten Umgang mit dem ausgezeichneten Mann pflegen.

Der Aufenthalt in Holland war für den regsamen jungen Prinzen in jeder Beziehung eine Quelle vielfacher Beobachtungen und Erfahrungen, die ihm für seinen künftigen Herrscherberuf von großem Nutzen sein mußten. Kein Land Europas gab damals ein so schönes und anregendes Bild menschlichen Fleißes und lebendiger Betriebsamkeit, wie Holland.

Das kleine Küstenland hatte in den Kämpfen gegen Spanien eine Achtung gebietende Stellung in ganz Europa errungen, durch die Entwickelung seiner Handelsmacht, mit der die Ausbildung einer vortrefflichen Marine Hand in Hand ging, war es dann immer höher in Wohlstand und Bildung aufgestiegen. Es besaß große Länderstrecken in Nordamerika, die schönsten Inseln in Westindien, es hatte Brasilien erobert und vorlängst in Ostindien und Ceylon festen Fuß gefaßt, selbst die Goldküste Afrikas gehorchte weithin den Holländern; mit großen Kapitalien ausgerüstete Handelsgesellschaften in Amsterdam führten die Reichthümer aller dieser Länder nach Europa. Welch reger Verkehr, welches geistige Streben schon dadurch nach Holland kam, ist leicht zu ermessen, und Gelehrsamkeit und jegliche Kunst blühte, wie nie zuvor, in dem mühsam dem Meere abgerungenen Ländchen. Auf der Universität Leyden wurden besonders die alten Sprachen getrieben, aber nicht minder fanden Naturwissenschaften, Mathematik, Astronomie und Physik in Holland die fruchtbarste Förderung. Der berühmte Hugo Grotius lehrte das Völkerrecht, und Holland wurde die Wiege aller Staats- und Finanzwissenschaft. Die großen Reichthümer des Landes weckten einen lebhaften Kunstsinn; Malerei, Baukunst und alle praktischen Künste, besonders auch die Gärtnerkunst, gelangten zu einer raschen Blüthe. Die holländischen Staatsmänner, halb Kaufleute, halb Diplomaten, standen in höchster Achtung, und die großen Oranier hatten ein vortreffliches Kriegsheer und eine wahre Pflanzschule für Feldherren und Seeoffiziere ins Leben gerufen.

So lernte denn der junge Prinz in Holland die Erfolge kennen und bewundern, welche ein kleines Volk durch unermüdliche Thätigkeit und unter der Leitung tüchtiger Staatsmänner in jeder Beziehung erreicht hatte, und es erstarkte in ihm der Wille, auch in seinem Volk die Keime solchen ruhmvollen Gedeihens zu pflegen und aufzuziehen. Sein ganzes späteres Wirken giebt Zeugniß davon, wie sehr jene in der Fremde gesammelten Erfahrungen von ihm zum Heil seines Volks

Digitized by Google

benutzt wurden. Die meisten Staatseinrichtungen, welche er nachher in seinen Ländern beförderte, waren Ergebnisse seines Umganges mit den holländischen Staatsmännern; besonders aber lernte der Prinz die Kriegsverfassung der großen Oranier kennen und entwickelte nach ihrem Beispiel das Feldherrntalent, das später seinen Namen durch die ganze Mit- und Nachwelt trug. Nicht aber sein Geist und sein Wissen allein erstarkten bei dem Aufenthalt in Holland, auch sein Charakter und seine Willenskraft wurden in dem edeln Kampfe gegen jugendliche Leidenschaft gestählt; er lernte sich selbst beherrschen. In dem üppigen Haag war es, wo bei den Freuden nächtlicher Gelage öfter der Versuch gemacht wurde, den Jüngling zu unwürdigen Ausschweifungen zu verführen; aber sein fürstliches Ehrgefühl, gestärkt durch die Warnungen seines Erziehers, ließ ihn den Lockungen widerstehen. Er verließ, um den Versuchungen aus dem Wege zu gehen, lieber den Haag; „ich bin es meinen Aeltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig," sagte er und begab sich ins Feldlager zum Prinzen von Oranien. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Entfernung aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm beifällig auf die Schultern und sagte: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, ihr habt das gethan, ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Unternehmungen fähig." Diese ehrenvolle Anerkennung des berühmten Oraniers machte einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des ehrbegierigen Jünglings, welcher nun um so mehr bemüht war, sich vor jeder Befleckung zu bewahren und die Prophezeihung des großen Fürsten zu erfüllen.

Die Rückkehr; des Prinzen Stellung zu Schwarzenberg. Während dieses Aufenthalts in Holland waren die Gegner Schwarzenberg's darauf bedacht, den Prinzen bleibend dem Einfluß desselben zu entziehen; es wurde dahin gearbeitet, Friedrich Wilhelm zum Statthalter der Cleveschen Länder zu machen, was die Cleveschen Stände selbst wiederholt bei Georg Wilhelm beantragten. Auf Schwarzenberg's Rath lehnte dieser jedoch den Antrag entschieden ab. Der Kurprinz versuchte nun, unterstützt von seiner Mutter, seinen Aufenthalt in Holland gegen Schwarzenberg's Willen unter allerlei Vorwänden immer wieder zu verlängern, bis er zuletzt auf den ausdrücklichen Befehl des Vaters an dessen Hof zurückkehren mußte. Es läßt sich denken, daß seine Stimmung gegen Schwarzenberg nicht günstiger geworden war, als vordem; doch mußte er sich, so lange sein Vater lebte, Zwang anthun, um seinen Widerwillen gegen den mächtigen Günstling zu verbergen. Bald nach seiner Heimkehr erkrankte der Kurprinz gerade am Tage nach

Digitized by Google

einem Gastmahl, welches Schwarzenberg ihm zu Ehren veranstaltet hatte: des Grafen Feinde benutzten diesen Zufall, um ihn bei Friedrich Wilhelm zu verdächtigen, als habe er ihn vergiften wollen, doch scheint der Prinz auf diese niedere Verläumdung kein Gewicht gelegt zu haben. Er suchte sich mit Schwarzenberg scheinbar so freundlich wie möglich zu stellen, und hoffte durch denselben doch endlich die Statthalterschaft in Cleve noch zu erlangen. Der Kurfürst Georg Wilhelm aber schlug das Verlangen nochmals rund ab: sein Sohn mußte mit ihm erst in Berlin, dann am Hofe zu Königsberg verbleiben, wo er denn gute Gelegenheit fand, die Parteien im Herzogthum Preußen mit allen ihren Leidenschaften und schwachen Seiten genau kennen zu lernen, was ihm später zu Statten kam, um deren Macht leichter zu brechen.

Friedrich Wilhelm's erste Regierungsschritte; Schwarzenberg's Ende. Am 20. November 1640 folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater in der Regierung der brandenburgisch-preußischen Lande. Der junge Kurfürst brachte Gaben und Eigenschaften mit auf den Thron, wie sie selten in so schönem Vereine gefunden werden. Seine stattliche Erscheinung, die hohe, freie Stirn und das milde Feuer des blauen Auges kündigten den edeln und ernsten Geist des Herrschers an, welcher mit voller, unentweihter Jugendfrische den Thron seiner Väter bestieg. Ein Herz, das sich selbst zu beherrschen gelernt, ein gebildeter und in früher Erfahrung gereifter Geist, ein kühner Heldenmuth, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, vor keiner Gefahr erzitterte, und ein fester, kräftiger Wille, der das einmal erwählte Ziel nie wieder aus dem Auge verlor, eine scharfe Beobachtung und Menschenkenntniß, die Kunst, aus allen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen, die Geistesgegenwart, sich allen Verlegenheiten klug zu entwinden, — das waren einige der herrlichen Mittel, welche dem jungen Fürsten zur Erfüllung seines schweren Berufs zu Gebote standen. In der That war die Fülle solcher Gaben erforderlich, um ihn nicht im Hinblick auf die Größe seiner Aufgabe von vorn herein muthlos werden zu lassen. Wir haben den trostlosen Zustand seiner Länder, besonders der Marken, bei Georg Wilhelm's Tode bereits kennen gelernt, aber mehr noch, als die Zerrüttung des Landes lastete der Einfluß der Fremdherrschaft auf der neuen Regierung. Zum Theil war das Land noch in der Gewalt der Schweden, zum Theil hatte sich Georg Wilhelm durch die Verträge mit dem Kaiser die Hände gebunden, denn die Truppen, besonders in den Festungen, waren vor Allem dem Kaiser vereidigt und dem Kurfürsten nur nebenher durch einen Handschlag verpflichtet. In einem Aufsatze aus seiner ersten Regierungszeit sagte Friedrich Wilhelm selbst: „Auf der einen Seite habe

Digitized by Google

ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen," und wenn er die biblischen Geschichten liest, so will ihm bedünken, als sei niemals ein Fürst in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen wie er, weder David noch Salomo habe es jemals so schwer gehabt. Noch währte der dreißigjährige Krieg fort. Es war nichts Leichtes, sich damals für eine der beiden kriegführenden Parteien zu entscheiden, zwischen welchen das Glück fortwährend schwankte, so daß bald die Kaiserlichen im Begriff waren, die Schweden ganz aus Deutschland zu verjagen, bald wieder die Letzteren bis vor Prag und bis an die Donau vordrangen. Mochten aber die Schweden oder die Kaiserlichen im Vortheil sein, immer waren es die Marken, welche unter den Schrecken des Krieges am meisten zu leiden hatten.

Friedrich Wilhelm mußte, um sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, sehr vorsichtig und planmäßig zu Werke gehen. Er sah ein, daß er vor Allem Herr in seinem eigenen Lande werden und sich wo möglich eine eigene, nur ihm gehorchende Heeresmacht bilden müßte, um sodann den Umständen nach frei und selbstständig handeln zu können. Natürlich konnte ihm bei diesem Bestreben Schwarzenberg's Einfluß nur im Wege stehen, welcher mit ausgedehnten Vollmachten Statthalter in den Marken war. Der Kurfürst durfte jedoch den Grafen nicht plötzlich entlassen, um nicht seine Pläne dadurch gleich zu verrathen und des Kaisers Verdacht zu erregen. Er schrieb daher an Schwarzenberg von Königsberg aus, um denselben zu bitten, ihm, wie seinem Großvater und Vater, die Regierungslast erleichtern zu helfen und sich mit der Statthalterschaft in den Marken ferner zu beladen. Gleichzeitig aber verbot er, ohne Schwarzenberg's Mitwissen, den Commandanten der Festungen Küstrin und Peitz, fernerhin kaiserliche Garnisonen aufzunehmen, und suchte sich mit den Schweden, wenn auch nicht in Frieden, doch in eine Art Waffenstillstand zu setzen. Vergeblich machte Schwarzenberg hiergegen die dringendsten Vorstellungen, er mußte bald auch aus anderen Anzeichen erkennen, daß der Kurfürst nur seiner eigenen Ueberlegung folgte. Unter Georg Wilhelm hatte der allmächtige Minister alle an den Kurfürsten gerichtete Schreiben erbrechen dürfen, Friedrich Wilhelm dagegen verordnete, daß ihm künftig solche Briefe zu eigener Eröffnung zugeschickt würden, wie er auch auf andere Weise die Vollmachten Schwarzenberg's beschränkte. Bald ging er einen großen Schritt weiter: er befahl, die Commandanten und Offiziere der Festungen, welche bis dahin durch ihren Eid dem Kaiser verpflichtet waren, für ihn allein zu vereidigen. Nur einer der Commandanten, Oberst

von Burgsdorf in Küstrin, leistete dem Befehl ohne Weiteres Folge, die übrigen Offiziere erhoben Bedenken, weil die Truppen in des Kaisers Namen geworben wären. Schwarzenberg aber mußte mehr und mehr erkennen, daß die Zeit seiner allmächtigen Herrschaft vorüber sei; im Aerger über alle diese Vorgänge und über die Berufung mehrerer seiner entschiedensten Gegner in den kurfürstlichen Geheimen Rath ging er bereits mit dem Gedanken um, sein Amt niederzulegen. Er war in einem gereizten, halb krankhaften Zustande, als er einen heftigen Auftritt mit mehreren Hauptleuten hatte, welche mit Ungestüm den rückständigen Sold für ihre Truppen verlangten. Kaum hatte er dieselben aus seiner eigenen Kasse befriedigt, so erhielt er ein vertrauliches Schreiben, welches ihm den nahe bevorstehenden Ausbruch der gänzlichen Ungnade des Kurfürsten in Aussicht stellte. Da ergriff ihn Fieberschauer, er mußte sich zu Bett legen und endete wenige Tage darauf durch einen Schlagfluß. Der Kurfürst ließ die Papiere des verdächtigen Mannes sofort versiegeln, aber es ist Nichts bekannt geworden, was den Verdacht einer Veruntreuung oder des Verraths bestätigt hätte. Verderblich ist jedoch sein Einfluß auf Georg Wilhelm und die Regierung der Marken sicherlich gewesen, und für die Pläne des jungen Kurfürsten war es ein Vortheil, daß der hindernde Einfluß des schlauen Schwarzenberg aus dem Wege geräumt war.

Friedrich Wilhelm ging nun ohne Weiteres auf das Ziel los, sich ein eigenes stehendes Heer zu bilden. Die Obersten, welche sich weigerten, ihm allein den Eid zu leisten, wurden entfernt, ihre Regimenter dem Kaiser auf sein Verlangen überlassen, aus den übrigen aber drei Regimenter zu Fuß und noch eine Leibgarde, so wie 200 Mann reitender Garde gebildet. Diese in der Eile geschaffene Macht betrug im ersten Augenblick nur 3000 Mann, aber es war die erste stehende Heeresmacht, welche statt der bisherigen Söldnertruppen in Brandenburg gebildet worden und ist als der erste Kern und die eigentliche Grundlage des stehenden Heeres im preußischen Staat zu betrachten. So wurde der große Kurfürst gleich in seinem ersten Regierungsjahr der Schöpfer einer Einrichtung, welche nach und nach gekräftigt und gestärkt, einer der wichtigsten Grundpfeiler der preußischen Monarchie geworden ist.

Der Oberst Konrad von Burgsdorf, welcher sich zuerst dem Kurfürsten angeschlossen hatte, wurde zum Commandanten aller brandenburgischen Festungen, zum Befehlshaber der Leibgarde und zugleich zum obersten Kammerherrn ernannt: er war eine Zeit lang Friedrich Wilhelm's begünstigter Freund und Rathgeber, dauernden Einfluß vermochte er jedoch nicht zu gewinnen, da Friedrich Wilhelm in ihm bald einen rohen und gewöhnlich denkenden Menschen erkannte.

Digitized by Google

Während so in den Marken die Macht der Regierung auf neuen, festeren Grundlagen wieder hergestellt wurde, hatte der Kurfürst große Schwierigkeiten zu überwinden, um von dem König von Polen die Belehnung in Preußen zu erhalten. Er mußte sich lästige Bedingungen, besonders gegen die freie Religionsübung der Reformirten und hohe Geldforderungen gefallen lassen; doch fügte er sich einstweilen, in dem festen Vertrauen, daß sich bald Zeiten finden würden, wo er auch dort eine größere Selbständigkeit erringen könne. Nachdem die Verhandlungen in Warschau zum erwünschten Ziel geführt hatten, ging er selbst dahin, leistete den Eid der Treue vor dem Thron des Königs von Polen und wurde von diesem mit Preußen belehnt (1641).

Friedrich Wilhelm's Verhalten bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Sowie der Kurfürst von dem Einfluß Schwarzenberg's befreit war, ging er entschiedener auf das Ziel los, sich mit den Schweden zu vertragen. Er erlangte einen Waffenstillstand auf zwei Jahre; unterdessen sollten beide Theile behalten, was sie besaßen, die Schweden daher auch ganz Pommern und mehrere Festungen im Brandenburgischen und in der Lausitz. Der Kaiser nahm die Kunde von diesem Waffenstillstand natürlich sehr übel auf, aber Friedrich Wilhelm wußte ihn zu beschwichtigen; er wies auf seine bedenkliche Lage hin und meinte, dem Kaiser selbst könne nicht mit Fürsten gedient sein, die am Ende von Land und Leuten verjagt würden. Dabei fuhr er fort, heimlich mit den Schweden über gänzlichen Frieden zu verhandeln, und gleichzeitig sein Heer bis auf 8000 Mann zu vermehren. Inzwischen wurde immer klarer, daß keine der beiden kriegführenden Parteien mächtig genug war, die andere ganz zu besiegen; Friedrich Wilhelm war hiermit ganz zufrieden, denn die Uebermacht Schwedens, ebenso wie die des Kaisers wäre für die Selbständigkeit seiner Staaten gefährlich geworden. Er suchte daher sich fürerst zwischen den beiden Theilen mit möglichst geringen Opfern zu halten, allmälig aber seine eigene Macht zu kräftigen, um im rechten Augenblick das Seinige zur Entscheidung beitragen zu können. Er gab sich in den Verhandlungen keiner der Parteien ganz unbedingt hin; bei jedem Schritt berücksichtigte er genau alle Folgen nach beiden Seiten und suchte sich immer einen Rückweg offen zu halten. So hatte er sich nach und nach in die Lage zu setzen gewußt, aus den allgemeinen Friedensunterhandlungen den möglichsten Vortheil zu ziehen.

In ganz Deutschland war man des Krieges müde, und schon waren in Hamburg vorläufige Unterhandlungen eröffnet worden, welche aber erst fünfzehn Monate später in Münster und Osnabrück zu wirklichen Friedensverhandlungen führten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm,

Digitized by Google

dessen Länder fast ununterbrochen den Verheerungen der streitenden Heere ausgesetzt waren, beförderte durch seinen Einfluß die endliche Herbeiführung des Friedens. Er selbst richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf die endliche sichere Erwerbung Pommerns.

Vermählung mit Luise Henriette von Oranien. Er hätte sich mit Schweden sehr leicht über Pommern geeinigt, wenn er nach des verstorbenen Gustav Adolph und nach seinem eigenen Wunsch die Hand der jungen Königin Christine erlangt hätte; durch die Vereinigung Schwedens mit Brandenburg, Pommern und Preußen wäre alsdann eine bedeutende gemeinsame Macht im Norden Europas hergestellt worden. Aber jener Plan scheiterte an Christinen's Abneigung gegen jede Vermählung, an dem Eifer der Lutheraner in Schweden gegen den reformirten Kurfürsten und an Oxenstierna's Besorgnissen, welcher fürchtete, daß Friedrich Wilhelm in seinen deutschen Ländern residiren und Schweden nur als ein Nebenland behandeln würde. Ueberdies meinte der schwedische Kanzler, gewiß nicht mit Unrecht, daß des Kurfürsten selbständiger und fester Charakter sich wenig mit der eigenwilligen Art der jungen Christine vertragen würde. So mußte denn Friedrich Wilhelm diesen Heirathsplan aufgeben. Seine Wahl fiel nun auf eine der liebenswürdigsten Fürstinnen aus einem der ruhmreichsten Häuser jener Zeit, auf Luise Henriette, die Tochter jenes Prinzen Friedrich von Nassau-Oranien, welchen unser Kurfürst bei seinem Aufenthalt in Holland kennen und verehren gelernt hatte. Auch die Prinzessin selbst, welche damals freilich noch in sehr jugendlichem Alter stand, war demselben dort schon bekannt geworden. Ihre Schönheit, ihr reicher, hochgebildeter Geist und die Vortrefflichkeit ihres Herzens zogen ihn eben so mächtig an, wie der Heldenruhm des edeln Hauses der Oranier und vielleicht auch die Aussicht auf die reiche Erbschaft, welche ihr möglicherweise zufallen konnte. Kaum war die Verlobung mit der hohen Braut vollzogen, als der Kurfürst die großartigsten Anstalten traf, um dieselbe mit allem fürstlichen Glanz einzuholen. Dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere wurden neu angeworben und prächtig ausgerüstet, um bei den Vermählungsfeierlichkeiten als fürstliche Leibwache zu glänzen. Besonders aber ließ der Kurfürst, um der jungen Braut den Abstand zwischen ihrem prächtigen Haag und der neuen Heimath nicht zu schmerzlich auffallen zu lassen, in Berlin so viel als möglich die Spuren der langjährigen Zerrüttung beseitigen und in aller Eile vielfache Verschönerungen ausführen, unter Anderm legte er den Grund zu der allmälig so berühmt gewordenen Lindenallee und ließ das Schloß mit neuem Glanz ausschmücken. Unter großer Pracht fand dann die Vermählung statt;

Digitized by Google

die schöne Braut gewann durch ihr Erscheinen und holdes Wesen sofort Aller Herzen (1646).

Der westphälische Friede. Durch diese Heirath wurde nun der Kurfürst den Schweden mehr entfremdet, und es kam daher bei den Friedensunterhandlungen zu den lebhaftesten Streitigkeiten über die Ansprüche auf Pommern. Der Kurfürst wollte sich sein altes unbestrittenes Recht auf ein Land, dessen Titel und Wappen seine Vorfahren schon lange geführt hatten, nicht nehmen lassen; er konnte sich ferner darauf stützen, daß die pommerschen Stände, welche den brandenburgischen Fürsten gehuldigt hatten, ausdrücklich verlangten, bei diesen auch zu verbleiben; endlich machte er geltend, daß es für das ganze deutsche Reich gefährlich wäre, wenn dort eine fremde Macht festen Fuß gewinne. Schweden aber setzte natürlich auch seinerseits Alles daran, sich in Pommern zu behaupten, und drang darauf, Brandenburg dafür anderweitig, besonders durch neue Besitzungen in Deutschland zu entschädigen. Der Kaiser und einige kleinere deutsche Fürsten, welche schon damals auf das hoch aufstrebende brandenburgische Haus eifersüchtig waren, unterstützten die Schweden in ihren Bestrebungen, und zuletzt mußte Friedrich Wilhelm seine Zustimmung dazu geben, daß Vorpommern fürerst den Schweden verblieb, wogegen ihm zu dem übrigen Pommern mit Kamin die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Minden als weltliche Fürstenthümer zugesichert wurden. Diese Entschädigung war, was den Flächenraum und die Schönheit des Landes betrifft, bedeutender, als der Verlust in Pommern; denn für 160 Quadratmeilen des pommerschen Landes erhielt der Kurfürst 200 Quadratmeilen schönen, wohlangebauten und reichbevölkerten Bodens; auch waren die heftigsten Gegner Brandenburgs sehr unzufrieden mit dieser, wie es schien, überreichen Entschädigung. Aber der Kurfürst selbst konnte den Verlust von Pommern nicht so leicht verschmerzen. Unter allen brandenburgischen Fürsten war er nämlich derjenige, welcher am entschiedensten zur Gründung einer Seemacht hinneigte. Seine derartigen Jugendträume waren durch den Aufenthalt in Holland neu belebt und gestärkt worden; deshalb schien ihm der Besitz der pommerschen Seeküste doppelt wichtig. Später freilich hat man erkannt, wie bedeutsam für Preußen die Erwerbung jener schönen Länder im Innern von Deutschland war, durch welche Brandenburg mit den mittleren deutschen Staaten in immer engere und folgenreichere Berührung kam.

Neben der Sorge für seine eigenen Staaten versäumte der Kurfürst nicht, der Sache der Protestanten bei dem großen Friedensschluß seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders war es seinen eifrigen Be-

Digitized by Google

mühungen zu danken, daß den Reformirten dieselben Vortheile, wie den augsburgischen Confessionsverwandten eingeräumt wurden. Durch den westphälischen Frieden wurde festgesetzt, daß in allen bürgerlichen Verhältnissen beide Religionsparteien vollkommene Gleichheit genießen sollten, außer in den kaiserlichen Erblanden, auf welche die Wohlthat der Glaubensfreiheit nicht ausgedehnt wurde. Nur Schlesien wurde ein kümmerlicher Schein derselben zu Theil.

Am 24. September 1648 wurde die Urkunde des westphälischen Friedens zu Münster unterzeichnet. Von hier an beginnt für Preußen, wie für ganz Deutschland, eine neue Entwickelung.

21. Friedrich Wilhelm's Streben und Trachten in der Landesregierung.

Friedrich Wilhelm's großes Ziel. Durch den Ausgang der Friedensunterhandlungen sah das brandenburgische Haus seinen Länderbesitz erweitert: die wichtigsten Erwerbungen erhielten jedoch erst dadurch den rechten Werth, daß der Fürst, welcher damals auf dem brandenburgischen Thron saß, von dem Streben beseelt war, seinem Staat und Volk eine erhöhete Bildung zu erringen. Friedrich Wilhelm war der erste brandenburgische Fürst, welcher mit klarem Bewußtsein das oben angedeutete Ziel verfolgte, einen selbständigen mächtigen Staat zu gründen; die meisten seiner Vorgänger hatten das Ihrige dazu beigetragen, die Grenzen des Staats zu erweitern und das kurfürstliche Ansehen zu erhöhen, aber keiner von ihnen hatte sich zu dem Gedanken aufgeschwungen, die brandenburgische Macht, unabhängig von der Stellung zum deutschen Reich, zu einer Weltmacht zu erheben, welche unter den großen Staaten Europas eine einflußreiche Rolle spielen sollte. Alle Regierungsschritte des großen Kurfürsten gehen von jenem Grundgedanken aus, einen selbständigen und kräftigen Staat zu bilden: alle Theile seiner segensreichen Thätigkeit stehen damit in genauer Verbindung. Vor Allem mußte er, um jenen Zweck zu erreichen, sich ein tüchtiges Heer zu bilden suchen; um dies aber durchführen zu können, wollte er in seinen Ländern erst frei verfügen und die nöthigen Steuern erheben, ohne sich durch den Widerspruch der Stände hindern zu lassen. Damit aber das Land unter den großen Opfern für die Kriegskosten nicht erliegen sollte, mußte endlich Ordnung in die Verwaltung gebracht und für das neue Erblühen des Landbaues und aller Gewerbe gesorgt werden. Diese Grundgedanken muß man festhalten, um den innern Zusammenhang seiner ganzen Thätigkeit recht zu erkennen und zu würdigen.

Digitized by Google

Weiterbildung des stehenden Heeres; die Accise. Mit der Bildung eines stehenden Heeres hatte Friedrich Wilhelm zuerst, gleich nach seinem Regierungsantritt, den Anfang gemacht; schon im Jahre 1646 war seine Mannschaft bis auf 8000 Mann erhöht. Große Schwierigkeiten machten ihm in dieser Beziehung die preußischen Stände; denn sie wollten weder das nöthige Geld zu eigenen Truppenwerbungen aufbringen, noch auch leiden, daß er brandenburgische Kriegsleute in ihr Land brächte, und doch erfüllte der Adel seine Dienstpflicht so schlecht, daß bei einer Truppenmusterung im Jahre 1640 von 1425 Ritterdiensten nur 853 wirklich gestellt wurden und von 1845 zur Landmiliz Verpflichteten gar nur 200 kamen. Zuletzt griff der Kurfürst auch dort durch und legte statt der Kriegsdienste Steuern zur Bezahlung geworbener Soldaten auf. Im Jahre 1651 konnte er schon 16,000 Mann ins Feld führen, und beim Kriege zwischen Schweden und Polen im Jahre 1655 erschien er mit 26,000 Mann und 72 Geschützen.

Der General von Sparr war zuerst der vornehmste Offizier dieser neugeschaffenen Armee, bald erhielt dieselbe einen noch ausgezeichneteren Befehlshaber in dem berühmten Feldmarschall von Derfflinger, von welchem wir Genaueres noch zu erzählen haben werden.

Der Unterhalt des Heeres, wie die Wiederherstellung alter und Errichtung neuer Festungen erforderte natürlich einen ungemein großen Kostenaufwand, welchen das verarmte Land schwer aufzubringen vermochte. Der Kurfürst mußte auf Mittel denken, sein Heer zu erhalten, ohne das Land zu drückend zu belasten. Von dem freien Willen der Stände waren ausreichende Bewilligungen nicht zu erwarten: nur die Kurmark verstand sich im Jahre 1641 zur Aufbringung von 150,000 Thalern, was freilich schon damals nicht genügte, wie viel weniger, als das Heer bedeutend vermehrt wurde. Als der Kurfürst später seine Forderungen erneuerte und erhöhete, erwiderten ihm die Stände, er sollte das Heer entlassen und nur zur Bewachung der Landesfestungen die nöthigen Compagnieen beibehalten. Friedrich Wilhelm aber, überzeugt von der Nothwendigkeit eines stehenden Heeres für das Ansehen Brandenburgs und den Schutz Deutschlands, versetzte, er habe nun einmal die Behauptung seines Landes und Staates in die Waffen gesetzt, er wolle und müsse in Kriegsbereitschaft bleiben, denn von allen Seiten drohe ihm Gefahr, ohne Sicherheit des Landes sei an keine Wohlfahrt zu denken, und seinem entschiedenen Willen mußten sich denn die Stände fügen. Die Aufbringung des Geldes nach der bisherigen Vertheilungsart war aber in dem erschöpften Lande sehr drückend; der Kurfürst sah keinen Ausweg, als es mit einer neuen Art Steuer zu versuchen. Nach dem

Digitized by Google

Beispiel von Holland schlug er eine neue Steuer auf alle inländische und ausländische Waare vor, eine sogenannte Verbrauchssteuer oder Accise, welche auf alle im Lande verbrauchten Waaren gelegt werden sollte. Hierdurch mußten alle Landbewohner beim Einkauf der Waaren, die dadurch unmerklich theurer wurden, mit zu den Steuern beitragen, und es hatten nicht mehr die Besitzer von Grundstücken allein die ganze Last der Abgaben zu tragen.

Die neue Einrichtung konnte aber nicht ohne den größten Widerspruch zur Geltung gebracht werden: besonders war es der Adel, welcher sich in seinen alten Steuerprivilegien dadurch beeinträchtigt fand, wogegen die Städte sich bald mit der Absicht des Fürsten einverstanden erklärten, sie flehten ihn als ihren liebsten Landesvater an, so viel tausend nach Linderung seufzende Seelen in Städten und Dörfern zu erhören, und die Verbrauchssteuer allgemein im Lande einzuführen. Wegen des Widerspruchs der Ritterschaft beschränkte sich jedoch der Kurfürst zunächst darauf, den Städten allein diese Neuerung zu bewilligen. In Berlin wurde der Anfang damit gemacht, die andern Städte folgten, und in Kurzem zeigten sich die Segnungen der neuen Einrichtung, indem viele arme Grundbesitzer dadurch sehr erleichtert wurden. Da nicht mehr auf den Grundstücken allein die ganze Last der Auflagen ruhete, so wurden wieder Häuser gebaut, und in wenigen Jahren kamen die Städte von Neuem in einen besseren Zustand. Die zur Erhaltung der Truppen nothwendige Geldsumme wurde mit Leichtigkeit aufgebracht, und bald veranlaßte der glückliche Erfolg der neuen Steuer, daß sie auch in andern Provinzen eingeführt wurde*).

Erhöhung des Ansehens der fürstlichen Gewalt; Schwächung der Stände. Da nun die neue Steuereinrichtung ganz ohne den Beistand und gegen den Willen der Ritterschaft durchgeführt wurde und die Städte allein die neuen Bedürfnisse aufbrachten, so verloren die Stände natürlich an ihrem bisherigen Einfluß. Dieser beruhete eben darauf, daß der Fürst bis dahin der Stände bedurft hatte, um die nöthigen Geldbewilligungen zu erlangen; jetzt hatten sie diesen Einfluß selbst aus den Händen gegeben, und so kam es, daß die Ritterschaft fortan in den allgemeinen Landesangelegenheiten immer weniger mitzusprechen hatte. Die fürstliche Gewalt wuchs daher durch die neue Art der Besteuerung; der Fürst kam mehr und mehr in den alleinigen Besitz der allgemeinen Landesregierung und brauchte nach dem Willen der Stände nicht mehr viel zu fragen. Das

*) Ranke, neun Bücher preuß. Geschichte. I. S. 57 ff.

Digitized by Google

war auch ganz den Ansichten und Ueberzeugungen des großen Kurfürsten entsprechend; denn er hielt dafür, daß der Fürst Regierungsrechte habe, welche er mit Niemanden theilen dürfe, weil die einzelnen Stände doch nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht seien. Der Fürst allein habe die Gesammtheit der Unterthanen und das Gesammtwohl im Auge, zu dessen Förderung er ganz freie Hand behalten müsse. In solchen Ansichten wurde Friedrich Wilhelm für seine Person durch das Bewußtsein des aufrichtigsten Strebens für das Heil des Landes bestärkt. Ihm lag wirklich das Emporkommen seines ganzen Volks immerdar am Herzen, und es gab keinen Zweig der öffentlichen Gewerbthätigkeit, für den er nicht treulich Sorge getragen hätte. Dieses sein landesväterliches Wirken wollen wir jetzt näher betrachten.

Landesväterliche Sorge. Um den Ertrag der landesherrlichen Güter, welche durch den Krieg in tiefen Verfall gerathen waren, zu vermehren, ließ er alle Domainenämter bereisen, alle Verhältnisse genau erforschen, und feststellen, wie viel jedes Gut bei sorgfältiger Bewirthschaftung bringen müsse, und um wie viel demnach die Pacht erhöht werden könne. Ebenso wurden die Abgaben aller andern Güter, der Ertrag der Zölle, Wegegelder, Fähren, Fischereien, Jagdnutzungen, Mühlengefälle und dergleichen neu berechnet und, wo es thunlich war, erhöht. Der Fürst selbst bereis'te die verschiedenen Landestheile, um überall mit eigenen Augen zu sehen, und erhielt so eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse im Lande.

Da in den Dörfern in Folge des Krieges viele Stellen nicht besetzt und bebaut waren, so suchte er von allen Seiten Leute herbeizuziehen, welche diese verlassenen Stellen annähmen und bebaueten, wozu er sie durch große Begünstigungen aufmunterte. Besonders vortheilhaft war es für die Mark, daß er viele Bauernfamilien aus den Niederlanden und selbst Schweizer ins Land zog, welche an den Ufern der Havel, sowie in den Niederungen der Oder, der Warthe und der Netze das Beispiel besserer Bodenbearbeitung und Viehzucht gaben. Auch die Hebung der Gartenkunst, welche er in Holland in schöner Blüthe kennen gelernt, ließ er sich angelegen sein; er wollte, daß jeder Bauer bei seinem Hause einen Garten anlege, und keiner sollte heirathen, wenn er nicht vorher wenigstens sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume angepflanzt hätte.

Für Gewerbe, Fabrikation und Handel war er nicht minder thätig: er förderte die Gewerbthätigkeit durch Errichtung von Musteranstalten, durch Anlegung von Straßen und Canälen, wie des großen Friedrich-Wilhelms-Canals, welcher die Oder mit der Spree und dadurch mit der Havel und Elbe verbindet. Eine der wichtigsten Einrichtungen für

Digitized by Google

den Handel war die Einführung der Posten, welche schon Johann Sigismund begonnen hatte, welche aber vom großen Kurfürsten mehrfach verbessert, erweitert und auf alle Landestheile ausgedehnt wurde Von Danzig über Königsberg nach Memel, von Königsberg nach Warschau und von Berlin über Magdeburg nach Cleve wurden Reitposten eingerichtet, welche den Verkehr zwischen den verschiedenen Landestheilen sehr beförderten. Der Graf von Thurn und Taxis, welcher im deutschen Reich das Privilegium zu Posteinrichtungen hatte, wollte den Kurfürst in seinen selbständigen Unternehmungen hindern, doch war dieser nicht der Mann, solchen Widerspruch zu beachten.

Endlich richtete der treffliche Fürst von vornherein sein Augenmerk auch auf die Pflege der geistigen Bildung seines Volks, auf die Förderung der Schulen, der Wissenschaft und Kunst. Nicht blos die Universität Frankfurt hatte sich seiner vielfachen Gunst und Unterstützung zu erfreuen, er gründete in Duisburg eine neue Hochschule und sorgte überall für die Wiederherstellung der niederen und höheren Schulanstalten, zu welchem Zweck er eine besondere Commission ernannte. Auch legte er durch die Erwerbung einer ansehnlichen Büchersammlung den Grund zu der großen Königlichen Bibliothek in Berlin. Selbst die Künste erfuhren bald mehrfache Unterstützung, wiewohl hierin wegen Mangels an Geld fürerst nicht sehr Großes geschehen konnte. Nur die Baukunst wurde von Anfang an auf alle Weise gefördert, was zum Theil mit der Prachtliebe des Kurfürsten zusammenhing. Zwar in seinen persönlichen Neigungen und häuslichen Gewohnheiten war er sehr einfach: er scheut sich nicht, wenn er allein über den Markt geht, ein Paar Nachtigallen, die man feilbietet, zu kaufen, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; in seinem Küchengarten pfropft er selbst die aus der Fremde gebrachten Reiser, in Potsdam hilft er die Trauben lesen und die jungen Karpfen fischen. Aber, wo er als Fürst auftritt, da muß Alles großartig sein, damit sein junger Staat in der Achtung der großen Welt, die einmal auf das Aeußere viel Werth legt, nicht etwa gering dastehe. Er hält daher auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, verschreibt trotz der Geldnoth, in der er sich oft befindet, für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus Paris oder Amsterdam; er nimmt es übel, wenn ihn Jemand an die Kosten erinnert. Auch seine Gesandten müssen überall mit der größten Pracht auftreten und dürfen keinem andern nachstehen; denn an den Höfen besonders hing die Geltung damals vielfach vom äußeren Glanz ab*).

*) Ranke a. a. O. S. 71.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm's Lebens- und Denkungsweise. In Allem, was wir von der vielseitigen Thätigkeit seiner Regierung hier zu rühmen haben, war der Kurfürst selbst die eigentliche Seele und der leitende und belebende Geist. Wie er schon in seiner Jugend den Sitzungen des Geheimen Raths mit Fleiß und Eifer beigewohnt, so fuhr er bis in die spätesten Lebensjahre in unverdrossener Arbeitsamkeit fort. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen sah man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit den Secretairen durcharbeiten, um sich von Allem selbst zu unterrichten. Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er sich allein vorbehielt, aber das Meiste ward doch in eigentliche Berathung gezogen: Friedrich Wilhelm galt für einen der besten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken und reifer Erfahrung, doch ist es öfter vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im versammelten Rathe wieder fallen ließ, wenn er sich überzeugte, daß eine andere besser sei. Man verglich sein Urtheil mit dem Neigen der Zunge in der Waage: nach der Seite hin, wohin das Uebergewicht der Gründe fiel, dahin ging auch seine Entscheidung. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen. Was ihm eine geistige Ueberlegenheit über Alle gab, mit denen er in Berührung kam, war, daß er sich in jedem Augenblick seiner erhabenen Stellung, seiner hohen Pflichten und seines reinen Willens bewußt war. Sein ganzes Streben hatte etwas Großartiges, Heroisches. Dabei war der innerste Kern seines thatkräftigen Lebens die Religion, der innige Glaube. In Augenblicken der Noth und Gefahr, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr ausreichten, in den schlaflosen Nächten, die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu lassen, was das Beste sei, und an dem, was ihm dann eingeleuchtet, hält er als von Gott eingegeben fest.

Sein vertrautester Rathgeber war während des größten Theils seiner Regierung Otto von Schwerin, welcher als erster Minister die Stelle des ehemaligen Kanzlers mit dem Titel eines Oberpräsidenten und dem höchsten Range unter allen Beamten einnahm. In militärischen Dingen aber erhielt er an dem berühmten Derfflinger eine wackere Stütze. Bei diesem, als dem ersten berühmteren preußischen General, wollen wir hier einen Augenblick verweilen.

Derfflinger*) kam als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre aus der Lehre und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn

*) Freiherr Georg von Derfflinger in den Biograph. Denkmalen von Varnhagen von Ense. 2. Theil.

Digitized by Google

zurück, weil er kein Geld hatte, die Ueberfahrt zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er, daß viele Leute unentgeltlich übergesetzt wurden; er fragte, was das für Leute seien, und erhielt zur Antwort: Kriegsleute, die kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkzeug in den Strom und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Wo er zuerst Kriegsdienste genommen, ist unbekannt: später trat er in sächsische Dienste, wo er, durch Muth und gutes Verhalten ausgezeichnet, bald zum Offizier befördert wurde. Er begab sich im Jahre 1631 unter Gustav Adolph's Fahnen, und seine Tüchtigkeit muß sich dort glänzend bewährt haben, denn schon im Jahre 1635 finden wir ihn als schwedischen Oberstlieutenant erwähnt. Er wohnte allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden bis zum westphälischen Frieden bei; dann wurde er mit dem größten Theil des schwedischen Heeres mit reicher Belohnung entlassen. Seitdem lebte er in der Mark, wo er sich verheirathet hatte. Bald sollte er seinem neuen Vaterlande als Feldherr große Dienste leisten.

Der Kurfürst bedurfte, als zwischen Schweden und Polen Krieg ausbrach, eines tüchtigen Anführers seiner Truppen, und trat mit Derfflinger in Unterhandlung; dieser stellte seine Bedingungen sehr hoch, wurde aber mit dem Fürsten einig und trat im Jahre 1655 als Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste: seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk, das ehemals unter den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name, wie seine kundige Thätigkeit förderten die Werbungen, und seine Anordnungen trugen viel zur Ausbildung der jungen Kriegsmacht bei, deren Stärke, Ordnung und Ausrüstung bald alle Welt in Erstaunen setzte. In den folgenden Kriegen zeichnete er sich besonders als trefflicher Reitergeneral überall höchst vortheilhaft aus, und schon im Jahre 1657 wurde er mit großer Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, bald darauf zum Geheimen Kriegsrath, in welcher Eigenschaft er die Leitung des gesammten Kriegswesens erhielt. Im Jahre 1670 aber wurde ihm wegen seiner großen Verdienste um das Heer die höchste Würde in demselben zu Theil; er wurde zum Feldmarschall ernannt. Wiewohl er wegen seines eigensinnigen, störrigen Wesens dem Kurfürsten manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereitete, und einmal sogar in Ungnade auf seine Güter verwiesen wurde, so mochte ihn doch Friedrich Wilhelm bei der Kriegführung nicht gern entbehren, sah ihm Vieles nach und wirkte ihm sogar beim Kaiser die Würde eines Reichsfreiherrn aus.

Digitized by Google

In allen Kriegen, welche der Kurfürst führte, war Derfflinger sein treuer Feldherr; wir werden ihn bei allen großen Kriegsthaten, besonders in der Schlacht von Fehrbellin noch rühmend erwähnen müssen. Selbst im Alter von 72 Jahren übernahm er auf seines Fürsten Wunsch noch einmal die Anführung im Schwedenkriege, und zeichnete sich auch da noch mit altgewohnter Tapferkeit und mit allem Feuer persönlichen Muthes aus, immer voran in Gefahr und Kampf, als Greis noch wie ein Jüngling in den Waffen. Er überlebte den großen Kurfürsten und zog auch unter dessen Sohn noch einmal gegen die Franzosen mit in's Feld, dann kehrte er im Jahre 1690 nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben.

Der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche im Reiterdienst vor Allem nöthig sind, bilden die Grundzüge von Derfflinger's Charakter als Kriegsmann; die Reiterei war seine Waffe, ihr blieb er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall treu. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung. Er hatte mit ihnen eine leutselige und freigebige Art. Seine Kriegskenntniß und Waffenkunde verdankte er blos der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung; denn Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm durchaus fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Mißverständnissen zu Tage. Ein Rittmeister, den er auf Erkundigungen ausgeschickt, setzte auf den Rapportzettel vor das Datum das Wort Raptim, d. h. in Eile. Derfflinger meinte, das sei ein Ortsname, und nachdem er lange auf der Karte danach gesucht, sagte er: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt". Endlich darüber aufgeklärt, es sei ein lateinisches Wort und bedeute „in Eile", rief er: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben „in Eil", und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützen Suchens erspart". Von Natur Biedermann und heiteren Sinnes, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben.

Natürlich fehlte es nicht an Neidern und Feinden, welche ihm auch seine dunkle Herkunft zum Vorwurf machten; aber Derfflinger war nicht der Mann, so etwas geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger sogleich selber auf, und flammende Blicke auf den Franzosen werfend, rief er: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird; hier aber (auf den Degen schlagend) ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe". Derff-

Digitized

linger schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensjahre keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitere Weise zurück. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal Nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkamerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen, weil ihn der Gedanke quäle, ob er wohl in der Welt noch ein General werden möchte. „Ach was!“ rief der Andere, „lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst Du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam er in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihn an jenen Kameraden erinnerte. Er fuhr sogleich vor dessen Wohnung, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, ihn auf den ersten Blick wiedererkennend, mit starker Stimme: „Kamerad, kennen wir uns wohl noch?“ — „Ja“, erwiderte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber um Verzeihung, wenn unter ihnen als Zeltkameraden damals so Etwas vorgekommen. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß“, rief Derfflinger, „so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder Du?“ Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern und sagte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete: Schinken, geräucherte Würste, Fische und Krebse habe er im Hause. „Und ich“, sagte Derfflinger, „habe guten Rheinwein bei mir.“ Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Derfflinger lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, jeder Sorge enthoben, in stillem Frieden. Man erzählt, daß er einst an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm des Ersten, stand, ganz in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkt Er denn so nach?“ Der Feldmarschall fuhr auf, war zuerst etwas verlegen, faßte sich aber gleich und sagte mit munterer Geradheit: „Indem ich den Prinzen ansah, dacht' ich mir und sagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, Dein Vater hat mich gehudelt, aber Du wirst mich wohl un-

Digitized by Google

gehudelt lassen". Der Kurfürst lachte und ließ es gut sein. Derfflinger war übrigens ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, der protestantischen Glaubenslehre eifrig ergeben: er ließ sich in seinen letzten Lebensjahren aus dem trefflichen Erbauungsbuche Johann Arndt's „wahres Christenthum" fleißig vorlesen. An Altersschwäche starb er am 4. Februar 1695 im neunzigsten Lebensjahre.

22. Der schwedisch-polnische Krieg; das Herzogthum Preußen wird unabhängig von Polen.

Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges; des Kurfürsten Politik. Das Heer, welches Friedrich Wilhelm mit Anstrengung aller Kräfte seines Landes gebildet und vermehrt hatte, fand sehr bald Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu erproben: im Jahre 1654 brach ein Krieg zwischen Schweden und Polen aus, welcher für den großen Kurfürsten nicht gleichgültig bleiben konnte, vielmehr auf das Schicksal seiner Staaten einen großen Einfluß übte. Der Klugheit und Umsicht, womit Friedrich Wilhelm sich während dieses Krieges benahm, sollte es gelingen, die Lehnsabhängigkeit seiner preußischen Länder von Polen zu zerreißen und Preußen zu einem unabhängigen Herzogthum zu machen.

Der König Johann Kasimir von Polen, welcher, wie die schwedischen Fürsten, aus dem Hause Wasa stammte, machte Ansprüche auf die Krone Schwedens, da Christine, die Tochter Gustav Adolph's, sich nicht vermählt hatte und daher kein unmittelbarer Thronerbe vorhanden war. Die nächsten Ansprüche hatte ihr Vetter (der Sohn einer Schwester Gustav Adolph's) Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken; Johann Kasimir aber gedachte bei Erledigung des schwedischen Thrones denselben ohne Weiteres in Besitz zu nehmen und nannte sich schon im voraus „König von Schweden". Vergeblich bot ihm Christine 400,000 Thaler, wenn er seinen Ansprüchen entsagen wollte; er erwiderte, die Krone sei ihm nicht feil. Als nun Christine, um zur katholischen Religion überzutreten und in Rom ihr Leben zu beschließen, die Krone niederlegte, und ihr Vetter, der entschlossene, feurige, heldenmüthige Karl Gustav, den schwedischen Thron bestieg, da versicherte Johann Kasimir von Polen, er werde die Krone Schwedens nimmermehr an ein fremdes Haus kommen lassen. Christine aber antwortete mit Hinweisung auf das tapfere schwedische Heer: „Mein Vetter wird sein Recht auf die Krone mit dreißigtausend Zeugen beweisen".

Karl Gustav war in der That nicht der Mann, sich von einem Schwächling, als welcher sich Johann Kasimir trotz aller Großprahlerei

Digitized by Google

erwies, den erworbenen Thron wieder streitig machen zu lassen. Er war ein Kriegsheld, wie es wenige gegeben; kühn in seinen Unternehmungen, unermüdlich in deren Ausführung, tapfer bis zur Verwegenheit. Er rüstete sich, um Christinen's Wort gegen Polen wahr zu machen, aber seine Pläne gingen noch weiter: er gedachte die Ostseeküste seiner Herrschaft zu unterwerfen und ganz Polen zu erobern. Um diesem Ziele zuversichtlicher entgegenzugehen, bewarb er sich um den Beistand des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und verlangte von ihm die Einräumung der preußischen Seehäfen, wogegen die Lehnsherrschaft Polens über Preußen aufgehoben werden sollte.

Friedrich Wilhelm erkannte zwar sogleich, wie günstig die Gelegenheit war, die Unabhängigkeit in Preußen und vielleicht selbst eine Gebietsvergrößerung zu erwerben, aber er gedachte erst vorsichtig abzuwägen, von welcher Seite ihm solche Vortheile am leichtesten und sichersten zufallen könnten, ob durch ein Bündniß mit Schweden oder mit Polen. Er gab sich daher nicht ohne Weiteres den verlockenden Versprechungen Karl Gustav's hin; zuerst ließ er durch Gesandte in Wien, Paris, London, im Haag, in Kopenhagen erforschen, ob dieser auf die Unterstützung der übrigen Mächte rechnen könnte, wobei er sich überzeugte, daß außer Frankreich alle Staaten gegen die Absichten der Schweden waren. Er selbst konnte gleichfalls keine große Neigung haben, die um sich greifende Macht der Nordländer zu vergrößern; denn er wußte ja, daß ihr Streben auch auf den Besitz von ganz Pommern gerichtet war. Schwedens Verbündeter wollte er deshalb nicht werden; aber eben so wenig mochte er geradezu für Polen kämpfen, weil es ihm nur erwünscht sein konnte, wenn der König von Polen geschwächt wurde, und weil er dort auf Dank eben so wenig rechnen durfte. Es schien ihm das Beste, weder Schweden noch Polen zu unterstützen, wohl aber sich so zu verhalten, daß beide Parteien sich immer um seine Gunst bewerben müßten. Vor Allem war er darauf bedacht, sich tüchtig zu rüsten, um als kampfbereite Mittelmacht zwischen den beiden kriegführenden Staaten zu stehen. Die geheimen Unterhandlungen mit Karl Gustav brach er zwar nicht ganz ab, doch stellte er für die verlangte Hülfe so hohe Forderungen, daß es zu einem Bündniß nicht kommen konnte.

Unterdeß war ein schwedisches Heer durch Pommern und die Neumark in Groß-Polen eingedrungen, und Karl Gustav selbst war in Wolgast gelandet, über Stettin nach Polen vorgerückt und hatte Warschau ohne Widerstand nehmen können. Siegreich rückte er nach Krakau vor, während auch Litthauen und Masovien sich in der Schweden Schutz

begaben. Als so die schwedischen Waffen immer größere Vortheile errangen, gerieth der Kurfürst Friedrich Wilhelm in Besorgniß und knüpfte die Verhandlungen mit Karl Gustav wieder an; aber dieser war jetzt zur Nachgiebigkeit wenig geneigt, wurde immer kälter und brach endlich die Unterhandlungen ganz ab. Da zog der Kurfürst selbst mit 27,000 Mann nach Preußen, um sein Land gegen das weitere Vorgehen der Schweden zu schützen, und knüpfte sofort Verbindungen mit den Ständen des polnischen Westpreußens an. Man vereinigte sich zu gegenseitigem Schutz, und Friedrich Wilhelm hielt im Purpurgewand auf einem weißen Pferde seinen glänzenden Einzug in Marienburg, wo er als Retter von der Gewalt der Schweden empfangen wurde. Karl Gustav aber wandte sich nun schleunigst nach Preußen, drang gegen den Kurfürsten vor und verfolgte dessen Truppen bis vor Königsberg. Friedrich Wilhelm, von den Preußen schlecht unterstützt, wollte es jetzt nicht aufs Aeußerste kommen lassen und bequemte sich zu einem Vertrag (zu Königsberg), durch welchen er das Herzogthum Preußen von der Krone Schweden ebenso zu Lehen erhielt, wie bisher von Polen, außerdem aber noch das Bisthum Ermland, wogegen er 1500 Mann für Schweden stellen mußte **(1656)**.

Vertrag zu Marienburg mit Schweden; Schlacht bei Warschau; Welauer Vertrag. Inzwischen war in Polen eine Wendung der Dinge zu Ungunsten Karl Gustav's eingetreten; zwar hielt sich der schwache und feige König Johann Kasimir selbst flüchtig in Schlesien auf, aber sein Volk hatte sich überall erhoben, um das schwedische Joch wieder abzuschütteln. Bald war ganz Polen in Aufstand und ein polnisches Heer rückte wieder muthig gegen Karl Gustav vor. Das gab dem klugen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Gelegenheit, sein Verhältniß zu Schweden wieder günstiger zu gestalten, und aus der Bedrängniß der Schweden neue Vortheile zu ziehen. Karl Gustav wandte jetzt Alles an, um ihn zu einem Bündniß zu bestimmen; je mehr der Aufstand in Polen sich verbreitete, desto mehr lag ihm daran, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen, welcher jedoch bei den veränderten Umständen sich nur für sehr günstige Bedingungen dazu verstehen wollte. Zu Marienburg kam es daher im Juni 1656 zum Abschluß eines Bundes, in welchem Friedrich Wilhelm für die versprochene Hülfe die Palatinate Kalisch und Posen zugesichert wurden. Die beiden Mächte verpflichteten sich zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Johann Kasimir's: in Polen sollte Karl Gustav, in Preußen Friedrich Wilhelm den Oberbefehl führen. Vergeblich erließ der König von Polen selbst Abmahnungen und Drohungen aller Art an den Kurfürsten. Johann Kasimir, im Glück eben so übermüthig, wie

Digitized by Google

schwach in der Prüfungszeit, ließ ihm endlich sagen: „Es sei jetzt zum Unterhandeln und Vertragen keine Zeit mehr, und wenn der Kurfürst selbst zu des Königs Füßen um Gnade flehen wollte, so dürfte er schwerlich mehr Gehör finden. Ein ewiger Kerker, wo weder Sonne noch Mond ihm schienen, solle der Lohn für seinen Abfall sein."

Zur Antwort auf diese hochmüthige und herausfordernde Sprache rückte Friedrich Wilhelm in Gemeinschaft mit dem Schwedenkönig sogleich gegen Warschau vor. Dort lieferten die beiden Fürsten mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen eine große dreitägige Schlacht (am 18., 19. und 20. Juli **1656**), welche mit Johann Kasimir's völliger Niederlage endete. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten an diesen Tagen glänzend hervor und hatten den größten Antheil an dem hartnäckig bestrittenen Siege. Auf beiden Seiten war die Hauptstärke der Armeen die Reiterei, und Derfflinger besonders konnte hier den alten Ruhm seiner Kriegsthaten neu bewähren. Als Johann Kasimir am dritten Tage sah, daß der Sieg sich von ihm abwende, rettete er sich über die Weichselbrücke, um hinter Warschau's Mauern Schutz zu suchen; in wildem Gedränge folgten ihm seine geschlagenen Schaaren. Von den Feinden verfolgt, räumte der gedemüthigte König auch Warschau und flüchtete nach Lublin. Die Sieger aber zogen in die Hauptstadt ein, von wo Friedrich Wilhelm viele Gemälde und andere Kunstwerke nach Berlin schickte.

Der Schwedenkönig wollte den Sieg von Warschau eilig benutzen, um den Feind ganz zu vernichten, nicht so der Kurfürst von Brandenburg. Bei diesem stieg jetzt wieder das Bedenken auf, daß Schweden zu mächtig werden könnte: Polen war nunmehr so geschwächt, daß er es nicht mehr zu fürchten schien, dagegen wäre Schwedens Uebermacht gewiß auch für Brandenburg gefährlich geworden. Der Kurfürst unterstützte deshalb die Schweden bei der weiteren Verfolgung nicht mehr, sondern ging nach Preußen zurück. Zugleich knüpfte er wieder auf allen Seiten Verhandlungen an, um sich für alle Fälle möglichst große Vortheile zu sichern. Die Schweden, welche seiner Hülfe dringend bedürftig waren, da sich jetzt auch der Kaiser von Deutschland und der König von Dänemark für Polen erklärten, mußten auf die von ihm geforderten Bedingungen eingehen, und noch in demselben Jahre (20. November 1656) kam zwischen Brandenburg und Schweden der Vertrag zu Labiau zu Stande, durch welchen der Kurfürst zum unabhängigen Herzog (nicht mehr Lehensherzog) von Preußen und Ermland erklärt wurde, wofür er Schweden seine fernere Hülfe, auch zur Be-

igitized by Google

hauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zusicherte. Aber er war von vorn herein wenig geneigt, Karl Gustav kräftig zu unterstützen, trat vielmehr sehr bald auch mit Polen in Unterhandlung, um unter günstigen Bedingungen wo möglich den Frieden zu vermitteln. Hierin wurde er durch die preußischen Stände bestärkt, welche wegen der drückenden Kriegskosten dringend gebeten hatten, Frieden mit Polen zu schließen, ohne welchen das Land nicht bestehen könne. Am polnischen Hofe zeigte sich nach der unglücklichen Wendung der Dinge natürlich viel Neigung, sich mit dem Kurfürsten zu vertragen; so kam im September 1657 der Vertrag zu Welau zu Stande, in welchem nun auch Polen (wie vorher Schweden) dem brandenburgischen Kurfürsten die volle Landeshoheit und souveraine Gewalt im Herzogthum Preußen zugestand, wogegen er alle Eroberungen herausgab und im Falle eines Krieges 1500 Mann Hülfstruppen für Polen zu stellen versprach.

Der Friede zu Oliva; Preußen ein unabhängiges Herzogthum. Durch diesen Bund mit Polen war Friedrich Wilhelm jetzt dem Zorn und der Rachelust des Schwedenkönigs ausgesetzt, und sein ganzes Bestreben ging dahin, demselben neue Feinde zu erwecken. Während Karl Gustav glücklich gegen Dänemark kämpfte, verband sich der Kurfürst mit Oesterreich (1658). Die Verbündeten rückten unter des Kurfürsten Anführung in Holstein ein, während Holland eine Flotte zum Schutz Dänemarks in die Ostsee schickte. Karl Gustav wurde zu Lande und zur See hart bedrängt, und nur die Uneinigkeit unter seinen Feinden verhinderte, daß er auch Pommern verlor. Der nordische Held stand nur noch mit der letzten Anstrengung aufrecht: er konnte seine Eroberungen weder in Polen, noch in Preußen und Dänemark behaupten. Zuletzt warf er sich auf Norwegen, gleichzeitig aber unterhandelte er mit seinen verbündeten Gegnern. Nachdem längere Zeit vergeblich in Thorn verhandelt worden war, wurde endlich ein Friedenscongreß im Kloster Oliva bei Danzig abgehalten. Karl Gustav fand jetzt Unterstützung bei dem mächtigen Frankreich und hierdurch günstigere Bedingungen, als zu erwarten gewesen. Am 3. Mai 1660 kam zwischen Polen, Brandenburg, dem Kaiser und Schweden der Friede zu Stande, Schweden gab seine Eroberungen in Preußen, der Kurfürst die seinigen in Pommern und Holstein heraus. Die Verträge von Königsberg und Labiau, welche Preußen an Schweden ketteten, wurden für nichtig erklärt, dagegen der Vertrag von Welau, der Preußens Unabhängigkeit aussprach, bestätigt.

Brandenburg war der einzige Staat, welcher aus dem schwedisch-

Digitized by Google

polnischen Kriege einen Zuwachs an Macht davontrug. Die Befreiung Preußens von der polnischen Lehenshoheit, die Herstellung eines unabhängigen, souverainen Herzogthums Preußen war für den brandenburgischen Staat und für des Kurfürsten weitere Pläne ein unermeßlicher Gewinn. Es war wieder einer der Grundpfeiler gewonnen, auf welchen das herrliche Gebäude der preußischen Monarchie sich ruhmvoll erhoben hat. Zugleich hatte der Kurfürst so reichen Ruhm als Feldherr und als Staatsmann geerntet, und im Rath der europäischen Fürsten eine so ansehensvolle Stelle erworben, daß er während seiner weiteren Regierungsthätigkeit in den europäischen Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle spielte.

Kampf des Kurfürsten mit den preußischen Ständen. Rhode und Kalkstein. Obwohl das Herzogthum Preußen durch den Frieden von Oliva dem großen Kurfürsten zu souverainem Besitz zugefallen war, so hatte er doch noch große Kämpfe im Lande selbst zu bestehen, ehe seine Herrschaft, so unumschränkt wie er sie auszuüben gedachte, anerkannt wurde. Die Stände machten ihm dort weit mehr zu schaffen, als in seinen alten Staaten; denn sie hatten bis dahin in Preußen viel größere Rechte ausgeübt, als anderswo. Die fürstliche Gewalt war in jenem Herzogthum sehr beschränkt gewesen: in allen wichtigen Dingen entschied der Landtag, und der Kanzler durfte sogar den Verordnungen des Herzogs das Siegel verweigern. Natürlich konnte eine solche Herrschaft nicht nach dem Sinne unseres Kurfürsten sein, welcher einen ganz andern Begriff von seiner Souverainetät, von seinen Herrscherrechten hatte. Durch die Verträge von Welau und Oliva hielt er die alte preußische Verfassung für aufgehoben und gedachte eine neue an deren Stelle zu errichten. Die Stände dagegen wollten sich in ihren bisherigen Freiheiten nicht beschränken lassen und widersetzten sich von vorn herein allen seinen Schritten. Da sie hierbei versuchten, die Verbindung mit Polen heimlich wieder anzuknüpfen, so wurde Friedrich Wilhelm hierdurch zu großer Vorsicht genöthigt, aber nachdem er alle Mittel der Ueberredung und Klugheit vergeblich angewandt hatte, brauchte er zuletzt Gewalt, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Gleich nach dem Welauer Vertrage waren die Stände sehr schwierig geworden; besonders erregten die neuen hohen Steuern viel Unwillen, um so mehr als der Fürst dieselben ohne Bewilligung der Landstände ausschrieb und gewaltsam eintreiben ließ. Obwohl nun der König von Polen dem Kurfürsten noch während des Kriegs die Souverainetät durch ein Diplom unumwunden zugesichert und dies durch ein Manifest verkündigt hatte, so konnte doch Friedrich Wilhelm die Anerkennung und

Digitized by Google

Huldigung in Preußen nicht erlangen, weil er die Stände nicht berufen wollte. Da er nichts desto weniger immer neue Auflagen und Lieferungen für das Heer ausschrieb, so widersetzte sich die Stadt Königsberg und bald darauf auch ein Theil des Adels seinem eigenmächtigen Verfahren. Ungeachtet der strengsten Befehle konnte des Kurfürsten Statthalter, der Fürst Radziwill, den Eid für die Souverainetät nicht erlangen; vielmehr hielten über zweihundert Adelige eine stürmische Versammlung in Königsberg, in welcher auf Veranlassung des Schöppenmeisters Rhode und des Generals von Kalkstein schon die Rede davon war, Gesandte nach Warschau zu schicken, um beim König von Polen Schutz gegen den Kurfürsten zu suchen.

Endlich verstand sich Friedrich Wilhelm dazu, den Landtag zu berufen; aber er verlangte, daß derselbe ein für alle Mal eine bestimmte Steuer für das Heer bewillige; die Stände erkannten, daß sich der Fürst hierdurch für die Zukunft von ihnen ganz unabhängig machen wollte, und verstanden sich um so weniger zur Anerkennung der kurfürstlichen Souverainetät. Sie stellten ihm Bedingungen, welche sein ganzes Ansehen zu vernichten drohten, er aber wollte überhaupt von Bedingungen bei der Huldigung nichts wissen. Die Stände behaupteten, dem Kurfürsten habe vom König von Polen nicht mehr Gewalt überlassen werden können, als dieser selbst besessen und beschwerten sich, daß ihre ganze Verfassung umgestürzt werde. Die Gährung stieg immer höher, besonders in Königsberg.

Als nun im Jahre 1662 neue schwere Steuern gefordert wurden, schickten die Städte den Sohn des Schöppenmeisters Rhode an den König von Polen nach Warschau mit der Erklärung, die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Druck leben, der König von Polen möge sich nur aussprechen, so würden ihm die Stände leicht zufallen. Es hielt nicht schwer, in Warschau feindliche Schritte gegen den Kurfürsten zu bewirken, und der König antwortete den Städten, daß durch die neueren Verträge die Freiheiten der Stände nicht haben verletzt werden sollen, auch nehme er die Bürger in seinen Schutz, aus dem er sie nie habe entlassen wollen. Hierdurch ermuthigt, machte die Partei Rhode's den Plan zu einem Bunde für die Erhaltung ihrer alten Freiheiten gegen die kurfürstliche Souverainetät, und als der Kurfürst nun Truppen in die Nähe Königsbergs rücken ließ, griffen auch die Bürger zu den Waffen und brachten ihre Kanonen auf die Wälle. Da zu erwarten war, daß sie auch neue Verbindungen mit Warschau anknüpfen würden, so ließ der Fürst alle Straßen nach Polen durch Truppen besetzen. Es lag ihm jetzt besonders daran, sich

Digitized by Google

des kühnen und unermüdlich thätigen Rhode zu bemächtigen, weil derselbe die Seele des Widerstandes der Königsberger war. Vergeblich hatte er dem Magistrat befohlen, den Schöppenmeister festzunehmen; als dies endlich mit Gewalt ausgeführt werden sollte, bewaffnete sich die Bürgerschaft und leistete muthige Gegenwehr. Dennoch wurde Rhode durch List gefangen genommen. Es drohete darüber ein gewaltiger Aufstand; sobald aber der Kurfürst den gefährlichen Schöppenmeister in seiner Gewalt hatte, wandte er Alles an, um die Gemüther einstweilen zu beschwichtigen. Der Prozeß gegen Rhode wurde deshalb auch etwas in die Länge gezogen; erst später wurde er des Hochverraths überwiesen und sein Lebenlang in enger Haft gehalten. Er hätte nach einigen Jahren Verzeihung vom Kurfürsten erhalten können, aber er weigerte sich, darum zu bitten; er habe nichts Unrechtes gethan, sagte er, und müsse deshalb seine Loslassung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten erwarten, von seiner Gnade verlange er Nichts. Nach sechszehn Jahren strenger Gefangenschaft starb er auf der Festung Peitz (1678).

Das Schicksal Rhode's war ein schreckendes Beispiel für seine Mitbürger, welche sich kurze Zeit nach seiner Gefangennehmung dazu bequemen mußten, den Kurfürsten wegen des Geschehenen um Verzeihung zu bitten und seine Souverainetät anzuerkennen. Nun setzte sich Friedrich Wilhelm sofort auch mit den übrigen Ständen in Verhandlung, um von ihnen die Huldigung zu erlangen. Er verstand sich dazu, ihnen in einer sogenannten Assecuration zu verbürgen, daß er die Souverainetät nicht gegen die Landesfreiheiten ausdehnen wolle, und bestätigte ausdrücklich die Privilegien und Rechte der Stände. Darauf wurde die Huldigung in Königsberg gehalten. Am 28. October **1663** waren alle öffentlichen Plätze mit Truppen besetzt. Unter vielen Ceremonien nahm der Kurfürst auf einem mit rothem Sammet bedeckten Throne sitzend von jedem anwesenden Adeligen, von den Abgeordneten der Städte und Zünfte und von allen Beamten die Huldigung an. Alle leisteten den Eid, kraft dessen sie ihn für ihren einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten.

Es war dies ein entscheidender Tag; denn jetzt erst waren die mit Polen geschlossenen Verträge über Preußen zur Wahrheit geworden; der polnische Einfluß hörte nun auf und Friedrich Wilhelm war wirklich erst Souverain in Preußen.

Aber die Aufregung der Gemüther beruhigte sich nicht mit einem Male, besonders da es sich bald zeigte, daß der Kurfürst von seiner Souverainetät den ausgedehntesten Gebrauch zu machen entschlossen war.

Digitized by Google

Als die gesteigerten Geldbedürfnisse immer neue Steuern nöthig machten, bei deren Ausschreibung die Stände nicht zu Rathe gezogen wurden, trat wieder eine allgemeine Mißstimmung hervor. Jetzt stellte sich der Oberst von Kalkstein, Sohn des obengenannten Generals, an die Spitze der Unzufriedenen, drohte in seiner Erbitterung mit einem Einfall der Polen, und schien sogar dem Kurfürsten, als dem Unterdrücker der preußischen Freiheit, nach dem Leben zu trachten. Er wurde festgenommen und als Hochverräther zum Tode verurtheilt, der Kurfürst aber milderte das Urtheil in ewige Gefangenschaft.

Schon nach einjähriger Haft erlangte Kalkstein sogar seine Freiheit wieder, indem er Urphede schwören mußte, sich nicht rächen zu wollen und ohne Erlaubniß des Kurfürsten seine Güter nicht zu verlassen. Nichtsdestoweniger begab er sich nach Warschau, sprach dort auf schimpfliche Weise vom Kurfürsten und rühmte sich laut, er wolle es dahin bringen, daß derselbe Preußen wieder blos als Lehen von Polen besitze. Vergeblich ließ Friedrich Wilhelm die Auslieferung des Verräthers durch seinen Gesandten verlangen; Kalkstein wurde in Warschau sogar als Bevollmächtigter der preußischen Stände behandelt, und eine von ihm verfaßte, höchst beleidigende Beschwerdeschrift gegen den Kurfürsten auf dem polnischen Landtag öffentlich verlesen. Da er so auf die frechste Weise dem Zorn des Kurfürsten trotzte, erhielt endlich der preußische Gesandte von Friedrich Wilhelm den Befehl, sich mit Gewalt des gefährlichen Mannes zu bemächtigen. Bei einer Zusammenkunft mit demselben ließ ihn der Gesandte plötzlich ergreifen, an Händen und Füßen binden, geknebelt in eine Tapete wickeln, in einen verschlossenen Wagen werfen und unter sicherem Geleit aus Warschau fortschaffen. Drei Meilen von der Stadt wurde er auf ein Pferd gesetzt und nach Preußen gebracht. Der König von Polen war hierüber sehr erbittert und verlangte die Auslieferung Kalkstein's, welcher unter seinem Schutze gestanden, der Kurfürst aber erwiderte, er habe dem Könige die Verbrechen des meineidigen Hochverräthers hinlänglich bekannt gemacht, und müsse erwarten, daß diejenigen, welche ihn ausgeliefert, durch Gnadenbezeugungen ausgezeichnet würden. Da der König immer dringender wurde, sagte Friedrich Wilhelm, die Polen sollten Kalkstein zurückerhalten, aber geköpft; man möchte ihn nicht weiter reizen, sonst würde er die Beleidigung mit den Waffen in der Hand rächen. Kalkstein wurde nach Memel gebracht, und vor eine besondere Gerichtscommission gestellt, welche ihn zum Tode verurtheilte. Er empfing das Urtheil mit großer Fassung, und ging ebenso ruhig und zuversichtlich auf das Schaffot (1672).

Digitized by Google

Sein Ausgang schreckte andere Mißvergnügte zurück und allmälig beugten sich die Preußen unter dem entschiedenen und unerschütterlichen Willen des kräftigen Fürsten.

23. Die Kriege des großen Kurfürsten gegen Frankreich und Schweden. Fehrbellin.

Brandenburgs neue Stellung unter den europäischen Staaten. Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahr Ruhe; als es dann von Neuem auf dem Kriegsschauplatz erschien, geschah es unter ganz anderen, viel günstigeren Verhältnissen als am Beginn der Regierung des großen Kurfürsten. Die Grundlagen seiner Macht im eigenen Lande waren jetzt überall befestigt, der Verkehr neu belebt, die Gewerbthätigkeit und die öffentliche Wohlfahrt in neuem, frischem Erblühen; Friedrich Wilhelm hatte über ein zahlreiches Heer und über die Mittel zu dessen Besoldung zu gebieten; sein Ruf als Krieger und als Staatsmann war schon in allen Ländern verbreitet, und alle Staaten bewarben sich um seine Bundesgenossenschaft.

Der große Kurfürst erkannte die Bedeutung dieser neuen Stellung, er wußte, daß er nicht mehr als untergeordneter deutscher Reichsfürst, sondern als Fürst eines Weltstaats unter den Machthabern Europa's auftreten durfte: war er auch an Macht und Einfluß den größten Fürsten Europa's nicht gleich, so war doch sein Ansehen bereits fest genug begründet, um bei den Welthändeln durch sein Hinneigen auf die eine oder die andere Seite sehr viel zur Entscheidung beizutragen. Er war der Mann dazu, eine solche Stellung wohl zu benutzen, und wartete nur auf eine Gelegenheit, um solchen Einfluß wirklich auszuüben: er achtete aufmerksam auf alle Ereignisse und knüpfte einstweilen durch Gesandtschaften überall Verbindungen an, um im rechten Augenblicke zum Handeln bereit zu sein.

Bündniß mit Holland; Krieg gegen Frankreich. Ludwig XIV. von Frankreich war der Mittelpunkt, von welchem damals die politische Bewegung in Europa ausging. Nachdem er alle widerstrebenden Kräfte im eigenen Lande überwunden und eine unumschränkte Herrschaft, wie keiner seiner Vorgänger, begründet hatte, richtete er seine beharrliche und gewandte Staatsklugheit darauf, auch in dem europäischen Staatensystem das Uebergewicht Frankreichs zu sichern, wobei ihm alle Mittel der List und der Gewalt gleicher Weise dienen mußten. Sein Augenmerk war jetzt auf die Erwerbung der spanischen Niederlande gerichtet. Durch ein Bündniß zwischen Holland, England und Schweden (Triple-

Digitized by Google

Allianz) wurden seine Absichten fürerst vereitelt, aber kaum hatte er den Frieden zu Aachen (1668) abgeschlossen, so dachte er von Neuem auf Rache an Holland und suchte zu diesem Zweck nach Bundesgenossen unter den europäischen Fürsten. Auch bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm machte er solche Versuche, fand aber hartnäckigen Widerstand; als er ihn zu einem Bündniß nicht zu bringen vermochte, verlangte er wenigstens Parteilosigkeit, aber auch hierüber verweigerte der Kurfürst jede bindende Erklärung. Derselbe war durch Bande des Blutes und der Freundschaft mit dem Hause Oranien und durch Staatsrücksichten mit der holländischen Republik zu eng verbunden, als daß er hätte darauf verzichten sollen, dieselbe im Nothfalle zu unterstützen. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges schickten die Holländer selbst eine Gesandtschaft nach Berlin, boten ein Bündniß und Geld zur Ausrüstung der kurfürstlichen Hülfstruppen an. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, binnen zwei Monaten 20,000 Mann marschfertig zur Unterstützung der Holländer zu stellen und nach Westphalen zu führen, wenn sie angegriffen werden sollten. Schon hatte Ludwig der Vierzehnte wirklich die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen, mit seinen Truppen einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; ganz Europa war überrascht und wie betäubt durch den raschen französischen Einbruch, als Friedrich Wilhelm allein zum Schutz des bedrohten Hollands auftrat und die Waffen gegen den übermächtigen König von Frankreich ergriff (**1672**). Dieser Entschluß, wie die Ausführung zeigten den Heldenfürsten, welcher für das Recht und für die Freiheit unverzagt in den Kampf trat. Die Herzöge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen folgten seinem Beispiel, und später stießen noch 10,000 Mann kaiserlicher Truppen unter Montecuculi zu ihm. An der Spitze der vereinigten Kriegsvölker rückte er an den Niederrhein, wo ihm der französische Marschall Turenne mit 30,000 Mann entgegentrat. Er wollte sofort eine Schlacht liefern, aber Montecuculi hielt ihn zurück, weil er von Wien den Befehl hatte, Turenne nicht anzugreifen. Am österreichischen Hofe war nämlich unter dem Fürsten von Lobkowitz eine Partei, die es mit den Franzosen hielt und den Kaiser Leopold dazu vermochte, ein geheimes Abkommen mit Ludwig zu treffen, wonach die beiderseitigen Truppen gewisse Grenzen nicht überschreiten sollten. So wurde der Kurfürst an jedem entscheidenden Schritt gehindert, und da auch die Holländer die versprochenen Hülfsgelder nicht zahlten, so wollte Friedrich Wilhelm nicht länger allein die ganze Last der Kriegführung tragen und schloß zu Vossem am 6. Juni **1673** einen Frieden mit Frankreich. Er versprach, keine Feind-

Digitized by Google

seligkeiten weiter zu begehen, wenn nicht etwa das deutsche Reich angegriffen würde.

Schon im nächsten Jahre aber nahm er von Neuem die Waffen zur Hand; sein deutsches Herz war entrüstet über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die übermüthigen Franzosen in der deutschen Pfalz erlaubten, und er schloß gegen dieselben ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland (**1674**). Vergeblich suchte ihn Schweden nochmals zur Neutralität zu bestimmen, wofür ihm Subsidien angeboten wurden; er zog im August (1674) an der Spitze von 20,000 Mann nach dem Main und vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen unter Bournonville. Aber auch diesmal zeigte sich der österreichische Feldherr äußerst lau und lähmte alle Thätigkeit der Brandenburger. Der Kurfürst und seine Generäle, besonders der alte Derfflinger, brannten vor Begierde, den Marschall Turenne anzugreifen, welchen sie in der ungünstigsten Lage vor sich hatten, aber Bournonville wußte ihren Eifer aufzuhalten, bis der Feind sich ihnen entzogen hatte, und es blieb für den Kurfürsten Nichts übrig, als Winterquartiere in Franken zu beziehen.

Die Schweden fallen in die Mark ein. Unterdeß war Ludwig XIV. rastlos bemüht gewesen, dem Kurfürsten, um ihn vom Rhein abzuziehen, einen gefährlichen Feind im Rücken zu erwecken. Der französische Gesandte mußte Alles aufbieten, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Diese Bemühungen fanden in Schweden einen guten Boden. Es gab dort eine große Partei für Frankreich; dazu kam, daß der alte Waffenruhm aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die guten Quartiere in Deutschland und die reiche Beute der Anführer noch in frischem Gedächtniß lebten. So ließ sich denn der schwedische Hof durch die französischen Vorstellungen gewinnen und nahm eine feindliche Stellung gegen Brandenburg an. Im November 1674, während Friedrich Wilhelm im Elsaß war, trat die feindliche Absicht der Schweden zuerst hervor. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Uckermark, bald darauf in die Mittelmark ein, wo sie sich ungestraft den größten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen und rief ihren Beistand an. Er selbst eilte nach dem Haag und erlangte, daß Holland den Krieg an Schweden erklärte, während der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten noch zu keinem Entschluß zu bringen waren. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden zu erdulden hatte, den höchsten Gipfel; dem Kriegsvolk war jeder Frevel und jede Grausamkeit gestattet, und alle die Gräuel, welche den dreißig-

Digitized by Google

jährigen Krieg so furchtbar bezeichnet hatten, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwedischen Soldaten plünderten die Dörfer, verwüsteten die Saaten, trieben das Vieh weg, erpreßten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern. Die schwachen Besatzungen, welche der Kurfürst in der Mark zurückgelassen hatte, hielten sich in Berlin und in andern befestigten Städten. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach einem Retter und nahm hin und wieder selbst die Waffen in die Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut." Das ganze Land wurde ein Schauplatz kleiner blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüstung.

Schlacht bei Fehrbellin. Da mochte Friedrich Wilhelm mit der Rettung nicht länger säumen; er beschloß, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen, für sich allein den Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende Mai 1675 brach er plötzlich aus Franken auf, und am 11. Juni hatte er in schnellen Märschen Magdeburg erreicht. Sogleich wurden dort alle Thore geschlossen und Wachen aufgestellt, damit kein Bote die Nachricht von seiner Annäherung den Schweden bringen könnte, welche in dem benachbarten Havellande sorglos zerstreut waren. Für alle seine Unterthanen aber ordnete der Kurfürst einen Fasttag an und schrieb dabei für die Predigt den Text vor: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden". Auch für die Truppen wurde in Magdeburg feierlicher Gottesdienst gehalten; sodann beschloß Friedrich Wilhelm, auf den Feind, welcher nichts Arges erwartete, sondern die kurfürstlichen Truppen noch weit weg in Franken wähnte, in angestrengter Eile mit der Reiterei loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen und mit einem Schlage zu vernichten. Das Fußvolk mußte dabei freilich größtentheils zurückbleiben, aber die Ueberraschung des Feindes schien ein ungemein großer Vortheil. Im Dunkel der Nacht zog eine Heerschaar von 5600 Reitern von Magdeburg ab, mit ihnen auf 146 Wagen 1000 Mann ausgewählten Fußvolks und 13 Stück Geschütz. Das kleine Heer setzte über die Elbe und rückte die Nacht hindurch und den folgenden Tag auf Nebenwegen rasch vorwärts. Auf dem Marsch erfuhr Friedrich Wilhelm durch den Landrath von Briest, daß der schwedische Oberst Wangelin mit einem Dragonerregiment in Rathenau eingerückt war, um bald nach Brandenburg weiter zu ziehen. Er beschloß, dieses Regiment zu überfallen, und der Landrath mußte ihm dazu behülflich sein, indem er die schwedischen Offiziere am andern

Tage zu einem festlichen Gelage einlud. Während sie sich den Freuden der Tafel hingaben, wobei man, um sie noch sicherer zu machen, die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten verbreitete, ließ dieser seine Truppen von drei Seiten an die Stadt heranziehen. Derfflinger drang einem gefangenen Schweden mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei ab, dann kleidete er einige seiner Leute in schwedische Röcke, und mittelst dieser Verkleidung erlangte er Einlaß gerade an der gefährlichsten Stelle der Stadt. Nachdem dort die schwedische Wache niedergeworfen war, drang er weiter vor. Gleichzeitig griffen die kurfürstlichen Truppen von zwei anderen Seiten an und schlugen sich durch die verwirrten Schweden durch; Derfflinger sprengte nun mit seiner Reiterei in die Straßen und vollendete die Eroberung der Stadt.

Dieser erste Erfolg gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Kurfürst ließ jetzt sein Fußvolk aus Magdeburg schleunigst nachkommen. Die Schweden verließen ihr Lager bei Brandenburg; der Kurfürst folgte ihnen ganz in der Nähe. Sie stellten sich in guter Ordnung auf, des Angriffs gewärtig; Friedrich Wilhelm aber harrte voll Ungeduld der Ankunft seines Fußvolks, weil er sich ohne dieses die gute Stellung der Feinde nicht anzugreifen getraute. Da ging in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni die Meldung ein, der Feind habe seine Stellung verlassen und ziehe eiligst nach Fehrbellin. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten oder zu drängen, wie es gerade vortheilhaft erschien, jedoch mit dem strengen Befehl, kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit seiner Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6 Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Eine Stunde vor Fehrbellin faßten sie festen Fuß und schienen den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst hielt inzwischen mit dem frühesten Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde einen Kriegsrath und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt sei, jedes Zögern aber dem Feinde zum weiteren Rückzug behülflich sein könne, ungesäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erschien für 5600 Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stück schweres Geschütz und den Vortheil einer günstigeren Stellung. Die meisten Anführer riethen von dem Wagniß ab und wollten des Fußvolks harren. Der Kurfürst aber wandte ein,

Digitized by Google

auch der Feind habe nicht seine ganze Stärke beisammen, besonders nicht seinen tüchtigen Anführer Wrangel, der noch in Havelberg war, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeiten bringen, die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute gelte es zu siegen oder zu sterben, von seinem tapferen Kriegsvolk dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott" sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte dieser Meinung sofort bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war dazu allerdings höchste Zeit, denn während man noch so berathschlagte, hatte wider alles Erwarten die Schlacht an einer andern Stelle schon begonnen. Der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von jugendlich-ungestümer Leidenschaft, hatte, seines Befehls uneingedenk, die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er siegend vor, bald aber sah er sich in den Kampf gegen ihre ganze Heeresmacht verwickelt. Dieser nicht gewachsen, leistete er zwar tapferen Widerstand, schien aber unrettbar verloren und bereuete zu spät seine Uebereilung. Er schickte einen Adjutanten an den Kurfürsten, er möchte ihm Unterstützung schicken, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst aber erwiderte, die Truppen sollten sich herauszuziehen suchen, der Feind sei zu stark; der Landgraf meldete wieder, sie könnten sich nicht mehr mit guter Art herausziehen, denn sie seien schon im vollen Gefecht mit dem Feinde. Da sagte Derfflinger zum Kurfürsten: „wir müssen ihm secundiren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder"; Friedrich Wilhelm stimmte dem bei und ließ dem Landgrafen sagen, er sollte sich zu halten suchen, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich brach die ganze Reiterei eiligst auf und legte fast eine ganze Meile in vollem Rennen zurück. Angesichts des Feindes traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen; mit seinem Scharfblick gewahrte er einen Sandhügel, den die Feinde zu besetzen vergessen, dorthin mußte Derfflinger eilen, bald war dort auch das brandenburgische Geschütz aufgestellt und schlug verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolks. Die Schweden ließen den Hügel sogleich durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Der größere Theil der Brandenburger war noch nicht auf dem Schlachtfelde, und die Geschütze in großer Gefahr; da kamen die Dragoner Derfflinger's herbei, saßen von den Pferden ab und riefen, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Sie hielten den Angriff tapfer aus, bis sie von einem herbeieilenden andern Regiment Hülfe bekamen. Der Landgraf von Hessen-Homburg hatte bis dahin im ungleichen Kampfe tapfer und unerschütterlich ausgeharrt;

Digitized by Google

jetzt kam ihm der Kurfürst zu Hülfe; an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte derselbe auf die feindliche Reiterei los, die völlig geworfen wurde. Der Kurfürst selbst war tief im Schlachtgewühl und erfüllte wahrhaft die Pflichten eines Feldherrn und tüchtigen Kriegsmannes. Als er einige Schwadronen bemerkte, die nach dem Verluste ihrer Offiziere ohne Führer waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit euch ritterlich sterben". Mitten im feindlichen Kugelregen bemerkte der wackere Stallmeister des Fürsten, Emanuel Froben, daß der Kurfürst durch sein weißes Schlachtroß den Feinden leicht kenntlich und deshalb für ihr Geschütz ein unverkennbares Ziel sei. Schnell faßte er seinen Entschluß, den theuren Herrn aus der augenscheinlichen Gefahr zu retten: unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, weiß er den Fürsten zu überreden, das Pferd mit dem seinigen zu vertauschen. Kaum hat er des Kurfürsten Roß bestiegen, so sinkt er neben demselben durch eine feindliche Kugel hingestreckt, als Opfer seiner ruhmwürdigen Ergebenheit*). Der Kurfürst, mitten unter den schwedischen Reitern, wurde mit Mühe durch einige der Seinigen gerettet. Der Kampf wurde immer heftiger, die brandenburgischen Regimenter mußten, wie sie im Marsche nach und nach auf dem Schlachtfelde ankamen, unter dem Kanonenfeuer der Schweden in den Kampf geführt werden. Es war 8 Uhr Morgens, als die Schlacht den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte. Nach einem wüthenden, öfter schwankenden Gefechte wurden die Schweden endlich zum Weichen gebracht; zwei ihrer Regimenter wurden von Derfflinger's ergrimmten Reitern fast ganz zusammengehauen, und als um 10 Uhr Morgens der Nebel völlig schwand, sah man sie auf dem Rückzug nach Fehrbellin. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin rasch genommen haben und es wäre dann wohl kein Mann der Schweden entkommen. So aber konnte der Ueberrest des feindlichen Heeres nach Fehrbellin in Sicherheit gebracht werden. Man schlug dem Kurfürsten vor, den Ort beschießen zu lassen; aber es war eine brandenburgische Stadt, und er erwiderte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten". Der Fürst ließ sich an dem errungenen Siege genügen. Der Verlust der Schweden betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten; der Brandenburger

*) So erzählen die älteren Schriftsteller; neuerdings ist die Genauigkeit der Mittheilung bezweifelt worden.

Digitized by Google

Verlust bestand in ungefähr 200 Mann. Nächst dem Kurfürsten war Derfflinger der größte Antheil an dem schönen Siege zuzuschreiben. Der Landgraf von Hessen-Homburg erhielt von dem Kurfürsten um des ruhmvollen Ausgangs willen Verzeihung für die Uebertretung seiner Befehle; der Fürst begnügte sich, ihm nach der Schlacht zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tags durch die Bestrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen.

Der Kurfürst begab sich bald darauf auf einige Tage nach Berlin, wo man die Nachricht des Sieges schon am Abend des Schlachttages empfangen hatte, und wo er als Retter seines Volkes mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde.

Ein Feldzug von wenigen Tagen hatte das märkische Gebiet von den Feinden befreit. Gegen die Truppen des Schwedenvolks, dessen kriegerische Großthaten noch in frischem Andenken lebten, noch dazu gegen eine weit überlegene Macht und gegen Soldaten, welche sich vorher aller Ruhe hatten hingeben können, war von einer kleinen Armee, die nur aus Reitern bestand und durch unausgesetzte Eilmärsche schon auf's Höchste angegriffen sein mußte, ein glänzender Sieg erfochten worden. Es war der erste Sieg, den die Brandenburger allein gegen eine mächtige Nation erfochten. Der große Urenkel des Siegers von Fehrbellin, der beste Richter in Kriegssachen, Friedrich der Große, sagt von den Thaten jener Tage: „Wenig Heerführer können sich eines Feldzugs, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenau), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und das polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das Veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende. Der Kurfürst wurde von seinen Feinden gerühmt, von seinen Unterthanen gesegnet; und seine Nachkommen rechnen von jenem berühmten Tage den Beginn der bedeutsamen Stellung, zu welcher das Haus Brandenburg sich in der Folge emporgeschwungen hat."

Die Kunde von dem Siege des großen Kurfürsten verbreitete sich schnell durch ganz Europa und erregte überall das höchste Erstaunen. Der Kaiser und alle Fürsten des Reichs sandten dem brandenburgischen

Digitized by Google

Helden besondere Glückwunsch-Schreiben; der Kaiser ermahnte ihn dabei, seine Person fortan nicht mehr so großer Gefahr auszusetzen, da er sich nicht blos für das Wohl seines eigenen Staats, sondern auch für das des gesammten deutschen Reichs erhalten müsse. In Wien und in Madrid, im Haag und in Kopenhagen wurde der Sieg durch mannichfache Freudenfeste gefeiert. Selbst der russische Czaar und die Tartaren wollten ein Bündniß mit dem Sieger von Fehrbellin abschließen. Ludwig der Vierzehnte ließ sich Pläne von der havelländischen Gegend anfertigen, um die kühnen Kriegszüge seines Gegners möglichst genau studiren zu können.

Die weiteren Kriegsereignisse bis zum Frieden von St. Germain. Während man aber den Kurfürsten überall bewunderte und beglückwünschte, begann auch Neid und Eifersucht sich gegen ihn zu regen und seinen weiteren Erfolgen Hemmnisse zu bereiten. Er selbst war entschlossen, sich jetzt der Nachbarschaft der Schweden in Pommern ganz zu entledigen, und dies Land für sich und das deutsche Reich zu erobern. Unterdeß, meinte er, sollte der Kaiser sein Glück gegen die Franzosen versuchen, damit endlich das römische Reich von der Gewalt aller fremden Völker befreit, in steter Ruhe und Sicherheit leben möchte. Der Kampf gegen die Schweden wurde in der That mit weiterem Glücke fortgesetzt und noch in demselben Jahre (1675) die Veste Wolgast eingenommen. Dagegen sah sich der Kurfürst vom Kaiser und von seinen übrigen Verbündeten fast gar nicht unterstützt; selbst die nöthigen Hülfsgelder erhielt er nicht. Seinerseits rückte er immer siegreich in Pommern vor, und hatte bereits mehrere Festungen genommen, als er seine ganze Kraft auf die Belagerung von Stettin richten mußte. Vergeblich forderte er die Bürgerschaft zur Uebergabe auf, dieselbe setzte auf die Macht der Schweden noch immer das größte Vertrauen und rechnete auf baldigen Entsatz. Unter fortwährenden Ausfällen der Belagerten wurde der Festung von allen Seiten hart zugesetzt. Um Derfflinger zu ärgern, hingen die Stettiner an dem höchsten Thurm der Stadt ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Sie sollten jedoch den schlechten Scherz schwer büßen; denn nicht nur wurde der Marienthum nebst den übrigen Thürmen von dem gereizten Feinde eingeäschert, sondern die ganze Stadt war nach langer Belagerung nur noch ein Schutthaufen und die schwedische Besatzung mußte sich endlich ergeben. Der Magistrat flehte nun die Gnade des Kurfürsten an, indem er vorstellte, daß die Bürgerschaft, wie sie einen Beweis ihrer standhaften Ergebenheit gegen die bisherigen Herren, die Schweden gegeben, so auch dem neuen Herrn alle Treue beweisen werde.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm strafte sie nicht weiter, ließ sich am 20. Januar 1678 huldigen und zog dann mit seiner Gemahlin in glorreicher Siegesfeier in Berlin ein. Er war jetzt, da ihn seine Bundesgenossen nicht gehörig unterstützten, zu Friedensunterhandlungen geneigt, doch war seine erste Bedingung, daß ihm ganz Pommern oder wenigstens das Land bis an die Peene bliebe. Da ihm dies nicht zugestanden wurde, griff er noch einmal zu den Waffen, vertrieb die schwedische Besatzung aus Rügen und eilte dann vor Stralsund. Mit 150 Geschützen griff er die Stadt heftig an und schon am folgenden Tage ergab sich dieselbe. Der Kurfürst zog feierlich ein und ließ sich huldigen. Er war über diesen Erfolg um so mehr erfreut, weil die Stadt durch den heldenmütigen Widerstand gegen Wallenstein so berühmt geworden war. Er hatte jetzt den König von Schweden aus allen seinen deutschen Besitzungen vertrieben (1678), da versuchte es derselbe, ihn an einer andern Stelle anzugreifen. Schon lange hatten die Franzosen dazu gerathen, daß die Schweden, um die Brandenburger aus Pommern zu ziehen, von Liev-land her in das Herzogthum Preußen einfallen möchten. Das wurde jetzt im Einverständniß mit dem König von Polen ausgeführt, aber auch aus dieser neuen Gefahr ging der Kurfürst mit erhöhtem Ruhm hervor. Als er von dem Vordringen der Schweden hörte, brach er selbst trotz einiger Kränklichkeit und des ungemein strengen Winters mit seiner Gemahlin und dem Kurprinzen nach Preußen auf, ließ sein Heer auf bespannten Schlitten über das zugefrorne Haff bringen, eilte dann im Sturm vorwärts und drängte die Schweden, überall wo er sie traf, zu eiliger ungeordneter Flucht. In kurzer Zeit hatte er sie vor sich her aus seinem Lande hinausgejagt. Preußen war gerettet, die Anschläge der Schweden, Franzosen und Polen vernichtet. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler aus seinem Neste aufgescheucht, sich auf den im Raub begriffenen nordischen Löwen stürzen.

Aber ungeachtet dieser neuen Siege sollte der Kurfürst den gewünschten Preis seiner ruhmreichen Thätigkeit nicht erringen. Vergeblich forderte er den Kaiser auf, die errungenen Vortheile zur Fortsetzung des Krieges am Rhein zu benutzen. Jetzt könne man alle Kräfte gemeinsam gegen die Franzosen wenden, diese vom Boden des Reichs verjagen oder wenigstens zu einem günstigen Frieden bringen, besonders Straßburg und den Elsaß dem deutschen Reiche sichern. Der Kaiser war für solche Vorstellungen nicht mehr zugänglich, er wollte den Frieden schleunigst abschließen und nahm dabei auf den Kurfürsten keine Rücksicht. In Wien sah man das Emporkommen des brandenburgischen Staats mit großer Besorgniß, und es wurde geradezu geäußert, dem

Digitized by Google

Kaiser könne es nicht lieb sein, wenn an der Ostsee ein neuer König der Vandalen aufkomme. Daher wurde es dem König von Frankreich leicht gemacht, bei den Friedensverhandlungen dem Kurfürsten alle Vortheile seiner ruhmvollen Siege wieder zu entwinden. Ludwig der Vierzehnte machte es zur Bedingung aller Verhandlungen, daß die Schweden die ihnen entrissenen Länder wieder erhielten. Der Kurfürst stellte dem Kaiser vor, das seien dieselben Feinde, deren Waffen man so oft von den Thürmen und vor den Thoren Wiens gesehen, — er habe dieselben mit Aufopferung seiner Gesundheit, des Gutes und Blutes seiner Unterthanen jetzt glücklich vom Reichsboden vertrieben; er könne nicht glauben, daß man den unversöhnlichen Feind wieder zurückführen und an seine Seite setzen wolle. Aber alle solche Vorstellungen beim Kaiser und beim Reichstage fruchteten nicht, und so sah sich der Kurfürst, da er von allen Bundesgenossen verlassen, von Schweden, Polen und am Rheine wieder bedroht war, endlich genöthigt, auf Stettin zu verzichten. Es kostete ihn viele Ueberwindung; als er endlich die Feder ansetzte, um seine Einwilligung zu geben, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben. Am 29. Juni 1679 wurde der Friede zu St. Germain mit Frankreich und Schweden abgeschlossen, in welchem Schweden seine Besitzungen in Pommern fast ungeschmälert wieder erhielt. Der Kurfürst gerieth in eine sehr bittere Stimmung gegen den Kaiser, welche auch in dem Text zu erkennen ist, den er zur Predigt beim Friedensfest bestimmte, „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

24. Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Vorübergehende Hinneigung Friedrich Wilhelm's zu Frankreich. Die bitteren Erfahrungen, welche der brandenburgische Fürst mit seinen bisherigen Bundesgenossen gemacht hatte, bewirkten, daß er nach dem Frieden von St. Germain eine Zeit lang nicht übel Lust hatte, sich mit Frankreich zu verbünden. Er machte aus seinem Unwillen gegen den Kaiser, gegen Holland und Spanien, welche ihn beim Friedensschluß so undankbar im Stich gelassen, kein Hehl. An die holländische Regierung schrieb er geradezu: er könne sich weniger über die Verheerung seiner Länder durch die Franzosen, seine Feinde beklagen, als über die, denen zu Liebe er sich ins Unglück gestürzt und die ihn nicht allein nicht unterstützt, sondern ohne Rücksicht auf das Völkerrecht und trotz der feierlichsten Zusagen verlassen hätten.

Mit Spanien kam es zum offenen Bruch; merkwürdiger Weise

Digitized by Google

wagte er es, die damals noch immer gewaltige Seemacht zu Wasser anzugreifen. Friedrich Wilhelm's Streben war von jeher auf die Bildung einer Flotte gerichtet gewesen, und in dieser Absicht hatte er auch mit einem holländischen Admiral Raulé einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser für 5000 Thaler monatlich in den kurfürstlichen Häfen sechs völlig ausgerüstete, immer segelfertige Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen unterhalten mußte. Nun war ihm Spanien nach dem früheren Bündniß monatlich 32,000 Thaler Subsidien (Hülfsgelder) für den Unterhalt seiner Truppen schuldig; die Schuld war bis gegen zwei Millionen angewachsen, wurde aber immer und immer wieder vorenthalten. Der Kurfürst ließ daher dem König von Spanien sagen, er werde sich selbst Genugthuung verschaffen, und ließ seine sechs Fregatten mit 1000 Mann Besatzung aus dem Hafen von Pillau gegen spanische Schiffe auslaufen. Die kleine Flotte bemächtigte sich bei Ostende eines großen spanischen Schiffs von sechszig Kanonen, welches mit brabanter Spitzen und Tüchern beladen war, die man in Pillau für 100,000 Thaler verkaufte. Der König von Spanien war über dieses kühne Unterfangen des Kurfürsten, den er nur den „kleinen Marquis" nannte, sehr aufgebracht und befahl dem Gouverneur der spanischen Niederlande, Cleve wegzunehmen; der aber antwortete, der Marquis sei nicht so klein wie der König denke, und es würde nicht so leicht sein, die ganzen Niederlande gegen denselben zu vertheidigen. Die kurfürstlichen Schiffe waren unterdeß nach Westindien gefahren und hatten dort noch zwei spanische Kauffahrer weggenommen; dann kehrten sie nach Europa zurück und wollten die spanische Silberflotte auffangen, wurden aber durch einen Kampf mit zwölf spanischen Gallionen genöthigt, sich erst nach dem portugiesischen Hafen Lagos, dann nach Pillau zurückzuziehen. War auch ihr Unternehmen nur zum geringeren Theil gelungen, so hatte doch des Kurfürsten Kühnheit und Entschlossenheit wiederum allgemeines Erstaunen erweckt (1680).

Mit dem Kaiser gerieth Friedrich Wilhelm ebenfalls in ein sehr gereiztes Verhältniß, besonders weil gerade damals auch die schlesische Erbschaftsfrage wieder in Anregung kam. Der letzte Herzog von Liegnitz war (1675) gestorben und das Haus Oesterreich hatte sich ohne Weiteres in den Besitz seines Landes gesetzt. Der Kurfürst war zuerst noch zu sehr mit dem pommerschen Kriege beschäftigt, um seine auf der alten Erbverbrüderung beruhenden Ansprüche mit Nachdruck geltend machen zu können. Als er aber nach dem Friedensschluß mit diesen Ansprüchen hervortrat und den Kaiser aufforderte, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die schlesischen Herzogthümer zu Lehen empfangen

Digitized by Google

könnte, wurde er kurz abgewiesen; man gab ihm zu verstehen, das Haus Oesterreich werde niemals einen protestantischen Fürsten mitten in seinen Erbländern Fuß fassen lassen. Der Kurfürst vermochte für jetzt nicht zu erlangen, was erst sein berühmter Urenkel, Friedrich der Große, mit gewaffneter Hand erkämpfen mußte.

Natürlich mußten solche Vorgänge Friedrich Wilhelm immer mehr vom Kaiser abziehen, während von Frankreich aus Alles versucht wurde, um ihn für ein Bündniß zu gewinnen. Wirklich ließ er sich zum Abschluß eines Vertrags bewegen (1682), durch welchen er sich freilich nur verpflichtete, den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu vermitteln. Seine Bemühungen zur Herstellung einer Einigung waren jedoch vergeblich.

Neue Feindschaft gegen Frankreich; Schutz der französischen Reformirten. Die Hinneigung des Kurfürsten zu Frankreich war nicht von langer Dauer; dieselbe widerstrebte seinem deutschen Herzen, und als er die fortwährenden Gewaltthaten sah, welche sich Ludwig der Vierzehnte wider alle Zusicherungen gegen deutsche Länder erlaubte, konnte er es nicht länger über sich gewinnen, mit ihm verbündet zu bleiben. Vor Allem aber waren es die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, welche den Kurfürsten von Brandenburg, als einen ächt evangelischen Fürsten, zu sehr entrüsteten, als daß er hätte länger Ludwig unterstützen können. Friedrich Wilhelm hatte sich überall der gedrückten Evangelischen angenommen, in Polen, Schlesien, Ungarn, ja selbst in Piemont; ebenso hatte er sich schon vor vielen Jahren bei Ludwig dem Vierzehnten für die verfolgten französischen Protestanten verwendet. Der König hatte das als eine Einmischung in seine Landesangelegenheiten zwar sehr übel genommen, jedoch ziemlich höflich darauf geantwortet und die Erhaltung der Privilegien der Evangelischen versprochen. Seit dem Jahre 1681 aber wurden die Bedrückungen der französischen Protestanten immer stärker und zuletzt unerträglich. Dies bestimmte den Kurfürsten, sich Oesterreich wieder zu nähern. Vollends sagte er sich von Ludwig XIV. los, als das von Heinrich IV. zum Schutz der französischen Protestanten gegebene Edict von Nantes im Jahre 1689 durch Ludwig aufgehoben, die freie Religionsübung der Evangelischen verboten und dieses Verbot mit den gewaltsamsten Mitteln zur Ausführung gebracht wurde. Nachdem die Protestanten schon vorher von allen öffentlichen Aemtern, ihre Kinder sogar von den Schulen ausgeschlossen, und ihnen aller richterlicher Schutz genommen war, begann jetzt ein grausames Bekehrungsgeschäft. Mit den Priestern zugleich wurden Dragoner in die Häuser der Protestanten geschickt, um mit Ge-

Digitized by

walt den Uebertritt zum Katholicismus zu erzwingen. Die Evangelischen, welche ihnen zu widerstehen wagten, mußten Schmach, Elend und die bittersten Verfolgungen über sich ergehen lassen, wurden in die Gefängnisse, auf die Galeeren, sogar auf's Blutgerüste geschleppt. Um ihrer Glaubenstreue auch die Zuflucht in's Ausland unmöglich zu machen, wurde ihnen die Auswanderung verboten; so streng indeß die Grenzen bewacht wurden, so fanden dennoch an 50,000 Familien Gelegenheit, den Boden des Vaterlandes zu verlassen, Leute, welche sich fast überall durch ihre ernste Frömmigkeit und durch regsamen Fleiß die Achtung ihrer neuen Mitbürger zu erwerben wußten. Mit offenen Armen wurden sie in den meisten protestantischen Ländern aufgenommen; aber unter allen Fürsten war Friedrich Wilhelm von Brandenburg der erste, der ihnen mit thätiger Hülfe entgegenkam. Unmittelbar nach der Aufhebung des Edicts von Nantes lud er durch eine öffentliche Bekanntmachung die flüchtigen Protestanten ein, in sein Land zu kommen, und verhieß ihnen allen Schutz und alle Unterstützung, der sie zur Begründung eines neuen Hausstands bedürftig wären. Allenthalben waren seine Gesandten angewiesen, sie auf der Reise zu unterstützen und für ihr Fortkommen auf jede Weise zu sorgen. Er ließ ihnen die freie Wahl des Wohnorts, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern nebst dem Baumaterial, gleiche Rechte und Freiheiten mit seinen übrigen Unterthanen, Geld und andere Unterstützungen zur Errichtung von Fabriken und Manufacturen, gewährte ihnen freie Religionsübung, den Unterhalt der Geistlichen, ein eigenes Consistorium, Kirchen und Schulen. Die Vornehmeren, welche nach Berlin kamen, wurden vom Kurfürsten persönlich mit dem größten Wohlwollen aufgenommen; mit lebhafter Theilnahme ließ er sich von ihnen ihre Schicksale erzählen und stellte sie bei seinem glänzenden Hofe oder im Heere oder in bürgerlichen Aemtern an. An 20,000 nützlicher Unterthanen wurden auf diese Weise dem brandenburgischen Staat gewonnen, welche in Berlin und an anderen Orten die sogenannten französischen Colonien bildeten.

Natürlich war Ludwig XIV. über diesen Schutz seiner verfolgten Unterthanen sehr erbittert, beschwerte sich darüber in sehr empfindlicher Weise, indem er auch erwähnte, er habe sich nie um die Angelegenheiten der katholischen Unterthanen des Kurfürsten gekümmert, so möge sich dieser auch nicht in die der französischen Protestanten mischen. Friedrich Wilhelm antwortete ihm jedoch sehr entschieden. Er geißelte nochmals sehr scharf das Verfahren des Königs gegen die Protestanten und fuhr dann fort: Er verfolge die Katholiken nicht und der König möge nur seine evangelischen Unterthanen so behandeln, wie er seine katholischen,

Digitized by Google

dann würden sie sehr zufrieden sein. Er habe es sich besonders angelegen sein lassen, Katholiken und Evangelische gleichmäßig zu schützen, Allen Gewissensfreiheit zu gönnen und die Katholiken auch zu den städtischen und höheren Aemtern zuzulassen.

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Kurfürsten war jetzt entschieden und die Folge davon war, daß sich dieser wieder um so enger an den Kaiser anschloß. Es kam am 22. März 1686 zwischen Brandenburg und Oesterreich ein geheimer Allianztractat zu Berlin zu Stande, in welchem Friedrich Wilhelm versprach, in allen deutschen und europäischen Angelegenheiten mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich zunächst den französischen Uebergriffen gegen die Pfalz zu widersetzen, ferner bei einer neuen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Erzherzog zu geben und bei der Erledigung der spanischen Erbschaft für Oesterreich zu kämpfen. Der Kaiser sagte dagegen Subsidien und die Abtretung des Schwiebuser Kreises von Schlesien zu, welche jedoch hinterher rückgängig gemacht wurde.

Friedrich Wilhelm war über das Bündniß mit dem Kaiser sehr erfreut und beschäftigte sich nun vielfach mit dem Gedanken, wie der entscheidende Schlag gegen Frankreichs Uebermacht geführt werden könnte; in seinen kühnen Entwürfen meinte er, man müsse in das innere Frankreich selbst dringen und geradezu auf Paris losgehen, wobei er auf den Beistand der unzufriedenen Parteien und der unterdrückten Evangelischen in Frankreich rechnete. Doch blieb es bei solchen Entwürfen, deren Ausführung bei der Eifersucht der Gegner Frankreichs unter einander nicht versucht werden konnte.

Die letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten waren, außer der Theilnahme seiner Truppen an einem nicht eben erfolgreichen Zuge gegen die Türken, besonders den Sorgen des Friedens gewidmet, in welcher Beziehung dem trefflichen Fürsten vieles Begonnene weiter fortzubilden und noch Vieles neu zu begründen blieb.

Seewesen und Seehandel. Schon von den Träumen seiner Jugend her hatte der Kurfürst immer das Streben bewahrt, seinen Staat zu einer Seemacht auszubilden. In Holland besonders hatte er den großen Einfluß des Seewesens für den ganzen Verkehr und die Wohlfahrt eines Landes kennen gelernt und seitdem diesen Eindruck immer in sich bewahrt. Während des pommerschen Krieges war er, wie erwähnt, mit dem holländischen Admiral Raulé in Verbindung getreten, welcher ihm für eine bestimmte Summe eine Anzahl Schiffe ausrüstete, die ihm bei seinen Eroberungen an den Küsten Pommerns erhebliche Dienste leisteten. Nach Beendigung des Krieges löste er die

Digitized by Google

kleine Flotille nicht auf, sondern ließ Pillau, den Vorhafen Königsbergs, durch Raulé für die Unterbringung jener Schiffe einrichten. Schiffsbaumeister und alle Arten Handwerker wurden aus Holland berufen, Matrosen geworben, Werften angelegt, Waarenlager und Baracken für die Seeleute erbaut. Um den Seehandel zu befördern, wurde in Königsberg eine besondere Handelsgesellschaft mit großen Rechten gegründet und dieselbe aufgemuntert, Schiffe nach der afrikanischen Küste zu senden, um mit Gold und Elfenbein zu handeln und an dem damals noch von allen Nationen betriebenen Sklavenhandel Theil zu nehmen. Der Kurfürst schickte sogar einen holländischen Schiffscapitän nach Guinea, welcher dort mit einigen Negerhäuptlingen einen Vertrag schloß, worin der Kurfürst als ihr Oberhaupt anerkannt und ihm versprochen wurde, daß sie nur mit brandenburgischen Schiffen Handel treiben und die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiet gestatten wollten. Nun errichtete Friedrich Wilhelm eine afrikanische Handelsgesellschaft und schickte den Major von Gröben mit zwei bewaffneten Schiffen und einer Compagnie Soldaten nach Afrika. Gröben pflanzte an der Goldküste die brandenburgische Fahne auf, kaufte ein Dorf in der Nähe, baute das Fort Groß-Friedrichsburg, welches er mit zwanzig Kanonen und einer Garnison besetzte und kehrte mit einem Schiff zurück, während das andere mit Sklaven zum Verkauf nach Amerika ging. Im folgenden Jahre unterwarfen sich noch mehrere andere Häuptlinge, und es wurden noch zwei kleine Forts errichtet. Eine Gesandtschaft der Negerfürsten kam sogar nach Berlin, erneuerte den geschlossenen Vertrag, erkannte des Kurfürsten Oberherrlichkeit an und wurde reich beschenkt entlassen. Später erwarb Friedrich Wilhelm noch eine Insel am Senegal und ließ auch da ein Fort erbauen.

Nach und nach aber wurde die Eifersucht der holländischen Kaufleute gegen die preußische Handelsgesellschaft rege. Die Holländer riefen alle ihre Matrosen aus dem Dienste des Kurfürsten ab und fügten seiner Marine alle erdenkliche Beeinträchtigung zu. Mehrere brandenburgische Schiffe wurden weggenommen, und die Holländer bemächtigten sich sogar einiger kurfürstlichen Forts in Afrika. Mit Mühe wurde der offene Streit verhindert, seitdem aber konnte die preußische Handelsgesellschaft zu keinem rechten Gedeihen mehr kommen. Der Kurfürst übernahm später den Handel auf eigene Rechnung, vermochte denselben aber auch nicht in Flor zu bringen. Was seinem Eifer nicht gelang, mußte unter seinen Nachfolgern, welche dem Seewesen nicht dieselbe Theilnahme widmeten, noch mehr in Verfall gerathen. Sowohl die afrikanische Handelsgesellschaft wie die Colonien wurden bald wieder ganz aufge-

Digitized by Google

hoben, und so sind seine Bemühungen für das Seewesen Preußens ziemlich fruchtlos gewesen. Dieselben bleiben jedoch ein denkwürdiger Beweis von der Großartigkeit seines Strebens für die allseitige Größe des brandenburgischen Vaterlands.

Die Steuern und die Stände. Das Ziel, welches Friedrich Wilhelm verfolgte und zu dessen Erreichung er wichtige Schritte that, die Erhebung seines Staats in die Reihe der Großmächte, war natürlich nicht ohne den Aufwand großer Geldmittel zu erreichen. Die Bemühungen für die Marine, wie die fast unaufhörliche Kriegführung, der großartige Hofstaat und die glänzenden Gesandtschaften, dies Alles erforderte größere Ausgaben, als sie früher jemals stattgefunden hatten. Friedrich Wilhelm sah bis an sein Ende als Hauptbedingung der fürstlichen Macht jederzeit das stehende Heer an; zwar hatte er während der Friedenszeit sein vorher 40,000 Mann starkes Heer nach und nach um fast die Hälfte und die besonders kostbare Reiterei um zwei Drittheile vermindert, weil die zur Erhaltung der Truppen nöthigen Summen fast unerschwinglich waren; dennoch blieben die Steuern sehr hoch, und nur durch den strengen, unbeugsamen Herrscherwillen des Fürsten konnten sie erzwungen werden. Die Hauptsteuer war die Accise, welche bald von allen Gegenständen des täglichen Verbrauchs, von Getreide, Getränken, Fleisch und Lebensmitteln aller Art, von Kaufmanns- und Fabrikwaaren, von liegenden Gründen, von dem gehaltenen Vieh und auch für die Betreibung von Handel und Gewerbe selbst erhoben wurde. Sie wurde im Allgemeinen als wohlthätig und gerecht angesehen, weil dabei Jeder, der Etwas gebrauchte und verzehrte, zur Steuer mit beitragen mußte, also auch diejenigen, welche bis dahin nach alten Privilegien ganz steuerfrei gewesen waren. Außerdem wurde eine Stempelsteuer eingeführt.

Den Ständen wurde nun bei der Bewilligung aller dieser Steuern nicht mehr viel freie Bestimmung gelassen: sie durften überhaupt nur vierzehn Tage versammelt bleiben und über nichts Anderes, als über die ihnen vorgelegten Anträge berathen, damit nicht, wie früher oft geschehen, die Zeit mit der Verhandlung von allerlei Forderungen und Bedenken verbracht würde. Dabei wurde ihnen von vorn herein mitgetheilt, daß, was sie zu wenig bewilligten, sofort auf die ländlichen Besitzungen vertheilt und militärisch beigetrieben werden würde. Wenn sie Beschwerdeschriften einreichten, so erhielten sie dieselben meistens unbeantwortet zurück. Die bewilligten und nicht bewilligten Steuern wurden mit der größten Strenge eingezogen. Die Stände in Preußen erklärten schon im Jahre 1674 gerad heraus, sie wünschten gar keinen Landtag mehr und hätten um keinen gebeten, weil seit des Kurfürsten Regierung

Digitized by Google

jeder Landtag nur eine Vermehrung der Abgaben gebracht habe. Friedrich Wilhelm erwiderte, er fände es auch seinerseits gar nicht nothwendig, daß sie wieder berufen würden, da sie nur neue Beschwerden erhöben und dem Lande nichts als Unkosten verursachten. Es trat immer mehr hervor, daß er völlig unabhängig von den Ständen regieren wollte und seine Souverainetät geradezu als unumschränkte Herrschaft verstand. So sehr wir nun die Erfolge seiner Regierung als heilsam für Preußen rühmen müssen, so ist es doch nicht zu verwundern, daß seine Unterthanen, zumal die vor Kurzem erst ganz mit Brandenburg vereinigten Preußen, zunächst nur den schweren Druck der neuen Regierungsart hart empfanden. Dieselben hatten keine Ahnung von den großen Zwecken, die er zum Heil und Ruhm des ganzen Vaterlands verfolgte, und waren deshalb zu Opfern für diese Zwecke weniger bereit. Der Kurfürst selbst aber behielt das Ziel, einen großen Staat zu bilden, immer fest im Auge, und auf dieses Ziel ging er alles Widerstands und alles Murrens ungeachtet mit sicherem Schritt los.

Sorge für Handel und Gewerbe. Vor Allem war er darauf bedacht, Handel und Wandel selbst in jeder Beziehung immer mehr zu heben, in der That der sicherste Weg, um mit der Wohlfahrt des Landes auch die Aufbringung hoher Steuern leichter möglich zu machen. Wie sehr ihm die Förderung der Manufacturen und Fabriken am Herzen lag, zeigt eine Verordnung im Jahre 1678, in welcher er sagt: die Erfahrung lehre, daß eines Landes Wohlfahrt und Aufnehmen hauptsächlich aus inländischen Manufacturen herfließe, daher habe er aus landesväterlicher Vorsorge dahin getrachtet, auf was für Art neue Gewerke und Manufacturen in seinen Ländern gemacht würden und Gerbereien, Draht-, Sensen- und Blechhammerhütten anlegen lassen. Ebenso richtete er zuerst ein Stahlwerk, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei, eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik ein und beabsichtigte auch schon die Anlegung einer Porzellan-Manufactur. Besonders war es ihm um die Hebung der Wollfabrikation zu thun, und er befahl, daß Bettler, Müßiggänger und Kinder, die zur Spinnerei tüchtig wären, an Orten, wo sich Wollmanufacturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert, auch Bettler und Lumpengesindel aufgegriffen und nach Spandau geliefert würden, wo ein Zucht- und Spinnhaus angelegt wurde. Auch mit dem Tabakbau und der Tabakspinnerei versuchte er es; die märkischen Landleute wollten freilich zuerst von dem fremden Genuß nichts wissen. Ein Mohr, so wird erzählt, begleitete den Kurfürsten auf der Jagd; im Walde mußte ihm bei der Arbeit ein Bauer behülflich sein, und zum Lohn bot ihm der Schwarze freundlich eine Pfeife Tabak an, — der einfache Märker

Digitized by Google

aber erwiderte dankend: „Ne gnädige Herr Düvel, ick freete keen Füer". (Nein, gnädiger Herr Teufel, ich fresse kein Feuer.)

Besondere Fürsorge widmete der Kurfürst dem Land- und Gartenbau und gab darin durch eigene Anlagen und durch die Bewirthschaftung seiner Güter ein erfolgreiches Beispiel. Ihm ist auch die Einführung der Kartoffeln in der Mark zu danken, womit bei Berlin glückliche Versuche gemacht wurden. Die fremden Einwanderer, welche der Kurfürst herbeizog, die Franzosen, die Waldenser aus Piemont, wie die Holländer, erwiesen sich für den Landbau, wie für Gewerbe und Manufacturen als sehr nützliche neue Mitbürger; denn sie brachten nicht blos eine achtbare Gesinnung und eine mannichfache höhere Bildung mit, sondern auch das Beispiel der Cultur, welche sich in Frankreich ungestörter entwickelt hatte, während in Deutschland viele bessere Keime durch den unglückseligen dreißigjährigen Krieg erstickt worden waren. So beförderten die geschickten und arbeitsamen Fremdlinge in vieler Beziehung den Aufschwung des gewerblichen Lebens.

25. Der große Kurfürst als Christ; sein Verhalten in religiösen Dingen. Sein Lebensende.

Friedrich Wilhelm's frommer Sinn. Nachdem wir das großartige Wirken und Schaffen Friedrich Wilhelm's nach allen Seiten kennen gelernt haben, müssen wir noch einmal auf den tieferen inneren Grund seines mächtigen Geisteslebens zurückkommen, auf den wahrhaft religiösen Sinn und den festen Glauben, welcher das Innerste seines Gemüths erfüllte. Er hatte die evangelische Wahrheit nicht nur von treuen Lehrern und Erziehern, sondern vornehmlich aus dem Munde dreier gottesfürchtiger Frauen, seiner Großmutter Anna, seiner Mutter und seiner Tante, der Königin Marie Eleonore von Schweden vernommen, und von früh auf war ihm durch deren Beispiel der stete Verkehr mit Gott, inniges Gebet mit Herzen und Munde eine theure Gewohnheit geworden. Der Wahlspruch, mit dem er nach damaliger Fürstensitte sein Wünschen und Streben bezeichnete, war aus den Psalmen entnommen: „Herr thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll." Früh und spät im gewöhnlichen Lauf des Lebens und bei allen außerordentlichen Begebenheiten, die ihn beugten oder erhoben, vor allen wichtigen Unternehmungen, brachte er öffentlich oder in seinem Gemach dem Herrn Gebet und Fürbitte dar. Seinen Umgang mit Gott unterbrachen auch die häufigen Kriegszüge nicht, und strenge hielt er darauf, daß selbst im Felde seine Truppen, mochte früh oder spät

Digitized by Google

aufgebrochen werden, ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten. War ein Sonntagsmarsch unvermeidlich, so ließ er wenigstens eine halbe Stunde lang Halt machen und durch den Feldprediger ein Gebet halten, welchem er selbst, auf seinen vor sich hingestellten Degen gestützt, andächtig zuhörte, bis er commandirte: „Mit Gott! marsch Kinder." Oft fühlte er sich getrieben, allgemeine Bet- und Bußtage oder Dankfeste anzuordnen, wenn nämlich ihm, seinem Hause und seinen Landen große Gefahr drohte, oder wenn ihnen große Wohlthat und Rettung aus solcher Gefahr widerfahren war. Das neue Testament und die Psalmen begleiteten ihn auf allen seinen Kriegszügen. Regelmäßig besuchte er die Kirche, hörte an jedem Sonn- und Feiertage Vormittags die Predigt und Nachmittags die Erklärung der Psalmen. Gern unterhielt er sich im Familienkreise, namentlich mit seiner geliebten Gattin Luise Henriette von geistlichen Dingen. Die Wirkung des ernsten Glaubens bewährte sich an ihm vorzüglich in der Zuversicht zu Gott, womit er die ihm auferlegten Herrscherpflichten erfüllte. Ihm schrieb er alle Erfolge und die Siege zu, welche er erfocht; die zum Andenken an seinen glorreichen Kriegstag, an den Sieg von Fehrbellin geschlagene Medaille führte nach seinem Befehl auf der einen Seite die aus dem Psalm entnommene Inschrift: „das ist vom Herrn geschehen und ist wunderlich in unsern Augen", während die Inschrift auf der andern Seite mit den Worten schließt: „Gott allein die Ehre".

Friedrich Wilhelm's Eifer für christliche Zucht und Sitte und für kirchlichen Frieden; Unionsversuche. In seinem ernsten Glauben wurzelte auch der löbliche Eifer, womit er Zucht und christliche Sitte in seinen Landen durch eignes Beispiel, wie durch treffliche Verordnungen wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten und den geistlichen Stand durch Ausscheidung unwürdiger Mitglieder zu reinigen und zu heben bemüht war; nicht minder hatte ächter Glaube auch an seinem Bestreben Antheil, unter den in seinem Reich neben einander wohnenden Anhängern verschiedener christlicher Confessionen Frieden zu stiften, so sehr er auch hierdurch bei den eifrigen Lutheranern Anstoß erweckte und sogar zu harten Maßregeln gegen einen berühmten Glaubenshelden veranlaßt wurde.

Wir haben schon in dem bisherigen Verlauf unserer Geschichte gesehen, mit welcher Erbitterung die Anhänger der beiden protestantischen Bekenntnisse gegen einander standen und sich ärger anfeindeten und verfolgten, als es selbst von Protestanten gegen Katholiken geschah. Besonders waren es die eifrigen Lutheraner, welche jede Gemeinschaft mit den Reformirten abwiesen. Diese Feindschaft dauerte auch beim Re-

Digitized by Google

gierungsantritt des großen Kurfürsten fort, und von allen Kanzeln mußte man gegenseitige Verketzerung und Verunglimpfung hören.

Friedrich Wilhelm aber, so sehr es ihm selbst mit dem Glauben tiefer Ernst war, legte doch den Lehren, durch welche sich die Lutherischen von den Reformirten unterschieden, nicht eine so überwiegende Bedeutung bei, um die tiefere Gemeinsamkeit ihres Glaubens darüber zu verkennen, und von Anfang an war ihm daran gelegen, jenem übermäßigen Eifer ein Ziel zu setzen und wo möglich eine Versöhnung der streitenden Bekenntnisse herbeizuführen. Kurz vorher hatte sein Schwager, der Landgraf Wilhelm von Hessen, dasselbe Ziel erreicht, indem bei einem Religionsgespräch reformirter und lutherischer Geistlichen in Kassel wirklich eine Vereinigung ermöglicht wurde. Friedrich Wilhelm machte den Versuch, ob auch unter seinen Geistlichen eine Verständigung erzielt werden könnte. Zunächst erließ er eine Verordnung zur Beförderung der Einträchtigkeit zwischen den reformirten und lutherischen Predigern und Unterthanen. Er erinnerte daran, daß schon sein Großvater Johann Sigismund allen in Religionsmeinungen Abweichenden Gnade und Schutz ohne Unterschied angedeihen lassen, auch im Jahre 1614 das unnöthige Gezänk auf den Kanzeln und das Verketzern der Reformirten untersagt habe. Er habe nun erfahren, daß nur Wenige jene Verordnung in Acht nähmen, wogegen sie die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes nur auf Zanksucht und Verdammen der Reformirten deuteten, ja gegen andersgläubige evangelische Christen mehr eiferten, als gegen öffentliche Trunkenbolde, Wucherer und andere Sünder. Solch unchristlich Verfahren wolle er nicht mehr dulden; Eiferer und Zeloten, welche glaubten, daß durch diese Verordnung ihr Gewissen zu eng gespannt würde, könnten sich nach anderer Gelegenheit außerhalb des Kurfürstenthums umthun, wo ihnen das unchristliche Verdammen anderer Christen nachgesehen würde. Zugleich verbot er den Theologie-Studirenden den Besuch der Universität Wittenberg, weil dort das unzeitige Verdammen, Verlästern, Verläumden und falsche Andichten immer zunehme, während er immer dahin getrachtet, daß das Verdammen und Verlästern eingestellt, christliche Duldung und evangelische Bescheidenheit befördert, wahre Gottesfurcht und Nächstenliebe gelehrt werde.

Nach dem Beispiel seines Schwagers, Wilhelm von Hessen, ordnete er nun die Haltung eines Religionsgesprächs in Berlin an, zu welchem er lutherische, wie reformirte Geistliche nebst einigen Mitgliedern seines Geheimen Raths unter dem Vorsitz des frommen und gemäßigten Ober-Präsidenten von Schwerin berief. Dieser Versuch einer Versöhnung scheiterte jedoch an der Abneigung der Lutheraner, auf irgend eine Ver-

Digitized by Google

ständigung einzugehen. Nachdem die Conferenz erfolglos geblieben war, erließ der Kurfürst eine neue verschärfte Verordnung gegen alle Verunglimpfung, welche sich die Anhänger beider Bekenntnisse gegenseitig von den Kanzeln zufügen möchten (1664). Die Widerspenstigen wurden mit Amtsentsetzung bedroht und zugleich verlangt, daß alle Geistlichen sich durch einen schriftlichen Revers verpflichten sollten, die Vorschriften der neuen Verordnung genau zu beobachten. Diese Forderung erweckte die größte Aufregung unter den eifrigen Lutheranern: auch viele wahrhaft fromme unter denselben fanden es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar, gegen die reformirten Lehren, welche sie der Seligkeit gefährlich hielten, nicht öffentlich Zeugniß abzulegen, und verweigerten daher mit aller Entschlossenheit die Unterschrift, welche man von ihnen verlangte. Da alle Drohungen Nichts halfen, wurden mehrere der entschiedensten ihres Amtes entsetzt, besonders zwei der angesehensten und ehrwürdigsten Berliner Geistlichen. Das brachte eine solche Aufregung hervor, daß der Kurfürst sein Verfahren durch eine öffentliche Bekanntmachung nochmals rechtfertigte. Er erklärte darin, er habe nie über das Gewissen eines seiner Unterthanen Gewalt üben wollen, noch Jemanden wegen seines Glaubensbekenntnisses angefeindet, sondern Allen gleiche Gnade und Beförderung angedeihen lassen, weil der Satan kein schädlicheres Gift über den Staat ausgießen könne, als indem er wegen ungleicher Religion zwischen Obrigkeit und Unterthanen, und Bürgern und Mitbürgern Haß und Mißtrauen einpflanze. — Er ließ sich von der Aufrechthaltung der ausgesprochenen Absetzung durch alle Bitten des Berliner Magistrats nicht abbringen; erst nachdem er das Beispiel der Strenge gegeben, ließ er allmählig in der Forderung des Reverses größere Nachsicht eintreten.

Paul Gerhardt. Die allgemeinste Theilnahme unter den Geistlichen, welche von der Absetzung betroffen wurden, erregte besonders das Schicksal des berühmten kirchlichen Sängers Paul Gerhardt.

Ein Sachse von Geburt, bekleidete derselbe seit dem Jahre 1657 das Amt eines Diakonus an der Nicolaikirche in Berlin. Die tiefe und einfach schlichte Frömmigkeit, welche auch aus seinen zahlreichen Kirchenliedern überall hervorleuchtet, machte ihn zu einem ächten Mann des Volkes im schönsten Sinne; nicht nur seine Gemeinde, sondern ganz Berlin und die Mark hingen an ihm mit inniger Verehrung. Er war dem lutherischen Glauben mit tiefer Ueberzeugung ergeben, ohne jedoch mit seinen Gesinnungsgenossen in den Fehler unchristlichen Eiferns und Lästerns zu verfallen. Er ließ sich in dieser Beziehung niemals Etwas zu Schulden kommen und erfreute sich deshalb der besonderen Gunst

Digitized by Google

und Gnade des Kurfürsten, welcher sich nebst seiner Gemahlin Luise Henriette an den frommen geistlichen Liedern Gerhardt's innig erquickte. Als aber Friedrich Wilhelm mit dem Plan einer Vereinigung der beiden Kirchen hervortrat, fand er auch bei dem sonst so stillen und bescheidenen Diakonus lebhaften Widerstand, und dieser wandte als Theilnehmer des vom Kurfürsten angeordneten Religionsgesprächs seinen ganzen Einfluß an, um dies Unternehmen scheitern zu lassen. Ebenso gehörte er zu denjenigen, welche sich entschieden weigerten, den geforderten Revers wegen Vermeidung beleidigender Reden gegen die Reformirten zu unterzeichnen. Er wurde vor das Consistorium gefordert, wo der Ober-Präsident von Schwerin ihn durch die freundlichsten, aber zugleich dringendsten Vorstellungen zur Unterschrift zu bewegen suchte. Er sagte ihm: „das gute Zeugniß, welches eure Gemeinde über euch ablegt, die Liebe, die ihr allenthalben genießt, und das Vertrauen, mit dem man euch entgegenkommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß ihr nicht allein ein treuer Diener eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Kurfürsten seid. Ich kann euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß ihr jederzeit bei allem euerm Festhalten an dem lutherischen Bekenntniß doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel euch fern und frei gehalten habt von jeder Erbitterung. Auf euch hat Seine kurfürstliche Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet". — Gerhardt erwiderte hierauf, daß, wenn er wirklich bisher in seinem Amte und Leben dem Kurfürsten zu keiner Ungnade Anlaß gegeben habe, man ihm auch für die Folgezeit ohne die Unterschrift des Reverses solches zutrauen möge; ein treulich und ehrlich gemeintes Versprechen müsse hinreichen. Da man dennoch in ihn drang, die Unterschrift zu leisten, blieb er mit aller Ruhe und Festigkeit dabei, daß dies seinem Gewissen zuwider sei. Der Präsideut bat ihn, acht Tage Bedenkzeit anzunehmen; erst willigte er ein, gleich darauf aber stand er auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gegeben, das ich nicht halten kann. Ich darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn". So wurde denn auch gegen ihn die Absetzung ausgesprochen. Aber sofort regte es sich in der ganzen Bürgerschaft. Man konnte und wollte es nicht glauben, daß der treffliche und so milde Mann der Stadt entrissen

Digitized by Google

werden sollte. Die Bürgerschaft und sämmtliche Gewerke wandten sich an den Magistrat, damit dieser Fürsprache beim Kurfürsten einlegte. Aber die Vorstellungen des Magistrats vermochten des Kurfürsten Unwillen nicht zu besänftigen, denn gerade wegen des großen Ansehens, in welchem Paul Gerhardt stand, fürchtete er um so mehr, daß das Beispiel seines Widerspruchs eine gefährliche Wirkung haben würde. Selbst die gesammten Stände der Mark trugen dem Kurfürsten vergeblich eine Fürbitte für den allverehrten Gottesmann vor; erst der Fürsprache der frommen Kurfürstin Luise Henriette, welche ihren Gemahl in einem glücklichen Augenblicke durch die Erinnerung an Paul Gerhardt's köstliche Lieder zu rühren wußte, gelang es, ihn zur Gnade zu stimmen. Friedrich Wilhelm ließ dem Magistrat schreiben, da er gegen Gerhardt keine weitere Klage vernommen habe, als daß er sich weigere, die Edicte zu unterschreiben, da er somit annehmen könne, daß Gerhardt die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, so wolle er ihn in sein Amt wieder völlig einsetzen und ihm die Unterschrift des Reverses erlassen.

Ganz Berlin jubelte über diese unverhoffte Begnadigung, aber die Freude war voreilig; denn Paul Gerhardt selbst glaubte die Gunst nicht annehmen zu dürfen, weil der Kurfürst sie darauf begründete, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe. Er war überzeugt, daß er dieselbe sehr wohl begriffen habe, sagte, daß er ohne ein unbefangenes Gewissen sein Predigtamt nicht wieder antreten könne und widerstand allen Bitten und Vorstellungen seiner Freunde. Noch einmal wandte sich die Bürgerschaft an den Kurfürsten, um eine veränderte Form der Begnadigung zu erlangen, aber derselbe war jetzt wegen der unerwarteten Hartnäckigkeit des Geistlichen doppelt erbittert und schlug jede weitere Begünstigung ab. Paul Gerhardt mußte sein Amt niederlegen und sah sich genöthigt, mit Frau und Kindern außerhalb des Kurfürstenthums eine neue Stätte zu suchen. Die Sage erzählt nun, er sei mit seiner Familie ohne irgend eine Aussicht auf anderweitige Versorgung nach Sachsen heimgewandert. Als sie des Abends in einer Grenzstadt ausgeruht, sei die schwer leidende Frau von tiefer Bekümmerniß heimgesucht worden; Paul Gerhardt habe sie zu trösten versucht und sie an den Vers der Psalmen erinnert: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Selbst sehr ergriffen von diesen Worten, heißt es weiter, ging er in den Garten, setzte sich auf eine Bank und dichtete das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege", welches sich genau an die Worte jenes Bibelverses anschließt; er und seine Frau wurden durch das herrliche Lied, an welchem sich seitdem die ganze evangelische Christenheit

erquickt, mit neuer Zuversicht erfüllt. Noch an demselben Abend aber kehrten zwei fremde Herren in denselben Gasthof ein und erzählten, daß ihr Fürst, der Herzog von Merseburg, sie nach Berlin schicke, um den abgesetzten Paul Gerhardt aufzusuchen. Seine Frau erschrack darüber, neues Unheil besorgend, Gerhardt aber gab sich zu erkennen, und sogleich wurde ihm von den beiden Herren ein Schreiben des Herzogs eingehändigt, worin ihm ein ansehnliches Jahrgehalt zugesichert war. Tief gerührt zeigte er das Schreiben seiner Gattin und erinnerte sie an den Bibelvers, dessen Wahrheit sich so schnell bewährt habe. Dieser Vorgang ist freilich, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, nicht ganz richtig, da das berühmte Lied lange vor der Absetzung des frommen Dichters verfaßt war, aber die Erzählung giebt doch ein treues und schönes Bild von der Stimmung des trefflichen Gottesmannes und von den Gnadenerweisungen, welche ihm in seiner tiefen Noth von oben zu Theil wurden. Paul Gerhardt erhielt im folgenden Jahre einen Ruf als Geistlicher nach Lübben, wo er zur Ehre Gottes noch lange treulich gewirkt hat.

Die Kurfürstin Luise Henriette (von Oranien). Unter den Vertrauten Friedrich Wilhelm's war Niemand, auf den er in geistlichen Dingen so gern gehört, wie auf den Rath seiner trefflichen Gemahlin, der bereits öfter erwähnten Luise Henriette aus dem Hause Oranien. Dieselbe war eifrig reformirt, vor Allem aber von ächter, demüthiger Frömmigkeit und von christlicher Liebe erfüllt. Eifrig in Gebet ließ sie sich auch die religiöse Erziehung ihrer Kinder neben der wissenschaftlichen Ausbildung derselben sehr angelegen sein. Sie war ihrem Gemahl bei seiner umfassenden und anstrengenden Thätigkeit eine wahre Stütze; mit inniger Liebe war sie ihm treu ergeben und folgte ihm trotz ihrer schwachen Gesundheit fast auf allen seinen zahlreichen Reisen und selbst auf seinen Kriegszügen; denn es war ihr unerträglich, von ihm getrennt zu sein. „Ich will lieber alle Unbequemlichkeiten erdulden und bei ihm sein", schrieb sie einst, „als alle Bequemlichkeiten der Welt haben und ihn nicht sehen." Der Kurfürst erwiederte diese innige Liebe, und selbst in den ernstesten Staatsangelegenheiten war es ihm Bedürfniß, sich mit ihr zu berathen; oft verließ er die Sitzungen seines geheimen Raths und sprach mit ihr über die vorliegenden Sachen. Selbst auf Friedensunterhandlungen übte sie einen gewissen Einfluß, besonders soll sie an dem Abschluß des Friedens von Oliva Theil gehabt haben. Ihr landesmütterliches Herz war gerührt von dem großen Kriegselend in Preußen und sie sagte, ihr Gemahl könne es vor Gott nicht verantworten, wenn er demselben keine Erleichterung gewährte. Vor Allem aber entsprach

Digitized by Google

es ihrem ächt weiblichen und frommen Sinn, durch ihre Fürbitte so viel als möglich die Strafen der Verbrecher zu mildern. Den Armen endlich war sie eine wahre Mutter und christliche Fürsorgerin: überall war sie den Nothleidenden mit Rath und Hülfe nahe. Deshalb erwies ihr auch das Volk eine innige Verehrung. Das Waisenhaus in Oranienburg, welches von ihr gegründet wurde, hat das Andenken ihrer Wohlthätigkeit verewigt. Zu früh für den Kurfürsten und für die Liebe des Volks starb sie schon am 18. Juni 1667 in noch nicht vollendetem vierzigsten Jahre. Eine zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, vermochte ihm jenen herben Verlust niemals zu ersetzen, und er soll öfter in wehmüthigem Anschauen vor Luisen's Bilde gestanden und in Thränen ausgerufen haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich dich und deinen Rath."

Nicht blos als Gattin, Mutter und Fürstin hat Luise Henriette ein ruhmvolles Andenken hinterlassen, auch als Dichterin geistlicher Lieder wird sie in der evangelischen Kirche hoch geehrt. Gewiß hat vorzüglich Paul Gerhardt's herrliches Vorbild belebend und anregend auf sie gewirkt; der Kurfürst selbst hat vier ihrer geistlichen Lieder herausgegeben, unter welchen zwei, „Jesus, meine Zuversicht" und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren" als kostbare Kleinode des evangelischen Liederschatzes allgemein in Ehren gehalten werden.

Häuslicher Kummer des Kurfürsten. So glorreich des Kurfürsten Wirken bis an sein Lebensende war, so wurde doch zuletzt die Freude daran durch die Verhältnisse in seinem eigenen Hause getrübt. Seine zweite Gemahlin lebte mit den Kindern erster Ehe in fortwährendem Unfrieden, und es kam in der Mißstimmung und Feindseligkeit so weit, daß man sich von allerlei Nachstellungen gegen den Kurprinzen Friedrich erzählte. Böse Auftritte, welche dieser mit seiner Stiefmutter hatte und bei welchen sie heftige Drohungen gegen ihn ausstieß, brachten ihn so weit, daß er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte und nach Kassel zur verwittweten Landgräfin floh, mit deren Tochter er verlobt war. Zwar erfolgte eine Aussöhnung, aber kaum war er an den Hof zurückgekommen, so erkrankte er plötzlich nach einem Besuch bei der Stiefmutter, wodurch in ihm neuer Verdacht gegen dieselbe rege wurde. Sicherlich war solcher Verdacht ganz unbegründet, da die Kurfürstin einer verbrecherischen Handlung nicht fähig war, aber man ersieht aus diesen Vorgängen, wie tief der Zwiespalt in der fürstlichen Familie war. Dorothea konnte nun den Gedanken nicht ertragen, daß der Kurprinz einst Herr des ganzen Staats werden, ihre eigenen Kinder aber ohne Besitz bleiben sollten, und sie benutzte ihren bei zunehmender Kränklichkeit

Digitized by Google

des Kurfürsten wachsenden Einfluß, um denselben zur Aenderung seines Testaments in der Art zu überreden, daß er seine Länder unter alle Söhne theilte. Es ist fast unbegreiflich, wie Friedrich Wilhelm eine solche Theilung zugeben konnte, welche nicht nur dem alten Hausgesetz, sondern auch seinen eigenen Bestrebungen in Betreff der Gründung eines mächtigen Staats so ganz zuwiderlief, — aber der alte Kurfürst hatte von jeher eine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Kurprinzen gehabt und mochte daran verzweifeln, daß dieser das von ihm begonnene Werk fortführen würde. Nun kam noch die Mißstimmung über das unehrerbietige Verhalten des Prinzen gegen die Mutter hinzu, welches den Kurfürsten so aufbrachte, daß er denselben am liebsten ganz enterbt hätte. In den Verhandlungen mit dem Kaiser wegen des erwähnten im Jahre 1686 abgeschlossenen Bündnisses suchte Friedrich Wilhelm auch die kaiserliche Bestätigung seines Testaments zu erhalten, der Kurprinz aber verhandelte heimlich mit Oesterreich und erklärte sich bereit, den Schwiebuser Kreis in Schlesien wieder herauszugeben, wenn der Kaiser ihn im Besitz aller brandenburgischen Länder schützen wollte. Um jenen Preis ist denn wirklich die Einheit des Staats nach dem Tode des großen Kurfürsten erhalten worden.

Der Tod des großen Kurfürsten. Groß und würdig, wie das Leben Friedrich Wilhelm's, war auch sein Sterben eines der erhabensten Beispiele, wie ein christlicher Fürst sterben soll.

Ein bittrer Schmerz, den er im Frühjahr 1687 erlebte, der Tod seines dritten Sohnes, des blühenden Prinzen Ludwig, beugte ihn sehr darnieder, — dazu kamen körperliche Leiden; Gichtbeschwerden, welche ihn schon seit Jahren heimgesucht hatten, gingen im Frühjahr 1688 in Wassersucht über und bald nach dem Osterfest nahm dieselbe einen lebensgefährlichen Charakter an. Als er sein Ende herannahen fühlte, bestellte er in aller Stille, um seine Gemahlin und seine Kinder nicht zu betrüben, seine letzten Angelegenheiten. Der 17. April war der Tag der gewöhnlichen Geheime-Raths-Sitzung. Er hatte die Nacht schlaflos zugebracht, doch ließ er sich am Morgen früh im Bett ankleiden und in den gewöhnlichen Rathssaal tragen, wo auf seinen Befehl der Kurprinz Friedrich und die Geheimen Räthe versammelt waren. Hier redete er zunächst den Kurprinzen mit fester Stimme also an: „Ich halte dafür, es ist anjetzo das letzte Mal, daß ich diesem Rathe beiwohne; denn die Schwachheit meines Körpers hat zu sehr überhand genommen, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Was für eine langwierige, mühsame und mit schweren Kriegen stets beunruhigte Regierung ich gehabt, ist aller Welt zur Genüge bekannt. Hierdurch haben,

Digitized by Google

meine lieben Unterthanen wider allen meinen Willen nothwendig gar sehr mitgenommen werden müssen. Dem allen ungeachtet hinterlasse ich Euch durch Gottes Gnade anjetzo Euren Staat in Frieden und ziemlichem Wohlstande, wenigstens weit blühender, als mir derselbe von meinem in Gott ruhenden Herrn Vater hinterlassen worden. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen. Ich zweifle nicht, mein Sohn, Ihr werdet, wie in der Regierung, also auch in denen Staatsmaximen, wodurch ich den Staat glücklich beherrschte, mein Nachfolger sein, vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Eure Unterthanen herzlich lieben, treue Räthe hören und ihnen folgen, und das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen, denn dadurch muß nächst göttlicher Hülfe die Sicherheit Eurer Länder und der so sauer erworbene Ruhm des Kurhauses Brandenburg hauptsächlich maintenirt werden. Mit allem Fleiße seid darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Euch als ein Erbtheil hinterlasse, zu wahren und zu mehren."

Hierauf zu den Räthen gewandt, dankte er ihnen für die ihm bewiesene Treue und redlichen Dienst und forderte sie auf, solche hinfüro auch seinem Sohn zu erweisen. „Ich hätte herzlich gewünscht", fügte er hinzu, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen können, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltenden Unruhe, wie Ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben".

Alle Anwesenden waren tief ergriffen. Der Kurprinz konnte vor Wehmuth und Schluchzen seine Danksagung nicht vollenden und der alte Herzog von Schomberg als Erster im Rathe, nach ihm alle Uebrigen, nahmen unter Thränen Abschied von dem geliebten Herrn. Dieser war davon so gerührt, daß er nicht mehr sprechen konnte und nur mit der Hand seine große Freude über ihre Anhänglichkeit zu erkennen gab. Darauf schritt man noch zum Vortrag einiger wichtiger Staatsangelegenheiten, welche der geistesstarke Mann mit so gelassenem Gemüth und so scharfsinnigem Verstand beurtheilte, als wäre er bei vollkommener Gesundheit.

Nach beendigter Rathssitzung ließ er sich wieder in sein Schlafgemach bringen, wohin er den Kurprinzen allein berief. Mit nachdrücklichen und rührenden Worten ermahnte er denselben hier nochmals, Allem genau nachzukommen, was er ihm aus väterlichem, treumeinendem Gemüth theils mündlich vorgestellt, theils schriftlich hinterlassen habe, sofern er der göttlichen Gnade und der Kraft des väterlichen Segens theilhaftig werden wollte. Der Kurprinz warf sich zu seinen Füßen und

Digitized by Google

bat ihn um Verzeihung der Fehler, die er begangen, und um seinen Segen. Der Vater segnete ihn. Dann schenkte er allen Angehörigen und Dienern werthvolle Gaben der Erinnerung und suchte seine in lauten Schmerz ausbrechende Gemahlin zu trösten, indem er zu ihr sprach: „Wie nun, liebste Gemahlin, ich bitte, faßt Euch ein wenig! es muß doch einmal geschieden sein und eins dem andern vorangehen. Vor mich habe ich genug gelebt und von meinem Gott unzählige Wohlthaten empfangen. Wäre es denn nicht billig, daß ich demjenigen die Seele wiedergebe, von dem ich sie erhalten? Ich bin bereit, dieses sterbliche Leben nach meines Gottes Willen zu beschließen, und seid versichert, daß wir uns dermaleinst in der frohen Ewigkeit gewiß wiederum vereinigen werden".

Am Nachmittag kamen die beiden Hofprediger aus Berlin zu dem Kranken nach Potsdam. Er empfing sie mit den Worten des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr geben wird an jenem Tage".

„Allerdings", erwiderte der eine Geistliche, „sei es eine große Glückseligkeit für einen Regenten, wenn er auf seinem Sterbebette mit Hiskia sprechen könne: Gedenke doch, Herr, wie ich vor dir gewandelt habe in der Wahrheit mit vollkommenem Herzen", — der Kurfürst aber fiel ihm in die Rede und bekannte sich als einen sündigen Menschen, der seiner Schwachheit gar wohl eingedenk sei, der aber auch wisse, daß seine Sünden mit dem Blute Jesu Christi, auf dessen Verdienste er einzig und allein sein Vertrauen gesetzt, abgewaschen wären.

Am Abend trafen auch die übrigen kurfürstlichen Kinder und die Kurprinzessin aus Berlin ein: der Kranke ließ sie alle zu sich ins Gemach treten, ermahnte sie, Gott vor allen Dingen stets vor Augen zu haben und im Glauben zu verharren. Dann ließen sie sich auf die Kniee nieder, küßten seine Hände und empfingen seinen väterlichen Segen.

Der folgende Tag verging unter geistlichen Gesprächen. Während der Andachtsübungen verfiel der Fürst in eine tiefe Ohnmacht; beim Erwachen wünschte er seine Kinder nochmals zu sehen und erholte sich in den innigsten Liebesbezeigungen gegen dieselben. Dann gedachte er nochmals der verfolgten Protestanten, die er in sein Land aufgenommen. „Ich habe, sagte er, noch eine andere Familie, eine, die ich nach dem Gebot der Nächstenliebe angenommen, die mir aber nicht weniger theuer ist, als meine natürliche Familie. Das ist die große Zahl der Flüchtlinge, deren Kirchentrümmer ich aus Frankreich gerettet und welche ich nach dem unglücklichsten kirchlichen Schiffbruch in meine Staaten, wie in

Digitized by Google

einen sicheren Hafen, aufgenommen habe." Auch klagte er noch über den Mangel an Duldsamkeit, welcher noch immer zwischen den protestantischen Parteien herrsche. Die Nacht über blieb er allein und stärkte sich von Zeit zu Zeit in brünstigem Gebet.

Da seine Kräfte zusehends abnahmen, ließ er seine tiefbetrübten Kinder zum letzten Male zu sich rufen, und als sie weinend um ihn standen, sagte er mit gelassener Miene: „Er käme sich anjetzo nicht anders vor, als wie der Erzvater Jacob, da er seine Kinder segnete", dann rief er: „Wann werde ich doch dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Komm, Herr Jesu, ach komm, Herr Jesu, ich bin bereit!" Gott erhörte das Verlangen seiner Seele, denn schon gegen 9 Uhr desselbigen Morgens unter dem herrlichen Bekenntniß: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", entschlummerte er so sanft, daß er nach Neigung des Hauptes sich selbst die starren Augen zudrückte*).

So starb am 29. April 1688 nach 48jähriger Regierung der große Kurfürst von Brandenburg. Wohl trägt er den Beinamen des Großen mit gutem Fug und Recht; denn er hat dem Staate, welchen er in der tiefsten Zerrüttung fand, alle die Triebe einer großen Entwickelung eingepflanzt, welche unter seinen Nachfolgern zur Reife kamen und Preußen zu einem mächtigen Staat erhoben. Er hatte den Umfang des Landes um ein Drittheil vermehrt (von 1370 auf 1930 Quadratmeilen), die Bevölkerung um ebensoviel (bis auf etwa 1,500,000 Einwohner), die Einkünfte um das Vierfache (von 500,000 Thaler auf 2½ Millionen), das Heer völlig neu errichtet und um das Sechsfache vermehrt (von 4000 auf 24,000 Mann), die vorenthaltenen Festungen wieder erworben, verstärkt und wohl versehen und den Schatz gefüllt; der unbeschränkten Gewalt hat er die Bahnen gebrochen, eine Macht gebildet, wie sie vor ihm unbekannt war, und dem Hause Brandenburg eine Bedeutung unter den europäischen Staaten gegeben, wie sie keiner seiner Vorfahren hatte ahnen können. So viele ausgezeichnete Fürsten auch Friedrich Wilhelm unter seinen Vorfahren zählte, so gebührt doch ihm allein der Ruhm, in allen Beziehungen der Gründer der preußischen Monarchie gewesen zu sein, und so viele Verdienste sich auch seine Nachfolger um dieselbe erwarben, so hoch sie durch das Genie Friedrich's des Großen stieg, so sind doch alle nur auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst einschlug und den nicht zu verlassen er sterbend seinen Sohn ermahnte**).

*) Der große Kurfürst als Christ. Berlin 1836.
**) Stenzel II. 474. 478.

Digitized

Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg, später Friedrich I. König in Preußen.
(1688—1713.)

26. Friedrich's Regierung bis zur Annahme der Königskrone. (1688—1701.)

Friedrich's Erziehung, Eigenschaften und Regierungsantritt. Friedrich, des großen Kurfürsten zweiter Sohn, welcher demselben zunächst als Kurfürst Friedrich III. folgte, war nicht einer der hervorragenden Fürsten, welche durch großartige Handlungen oder weise Einrichtungen dem Aufblühen ihrer Staaten neue Bahnen bereiten, aber er war dennoch bestimmt, eine wichtige Stelle in der Reihe der hohenzollernschen Fürsten auszufüllen und durch einen bedeutsamen Schritt das gemeinsame Werk derselben weiter zu fördern. Die Macht, welche durch seine Vorfahren, besonders durch seinen ruhmreichen Vater begründet war, sollte durch ihn auch den ihr gebührenden Namen erhalten: an Einfluß und Ansehen standen die brandenburgischen Regenten bereits weit über den übrigen Kurfürsten des Reichs, vielen selbständigen Königen gleich, Friedrich war es vorbehalten, nun auch den königlichen Rang und Titel zu erwerben.

Friedrich III. war mit einem schwächlichen und etwas verwachsenen Körper geboren; seine körperliche und geistige Entwickelung ging langsam, jedoch ziemlich glücklich vor sich. Zum Erzieher erhielt er den durch Studien und Reisen vielseitig gebildeten Eberhard von Dankelmann, welcher es an dem nöthigen Ernst nicht fehlen ließ; in den Wissenschaften und besonders in Sprachen erwarb der Prinz erfreuliche Kenntnisse. Auch sein Charakter nahm im Wesentlichen eine glückliche Richtung, nur entwickelte sich in ihm neben großer Gutmüthigkeit und Weichheit des Gemüths frühzeitig ein gewisser Hang zur Eitelkeit und zu äußerem Prunk. Als zehnjähriger Knabe gründete er schon einen Orden de la générosité, den er mit feierlichem Ernst und unter großen Ceremonien auch an ältere Leute vertheilte.

Digitized by Google

Die traurigen Mißhelligkeiten mit seiner Stiefmutter, welche ihn sogar zu zweimaliger Entfernung von dem väterlichen Hofe bewogen, so wie die hieraus entstandenen letztwilligen Bestimmungen des großen Kurfürsten sind bereits erwähnt worden.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, so ließ der nunmehrige Kurfürst Friedrich III. sich zunächst in Berlin und in der Kurmark, dann nach und nach in allen übrigen Landestheilen feierlich huldigen und zeigte seinen Regierungsantritt durch besondere Gesandtschaften den fremden Mächten an. Das letzte Testament seines Vaters, welches den Brüdern aus zweiter Ehe besonderen Länderbesitz zutheilte, erklärte er für nichtig, weil es dem alten Hausgesetz des Albrecht Achilles und dem geraischen Hausvertrag zuwider sei. Vom Kaiser erlangte er, für die Verzichtleistung auf den Schwiebuser Kreis, die Bestätigung dieses Verfahrens und mit den Brüdern vertrug er sich schließlich durch Bewilligung reichlichen Jahrgehalts. So war denn Friedrich III. Herr der ungetheilten brandenburgischen Lande, in dem Umfang, wie sein großer Vorgänger dieselben besessen hatte. Eines lag ihm fortan während seiner ganzen Regierung besonders am Herzen, nämlich die Erhöhung des äußeren Glanzes seiner Krone.

Mit Ernst und Wohlwollen ergriff er die Zügel der Regierung und in Kurzem war er einer der beliebtesten Fürsten, welche je in Brandenburg regiert haben. Seine Zeitgenossen rühmen bei allem Glanz, mit welchem er seinen Thron umgab, die Einfachheit seiner persönlichen Neigungen: alle Ausschweifung war ihm fremd und er lebte nur der Erfüllung seiner Pflichten. Im persönlichen Verkehr war er milde, vertraulich und offen, in seinen Gesprächen bemerkte man treffliche und fürstliche Gedanken, in den schriftlichen Aufsätzen eine umsichtige und scharfsinnige Behandlung der Dinge. Leider besaß er wenig Festigkeit des Charakters und ließ sich zu leicht von Schmeichlern und Günstlingen bestimmen.

Dankelmann's Gunst und Ungnade. Der Jugendführer und Freund des Kurfürsten, von Dankelmann, wurde nach dessen Regierungsantritt sein vorzüglicher Rathgeber. Zwar behielt Friedrich die höheren Staatsbeamten seines Vaters unverändert bei, aber Dankelmann gewann bald den überwiegendsten Einfluß. Gleich im Jahre 1688 wurde er zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath ernannt und leitete in Kurzem alle auswärtigen und eigentlich alle wichtigen Angelegenheiten, ebenso wie der Ober-Präsident von Schwerin unter dem großen Kurfürsten. Im Jahre 1695 wurde er bei offener Tafel und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Ober-Präsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannt. Dankelmann sträubte sich zuerst gegen

Digitized by Google

die hohe Würde, mußte dieselbe jedoch annehmen; außerdem erhielt er noch große Besitzungen und wurde vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben, die Grafenwürde lehnte er ab. Alle wichtigen Staats- und Hofangelegenheiten, sowie die Verwaltung der Finanzen wurden ihm übertragen, und bei dem Vertrauen und der Schwäche Friedrich's war Dankelmann eigentlich der Regent des Landes. Gerade diese gewaltige Erhebung wurde aber der Grund seines baldigen Falls; denn Neid und Eifersucht vereinigten nun gegen ihn alle Ehrgeizigen am Hofe. Dankelmann, nach treuen Gehülfen vergeblich suchend, beging die Unvorsichtigkeit, seine sechs Brüder zu seiner Unterstützung an den Hof in ehrenvolle Aemter zu ziehen, wodurch der Neid und die üble Nachrede neuen Anlaß erhielten. Dazu kam, daß sein strenger Ernst fast alle Hofleute zurückstieß. Im Gefühl seiner Macht glaubte er sich aller Rücksichten auf die Schwächen seiner Umgebung überhoben, sagte über das oft leichtfertige und eitele Wesen derselben seine Meinung unverhohlen heraus und schonte selbst die Kurfürstin Sophie Charlotte nicht, deren geselliges Leben und Treiben seinem strengen Wesen nicht zusagte. Auch den Kurfürsten behandelte er hier und da noch, wie er es aus früheren Jahren gewohnt war, mit schulmeisterlichem Ton; besonders machte er ihm oft die unumwundensten Vorwürfe über die großen Ausgaben, welche das prächtige Hofleben verursachte. So entstand bald eine allgemeine Verbindung des ganzen Hofes gegen den allmächtigen Minister, welchen man „Dankelmann der Große“ nannte, und an die Spitze der Feinde desselben stellte sich ein seit Kurzem in des Kurfürsten Dienste getretener pfälzischer Edelmann, der Freiherr Kolb von Wartenberg, wiewohl derselbe durch Dankelmann selbst zu den höchsten Würden gelangt war. Der schlaue, geschmeidige Mann wußte sich in des Kurfürsten Gunst so festzusetzen, daß er es endlich wagen durfte, erst heimlich, dann immer offener gegen Dankelmann aufzutreten: besonders faßte er den Kurfürsten bei der Eitelkeit, indem er bei Gelegenheit öfters darauf hinwies, wie herrisch und rücksichtslos der Ober-Präsident mit dem Fürsten selbst umgehe. Das wirkte, und der Kurfürst wurde immer gereizter und rief einmal heftig aus: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin“. Der bisherige Günstling bemerkte, daß ihm das Vertrauen seines Herrn entzogen sei und bat selbst um seine Entlassung, welche er zuerst in der gnädigsten Form und unter Dankesbezeigungen des Kurfürsten erhielt. Dabei beruhigten sich aber seine Feinde nicht, sie stellten Friedrich vor, Dankelmann könne, wenn er die Freiheit behalte, die ihm bekannten Staatsgeheimnisse mißbrauchen, und der schwache Fürst ließ sich bereden, ihm den Prozeß zu

Digitized by Google

machen, ihn nach der Festung Peiz zu verweisen und sein Vermögen mit Beschlag zu belegen. Es wurden eine Menge Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht; keine derselben konnte wirklich erwiesen werden, und der zwar schroffe, aber durchaus rechtliche Mann behauptete standhaft seine Unschuld, aber seine Feinde wußten es dennoch durchzusetzen, daß er schmachvoll zu ewiger Gefangenschaft und zum Verlust aller seiner Güter verurtheilt wurde, — ein warnendes Beispiel gefährlicher Gunst, rücksichtsloser Ueberhebung und tiefen Falls, wie wir es in der Geschichte aller Höfe finden, in der Geschichte Brandenburgs und Preußens glücklicherweise seltener, als in anderen Staaten, weil die brandenburgischen Fürsten selten so schwach waren, sich überhaupt von Günstlingen beherrschen zu lassen. Friedrich III. milderte später, als ihm einige Beweise von Dankelmann's Unschuld mitgetheilt wurden, dessen Schicksal: erst sein Nachfolger aber zog denselben wieder an seinen Hof, doch war er inzwischen im Unglück zeitig gealtert und abgestumpft.

Nach Dankelmann's Sturz wurde Kolb von Wartenberg der Erste am Hofe und in der Verwaltung. Zu seinen früheren Aemtern und Würden brachte er bald die eines Marschalls von Preußen, General-Erbpostmeisters u. a., sowie die eines Premierministers hinzu, wurde in den Reichsgrafenstand erhoben und bezog ein Gehalt von 100,000 Thalern jährlich außer zahlreichen Geschenken, welche es ihm möglich machten, in Kurzem ein Vermögen von einigen Millionen zu sammeln. Er wußte sich besser als Dankelmann gegen Ungnade vorzusehen, indem er sich für alle solche Fälle im Voraus schriftliche Sicherstellungen geben ließ. Auch lag ihm nur daran, sich auf seiner hohen Stelle zu behaupten, und er vermied es deshalb, den Ansichten seines Herrn zu widersprechen, vielmehr schonte er dessen Schwächen, schmeichelte seinen Lieblingsneigungen und wußte selbst, als er später dennoch von den Geschäften entfernt wurde, des Kurfürsten persönliche Gunst zu behaupten.

Kriegführung unter Friedrich III. In den Beziehungen zu den fremden Mächten blieb es für Friedrich, wie für die meisten seiner Vorgänger, leitender Grundsatz, sich so eng wie möglich an den Kaiser anzuschließen. Schon durch diese freundschaftliche Stellung zu Oesterreich wurde Friedrich zur Feindseligkeit gegen Frankreich hingetrieben; er war überdies gegen Ludwig den Vierzehnten gereizt, weil er meinte, daß ihm von diesem bei mehreren Gelegenheiten nicht mit genug Rücksicht begegnet worden sei. Vor Allem aber war es sein herzliches Verhältniß zum Prinzen Wilhelm von Oranien, was ihn zum Feinde Ludwig's machen mußte. Der holländische Fürst ging eben damals mit dem Gedanken um, den englischen Thron zu gewinnen; dazu aber brauchte er

Bundesgenossen, und da er den Eifer des brandenburgischen Friedrich für die protestantische Sache kannte, so wandte er sich vertrauensvoll an diesen. Gleich im ersten Regierungsjahre Friedrich's (**1688**) hatte er mit ihm eine heimliche Zusammenkunft in Minden, wo Friedrich versprach, 6000 Mann zum Schutz Hollands gegen französische Angriffe zu stellen, sobald Wilhelm mit seinen eigenen Truppen nach England ziehen würde. Diese Unterstützung, sowie die Theilnahme brandenburgischer Truppen an dem Zuge nach England, erleichterten das Gelingen des wichtigen Unternehmens: im folgenden Jahre (**1689**) saß der Prinz von Oranien als König Wilhelm III. auf dem englischen Thron und fühlte sich dem Kurfürsten von Brandenburg immerdar zu großem Dank verpflichtet.

Friedrich III. war gleich nach der Zusammenkunft in Minden mit mehreren norddeutschen Fürsten in Verhandlung getreten, um sie zu einem allgemeinen Bündniß gegen Frankreich geneigt zu machen, bei vielen derselben war es ihm gelungen, dagegen bemühte er sich vergeblich, auch den Kaiser Leopold zu einem sofortigen Feldzuge zu bestimmen, weil derselbe fürerst mit neuen Türkenkriegen vollauf beschäftigt war. Friedrich wurde jedoch hierdurch nicht entmuthigt: auf die Nachricht, daß Ludwig der Vierzehnte in die Pfalz eingefallen sei, eilte er selbst mit seinen Truppen an den Rhein und spornte die übrigen Fürsten an, ein Gleiches zu thun. Er ging zunächst auf Köln, welches von den immer weiter vorrückenden Franzosen besetzt werden sollte. Ludwig war äußerst aufgebracht gegen ihn und drohete seine Länder am Rhein mit Feuer und Schwert zu verheeren, er ließ sich jedoch nicht schrecken, sondern traf in steter Uebereinstimmung mit den Holländern alle Anstalten, um die Franzosen aus dem Erzbisthum Köln wieder ganz zu vertreiben. Bei dieser Kriegführung zeigte sich Friedrich III. seiner Abstammung von den tapferen Hohenzollern würdig. Die Franzosen wurden auf mehreren Punkten hart bedrängt und zogen ihre gesammten Kräfte nach Bonn zurück. Der Kurfürst wendete sich gegen diese Stadt, in welcher der tapfere General Asfeld eine Besatzung von 8000 Mann befehligte. Um die Eroberung derselben zu beschleunigen, mußte Friedrich dem Wunsche seiner Verbündeten nachgeben und die Stadt bombardiren, wozu er sich sehr ungern entschloß. Es geschah so nachdrücklich, daß sie nach einer halben Stunde bereits an mehreren Punkten in Flammen stand. Die Kirchen, der kurfürstliche Palast und fast alle Häuser der Stadt sanken in Asche; dennoch ergab sich der brave Asfeld noch nicht, sondern zog sich mit seinen Truppen in die Außenwerke zurück. Nach längerer Zögerung wurde nun der Sturm gegen die Festung unternommen. Friedrich soll

Digitized by Google

während desselben, als er für den Ausgang fürchtete, an das Fenster tretend, gebetet haben, daß ihn Gott bei diesem ersten Unternehmen keinen Schimpf erleben lassen möge. Der Sturm gelang; aber als die Brandenburger schon bis zum Hauptwall vorgedrungen waren, wollte doch der heldenmüthige, jetzt noch dazu schwer verwundete Asfeld, dessen Besatzung von 8000 auf 1500 Mann zusammengeschmolzen war, eher sterben, als nach alter Sitte der Besiegten mit weißen Stäben in den Händen abziehen. Der Kurfürst dachte edel genug, um auch an dem Feinde den Heldenmuth zu ehren, und bewilligte ihm den Abzug mit kriegerischen Ehren. Er soll sogar seinen eigenen Leibarzt zu dem schwer verwundeten Commandanten geschickt haben (1689).

Nach der Eroberung Bonns wurde das ganze Gebiet des Niederrheins von den Feinden gereinigt; doch wurde von den deutschen Fürsten der Krieg, wie in den früheren Jahren, wieder nur lässig betrieben, während die Franzosen Alles anwandten, um neue Vortheile zu erringen. Der Marschall von Luxemburg schlug den Fürsten von Waldeck bei Fleurus auf's Haupt (1690). Nun entstanden zwischen den Verbündeten allerlei Streitigkeiten und Alles wurde hierdurch gehemmt, wogegen die Franzosen tüchtig vorschritten. Vergeblich suchte Friedrich zu ernstem Widerstand anzuregen; nur der Prinz Ludwig von Baden trat mit einigem Erfolg dem siegreich vordringenden Feind entgegen. Nach mehreren Jahren unglücklicher Kriegführung mußte es auch Friedrich für besser halten, selbst unter ungünstigen Bedingungen Frieden zu schließen, als den Krieg auf so verderbliche Weise fortzuführen. Zu Ryswick kam der Friedensschluß im Jahre **1697** zu Stande, in welchem der Elsaß mit Straßburg den Franzosen überlassen werden mußte. Friedrich durfte mit gutem Grund die Verantwortung dieses unglücklichen Ausgangs von sich ablehnen. Er erklärte öffentlich: er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde.

Protestantische Einwanderer. Am meisten schmerzte es den eifrig protestantischen Kurfürsten, daß durch eine Bestimmung des Ryswicker Friedens die Religionsfreiheit der Protestanten in den während des Kriegs von den Franzosen inne gehabten Ländern beschränkt bleiben sollte. Dabei konnte er in anderer Beziehung seine Liebe zu den Protestanten durch thätige Hülfe erweisen. Fortwährend dauerten die heimlichen Auswanderungen verfolgter Calvinisten aus Frankreich fort und in Friedrich's Ländern fanden dieselben jederzeit die günstigste Aufnahme

und Unterstützung. Die Zahl der Einwanderer wuchs unter Friedrich III. ungemein: im Jahre 1700 betrug dieselbe weit über 15,000; auch aus der Pfalz kamen hunderte von Familien, sowie Wallonen und Schweizer in großer Anzahl herbei. Ihre Thätigkeit gereichte dem neuen Vaterland fortwährend zum mannichfachen Vortheil; denn theils brachten sie, da viele von ihnen den wohlhabenden Ständen angehörten, nicht unbedeutendes Vermögen ins Land, theils regte ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit viele Fortschritte in dem Gewerbebetrieb an, theils endlich dienten ihre Anstalten für den Unterricht der Jugend, für Arme, Kranke, Wittwen und Waisen in mancher Beziehung als Muster für die Einrichtungen ihrer neuen Landsleute. Man zählt dreiundvierzig Gewerbe, welche durch die Einwanderer in der Mark erst recht heimisch gemacht wurden, während man die betreffenden Fabrikate vorher aus Frankreich, England und Holland beziehen mußte. Noch in einer anderen Beziehung waren die fremden Ankömmlinge von großer Wichtigkeit für die Mark und besonders für die Hauptstadt Berlin. Sie besaßen nämlich größtentheils eine gewisse geistige und gesellige Bildung, und ihr Beispiel trug viel dazu bei, ein reicheres geselliges Leben, feinere Sitten und Gewohnheiten zu verbreiten, um so mehr, als des Kurfürsten Friedrich Gemahlin Sophie Charlotte nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hierauf einen großen Werth legte.

Die Gründung der Universität Halle. Der Einfluß Sophie Charlotten's und des von ihr gepflegten geistigen Strebens war gewiß auch nicht ohne Antheil an der Gründung wissenschaftlicher Anstalten, welche wir Friedrich III. verdanken, besonders der Universität Halle.

In der protestantischen Gottesgelehrtheit war damals eine neue Bewegung eingetreten. Die lutherischen Theologen, welche bis dahin in Wittenberg und auf den meisten übrigen Universitäten die Oberhand hatten, waren in blindem und schroffem Eifer für das Lutherthum immer mehr dahin gekommen, das bloße, unbedingte Festhalten an dem Buchstaben der luther'schen Lehrsätze als das Kennzeichen gottgefälligen Glaubens hinzustellen. Während sie alle Kräfte an die scharfe und spitzfindige Vertheidigung jener Glaubenslehren setzten, vernachlässigten sie darüber die Sorge für gute Früchte des Glaubens und schienen fast nicht mehr zu wissen, daß der rechte lebendige Glaube sich in thätiger Liebe erweisen müsse. Der Eifer ihres Glaubens verirrte sich vorzüglich in den Haß gegen alle Andersgläubigen, worunter sie Calvinisten ebenso wie Katholiken verstanden. Gegen diese verkehrte Weise war damals besonders der fromme Philipp Spener aufgetreten; im Gegensatz gegen die todte Rechtgläubigkeit forderte er, daß die Frömmigkeit sich in einem wahrhaft

Digitized by Google

lebendigen und thätigen Glauben und in sittlichem Wandel erweise, und daß bei der Bildung der Lehrer des Volks vor Allem auf einen tüchtigen, praktisch frommen Geist gesehen werde. Diese Schule von Gottesgelehrten, welche man wegen ihres eifrigen Hervorhebens frommer Werke Pietisten nannte (ein Name, der später sehr falsch angewendet wurde), kam bald in lebhaften Kampf gegen die alte Richtung der lutherischen Gottesgelehrten: während Spener als Hofprediger in Berlin seinen Ansichten Geltung zu verschaffen wußte, begann sein frommer Gesinnungsgenosse August Hermann Franke in Leipzig Vorlesungen über die Bibel und über das theologische Studium zu halten, in welchen er auf wahrhaft frommen Willen, Reinheit und Demuth des Herzens, Ernst und Heiligkeit der Andacht und auf werkthätige Frömmigkeit als die Kennzeichen ächten Christenthums alles Gewicht legte. Er wurde jedoch von den alten Lehrern an der Universität deshalb sehr angefeindet und verfolgt.

Gleichzeitig war ein Mann ganz anderer Art mit den Theologen der alten Schule in heftigen Streit gerathen, nämlich der Doctor der Rechte Christian Thomasius in Leipzig, ein ausgezeichnet begabter, lebendiger und geistreicher Mann. Ihm war es freilich mit dem christlichen Glauben überhaupt nicht so tiefer Ernst, wie einem Spener und Franke, sondern von einem ganz anderen Standpunkte aus griff er die lutherischen Theologen an: theils verwarf er ihre Lehren als mit der Vernunftforschung nicht vereinbar, theils und besonders trat er gegen ihre Ansicht auf, daß die Fürsten die Pflicht hätten, mit äußerer Gewalt die Kirchenlehre zu schützen und aufrecht zu erhalten. Er nahm sich nun auch des von den Leipziger Professoren hart angegriffenen Franke an; sein Wirken aber reizte den Kurfürsten von Sachsen so sehr, daß ihm das Halten von Vorlesungen, sowie die Herausgabe irgend einer Schrift verboten wurde; da er fürchten mußte, auch der Freiheit beraubt zu werden, ging er nach Berlin.

Friedrich III. nahm den Flüchtigen gern auf und benutzte diese Gelegenheit, um den lang gehegten Plan der Gründung einer neuen Universität in Ausführung zu bringen. Die Kurfürsten hatten es seit ihrem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß immer ungern gesehen, daß die Geistlichen für die märkischen Gemeinden fast sämmtlich von den Universitäten Wittenberg und Leipzig kamen. Schon der große Kurfürst hatte deshalb eine neue Universität in Halle stiften wollen; sein Sohn führte das jetzt aus, indem er zunächst dem Thomasius gestattete, Vorlesungen dort zu halten, welche einen um so größeren Zulauf fanden, weil sie nicht in lateinischer Sprache, wie man es bis dahin gewohnt

Digitized by Google

war, sondern deutsch und zugleich sehr faßlich und ansprechend gehalten wurden. Seine Wohnung faßte bald die Zahl der Zuhörer nicht mehr und der Magistrat gab ihm einen öffentlichen Saal zur Benutzung. Als nun der Kurfürst nach Halle kam und hier eine große Anzahl vornehmer Studirender fand, welche Thomasius hingezogen hatte, beschloß er auf Dankelmann's und Spener's Rath die Gründung einer vollständigen Universität. August Hermann Franke wurde aus Leipzig, andere tüchtige Gelehrte aus allen Theilen Deutschlands berufen, und am 10. Juni 1692 erhielt die Universität ihr Privilegium vom Kurfürsten, welches der Kaiser im Jahre 1694 bestätigte. Nun fand die feierliche Einweihung statt, und die neue Hochschule nahm einen so raschen Aufschwung, daß schon nach 10 Jahren über 2000 Studirende dort gezählt wurden.

Auch in jeder andern Beziehung beförderte Friedrich III. die Wissenschaft. Er berief den ausgezeichneten Gelehrten Samuel von Pufendorf nach Berlin, um das Leben des großen Kurfürsten zu schreiben, welchen Auftrags sich der tüchtige Mann auf die freimüthigste und trefflichste Weise entledigte.

August Hermann Franke, welchen wir als Kämpfer für einen lebendigen und thätigen Glauben mehrfach erwähnt haben, war zugleich selbst eines der schönsten Vorbilder eines demüthigen, in Liebe schaffenden Glaubenslebens; er ist der Gründer des Halleschen Waisenhauses, jenes „Siegesdenkmals des Gottvertrauens und der Menschenliebe“. Seine fromme Schöpfung ist einer der herrlichsten Erweise, wie mit kleinen Mitteln Großes hervorgebracht werden kann, wenn ein ernster Glaube und wahrhaftige Liebe den befruchtenden Segen Gottes darauf herabziehen. Franke, im Jahre 1663 zu Lübeck geboren, war mit seinen Eltern zeitig nach Gotha gekommen, wo er im siebenten Jahre schon den Vater verlor. Seine Mutter ließ ihn im Hause weiter erziehen; sie selbst legte den Keim frommen Glaubens in ihn. Schon zu zehn Jahren betete er einst: „Lieber Gott, es müssen ja allerlei Stände und Hantirungen sein, die zuletzt alle zu deiner Ehre gereichen. Aber ich bitte dich, du wollest mein ganzes Leben blos und allein zu deiner Ehre lassen gerichtet sein“. Er erwählte die Theologie zu seinem Lebenslauf, studirte in Erfurt, darauf in Kiel und kam dann nach Leipzig, wo er, wie erwähnt, durch sein „Collegium der Bibelfreunde“ vielen Beifall, aber auch viel Anfechtung erweckte. Um sich in der Bibelauslegung noch weiter zu vervollkommnen, ging er zu einem berühmten Gottesgelehrten nach Lüneburg und lernte bald auch den Theologen Scriver kennen, dessen auf lebendigen, thätigen Glauben dringende Lehre einen so tiefen Ein-

Digitized by Google

druck auf ihn machte, daß er deshalb einen ernsten inneren Kampf zu bestehen hatte. In seiner einsamen Kammer flehte er zu Gott, daß er doch sein Herz fest und gewiß machen möge im Glauben, sonst könne und dürfe er kein Lehrer des göttlichen Wortes sein. Und Gott erhörte ihn und überschüttete ihn „wie mit einem Strom von Freuden". Er war zu einem neuen Leben durchgedrungen und sein ganzes Bestreben war fortan darauf gerichtet, auch Andere zu diesem Leben im Glauben heranzuziehen. In Lüneburg, in Hamburg und dann wieder in Leipzig wirkte er in diesem Sinn und fand hier unter den Studirenden den größten Anhang, bis er dem Neid seiner Gegner weichen mußte und zuerst nach Erfurt, dann auch dort verfolgt, nach Glaucha vor Halle ging, dort übte er durch die begeisterte Predigt der christlichen Heilswahrheit den größten, lebendigsten Einfluß auf die ganze Gegend, und trotz vielfacher Anfeindungen blieb er da in gesegneter Wirksamkeit und gewann unter den Studirenden der eben entstehenden Universität das größte Ansehen. Bald sollte er auf dem Felde christlicher Barmherzigkeit eine noch größere, wunderbare Thätigkeit entfalten.

Gerührt durch das tiefe leibliche und geistige Elend, das er in Glaucha in der verwahrlosten dortigen Bevölkerung vor sich sah, war er von Anfang an bedacht, durch eine gute Almosenordnung zur Linderung zu helfen, zugleich aber der leiblichen Wohlthat auch die Ermahnung und Zucht im Worte Gottes hinzuzufügen; fast täglich sah man ihn inmitten zahlreicher Armen mild und väterlich verkehren. Er hatte in seinem Hause eine Armenbüchse aufgestellt, die ihm manch Scherflein zur Linderung der bitteren Armennoth brachte; doch oft stand sie auch lange Zeit leer. Als nun einmal eine fromme Frau mit einem Male sieben Guldenstücke ($4\frac{1}{2}$ Thlr.) hineingethan, meinte Franke, das sei schon ein ehrlich Capital, davon müsse man etwas Rechtes stiften, und beschloß eine Armenschule damit anzufangen. Er kaufte für zwei Thaler Bücher und nahm für einen Thaler monatlich einen Studenten an, um die armen Kinder unter seiner Leitung zwei Stunden zu unterrichten. Zwar reichte das Grundcapital nicht weit, aber er stellte wieder eine Büchse aus mit der Inschrift: „Zur Information der armen Kinder", und siehe da, es war reichlicher Segen bei der Sache. Als die Bürger sahen, wie gut die armen Kleinen unterrichtet wurden, baten sie Franke, auch ihre Kinder für ein Schulgeld unterrichten zu lassen, bald wurden selbst aus der Ferne Kinder hingeschickt, und so ist die unansehnliche Armenschule der Grundstein des berühmten „Pädagogiums" geworden, welches für Tausende die Pflanzstätte reicher christlicher Bildung werden sollte.

Franke hatte aber mit Schmerz bemerkt, daß bei den armen Kindern

Digitized by Google

zu Hause immer wieder verdorben wurde, was in der Schule Gutes gepflanzt war, und er beschloß daher, einige ganz in Pflege und Erziehung zu nehmen. Bald hatte er deren vier, gleich darauf zwölf, ohne noch zu wissen, woher er das Geld zu ihrem Unterhalt nehmen würde; doch setzte er sein Vertrauen auf Gott und da unterdeß die Armenschule bereits in einem besonderen Hause untergebracht war, nahm er dahin auch die Waisen unter Leitung armer Studirender, für die er von den ihm zufließenden mildthätigen Gaben zugleich Freitische gründete. Bald wurde der Raum für die Schule und die Waisen zu klein und Franke dachte daran, ein ordentliches Waisenhaus zu bauen. „Mehrere riethen mir", schreibt er, „das Haus von Holz zu bauen, aber der Herr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: Baue das Haus von Steinen, ich will dir's bezahlen." In der That öffnete Gott der Menschen Herzen, daß nach und nach das Nöthigste zum Beginn des frommen Werks zusammenkam und am 24. Juli 1698 legte Franke getrost den Grundstein zu dem noch jetzt bestehenden großen Halleschen Waisenhause. „Da war kein Vorrath", schrieb er, „nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein paar hundert Menschen, aber der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erforderte, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute bezahlt wurden. „Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den andern erweckt; wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet." Von Anfang an sah Franke den Bau nicht als seine, sondern als Gottes Sache an, und an ihm bewährte sich das Wort: „wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, ihr könntet Berge versetzen." Jahre lang war die Geschichte des Waisenhauses ein täglicher Kampf gläubigen Gottvertrauens gegen die dringendste Noth, aber immerdar ist das Vertrauen gekrönt worden: hundert augenfällige Erweise der helfenden göttlichen Gnade wurden dem treuen Gottesmanne gegeben. Einst kam der Hausvater zu ihm und stellte ihm vor, es sei die höchste Zeit, wieder Vorräthe, Holz u. a. einzukaufen, aber es sei kein Geld da, es bleibe Nichts übrig, als irgendwo zu borgen. Franke aber sagte: „man müsse erst Gott bitten gehen, ob er nicht Hülfe schicken wolle", und er ging in seine Kammer, dem Herrn in kindlichem Gebet die Noth vorzutragen. Noch an demselben Abend kam ein Freund mit einem Briefe und einer Rolle Geld, die für das Waisenhaus geschickt worden war. — Ein anderes Mal, als auch die Noth sehr groß war, wollte sie Franke eben wieder im Gebet dem Herrn klagen, da kam von einem

Digitized by Google

Kaufmann in Leipzig eine Sendung von 1000 Thalern. Da gedachte er an den Spruch: „Ehe sie rufen, will ich antworten", und ging auch in sein Kämmerlein, aber nicht um zu bitten, sondern um Dank zu opfern aus freudigem Herzen. Nach und nach verbreitete sich der Ruf der trefflichen Anstalten so, daß von allen Seiten Vornehme und Niedere, Reiche und Arme wetteiferten, ihre Theilnahme an dem schönen Werk zu bezeigen; arme Bäuerinnen brachten Lebensmittel für die Franke'schen Waisenkinder und baten ihn, dies Scherflein der Armuth anzunehmen.

Ein treuer Gehülfe für Franke war ein Theologe Elers: derselbe wurde auch der Gründer der berühmten Waisenhaus-Buchhandlung, die einen eben so merkwürdigen Anfang nahm, wie die anderen Stiftungen. Elers miethete nämlich auf der Leipziger Messe ein Tischchen, um Franke's Predigt „über die Pflichten gegen die Armen" feil zu bieten; das brachte dem Waisenhaus einen so reichen Ertrag, daß er beschloß, auch andere fromme Schriften zum Nutzen der Anstalt zu verkaufen. Wir können den weiteren Fortgang der zahlreichen Stiftungen nicht im Einzelnen verfolgen; in raschem gesegneten Wachsthum entstand ein neues Pädagogium mit einem Hause für Pensionäre, ferner ein Lehrerseminar, eine Töchterschule, ein Krankenhaus, ein Wittwenhospital u. s. w. und mitten unter allen diesen Anstalten, in demselben Geiste gegründet, die Canstein'sche Bibelanstalt zur wohlfeilen Verbreitung der Bibel unter den Armen.

Alle diese Stiftungen haben lange fortgeblüht und sind durch die Theilnahme Friedrich Wilhelm's III. neuerdings zu gesegneter Thätigkeit neu erfrischt worden. Die Zahl der in der Anstalt erzogenen Waisenkinder beträgt 6757. Ebenso reich gesegnet war die Wirksamkeit der anderen Anstalten, besonders der Lehrer-Seminare, welche für einen großen Theil von Deutschland eine Pflanzstätte tüchtiger Lehrer wurden.

Franke selbst hat bis an sein Ende in dem herrlichen Beruf mit derselben Demuth und Freudigkeit fortgewirkt, hochgeehrt von aller Welt, in seinen späteren Tagen besonders auch von König Friedrich Wilhelm I. Er entschlummerte sanft und selig am 8. Juni 1729. Unter Friedrich Wilhelm III., hundert Jahre später, ist ihm ein Denkmal gesetzt worden mit der bezeichnenden Inschrift: „Er vertraute Gott."

27. Die Erwerbung der preußischen Königskrone.

Die Vorbereitungen und der Kronvertrag. Friedrich's III. sehnlichstes Streben war von Anbeginn seiner Regierung auf die Erhöhung

Digitized by Google

seines Hauses durch die Erwerbung des königlichen Namens und Ranges gerichtet gewesen. Man darf diesen Wunsch nicht blos auf Rechnung seiner Eitelkeit setzen: es handelte sich offenbar für ihn und besonders für sein Land um weit mehr, als um die Befriedigung blos äußerlicher eitler Ehrsucht, es galt vielmehr, einen Schritt weiter auf der Bahn glorreicher Erhebung seines Hauses und seiner Staaten zu thun.

Man erzählt, schon seinem Vater sei von Ludwig dem Vierzehnten gerathen worden, sich vom deutschen Reich loszusagen und zum unabhängigen König zu machen, aber dem deutschen Sinne des großen Kurfürsten konnte solch ein Plan nicht zusagen; er verband sich gerade um das Ende seiner Regierung noch fester mit dem Kaiser, und sein Sohn setzte diese Politik fort. Mit der Zustimmung des Kaisers hoffte derselbe dann zu erringen, was der arglistige Franzosenkönig gern als ein Mittel zur tieferen Spaltung Deutschlands benutzt hätte.

In allen Ländern Europa's war damals eine eifersüchtige Rangsucht unter den Fürsten allgemein herrschend: auf den Reichstagen in Regensburg und Frankfurt wurde eine kostbare Zeit mit dem Streit hingebracht, welche Gesandte den Titel „Excellenz" führen dürften, welche von ihnen bei gemeinschaftlichen Festmahlzeiten mit goldenem oder mit silbernem Geschirr zu bedienen seien, in welcher Rangordnung sie einhergehen müßten und dergleichen mehr. Der König von Frankreich hatte nur mit der größten Mühe durchgesetzt, daß auch ihm das bis dahin nur dem Kaiser beigelegte Prädicat „Majestät" gegeben wurde. Dem französischen Fürsten wollten natürlich die übrigen Könige nicht nachstehen, diesen wieder die Republik Venedig nicht. Die Kurfürsten empfanden nun bei vielen Begegnungen sehr unwillig den Vorrang fremder Könige. Friedrich III. war dem Fürsten Wilhelm von Oranien zur Erlangung des englischen Königsthrons vorzugsweise behülflich gewesen, und doch mußte er die Verletzung erfahren, daß bei einer Zusammenkunft im Haag der König Wilhelm ihm keinen Armsessel anbot, weil ein solcher nur Königen gebührte. Die Conferenz wäre an diesem kleinlichen Umstande gescheitert, wenn man nicht zuletzt darauf gekommen wäre, dieselbe stehend abzuhalten. Bei den Friedensverhandlungen zu Ryswick fand sich der Kurfürst auf ähnliche Weise beleidigt, weil die Gesandten von Venedig den Vorrang vor dem seinigen erhielten; die Holländer gaben ihm zu verstehen, er brauche ja nur den Königstitel anzunehmen, da würde er Venedig nicht nachstehen. Solche Erfahrungen regten natürlich den Ehrgeiz Friedrich's immer mehr an, die Königskrone zu erwerben. Er schwelgte in dem Gefühle der Größe, welche sein Vater begründet, daß er viermal so viel Länder besitze, als zu einem Kurfürstenthum gehören,

Digitized by Google

eine Kriegsmacht aufstellen könne, die ihn Königen gleich mache, aber er wollte nun auch, daß das äußerlich anerkannt werde. Er wünschte in der Reihe der hohenzollernschen Fürsten mit einem besonders ausgezeichneten Verdienste zu erscheinen: da Friedrich I., sagte er, die Kurwürde in mein Haus gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III. die königliche hineinbringen: alles Dreifache ist vollkommen. Ferner erschien ihm die Gründung eines preußischen Königreichs als das sicherste Mittel, die bisher geschiedenen Provinzen seiner Herrschaft durch ein gemeinsames Band der Ehre und des Vortheils zu einigen; endlich wurde dadurch die Nothwendigkeit weiteren Fortschreitens für Preußen begründet. Er schien, wenn er die Königskrone wirkich erwarb, zu seinen Nachfolgern zu sagen: „ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, vollendet das Werk!" So urtheilte Friedrich der Große selbst von dem Streben seines Großvaters*).

Mit Bestimmtheit trat jener Gedanke bei Friedrich im Jahre 1693 hervor, wo er sich wieder über eine Mißachtung der kaiserlichen Gesandten beschweren zu müssen meinte; er beauftragte seinen Gesandten in Wien deshalb, Anträge wegen der Königskrone bei dem kaiserlichen Hofe zu stellen, doch konnte er zuerst nur allgemeine Versprechen erlangen. Als aber der Kurfürst von Sachsen zum König von Polen erhoben wurde und der Kurfürst von Hannover Aussicht erhielt, den englischen Thron zu besteigen, da erwachte in Friedrich mit neuer Kraft der lang gehegte Wunsch. Der Kaiser bedurfte gerade damals in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege seiner Unterstützung und es war daher von demselben eine größere Willfährigkeit zu erwarten. England, Holland und Frankreich hatten so eben einen für Oesterreich höchst nachtheiligen Vertrag in Betreff der spanischen Erbschaft abgeschlossen: da erbot sich der Kurfürst, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, um den Preis der Anerkennung der königlichen Würde. Je näher nun das Ende des Königs Karl II. von Spanien und damit der Streit um seine Erbschaft rückte, desto mehr mußte der Kaiser geneigt werden, jener einzigen Bedingung des Kurfürsten zu willfahren.

Am 16. November **1700** wurde zu Wien der sogenannte **Kronvertrag** abgeschlossen, durch welchen sich Friedrich III. zu der engsten Verbindung mit Oesterreich für den Krieg, sowie für die Reichsangelegenheiten verpflichtete, worauf es dann weiter heißt:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel

*) Ranke I. 103.

zu erwerben und den Kaiser gebeten, ihm dazu behülflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich, nach dem Beispiel anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Haupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes, Macht und Ansehens des Kurhauses Brandenburg, und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolviret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum König ausrufen und krönen lassen wolle, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reichs für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogativen, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Könige vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe. Alles jedoch ohne Präjudiz für das Reich."

Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß nicht etwa der Kaiser den Kurfürsten zum König erhebt; das hatte Friedrich ausdrücklich abgewiesen: er wollte sich selbst zum König machen und krönen, nur der kaiserlichen Zustimmung wollte er zur Vermeidung großer Schwierigkeiten im Voraus gewiß sein.

Daß der Kurfürst sich zum König in Preußen, nicht zum König von Brandenburg machte, obwohl dies sein altes Erb- und Stammland und der Sitz seiner Herrschaft war, beruhete darauf, daß die Erhebung, wie es auch im Vertrage ausdrücklich heißt, unbeschadet dem deutschen Reich geschehen sollte. Als brandenburgischer Fürst war Friedrich dem Reich angehörig und unterthan, und es wäre der ganzen deutschen Reichsverfassung, wie sie durch die goldene Bulle geordnet war, zuwider gewesen, wenn ein einzelner Reichsfürst als solcher sich hätte zum König machen wollen. König von Brandenburg konnte daher der Kurfürst nicht werden, wohl aber König in Preußen, weil das Herzogthum Preußen sein völlig unabhängiger Besitz und durch kein Lehensverhältniß mehr an ein anderes Reich gebunden war: indem er Kurfürst von Brandenburg und als solcher ein deutscher Reichsfürst blieb, konnte er doch zugleich ein unabhängiges Königthum in Preußen errichten. Daß er sich aber nicht König von Preußen, sondern in Preußen nannte, geschah deshalb, weil ihm noch nicht ganz Preußen, sondern nur Ostpreußen gehörte.

Digitized by Google

Die Krönung. Sobald der Kronvertrag abgeschlossen war, wurden alle Anstalten schleunigst getroffen, um die Feierlichkeit der Annahme der Königswürde und der Krönung in der Hauptstadt Preußens, Königsberg, mit aller Pracht zu begehen. Am 16. December erließ Friedrich an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reichs ein öffentliches Manifest, in welchem er denselben seinen Entschluß bekannt machte, und schon am folgenden Tage brach er mit seiner Gemahlin, zweien seiner Brüder, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, drei Compagnien Garde du corps, 100 Mann Schweizer-Garde und so zahlreichem Gefolge von Berlin auf, daß dasselbe in vier Abtheilungen reisen mußte, weil bis Königsberg 30,000 Pferde zum Vorspann gebraucht wurden. Am 29. December kam der Fürst in Königsberg an. Der 18. Januar wurde für die große Feier bestimmt.

Am 15. Januar **1701** begannen die Festlichkeiten. Vier Herolde ritten in prächtigem Aufzuge und in Begleitung angesehener Hofbeamten und unter militairischer Bedeckung durch die Stadt und lasen auf fünf öffentlichen Plätzen folgende Bekanntmachung:

„Demnach es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene souveräne Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden: so wird solches hiermit männiglich kund gethan, publiciret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin."

Am 16. Januar, als an einem Sonntag, wurde in allen Kirchen der göttliche Beistand zu der bevorstehenden Krönung erbeten.

Am 17. Januar 1701, am Vorabend des großen Krönungstages, stiftete Friedrich einen neuen Ritterorden, den des preußischen schwarzen Adlers (während Polen einen weißen Adlerorden hatte), und hielt sogleich ein Kapitel zur Aufnahme von achtzehn Rittern. Zur Erinnerung daran findet noch jetzt das alljährige preußische Ordensfest am 17. Januar statt. Die Stiftungsurkunde über den Orden erklärt das Sinnbildliche desselben mit folgenden Worten: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck unsers Reiches und Ordens an, und worauf Beides abzielt: nämlich Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwedem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der anderen Donnerkeile, und über dem Haupte unsern gewöhnlichen Wahlspruch: Suum cuique zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den

Digitized by Google

Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafen und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Andern, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte."

Am 18. Januar, dem lang ersehnten Tage der Krönung, legte Friedrich den glänzendsten königlichen Schmuck an. Der Rock war von Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, deren jeder 3000 Dukaten gekostet hatte; darüber der königliche Purpurmantel von einer aus drei Diamanten bestehenden Agraffe zusammengehalten, deren Werth man auf eine Tonne Goldes schätzte. Friedrich begab sich zunächst in den Audienzsaal, wo die Großen des Hofes seiner warteten, und wo die Krone und das Scepter auf prächtigen Kissen lagen. Mit eigenen Händen setzte er sich die Krone auf und ergriff das Scepter, um anzudeuten, „daß er seine königliche Würde Keinem auf Erden zu danken, sondern solche vielmehr sich selbst gegeben habe". Die Krone, ganz aus gediegenem Golde, war über und über mit Diamanten von ungeheurem Werth besetzt, das Scepter war ebenfalls von Gold, geschmückt mit Diamanten und Rubinen. Aus dem Audienzsaale begab sich der feierliche Zug zunächst zu den Gemächern der Königin. Sophie Charlotte kam dem erhabnen Gemahle mit dem Gefolge ihrer Damen entgegen; dann beugte sie sich vor ihm und mit eignen Händen setzte er ihr die Krone auf das Haupt. Ihr Anzug war nicht minder kostbar als der des Königs. Ein Strauß von ausgesuchten Perlen, den sie auf der Brust trug, hatte einen ganz unberechenbaren Werth. Wieder begab man sich zum Audienzsaale, wo König und Königin sich auf silbernen Thronen niederließen und von den dort versammelten Ständen in ihrer neuen Würde zum ersten Mal begrüßt wurden. — Dann begann, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, die feierliche Procession zur Schloßkirche. Der König ging unter einem glänzenden Baldachin von rothem Sammt, der von zehn Auserwählten getragen ward. Nach ihm die Königin, unter einem ähnlichen Baldachin und von ihrem glänzenden Gefolge geleitet. An dem Portal der Kirche wurden die Herrscher durch zwei Ober-Hofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, die für den Tag zu Bischöfen ernannt waren, mit einem Segensspruche empfangen; sodann begaben sie sich auf die Throne, die einander gegenüber, zu den Seiten des Altares errichtet waren. In allen Kirchen des Reiches ward zu dieser Stunde über die Worte des Psalmisten gepredigt: „Ich habe funden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oele. Meine Hand soll ihn erhalten und mein Arm soll ihn stärken". Nach Predigt und Gesang

Digitized by Google

ward zu der Haupt-Feierlichkeit der Salbung geschritten. Ein köstliches Gefäß von Jaspis, das auf einem goldnen Teller getragen ward, enthielt das heilige Oel, welches, wie es weiland bei dem Könige David geschehen und auch sonst wohl üblich war, zur Salbung dienen und die Annahme des Königstitels zugleich durch eine göttliche Weihe verklären sollte. Friedrich legte Krone und Scepter von sich, kniete vor dem Altare nieder und betete; dann empfing er die Salbung auf die Stirn und auf den Puls beider Hände. Als das vollendet, nahm er Krone und Scepter mit eigner Hand wieder zu sich und bestieg aufs Neue seinen Thron. Ebenso geschah auch die Salbung der Königin. Gebet und Gesang beschlossen die heilige Handlung. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter Kanonendonner und dem Schalle des Gewehrfeuers zog dann die Procession in der Ordnung, wie sie gekommen, wieder nach den Gemächern des Schlosses zurück. Während darauf die königliche Familie und der Hof an ihren Prunktafeln speisten, war für das Volk auf freiem Platze ein ganzer Ochs, angefüllt mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern u. s. w. am Spieße gebraten, und zugleich sprang aus zweien Adlern, einem schwarzen und einem rothen, weißer und rother Wein. Der Abend ward durch eine glänzende Illumination verherrlicht.

Mit dem Krönungstage war die Reihe der Festlichkeiten keineswegs abgeschlossen; vielmehr schloß sich deren noch eine lange Reihenfolge an. Feierliche Audienzen und Gepränge der mannichfaltigsten Art, kirchlicher Glanz und weltliche Lustbarkeiten, Hetzjagden und Feuerwerke wechselten bunt und reich mit einander ab. Erst am 8. März wurde Königsberg mit dem feierlichsten Gepränge wiederum verlassen. — Der Einzug in Berlin war nicht minder glänzend. Zum Schluß aller Feierlichkeiten wurde in allen Provinzen ein Dank-, Buß- und Betfest gehalten.

Die Anerkennung des neuen Königthums durch die meisten übrigen europäischen Staaten ließ nicht auf sich warten. Fast alle Staaten ließen nach und nach in Berlin dem König Friedrich I. ihre Glückwünsche darbringen. Nur der Papst Clemens XI. protestirte in heftigen Ausdrücken dagegen, daß der Kaiser ein neues Königthum errichtet habe, während es nur dem päpstlichen Stuhle gebühre, Könige zu ernennen. Friedrich sei ein offenbarer Feind der katholischen Kirche und besitze Preußen nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren (des Großmeisters Herzog Albrecht). Deshalb erklärte der Papst, nie seine Zustimmung dazu geben zu wollen, und ermahnte, Friedrich nicht als König anzuerkennen. Freilich hatte diese Abmahnung nicht den geringsten Erfolg. Als bei der nächsten Kaiserwahl der Nuntius des Papstes, Cardinal Albani, nochmals gegen die Königswürde Friedrich's I. protestiren wollte,

Digitized by Google

und der preußische Gesandte, Christoph von Dohna, das erfuhr, so erklärte dieser, wenn der Cardinal nur Miene mache, das zu versuchen, so werde er es bereuen; Dohna drohte, sich eines so handgreiflichen Beweises bedienen zu wollen, daß der Neffe des Papstes (Albani) kein Vergnügen daran haben würde.

Als König Friedrich von der Angelegenheit unterrichtet wurde, billigte er nicht nur Dohna's Verhalten, sondern gab heimlich den Befehl, daß seine damals wegen des spanischen Erbfolgekrieges in Italien befindlichen Truppen in die Kirchenstaaten einrücken sollten, wenn der päpstliche Nuntius wirklich Protestation erhöbe. Doch unterblieb dies nun vorsichtigerweise.

So war Preußen fast ohne Widerspruch in die Reihe der europäischen Königreiche eingetreten, um fortan seine wohlerworbene Stelle unter denselben mit immer steigendem Ruhm zu behaupten.

28. Weitere Regierung König Friedrich's I. (1701—1713).

Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg. Friedrich säumte nicht, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, welche er gegen den Kaiser für dessen Zustimmung zu seiner Erhöhung übernommen hatte. Sobald der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, in welchem sich zuletzt auch England und Holland mit Oesterreich verbanden, um dem Enkel des Franzosenkönigs, Philipp, nicht die ganze spanische Erbschaft ungetheilt zufallen zu lassen, stießen die preußischen Truppen zu den kaiserlichen Heeren, und alle Bemühungen Frankreichs, den König Friedrich durch große und vortheilhafte Anerbietungen von jenem Bündniß abwendig zu machen, waren vergeblich.

Die preußischen Truppen, welche zunächst an den Rhein zogen, standen unter der Führung des damals noch jungen, aber schon höchst ausgezeichneten Kriegsmannes, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Bei allen Gelegenheiten erwarben sich die Preußen unter dessen eben so klugem wie kühnem Oberbefehl große Anerkennung, und besonders gebührt ihnen der Ruhm, zu dem Siege bei Höchstädt, welchen der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen gegen die Franzosen errangen, durch ihre Tapferkeit sehr viel beigetragen zu haben. Der Prinz Eugen schrieb an den König von Preußen, daß seine Truppen ein unsterbliches Lob verdient. Vorzüglich hob er die „heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt hervor, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerschrocken-

Digitized by Google

heit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victoria zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zuzurechnen hat" (1704).

Auch nach dem Tode des Kaisers Leopold unter dessen Nachfolger Joseph I. blieb Friedrich dem Bündniß mit Oesterreich treu, und seine Truppen folgten den österreichischen Heeren auch nach Italien. Der Prinz Eugen fand bei ihnen in der ruhmreichen Schlacht von Turin die kräftigste Unterstützung **(1706)** und schrieb darüber nach Wien: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann." Auch an dem Siege des Herzogs von Marlborough bei Ramillies über den französischen Marschall Villeroi hatten die Preußen ruhmvollen Antheil.

Frankreich war auf allen Seiten hart bedrängt; dennoch führte der Krieg nicht zur vollständigen Demüthigung des stolzen Staats, weil der große feindliche Bund zuletzt auseinanderfiel; England fürchtete bald wieder, daß Oesterreich, wenn es die spanische Erbschaft erhielte, zu mächtig werden könnte, und begann ohne Mitwissen seiner Bundesgenossen mit Frankreich allein zu unterhandeln, nach und nach ließen sich alle Parteien zu besonderen Verhandlungen bereit finden. Zu Utrecht kam im Jahre 1713 bald nach Friedrich's I. Tode ein Friede zu Stande. Preußen erlangte dabei das früher spanische Gebiet Geldern und die Anerkennung des Königs als Fürst von Neufchatel und Valengin; auch wurde die Anerkennung der königlichen Würde von Preußen beim Friedensschluß im Namen Frankreichs und Spaniens nochmals ausdrücklich ausgesprochen.

Neufchatel und Valengin in der Schweiz waren früher durch Heirath an das Haus Oranien gekommen, von Wilhelm III. von England aber im Jahre 1694 an den damaligen Kurfürsten Friedrich abgetreten worden. Französische Prinzen machten jedoch gleichfalls auf das Land Anspruch und der französische Gesandte in der Schweiz setzte Alles in Bewegung, um dasselbe für Frankreich zu gewinnen. Da sich die Bewohner selbst zu Preußen hinneigten, so drohte der Franzose, daß kein Winkel der Erde sie vor dem Zorn seines Königs schützen werde. Die versammelten Stände aber erklärten, trotz dieser Drohungen, die Ansprüche Friedrich's für die gegründetsten, nahmen ihn als rechtmäßigen erblichen Herrn unter der Bedingung, daß er ihre Freiheiten und Rechte bestätigte, an und übergaben seinem Gesandten die Regierung **(1707)**.

Digitized by Google

Der König von Frankreich wollte damals die Zahl seiner Feinde nicht vermehren und gab nach; im Utrechter Frieden erkannte er, wie gesagt, Friedrich's Rechte als souveräner Prinz von Oranien, Neufchatel und Valengin an.

Heer und Miliz. Das stehende Heer, welches der große Kurfürst als die Hauptstütze der aufkeimenden Macht seines Staats bei jeder Gelegenheit bezeichnet hatte, galt auch Friedrich I. als eine der wichtigsten Säulen seiner Kriegsgewalt. In den letzten Jahren seiner Regierung war die preußische Armee stärker, als je vorher; bereits an 50,000 Mann mit 40 Generalen. Dem Sinn des Königs für äußeren Prunk entsprach es, daß er verschiedene Arten prächtiger Leibwachen errichtete. Da findet man Garde du Corps, deutsche und französische Grands-Mousquetairs, wo jeder Soldat Lieutenantsrang hatte, Grenadiers à cheval, Gensd'armes, die preußische und kurmärkische Garde zu Fuß, ein Leibregiment zu Pferde und Grenadiergarde, Alles sehr kostbar ausgerüstet, bekleidet und besoldet. Eigenthümlich ist, daß wir schon damals den Versuch einer Art Landwehr finden, die bereits erwähnte Miliz. Auf den königlichen Domainen sollten die Bauersöhne, welche unverheirathet und noch unter 40 Jahren waren, in den Waffen geübt werden. Nachdem man ihnen einmal die Furcht benommen, als würden sie ohne Weiteres mit zu Felde ziehen müssen, machten ihnen die Uebungen, welche von Unteroffizieren der Armee im Sommer nach Feierabend vorgenommen wurden, viel Vergnügen; ein Mal in jedem Monat kamen sie aus einem ganzen Bezirk zusammen. Mit den so eingeübten Mannschaften hoffte man feindliche Einfälle, wie die früheren schwedischen, auf immer unmöglich zu machen, zur Zeit dringender Noth gedachte man sie innerhalb des Landes auch mit den regelmäßigen Truppen vereinigen zu können.

Sorge für Wissenschaft und Kunst. Auch die Pflege der geistigen Entwickelung seines Volks erschien dem ersten König von Preußen als einer der würdigsten Gegenstände seiner königlichen Fürsorge. Wie viel treffliche Anregung in dieser Beziehung von seiner Gemahlin Sophie Charlotte und deren berühmtem Freund Leibnitz ausging, und wie sehr die aus Frankreich geflüchteten Gelehrten dazu beitrugen, die Keime wissenschaftlicher Forschung in Brandenburg zu beleben, wird im Folgenden näher erwähnt werden. Bald wurde der Sitz des neuen protestantischen Königthums auch zu einem Mittelpunkt geistiger Regsamkeit für ganz Norddeutschland.

Außer der Universität Halle stiftete Friedrich noch eine andere Werkstätte geistigen Lebens, nämlich die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Es war dies schon lange der Wunsch Leibnitz's und seiner hochgebildeten Freundin Sophie Charlotte gewesen. Die nächste Ver-

Digitized by Google

anlassung gab aber eine Versammlung vieler Gelehrten in Berlin, welche Friedrich berufen hatte, um über die Einführung des verbesserten Kalenders zu berathen. Leibnitz äußerte damals den Gedanken, nach dem Muster der Pariser Akademie auch in Berlin die größten Gelehrten zu einer bleibenden Gemeinschaft zu vereinigen, welche nicht, wie die Universitäten, den Unterricht der Jugend, sondern die wissenschaftliche Forschung überhaupt zum Zweck haben müsse. Er hatte dabei zunächst und vorzugsweise den Nutzen im Auge, welchen die Pflege der Naturwissenschaften für das allgemeine Wohl haben werde, ihren Zusammenhang mit dem Ackerbau, dem Berg und Hüttenwesen, allen Künsten und Gewerben. Selbst für die Förderung des Christenthums unter den Heiden versprach er sich gute Erfolge, wenn die Missionäre sich durch nützliche physikalische und medicinische Kenntnisse leichter Eingang verschaffen könnten. Dazu sollten nun die gelehrtesten Leute des Landes unter dem Schutz des Fürsten zu einer Gesellschaft vereinigt werden, welche die Sammlung und Erweiterung aller vorhandenen wissenschaftlichen Kenntnisse und deren Verbreitung durch faßliche Schriften und bildliche Darstellung zum Zweck haben sollte, ferner auch Briefwechsel mit dem Auslande unterhalten, einzelne Gelehrte zu Forschungen aussenden, Denkwürdigkeiten bekannt machen, astronomische Untersuchungen und medicinische Versuche anstellen müsse. Leibnitz theilte diesen Entwurf auf einem Ausflug nach Oranienburg dem Fürsten mit, welcher ihn als ein Mittel neuer Verherrlichung seiner eben im Werke begriffenen königlichen Erhebung lebhaft auffaßte und gleich noch den Wunsch hinzufügte, daß sich die Gesellschaft auch mit der Pflege und der Erhaltung der Reinheit der deutschen Sprache beschäftigen möge. Friedrich hatte zugleich Einsicht und Bildung, wie Ehrgeiz genug, solche Pläne zu erfassen, und erließ noch in demselben Jahre 1700 den Stiftungsbrief der Akademie der Wissenschaften, erklärte sich zu ihrem Protector und bestimmte, daß ihr eine Sternwarte und ein Laboratorium erbaut werden sollte. Die Gesellschaft wurde in vier Abtheilungen nach den Hauptgegenständen getheilt: 1) Physik, Medicin und Chemie; 2) Mathematik, Astronomie und Mechanik; 3) deutsche Sprache und vorzüglich deutsche Geschichte; 4) Literatur, vorzüglich des Orients, zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen. Die völlige Einrichtung der „königlich preußischen Societät der Wissenschaften", wie man zuerst die Akademie nannte, erfolgte übrigens erst am 3. Juni 1710.

Auch den Künsten widmete Friedrich eine ganz besondere Theilnahme, aus seiner Zeit rühren einige der herrlichsten Denkmäler der Kunst her, welche die schöne Königsstadt an der Spree aufzuweisen hat,

besonders die eherne Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, ein unübertroffenes Meisterwerk des berühmten Schlüter, und das herrliche Zeughaus von demselben Künstler. Berlin wurde in jeder Weise verschönert und erhielt durch die Friedrichsstadt eine bedeutende Erweiterung. Auch mehrere Lustschlösser und die Stadt Potsdam wurden unter dem ersten König erbaut.

Die Schattenseiten in Friedrich's Regierung. König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer, mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel: die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarr ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Andern verschwiegen wurde. An der Anordnung prächtiger Feste nahm er selbst den größten Antheil. Die steifste französische Etiquette wurde bei Hofe eingeführt; denn so abgeneigt Friedrich dem Könige Ludwig dem Vierzehnten war, so wollte er es doch an Glanz ihm und seinem damals so berühmten Hofe in allen Dingen gleich thun*).

Dieser Glanz aber wurde eine Quelle mancher Uebel für das Land und für die Verwaltung; die Kosten des Hofstaats nahmen von Jahr zu Jahr zu, um so mehr, als die Günstlinge des Königs darauf bedacht waren, seine Freigebigkeit und Nachsicht auf alle Weise zu ihrer Bereicherung zu benutzen.

So mußte denn auf neue Mittel zur Bestreitung der großen Ausgaben gedacht werden: zu den früheren Steuern, welche zum Theil erhöht wurden, kamen nach und nach eine ganze Reihe anderer Auflagen hinzu, und zu wiederholten Malen wurde eine außerordentliche Generalkopfsteuer erhoben, zu welcher Jedermann beitragen mußte. Ganz neu waren die Steuern auf die Luxusgegenstände, besonders auf die Perrücken, welche nach dem Beispiel des Königs von allen Hofleuten und allmälig in allen Ständen getragen wurden. Trotz aller Belästigung des Landes

*) Ranke I. 124.

Digitized by Google

mit den vielfachen, schweren Auflagen war jedoch bei Hofe fast immer Geldnoth. Das verschaffte einem unverschämten Betrüger, der sich Dominico Cantano Graf von Ruggiero nannte und in glänzendem Aufzuge nach Berlin kam, leicht Eingang bei dem König und dem Grafen Wartenberg, indem er behauptete, durch die Kunst der Alchymie Gold machen zu können. Der gewandte Abenteurer legte, wie gewöhnlich, eine Probe seiner Taschenspielerkunst ab, versprach Millionen, erhielt eine Wohnung in einem königlichen Hause angewiesen, aber kein Geld, weil man meinte, das habe ein Goldmacher nicht nöthig. Er verlangte jedoch 50,000 Thaler, um die Flüssigkeit, welche er zum Goldmachen brauche, zu schaffen; da er das Geld nicht erhielt, reiste er nach Frankfurt a. M. ab, wurde aber bald zurückgeholt, weil die in Schulden versunkenen Hofleute dem König anlagen, den Wundermann nicht so schnell fortzulassen. Vergeblich kam von mehreren Fürsten inzwischen die Anzeige, daß derselbe ein Betrüger sei; man wollte es nicht glauben. Der Abenteurer ließ es sich in Berlin nochmals wohl gefallen, brachte aber natürlich kein Gold zu Stande und floh endlich, da man ihm zusetzte, nach Stettin; noch einmal zurückgeholt, entwich er bald wieder, wurde jedoch wiederum nach Berlin gebracht und wußte den Hof noch ein ganzes Jahr hinzuhalten. Dann wurde ihm endlich als Betrüger der Proceß gemacht, und in Flittergold gekleidet wurde er in Küstrin aufgehängt.

Viel schädlicher für den ganzen Staat war die langjährige Gunst, in welcher sich der Graf Kolb von Wartenberg bei Friedrich zu behaupten wußte. Durch seine vorsichtige Benutzung aller Schwächen des Königs, durch seine Geschmeidigkeit und die Kunst, den Fürsten zu vergnügen, hatte er sich in dessen Freundschaft so festgesetzt, daß es fast unmöglich schien, ihn daraus zu verdrängen. Auch seiner Gemahlin, einer Person von gewöhnlicher Herkunft und ohne alle Bildung, mußte die höchste Auszeichnung bei Hofe gezollt werden, sie vielmehr noch als ihr Gemahl machte sich durch hochmüthigen Dünkel und anmaßendes Wesen überall Feinde. Bei der Königin Sophie Charlotte hatte sie lange Zeit keine Beachtung, noch auch den Zutritt zu den kleinen Gesellschaften in Lützenburg zu erlangen gewußt. Als die Fürstin es endlich dem Wunsch Friedrich's nicht mehr versagen konnte, sie nach Lützenburg einzuladen, gerieth die anmaßende Gräfin gleich bei der ersten Zusammenkunft dadurch in große Verlegenheit, daß Sophie Charlotte sie, wie es in Lützenburg hergebracht war, französisch anredete, worauf die hochfahrende Frau zur Schadenfreude aller Anwesenden nicht zu antworten wußte. Zuletzt wurde ihr Uebermuth auch gegen die königliche Familie so unerträglich, daß sie die Gunst des Königs endlich verlor. Nun sammelten

Digitized by Google

sich die Feinde des Grafen um den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welchem das Treiben der Wartenbergs schon längst ein Aergerniß gewesen war; aber noch immer hielt es schwer, den König zu einem entscheidenden Schritt zu bringen. Endlich sah er ein, daß er den Günstling, der sein Vertrauen gemißbraucht, entlassen müsse. Derselbe erhielt eine reichliche Pension, mit der Verpflichtung, in Frankfurt am Main zu bleiben; er soll Millionen und seine Frau allein gegen eine halbe Million Thaler an Diamanten mitgenommen haben.

Auch in seiner Familie hatte der König in seinen letzten Jahren wenig Freude. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte hatte er sich bestimmen lassen, zu einer dritten Vermählung mit der Prinzessin Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin zu schreiten; doch war diese Ehe für ihn keine Quelle häuslichen Glücks. Die junge Königin, an ein einfaches, zwangloses Leben gewöhnt, wollte sich mit dem peinlichen Ceremoniell des Berliner Hoflebens, sowie mit ihrer ganzen Umgebung nicht befreunden, und ihre strenge Frömmigkeit fand sich im Widerspruch mit dem dortigen glänzenden Treiben. Als eifrige Lutheranerin suchte sie überdies ihren Gemahl zur lutherischen Confession zu bekehren, was viel Bitterkeit in der Familie erzeugte. Später verfiel die Königin ganz in fromme Schwärmerei und in einen krankhaft gereizten Seelenzustand.

Die Sorgen des Königs wurden noch durch die Verheerungen der Pest vermehrt, welche besonders im Jahre 1709 im Gefolge einer großen Mißernte aus Polen nach Ostpreußen herüber kam und so stark wüthete, daß die Landesbehörden selbst von Königsberg nach Welau flüchteten. In wenigen Monaten verlor Königsberg 7000 Einwohner an der Krankheit, in Preußen überhaupt raffte dieselbe 250,000 Menschen dahin, d. h. ein Drittheil der damaligen Bevölkerung.

Endlich hatte der König noch den Verlust seiner beiden ältesten Enkel zu beklagen. Zu seinem großen Troste wurde jedoch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm am 24. Januar 1712 wieder ein Sohn geboren, zu dessen Taufe der König eine überaus glänzende Ceremonie anordnete: der Prinz hatte dabei eine kleine Krone auf dem Haupte, und ein Kleid von Silberstick mit Diamanten besetzt, an dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen. Es wurde ihm der Name Friedrich gegeben, die Nachwelt hat ihn später Friedrich den Großen genannt.

Aber mit Friedrich I. ging es nun bald zur Neige; als er sein Ende herannahen fühlte, bereitete er sich mit christlicher Fassung auf den Tod vor. Er segnete seinen Sohn und seinen Enkel, dankte seinen Ministern für ihre Treue, und starb in Gegenwart des Kronprinzen am

Digitized by Google

25. Februar 1713, in einem Alter von 55 Jahren und nach einer 25jährigen Regierung.

29. Die Königin Sophie Charlotte.*)

Friedrich's zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, war am 20. October 1668 geboren, eine Tochter Ernst August's von Hannover und der hochgebildeten klugen Prinzessin Sophie aus dem pfälzischen Hause. Die trefflichen Anlagen, mit welchen Sophie Charlotte begabt war, hatten frühzeitig durch Belehrung und geistige Anregung eine vorzügliche Ausbildung erhalten. Sie empfing guten Unterricht im Lateinischen, sprach bald französisch, italienisch und englisch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Muttersprache, die Erlernung und Uebung der Musik wurde nicht verabsäumt, selbst für die ernsteren Wissenschaften bezeigte sie schon als junges Mädchen großen Eifer. Die größte Bedeutung für ihre Bildung erhielt später der Einfluß des berühmten Gelehrten und Weltmanns Leibnitz. Durch mannichfache Reisen nach Italien, nach Frankreich und nach verschiedenen Badeorten erhielt ihr Geist neue Anregung. Eine italienische Reise wirkte auf die Ausbildung ihres Urtheils und Geschmacks sehr vortheilhaft, besonders für die Musik, welcher sie ihre ganze Neigung zuwendete; noch eindrucksvoller aber war eine Reise nach Paris. An dem französischen Hofe, welcher damals in der höchsten Blüthe geistigen und geselligen Verkehrs stand, erregte die fünfzehnjährige Prinzessin sowohl durch ihre Schönheit, als durch die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse allgemeines Erstaunen. Ludwig XIV. selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung so eingenommen, daß er den Gedanken faßte, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Doch hatte dieselbe bereits eine andere Bestimmung. Der damalige Kurprinz Friedrich von Brandenburg, welcher seine erste Gemahlin verloren hatte, war schon früher im Bade zu Pyrmont, sodann bei einem Besuch der hannöverschen Familie in Berlin mit der schönen und gebildeten Sophie Charlotte näher bekannt geworden, und beiden fürstlichen Häusern schien eine Verbindung derselben mit Friedrich höchst vortheilhaft. Hätte die Neigung der Prinzessin allein entscheiden können, so würde sie diese Wahl kaum getroffen haben: denn Friedrich war äußerlich unansehnlich und keineswegs so frischen lebendigen Geistes, wie es der geistvollen Prinzessin lieb gewesen wäre, sie wußte überdies, daß er prächtige Ceremonien und einen steifen Ton liebte, während sie selbst ein einfacheres, ungezwungenes

*) Nach Varnhagen v. Ense: Sophie Charlotte, Königin von Preußen.

Digitized by Google

Wesen vorzog. Sie gab jedoch die von der Mutter gewünschte Einwilligung und am 28. September 1684 fand die Vermählung der sechszehnjährigen Prinzessin mit großer Pracht zu Herrenhausen statt, bald darauf der nicht minder glänzende Einzug in die brandenburgische Hauptstadt.

Berlin war unter der Regierung des großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; der Wohlstand und die Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens wurden einstimmig anerkannt: durch die Verbreitung der französischen Sprache nahm die gesellige Unterhaltung in den höheren Kreisen einen lebhaften Aufschwung, und Sophie Charlotte freute sich, an der Spree ihre schönen Erinnerungen von Paris wieder zu finden.

Am Hofe selbst freilich fand die Fürstin wenig Erfreuliches: die einzelnen Glieder standen einander in den letzten Jahren des großen Kurfürsten voll Mißtrauen und Kälte gegenüber und ein traulicheres Begegnen der verschiedenen Parteien fand nicht statt. Dagegen war schon damals jede öffentliche Handlung mit Prunk und Ceremonien überhäuft, was dann unter Friedrich noch mehr überhand nahm. Das konnte dem Sinn Sophie Charlotten's nicht zusagen: zwar hätte sie durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, leicht ein Uebergewicht unter den Parteien gewinnen und allmälig das Ganze mehr nach ihren Neigungen leiten können, aber die Ausübung solcher Macht reizte sie nicht, und sie zog es vor, sich ein Dasein für sich inmitten des ihr fremdartigen Hoflebens zu bilden. Sie blieb ihrem Gemahl treu ergeben, aber ihre Freuden und Erholungen suchte sie in einem engeren Kreise, wo sie der Heiterkeit ihres Gemüths im Schooße der Freundschaft freien Lauf lassen und im zwanglosen Gespräch die reichen Gedanken austauschen konnte. Sie stiftete vertrauliche Gesellschaftstage, wo die lästige Hofsitte aufgehoben war und die Damen zur Vermeidung unnützen Aufwands in einfacher schwarzer Kleidung erschienen und wo nicht gespielt, sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; besonders auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige erhielten hier Zutritt.

Nachdem Sophie Charlotten's Gemahl den Thron bestiegen hatte, wurde der Prunk und das steife Ceremoniell an seinem Hofe noch mehr überwiegend; die Fürstin fügte sich darein, so viel es ihre Stellung verlangte, aber desto mehr hielt sie sich dann für solchen Zwang in den stillen Freuden ihres intimeren Lebens schadlos, worin sie ihr Gemahl frei gewähren ließ.

Der Kurfürst hegte schon seit längerer Zeit den Gedanken, ihr zum Landaufenthalt ein Lustschloß in der Nähe von Berlin erbauen zu lassen.

Digitized by Google

Das Dorf Lützen zwischen Berlin und Spandau gefiel der Fürstin seiner Lage wegen. Friedrich kaufte es für sie und beschloß, dort eine fürstliche Wohnstätte zu errichten. Die Anlage der schönen Gärten war schon weit vorgeschritten, als im Jahre 1696 auch der eigentliche Schloßbau unter dem berühmten Baumeister und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Der Kurfürst war darauf bedacht, diesen Lustort immer schöner und reicher mit seltenen Blumenanlagen, Orangerie, Bildsäulen u. s. w. auszustatten, und so wurde Lützenburg, wie man den Ort zuerst nannte, später Charlottenburg, der Lieblingsaufenthalt der Kurfürstin und ihres interessanten Zirkels, an welchem bald auch Leibnitz Antheil nahm. Sophie Charlotte hatte sich von ihrer Jugend gewöhnt, diesen Freund ihrer hochgebildeten Mutter als den ihrigen anzusehen, und je höher sie selbst an Geistesentwickelung stieg, desto fester wurde auch ihre Beziehung zu Leibnitz. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt, und da Friedrich gelehrtes Verdienst wohl zu würdigen wußte, auch den Verkehr mit berühmten Gelehrten als einen nothwendigen Bestandtheil eines prächtigen Hofes betrachtete, so sah er selbst es gern, daß der Briefwechsel seiner Gemahin mit dem großen Denker immer lebhafter wurde. Der Kurfürst hatte sich selbst schon mit ihm in Verbindung gesetzt, um in einer Angelegenheit, welche ihn, wie seine Gemahlin, sehr beschäftigte, nämlich wegen der Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, des großen Gelehrten Rath zu erbitten. Später kam Leibnitz auf Friedrich's Wunsch nach Berlin, wurde zum Kurfürstlichen Geheimen Rath und zum Präsidenten der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt, an deren Stiftung die geistreiche Kurfürstin einen großen Antheil hatte.

Jetzt nahm das geistige Leben in Lützenburg einen immer höheren Aufschwung. Neben der gemüthlichen, geselligen Unterhaltung, Vorlesen, Musik und Bühnenspiel wurden immer häufiger auch ernst wissenschaftliche Gespräche geführt. Die Kurfürstin erfreuete sich an den Streitigkeiten gelehrter Männer über interessante Fragen, besonders aus dem Gebiete der Philosophie und der Religion, sie selbst besaß Bildung und Geist genug, um auch manchen Fachgelehrten durch ihre Fragen in Verlegenheit zu setzen. In keinem Zweige der Literatur war sie ganz unbekannt, und Leibnitz selbst bezeugte, wie begierig sie war, sich gründlich zu unterrichten und tiefer, als sonst die Frauen gewöhnlich, in Alles einzudringen; er sagte einst: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen; denn sie wollen das Warum vom Warum wissen.“ In ihrem Kreise wurden nun die wichtigsten theologischen Fragen sehr sorgfältig verhandelt. Oefter erschien der Beichtvater des Königs von Polen, der

Digitized by Google

Jesuit Vota, am Hofe, ein gelehrter Mann sehr lebhaften Geistes, welcher die Absicht hegte, den Kurfürsten und seine Gemahlin zum Katholicismus zu bekehren; Sophie Charlotte ließ ihn mit zwei ausgezeichneten protestantischen Geistlichen über die beiderseitigen Lehren disputiren und wies dann in einem leicht und schön geschriebenen Briefe selbst die Angriffe Vota's gegen die protestantische Lehre zurück. Ebenso wenig gelang es dem Freidenker Toland, welcher alle Offenbarung dem Urtheil der bloßen menschlichen Vernunft unterwerfen wollte, den christlichen Glauben der Fürstin zu erschüttern. Nicht immer blieben die Erörterungen streng wissenschaftlich, oft gingen sie in leichte gesellige Unterhaltung über, und besonders, wenn die streitenden Parteien zu heftig an einander gerathen wollten, trat die Fürstin selbst durch ihre weiblich würdevolle Haltung und ihre wohlwollende Freundlichkeit vermittelnd ein. Auch die schönen Künste waren in Charlotten's Nähe ein wirklicher Schmuck des Lebens; besonders hatte Musik für sie den lebendigsten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst, und die berühmtesten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner Prachtliebe waren Schauspiele und Opern sehr willkommen. Sophie Charlotte selbst übte die Kunst mit Meisterschaft, und ihr Eifer für dieselbe war auf die Umgebung, ja auf die Stadt Berlin übergegangen. Alle jungen Personen des Hofes waren mehr oder minder musikalisch, und die Königin konnte auf ihrem Theater in Lützenburg ganze Opern durch solche Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen lassen.

Das eigenthümlichste Talent der Fürstin aber war das der zwanglosen, gemüthlichen Conversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am frühen Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Sie war offen, edel, unverstellt und voll Anmuth. Keine Schmeichelei und nichts Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; denn sie wußte das Aechte von dem Falschen wohl zu unterscheiden. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihre Schwächen in den vertraulichen Gesprächen durchaus nicht; Anmaßung wies sie mit Kälte zurück, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor.

So lebte Sophie Charlotte bis zum Jahre 1705, wo sie auf einer Reise nach Hannover im siebenunddreißigsten Jahre zur überirdischen Heimath abgerufen wurde. Schon zwölf Jahre vorher in der schönsten Jugendblüthe hatte die geistreiche und lebenslustige Fürstin ernstlich des Todes gedacht und ihr Testament niedergeschrieben. Als Text zur Leichenpredigt hatte sie dabei die Worte Joh. 11, 25 erwählt: „Jesus spricht:

Digitized by Google

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß die Schönheit Sophie Charlotten's außerordentlich gewesen und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck ihrer seelenvollen klaren Züge aber nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehen. Einen eigenen Zauber gab es ihrem Gesicht, daß aus den reinsten blauen Augen liebliche Sanftmuth blickte, während das dunkle schwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, durch den Gegensatz wechselseitig gehoben und gemildert.

Auch durch milde, ächte Wohlthätigkeit erwarb sich die Fürstin die Liebe und Dankbarkeit des Volks. Ihr bleibendes Verdienst liegt jedoch darin, daß sie zuerst in unserm Vaterland die geistigen Bestrebungen in den höheren Kreisen anregte und aufmunterte. Die Verbreitung feinerer Lebenssitte und besserer geselliger Neigungen ist ihr wesentlich zu danken, und ihr Einfluß hat in dieser Beziehung auf Berlin und von da aus auf die Provinzen weit hinaus gewirkt.

30. Friedrich Wilhelm I. König in Preußen (1713—1740).

Friedrich Wilhelm's frühere Jahre. Am 4. August 1688 hatte Sophie Charlotte ihrem Gemahl Friedrich einen Prinzen geboren, welcher als Thronerbe freudig begrüßt wurde. In Berlin und bei den Großeltern in Hannover war gleiche Freude über das erwünschte Ereigniß, und die Herzogin Sophie, die Mutter Sophie Charlotten's, kam eigends von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu sehen. Als er ihr gebracht wurde, so stark und kräftig, so offenen und trotzigen Blickes, wußte sie ihrer Freude keine Grenzen. Sie küßte ihn tausendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's Neue sein gutes Aussehen und mochte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Eltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, doch wollte Friedrich nur versprechen, später ihren Wünschen zu willfahren. Sophie Charlotte, so sehr ihr Geist sich sonst gern in hochfliegenden Bildern und Wünschen bewegte, stellte sich bei der Erziehung des Kronprinzen nur die schlichte und strenge Aufgabe, einen rechtschaffenen Mann und tüchtigen Fürsten aus ihm zu machen. Die erste Warte und Pflege des Prinzen wurde einer Frau von Roucoulles übertragen, welche sich als flüchtige Protestantin mit Muth und Kühnheit aus Frankreich gerettet hatte, und in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer

Digitized by Google

Mutter und ihrer beiden Töchter geworden war. Ihr fester, edler Charakter flößte Sophie Charlotte großes Zutrauen ein. Bei dem jungen Friedrich Wilhelm reichte jedoch weibliche Aufsicht nicht lange hin, frühzeitig entwickelte sich mit der Körperkraft sein lebhafter Geist und starker Wille, und Auftritte von Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Dem früheren Versprechen gemäß zum Besuch nach Hannover gebracht, vertrug er sich mit dem dortigen kleinen Kurprinzen so schlecht und machte seiner Großmutter so viel zu schaffen, daß man ihn nach Berlin zurücknehmen mußte. Es wurde daher die Wahl eines Erziehers beschlossen; dieselbe fiel auf den Generallieutenant, Burggrafen Alexander zu Dohna, einen Mann von feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößend. Die Wahl der Lehrer war weniger glücklich: sie traf einen Franzosen Rebeur, der sich lässig und ungeschickt erwies und dem Prinzen das Lernen verleidete, und Cramer, einen gelehrten Pedanten, welcher sein Hauptbestreben darein setzte, seinem Zögling das Französische verhaßt zu machen. Die Entwickelung des Knaben nahm keineswegs die Richtung, welche die Mutter erwartete; seine Fähigkeiten blieben auf den bloßen natürlichen Menschenverstand beschränkt, Lust und Liebe zu den Wissenschaften, Geschmack für Kunst und feinere Bildung blieben ihm fremd; seine Sitten befestigten sich immer mehr in roher Derbheit und seine heftigen Leidenschaften brachen oft in dem gewaltsamsten Ungestüm aus. In Rede und Haltung trat bei ihm frühzeitig eine kräftige Geradheit, eine Abneigung gegen allen Zwang hervor; seine Thätigkeit, der Wissenschaft abhold, richtete sich bald nur auf das, was er für unmittelbar nützlich hielt. Dabei hatte der Prinz aber frühzeitig eine einfache, strenge Religiosität und einen rechtschaffenen Sinn, der zwar von Leidenschaft hier und da überfluthet wurde, doch sich immer geltend machte.

Seine Neigung ging frühzeitig auf Soldatenwesen und auf Geld. Die noch vorhandenen Rechnungen über des Prinzen Taschengeld zeigen, wie sparsam er war, außer für seine Compagnie Cadetten. Der Vater hatte ihm nämlich gestattet, eine solche aus adeligen Knaben seines Alters zu bilden; sie hatten ihre besondere Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt und brachten es bald zu großer Fertigkeit in den Waffen. Dieses Soldatenwesen war dem Prinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppenschaar und war immer unermüdet, sie zu exerciren und herauszuputzen. Während er nur sehr oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse erhielt, selbst die Muttersprache und das Französische weder gut sprach noch schrieb, war er in Leibes-

Digitized by Google

übungen, im Reiten und vorzüglich in Allem, was zur Uebung der Truppen gehörte, sehr fest. Als er sechszehn Jahr geworden, bildete er sich halb ohne Wissen des Vaters ein besonderes Bataillon zu Wusterhausen, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, und kümmerte sich sehr genau um alle Einzelnheiten der Bekleidung, Bewaffnung und Uebung. Eine besondere Liebhaberei für lange Soldaten hatte er schon als Knabe, und der Fürst Leopold von Dessau half ihm heimlich solche herbeischaffen.

In den späteren Jugendjahren nahm der Kronprinz Theil an den Sitzungen des Geheimen Raths, auch durch Reisen sollte seine Ausbildung gefördert werden, aber das Interessanteste war ihm auch hierbei das Feldlager Malborough's, aus welchem er vielfachen Stoff zu neuen militärischen Exercitien zurückbrachte.

Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt und sein Streben. Bei solcher Eigenthümlichkeit Friedrich Wilhelm's war zu erwarten, daß seine Regierungsweise eine ganz andere sein würde, als die seines Vaters; gleich nach Friedrich's Tode trat klar hervor, wie es sein Nachfolger zu halten gedachte. Nachdem er am Todbette seines Vaters seinem Thränenstrom freien Lauf gelassen, schritt er rasch durch die im Vorsaal wartenden Hofleute in sein Zimmer, ließ sich sofort die zahlreiche Liste der Hofbeamten vorlegen und strich aus derselben alle Kammerjunker, Hofjunker, Ceremonienmeister, überhaupt den größten Theil des gesammten glänzenden Hofstaats; diejenigen, welche er beibehielt, wurden auf geringere Besoldung gesetzt. Die Zeit des prunkenden Hoflebens war vorüber; nur noch ein Mal sollte dasselbe sich in altem Glanz zeigen, die Leichenfeier Friedrich's I. wurde seinen eigenen Neigungen gemäß mit aller Pracht und Herrlichkeit begangen. Kaum aber war dieselbe beendigt, so legte der neue König Friedrich Wilhelm I. militärische Uniform an, setzte sich zu Pferde, begab sich zu den auf dem Schloßplatz stehenden Truppen und commandirte sie selbst zu einer dreimaligen Salve. Seitdem hat er den Soldatenrock nicht mehr ausgezogen, außer bei feierlichen Gelegenheiten, wo er im Königsornat erscheinen mußte. Es war damit der Sinn bezeichnet, in welchem er seine Aufgabe als König von Preußen auffaßte; er setzte die Macht eines brandenburgischen Fürsten vorzüglich in die Anzahl von Truppen, die er halten könne. Er hatte den Ministern seines Vaters oft vorgeworfen, daß sie mit der Feder Etwas von den europäischen Staaten zu gewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei, er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe. Seine Länder zählten kaum drittehalb Millionen

Digitized by Google

Einwohner und hingen nicht einmal in sich zusammen; was konnten sie neben dem französischen Reich, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, vom Mittelmeer bis an den Ocean reichte, was neben dem unermeßlichen Rußland, neben dem unerschöpflichen Oesterreich und neben England, welches die See beherrschte, bedeuten, wenn nicht eine schlagfertige Kriegsmacht Preußen jenen Staaten ebenbürtig machte! Frankreich hatte damals eine Landmacht von 160,000, Rußland von 130,000, Oesterreich zählte an 100,000 Mann, Preußens Truppenzahl war nur erst 48,000 Mann stark, nicht höher als die von Sardinien, Polen und ähnlichen Staaten. Wenn unser Vaterland eine Rolle unter den ersten Staaten Europas erhalten sollte, so mußte seine Heeresmacht der der übrigen Länder mehr gleichgestellt werden.

Auf zweierlei war daher von Anfang an und während der ganzen Regierung sein Bestreben gerichtet: auf Soldaten und auf Geld. Ein tüchtiges und wohlgeübtes Heer zu schaffen und zugleich die Verwaltung so einzurichten, daß die Mittel für den Unterhalt des Heeres ohne Ueberbürdung des Volkes gewonnen würden, das hatte er sich zur Aufgabe gestellt, und diese Lebensaufgabe hat er mit glücklichem Erfolg gelöst.

Gleich nach seiner Thronbesteigung äußerte er in einem Schreiben: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich selbst der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten." Damit wollte er ausdrücken, daß seine eigene arbeitsame Thätigkeit auf das Heer und auf die Finanzen gerichtet sein sollte; in der That hat er es an selbständigem kräftigem Eingreifen nicht fehlen lassen.

Friedrich Wilhelm hatte von seiner Macht als unumschränkter Herr einen höheren Begriff als irgend ein preußischer Fürst; das lag so in seiner heftigen, rücksichtslosen Weise und auch in der religiösen Anschauung von seinem ihm von Gott verliehenen Amt. Er verlangt von allen seinen Dienern und Unterthanen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, unbedingten Gehorsam, augenblicklich und ohne Widerrede; er hört wohl Rath an von denen, die er dazu berufen hat, aber es bleibt ihm dabei immer gegenwärtig, „ich bin doch König und Herr und kann machen, was ich will". Nur Gott ist er von seinem Handeln Rechenschaft schuldig und dieses Bewußtsein erfüllt ihn ganz: von den Menschen fordert er unumwundene Anerkennung seiner Machtvollkommenheit, und wehe dem, der sich seinen Anordnungen nicht fügt. „Raisonnir' er nicht", ist seine Antwort auf unberufene Einrede, und oft ertheilt er in leidenschaftlicher Erregung mit Stockschlägen noch handgreiflicheren Bescheid. Sein Federstrich ordnet und ändert die Verfassung und Verwaltung des Staats;

Digitized by Google

wenn die Stände widersprechen wollen, so sagt er gerad heraus, daß er „die Junkers ihre Autorität ruiniren werde". „Ich stabilire die Souveränetät", sagte er, „wie einen Rocher de Bronce", und ohne Widerrede müssen seine Befehle vollzogen werden. Aber er ist sich dabei bewußt, nur den Vortheil des Volks im Auge zu haben, und das Herrschen ist ihm nicht blos persönliche Leidenschaft, sondern er sieht es als Gottes Ordnung an und will, daß diese Ordnung überall beachtet werde, von oben herab soll jeder Untergebene seinem Vorgesetzten eben so gehorsam sein, wie ihm.

Während Friedrich I. den Erweis seines fürstlichen Ansehens in äußerem Prunk suchte, hat Friedrich Wilhelm in seinem einfachen Rock, auf seinem hölzernen Schemel, in seinem geraden, derben Soldatenton doch eben einen höheren Begriff von seiner königlichen Stellung als Jener; aber vor Allem fühlt er sich für seinen Staat verpflichtet und lebt nur seines Staates wegen. Er muß daher Alles wissen, was in jedem Zweige der Verwaltung vom Größten bis zum Kleinsten gethan wird, er muß erfahren, was in jedem Theile seines Staates vorfällt, ohne ihn darf Nichts gethan werden. Er arbeitet von früh bis spät, er schläft kaum und immer unruhig; ihn halten die schlechtesten Wege, Wind und Wetter, Eis und Schnee nicht ab; ohne alle Bequemlichkeit ist er immer auf, zu Wagen oder zu Pferde, immer eilig, Nichts geht ihm schnell genug; so bietet er allen Beschwerden Trotz. Dasselbe verlangt er von seinen Beamten, seinen Dienern, weil er sie dafür bezahlt, daß sie arbeiten sollen. Er selbst bewacht Alles unabläßig. Alle Beamten zittern vor ihm, weil Keiner vor seiner Controlle sicher ist. Er erfährt, daß der Thorschreiber in Potsdam die Bauern früh vor dem Thore warten läßt, ohne zu öffnen; eines Morgens geht er selber hin, findet den säumigen Beamten noch im Bett und prügelt ihn mit den Worten: „guten Morgen, Herr Thorschreiber" höchst eigenhändig aus dem Bett heraus. Er wollte, die ganze Nation sollte so einfach leben und so thätig und betriebsam sein als er*).

Das Heer unter Friedrich Wilhelm; die langen Kerls. Seine Thätigkeit ging, wie gesagt, vor Allem auf die Vermehrung und Vervollkommnung des stehenden Heeres hinaus. Er nannte die Soldaten seine lieben blauen Kinder" und widmete ihnen wirklich eine Art väterlicher Zärtlichkeit, wiewohl er es als guter Vater, wie wir sehen werden, an sehr strenger Zucht nicht fehlen ließ. Während seiner Regierungszeit ist die Armee von 48,000 Mann, wie er sie vorfand,

*) Stenzel, III.

bis über 80,000 Mann vermehrt worden. Schon im Jahre 1719 zählte dieselbe 54,000, im Jahre 1740, dem Todesjahre des Königs, 83,500 Mann.

Es war natürlich nicht leicht, diese großen Truppenmassen aus der beschränkten Einwohnerzahl des Landes zusammenzubringen und doch mußte wenigstens der größte Theil aus den Landeskindern genommen werden. Die freiwilligen Werbungen reichten nicht hin, und so geschah es, daß junge dienstfähige Leute auch mit Gewalt fortgenommen wurden. Doppelt lästig wurden die Aushebungen dadurch, daß die Werber in gegenseitigem Wetteifer sich oft in denselben Ortschaften durch listige oder gewaltsame Wegführung der jungen Leute zu überbieten suchten; es wurde deshalb festgesetzt, daß nach einer bestimmten Eintheilung des Landes jedes Regiment einen gewissen Canton haben sollte, aus dem es seine Rekruten nehmen mußte, wodurch allerdings mehr Ordnung und strengere Aufsicht in die Sache kam. Auch sollte der Landbau und das bürgerliche Wesen nicht geradezu durch die Aushebung gestört werden, weshalb die ältesten Söhne oder Erben der Familien in Land und Stadt von derselben befreit wurden. Nach dieser neuen Ordnung wurden nun in jedem Canton alle dienstlichen Leute, besonders die jüngeren Bauernsöhne, im Voraus von den Behörden verzeichnet und für die Aushebung bestimmt, und diejenigen, welche noch nicht gleich zu den Fahnen genommen wurden, mußten einstweilen als Abzeichen ihres künftigen Berufs rothe Binden tragen.

Ein großer Theil des Heeres mußte aber nach wie vor durch eigentliche Werbung zusammengebracht werden; diese fand nicht nur in den brandenburgisch-preußischen, sondern auch in fremden Ländern Statt. Besonders war es des Königs Vorliebe für recht lang gewachsene Soldaten, welche die Werbungen sehr erschwerte und sehr lästig für das ganze Land machte. Nach und nach steigerte sich jene Neigung so sehr bis zur Leidenschaft, daß das Verdienst der Regimenter größtentheils danach beurtheilt wurde, wieviel oder wiewenig lange Soldaten dasselbe zählte. Vorzüglich wurde darauf in des Königs Leibregiment zu Potsdam gesehen, welches nicht blos durch treffliche Einübung, sondern auch durch die Größe der Mannschaft als Muster aller übrigen Regimenter gelten sollte, und der König, so sparsam er sonst war, ließ es sich doch gern die größten Opfer, selbst Millionen kosten, um die längsten Leute aus allen Gegenden für sein Lieblingsregiment aufzutreiben. Sie erhielten außer ihrem monatlichen Sold von 4 Thalern nach ihrer Größe oder nach den ihnen bei ihrer Werbung bewilligten Bedingungen noch 5 bis 10, ja selbst 20 Thaler Zulage. Der König ließ sich mit jedem Ein-

Digitized by Google

zelnen von diesen seinen liebsten blauen Kindern sehr gern ein, erzeigte ihnen allerlei Gunst durch Bewilligung von Grundstücken, Häusern, Schenkwirthschaften u. s. w., stiftete gern einträgliche Heirathen für sie, und es ging ihm auf der ganzen Welt nichts so nahe, als das Wohlergehen seiner Grenadiere. Als der neue Thurm der Petrikirche in Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte, wurde die Meldung beim König mit den Worten eingeleitet: es habe sich in Berlin ein großes Unglück ereignet. „Was denn", rief der Fürst ungeduldig. „Der Petrithurm ist eingestürzt." Der König beruhigte sich bei dieser Nachricht und sagte gelassen: „ich dachte Wunder was es wäre und glaubte, der Flügelmann von Glasenapp wäre todt." Da man wußte, daß dem Fürsten Nichts lieber sei, als lange Leute, so beeiferten sich alle befreundeten Monarchen, ihm solche zuzuschicken, besonders wenn sie etwas von ihm zu erlangen wünschten. Peter der Große dankte ihm für die Sendung einer besseren Bernsteinsammlung und eines schönen Jachtschiffes durch die Ueberlassung von 150 „langen Kerls". Der König von Frankreich verehrte ihm einst einen reich mit Brillanten besetzten Degen, der König aber meinte, ein Dutzend langer Kerls wäre ihm lieber gewesen. — Der König schickte eine große Anzahl von Officieren in allen Ländern umher, um für sein Leibregiment zu werben. Mit großen Kosten und großer Gefahr holte ein Major einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. Ein Deutscher, der sich in Paris als Riese für Geld sehen ließ, wurde gleichfalls angeworben, konnte aber in Potsdam erst als vierter oder fünfter Mann gebraucht werden. Auch gegen die Fremden wurde oft List und Gewalt angewendet und es kam darüber mit einzelnen Staaten oft zu ernstlichen Händeln. Der König war sehr aufgebracht, wenn er hier und da auf Widerstand stieß, und suchte sich zuweilen zu rächen. Als die Hamburger, die kurz vorher seinen Werbern Schwierigkeiten gemacht, den Probst Reimbeck von Berlin zu ihrem Hauptpastor wählten, und den König baten, denseben aus seinem Dienst zu entlassen, schrieb er auf das Gesuch: „platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht".

Das Leibregiment in Potsdam diente dem König in jeder Beziehung als Musterregiment für seine ganze Armee; dort wurden alle neuen Versuche, durch welche er das Exercitium zu vervollkommnen bemüht war, unter seinen eigenen Augen zuerst gemacht, und wenn sie glückten, bei den übrigen Regimentern eingeführt, deren Officiere abwechselnd nach Potsdam kamen, um die Uebungen mit anzusehen. Denn nicht blos auf Vergrößerung der Armee kam es dem König an, sondern er

Digitized by

führte auch strengeres und zugleich sichereres, leichteres Exercitium ein. Die Hauptsache war Gleichschritt und rasches Feuern; wie er selber sagt: „geschwinde laden, geschlossen anschlagen, wohl antreten, wohl in das Feuer sehn, Alles in tiefster Stille". Sein Hauptgehülfe bei der Ausbildung des Heeres war der berühmte Leopold von Dessau (der alte Dessauer), welcher, obwohl regierender Fürst von Anhalt-Dessau, doch aus Leidenschaft für den Militärstand während seiner ganzen Regierungszeit in preußischen Diensten blieb. Er ist der eigentliche Schöpfer der trefflichen Kriegsausbildung des preußischen Fußvolks, welche schon unter Friedrich Wilhelm, und mehr noch unter Friedrich dem Großen Alles in Erstaunen setzte. Der König erfreute und labte sich an dem Anblick seiner Soldaten in den bunten Uniformen, mit blanken Knöpfen und Gewehren, wenn sie mit der größten Pünktlichkeit auf Commando jede Bewegung, jeden Griff des Gewehrs so machten, daß in der ganzen Reihe nur ein Griff gesehen, nur ein Schlag, wie beim Feuern nur ein Schuß gehört wurde. Um solche Vortrefflichkeit zu erreichen, war freilich mancher harte Schlag mit dem Corporalsstock nöthig; es war eine sehr strenge Kriegszucht eingeführt, beim Exerciren wurden viel Prügel ausgetheilt, und jedes Vergehen gegen die Disciplin wurde mit den strengsten Strafen belegt, worunter die sogenannten Spießruthen besonders grausam waren.

Die Officiere der preußischen Armee waren zum größten Theile die eingeborenen Land-Edelleute. Dem König war viel daran gelegen, sich ein wirklich brauchbares Officiercorps zu bilden; bis dahin hatten sich die Obersten der Regimenter selbst ihre Officiere ausgesucht, von nun an wurden sie alle vom König ernannt. Die Adeligen traten zuerst als Freicorporals in die Regimenter, wurden da zur Sorgfalt in allen Theilen des Dienstes angehalten und für jedes Versehen streng bestraft; wenn der König zum Regiment kam, erkundigte er sich nach ihren Fortschritten und ließ sie sich vorstellen, oft dauerte es lange, bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähndrich angenommen wurde. Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen.

Wie dem König selbst der Soldat über Alles ging, so rief er auch in den Officieren das Gefühl der Standesehre hervor, welches für die Tüchtigkeit der preußischen Armee höchst bedeutsam geworden ist. Freilich war seine eigene Ueberschätzung des militärischen Wesens und der gar zu derbe und übermüthige Sinn seines Generals Leopold von Dessau Schuld, daß sich die Officiere überall viel Gewalt und Will-

Digitized by Google

kür gegen die übrigen Stände gestatteten, worüber es nicht selten zu bitteren Klagen und zu traurigen Auftritten kam.

Um in seinen Soldaten auch religiöse Gesinnung zu pflegen, stellte er eine große Anzahl besonderer Feldprediger an, und ließ an die Compagnien Exemplare des Neuen Testaments mit einem Anhang kirchlicher Gesänge vertheilen, welche beim Gottesdienst regelmäßig wiederkehren sollten. Auf die Befestigung des religiösen Sinnes unter den Kriegsmannschaften war es auch bei dem Unterricht abgesehen, welchen er den ungebildeten Soldaten ertheilen ließ.

Die Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm. Die Regierung Friedrich Wilhelm's ist nun oft so angesehen worden, als hätte der König für gar nichts Anderes Sinn und Herz gehabt, als für das Soldatenwesen; aber so sehr dies auch seine Lieblingsneigung war, so hat er doch darüber keine der übrigen wichtigen Pflichten eines gewissenhaften Regenten versäumt: vielmehr führte er in jeder Beziehung nach seinem besten Wissen und Willen ein redlich landesväterliches Regiment, und legte in vielen Dingen den Grund zu heilsamen neuen Staatseinrichtungen. Besonders ist es ihm hoch anzurechnen, daß er die unter Friedrich's I. Regierung zerrütteten Finanzen wieder regelte. Es entsprach seinem strengen geordneten Wesen, daß er überall die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung der Staatseinkünfte verlangte; er liebte überdies von Jugend auf das Geld, und suchte daher nicht blos das unbedingt Nothwendige herbeizuschaffen, sondern selbst noch einen Schatz für künftige Bedürfnisse zu sammeln. Doch war er jeder Zeit zu allen Ausgaben bereit, die er für die Förderung des öffentlichen Wohls als nützlich erkannte.

Um der ganzen Staatsverwaltung einen besseren geregelten Gang zu geben, richtete Friedrich Wilhelm statt mehrerer getrennter Behörden, die bis dahin öfter mit einander in Streit gerathen waren, eine einzige ein, welcher Alles übergeben wurde, was die Finanzen, die Domainen und die Erhaltung des Heeres betraf. Dieselbe erhielt den Namen eines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectoriums (oder kurzweg Generaldirectorium), und der König selbst arbeitete eine genaue Geschäftsinstruction für die Beamten aus, worin die Abtheilung der Behörden genau festgestellt, überall unablässiger Fleiß und strengste Aufsicht zur Pflicht gemacht und alle Maßregeln gegen Vernachlässigung des öffentlichen Interesses vorgeschrieben waren. Diese Instruction ist ein ruhmvolles Denkmal der Einsicht und Willenskraft Friedrich Wilhelm's I. Auch in den einzelnen Provinzen wurden die bis dahin getrennten Behörden in sogenannten Kriegs- und Domainen-

Digitized by Google

kammern vereinigt. Der König hielt auf die strengste Durchführung der neuen Einrichtung, welche die Einheit und Zuverlässigkeit der Verwaltung sehr erleichterte.

Um die Finanzen zu verbessern, war er besonders dafür besorgt, die Einnahmen von den königlichen Domainen auf alle Weise zu erhöhen, und traf für die Verpachtung derselben Einrichtungen, welche sich als trefflich und sehr einträglich erwiesen. Auch in diesen Dingen war er überall selbst thätig und kümmerte sich um alle Anordnungen bis in die kleinsten Einzelnheiten. Er wollte Alles unmittelbar selbst sehen. Die neuen Wirthschaftsgebäude, die ausgetrockneten Sümpfe, die gut angebauten Felder, der zahlreiche wohlgenährte Viehstand gewährten ihm große Freude.

Auf das Wohl des Landmanns ernstlich bedacht, schärfte er dem Generaldirectorium bei jeder Gelegenheit ein, daß er alle Unterthanen im Wohlstande erhalten wissen wolle, und daß die Leistungen der Einzelnen nicht höher angesetzt werden sollten, als sie getragen werden könnten. Er war sehr ungehalten über den Mißbrauch, welchen die Beamten mit dem Recht trieben, Vorspann von den Bauern zu verlangen. „Ich will nicht", schrieb er, „daß die Herrn Räthe in den Provinzen mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren." Vorzüglich aber sorgte er dafür, daß die wüst und unbebaut liegenden Aecker wieder angebaut wurden, zu welchem Zwecke er den Colonisten sehr günstige Bedingungen und auf einige Jahre Freiheit von allen Steuern gewährte. Unter allen Provinzen des Staats bedurfte vorzüglich Preußen seiner Unterstützung, indem dort die Pest einen großen Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte, und weite Strecken Landes ganz unbebaut lagen. Der König setzte Alles daran, wackere Leute aus anderen Landestheilen und aus der Fremde herbeizuziehen, unterstützte sie mit Geld, Bauholz und Ackergeräth, ermunterte sie bei seinen öfteren Reisen persönlich und erwies ihnen, wo sie sich fleißig und tüchtig zeigten, alle mögliche Gunst. Mehrere tausend Colonisten kamen aus Schwaben, Franken und anderen Gegenden herbei und fanden bei Friedrich Wilhelm die günstigste Aufnahme. Man rechnet, daß er bis auf zwanzig Millionen Thaler darauf gewendet hat, die Provinz Preußen wieder in einen blühenderen Zustand zu bringen.

Eine besonders günstige Gelegenheit, tüchtige Colonisten herbeizuziehen, gab ihm der Schutz, welchen er den evangelischen Salzburgern gegen die Unduldsamkeit ihrer katholischen Regierung gewährte. Im Erzstift Salzburg hatte schon die Lehre des Johann Huß viele Anhänger gefunden, welche sich später der lutherischen Lehre zuneigten, und trotz

Digitized by Google

aller Verfolgungen und Mißhandlungen an derselben treulich hielten. Zuletzt war ihnen seit etwa vierzig Jahren Duldung gewährt worden, bis dann ein neugewählter Erzbischof sie von Neuem mit Gewalt zum katholischen Glauben zu bekehren unternahm. Unter Androhung von Einkerkerung oder Verbannung wurden sie zum Abfall vom lutherischen Bekenntniß aufgefordert. Vergeblich bemüheten sich die evangelischen Reichsfürsten, ihnen Duldung zu verschaffen: die Verfolgung wurde so drückend, daß ihnen Nichts übrig blieb, als sich dem Glaubenszwang zu unterwerfen, oder mit Weib und Kind auszuwandern. Nicht umsonst wendeten sie sich jetzt an den König von Preußen, um von ihm Schutz und Hülfe zu erbitten: Friedrich Wilhelm fühlte, wie seine Vorgänger und Nachfolger auf dem Throne, den erhabenen Beruf, ein Schirmherr der Protestanten von Deutschland zu sein, und nachdem ihm seine geistlichen Räthe versichert, daß die Salzburger keine Schwärmer, sondern ehrliche Lutheraner seien, erklärte er ihnen, er wolle sie, wenn ihrer auch etliche Tausend wären, in seinem Lande aufnehmen. Er begnügte sich nicht, ihnen freien Landbesitz in Preußen mit allen Rechten und Vortheilen anderer Colonisten zuzusichern, sondern schickte ihnen auch Reisegeld auf die ganze Dauer der Reise. Die Auswanderer schlugen dann in freudigem Gottvertrauen den Weg nach Berlin ein, wo sie feierliches Glockengeläut, sowie das Wohlwollen des Königs, seiner Familie und der ganzen Bevölkerung empfing. Ihre Zahl wuchs bis über 15,000, und sie siedelten sich fast sämmtlich in Preußen, besonders in Litthauen, um Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg an, wo ihnen guter Acker, Wiesen, Weide, Fischerei und Wälder überlassen, auch das nöthige Vieh und Ackergeräth großentheils unentgeltlich gewährt wurde. Auch Kirchen und Schulen errichtete ihnen ihr neuer Landesfürst, und that überhaupt Alles, um ihnen die preußische Heimath so lieb zu machen, wie die frühere. So erhob sich an den Grenzen des Reichs eine neue Schöpfung, und im Jahre 1739 konnte der Kronprinz Friedrich voll Freude schreiben: „die Erde ist wieder angebaut, das Land bevölkert; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen: keinen Aufwand hat er erspart: Hunderttausend denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück."

Der Anbau der Städte erfreute sich ebenso wie der Landbau der fürsorglichen Theilnahme des Königs: besonders die Hauptstadt Berlin. Die Friedrichstadt wurde um die Hälfte erweitert, die großen Plätze in der Mitte der Stadt, welche jetzt wegen ihrer Schönheit bewundert werden, die prächtige Wilhelmsstraße mit ihren Palästen wurden damals angelegt. Der König verfuhr dabei zum Theil mit einer großen Härte, indem

Digitized by Google

er wohlhabenden Bürgern geradezu befahl, neue Häuser zu bauen. Er wies den Leuten Plätze an, gab ihnen allenfalls auch einen Theil des Baumaterials, und nun mußten sie ohne Widerrede an den Bau heran. „Der Kerl hat Geld, muß bauen“, hieß es beim König, und da waren alle Gegenvorstellungen unnütz oder sogar gefährlich. — Noch mehr geschah für Potsdam, welches durch den Willen der brandenburgischen Fürsten aus einem morastigen Boden, den man erst mühsam ausfüllen mußte, zu künftiger Herrlichkeit erstand.

Der Wohlstand der gewerbtreibenden Klassen und die Hebung des vaterländischen Gewerbfleißes lagen dem Fürsten gleichfalls sehr am Herzen. Es war ihm ein Aergerniß, daß so viel Geld aus seinem Lande nach Frankreich, Holland und England für die von dort gekauften Waaren ging: das sollte anders werden. Um das Geld im Lande zu erhalten und zugleich die gesunkenen Gewerbe wieder zu beleben, verordnete er zunächst, daß alle Bekleidungsstücke seiner Soldaten nur aus einheimischer Waare gefertigt werden sollten; bald legte er auch den übrigen Unterthanen die Pflicht auf, sich bei ihrer Bekleidung blos preußischer Wollenstoffe zu bedienen. Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und brachte es dahin, daß bald Niemand mehr an die fremden Waaren dachte. Es lag ihm besonders an der Hebung der Wollmanufaktur in seinen Landen; damit aber die Tuchmacher den ihnen gewährten Schutz nicht etwa mißbrauchten, um nur schlechte Waare zu liefern, erließ er zugleich genaue Vorschriften über die Fabrikation und ließ dieselbe sehr streng überwachen. Aehnliche Fürsorge widmete er allen übrigen Gewerben.

Handel und Wandel kann aber nicht gedeihen und blühen, wenn nicht strenge Gerechtigkeit im Lande herrscht; davon war Keiner mehr überzeugt, als Friedrich Wilhelm I., dem von Natur ein strenger Gerechtigkeitssinn inwohnte. „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich“, schrieb er gleich nach seinem Regierungsantritt, und befahl die Verbesserung der Rechtspflege schleunigst ins Auge zu fassen. Sein schlichter derber Sinn konnte sich in die Spitzfindigkeiten und Chicanen, welche überall bei den Rechtshändeln vorkommen, nicht finden, und besonders waren ihm die Advocatenschliche, womit dieselben auch dem Unrecht oft den Schein des größten Rechts zu geben wußten, sehr verhaßt. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung in Minden bei. Nachdem der Advocat der einen Partei gesprochen, rief der König: „der Kerl hat Recht!“ Nun kam der Advocat der anderen Partei und sprach wieder so geschickt, daß der König mit den Worten: „der Kerl hat auch Recht“, sehr ärgerlich den Saal verließ. Er richtete auf die Vereinfachung und

Digitized by Google

Verbesserung des Proceßverfahrens seine Aufmerksamkeit und erließ nach sorgfältiger Erwägung mit seinen Räthen nützliche Vorschriften darüber, besonders zur Beschleunigung der Processe. Den Präsidenten des Kammergerichts Samuel Cocceji, einen Mann von tiefen Rechtskenntnissen, großer Geistesschärfe und trefflicher Gesinnung, beauftragte er mit einer neuen Einrichtung des Kammergerichts und mit der Ausarbeitung einer neuen Gerichtsordnung, welche jedoch erst unter seinem großen Nachfolger zur Ausführung kam. Die Bestimmungen, welche unter ihm erlassen wurden, waren im Allgemeinen sehr streng, besonders wollte er allen Raub, Betrug und Dieberei hart bestraft wissen; dagegen milderte er das Verfahren in den Hexenprocessen.

Sorge für die Religion und für die Bildung des Volks. Von einer aufrichtigen und einfachen Frömmigkeit erfüllt, suchte Friedrich Wilhelm das Beste der Kirche überall zu fördern; er selbst beobachtete den Gottesdienst genau und hielt darauf, daß es auch von seiner Familie, seinen Beamten und Officieren geschah. Vor der Gottesgelehrtheit hatte er allein rechte Achtung unter allen Wissenschaften. Auch hierbei war aber sein Eifer besonders auf das Praktische gerichtet: er ließ Erbauungsbücher auf seine Kosten drucken und unter die Leute vertheilen und empfahl den Geistlichen, die ihnen anvertrauten Seelen nur in der Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthum zu unterrichten, alle unnützen Zänkereien aber zu lassen. Er erließ eine neue Kirchenordnung, setzte geistliche Inspectoren in den einzelnen Provinzen ein, in jeder Gemeinde aber Kirchenvorsteher, welche auf Alles sehen sollten, was zur Erbauung und zur Verbesserung der Sitten, sowie zur Förderung des Schulwesens nützlich sei. In lateinischen und deutschen Schulen sollte die Furcht des Herrn als der Weisheit Anfang beigebracht werden.

Friedrich Wilhelm ist wegen seiner Geringschätzung gegen die Gelehrten in den üblen Ruf gekommen, als sei er überhaupt ein Feind der Wissenschaft und der Bildung gewesen. Es ist nun freilich wahr, daß er von dem gelehrten Treiben eigentlich sehr wenig hielt: seine eigene geistige Ausbildung war zu mangelhaft, als daß er das Wesen der Wissenschaft so recht hätte würdigen können, und sein einfacher auf das Praktische gerichteter Sinn nahm Aergerniß an den oft spitzfindigen Forschungen, von denen er keinen rechten Nutzen absehen konnte. Die meist trockene und pedantische Weise der damaligen Gelehrten bestärkte ihn in seinem Vorurtheil, und er gab allerdings den Männern der Wissenschaft seine geringe Meinung oft auf eine sehr derbe und verletzende Weise zu erkennen. Die gelehrten Stiftungen seines Vaters, die Universität Halle

Digitized

und die Akademie der Wissenschaften, ließ er zwar bestehen, aber er unterstützte sie bei Weitem nicht so thätig, wie Jener. Von den Gelehrten der Akademie wurde es sehr übel aufgenommen, daß er ihnen nach Leibnitz's Tode den Paul von Gundling zum Präsidenten gab, welcher zwar mannichfache Kenntnisse besaß, aber wegen der tollen Späße, welche er in des Königs ausgelassenen Abendgesellschaften im halbtrunkenen Zustande oft mit sich treiben ließ, in schlechtem Rufe stand. Es ist deshalb oft gesagt worden, der König habe der Akademie seinen Hofnarren zum Präsidenten gegeben, doch ist das eine unrichtige Auffassung, da Gundling beim König auch wegen seiner Gelehrsamkeit und besonders wegen seiner Schriften über die brandenburgischen Regenten viel galt. Friedrich Wilhelm hat gewiß die Akademie der Wissenschaften nicht durchaus gering geachtet; denn ihre Leistungen in den Naturwissenschaften und was sich davon für die Förderung der Gewerbe brauchen ließ, das wußte er wohl zu schätzen. Er ließ auch bei der Akademie eine chirurgische Anstalt einrichten, um in derselben die Aerzte für seine Armee ausbilden zu lassen; ebenso in allen Provinzen. Seine Auffassung von der Wissenschaft zeigte sich auch, als er der Akademie 2000 Bände aus den Fächern der Astronomie, der Mathematik, Physik und Medicin nebst seltenen Naturalien überwies und sie dabei ermahnte, allen Fleiß anzuwenden, um den Endzweck der Anstalt zu erreichen, nämlich die Natur und deren Kräfte zu erkennen und sich auf solche Erfindungen zu legen, welche Künste und Wissenschaften immer höher emporbringen und der Welt zum wahren Nutzen gereichen könnten, keineswegs aber in bloßer Windmacherei und in falschen Träumereien beständen, womit sich viele Gelehrte aufzuhalten pflegten. Für alles Nützliche war der König auch in wissenschaftlichen Dingen leicht zu gewinnen: so richtete er auch zuerst einen botanischen Garten in Berlin ein.

Auch durch die Unterstützung der Gymnasien zeigte Friedrich Wilhelm, daß er keineswegs geradezu ein Feind wissenschaftlicher Bildung sei, am meisten aber that er für die gewöhnlichen Volksschulen, in denen gelehrt werden sollte, was Jedem zu wissen nothwendig sei, nämlich die Anfangsgründe des Christenthums, des Lesens, Schreibens und Rechnens. Ueberall wurden Schulen gestiftet und den Aeltern zur strengen Pflicht gemacht, ihre Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre zur Schule zu schicken. Schon damals wurde bestimmt, daß Niemand zum Confirmationsunterricht zugelassen werden sollte, der nicht lesen könne. Alle Rekruten sollten außerdem bei ihren Regimentern schreiben und lesen lernen und im Christenthum unterrichtet werden. In der Provinz Preußen allein wurden über tausend neue Schulen gegründet; wo die Schul-

Digitized by Google

gebäude fehlten, wurden sie neu erbauet, wozu der König meistens die Baumaterialien gab. Es ist gewiß ein großes unsterbliches Verdienst desselben, daß er so das Volk der Rohheit und Unwissenheit zu entziehen suchte: ihm ist es zu danken, worauf Preußen noch heute stolz sein kann, daß Bürger und Bauern bei uns früher zur Bildung mit herangezogen worden sind. Friedrich Wilhelm hat hierzu mehr als andere den Grund gelegt, dieser Ruhm sollte den redlichen König vor dem Vorwurf bewahren, daß er geradezu ein Verächter der Bildung gewesen.

Friedrich Wilhelm hielt endlich auch auf Zucht und einfache Sitten, nicht nur in seiner Umgebung, sondern, soviel als möglich, auch im Volk. Er war streng gegen sich selbst und ebenso gegen Andere. Ausschweifungen und alles unsittliche Treiben ließ er streng verfolgen und bestrafen, lüderliches Gesindel aufgreifen und in die Zuchthäuser bringen.

Friedrich Wilhelm's Lebensart; das Tabackscollegium. Es ist schon erwähnt worden, daß der König gleich bei seinem Regierungsantritt fast den ganzen Hofstaat seines Vaters entließ: er behielt nur einen Hofmarschall, vier Generale als Kammerherren und einige Kammerjunker zum Dienst der Königin. Alles Ceremoniell war ihm als lästiger Zwang zuwider, und sein Beispiel ließ dasselbe bald auch sonst in Berlin verschwinden. Einfach und ungezwungen in seiner Kleidung, wie im Umgang mit seiner Frau, seinen Kindern und mit Jedermann, machte er das bald zur allgemeinen Sitte im Lande. Die vorher üblichen Complimente, die großen Perrücken, die steifen Manieren fielen weg, man aß, trank, kam und ging ohne alle unnützen Ceremonien. Der König stand früh auf, hielt seine Morgenandacht, arbeitete mit den Ministern, hielt die Wachparade ab; dann nahm er, wenn er guter Laune war, Bittschriften auf dem Schloß an. Um 12 Uhr speiste er vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Speisen, wie sie auf dem Tisch wohlhabender Bürger gewöhnlich waren, ritt dann aus, aufmerksam auf Alles, was ihm begegnete, besonders auf die Bauten, welche die Berliner auf seinen Befehl ausführen mußten. Kam ihm Etwas vor, was gegen die Ordnung war, so ließ er sich die Leute kommen und wies sie meist in derber Weise, auch wohl mit Stockschlägen zurecht, so daß sich die Berliner seinem beobachtenden Blick meistentheils zu entziehen suchten. Nach der Rückkehr besorgte er noch einige Geschäfte und um 5 oder 6 Uhr ging er in seine Abendgesellschaft, das berühmte Tabackscollegium. Der König liebte eine möglichst ungezwungene Unterhaltung, besonders des Abends, wenn er sich von den Mühen des Tages erholen wollte. Er lud daher täglich zu seiner Abendgesellschaft eine Anzahl Generale, Stabsofficiere und Minister, auch wohl fremde Gesandte und andere

Digitized by Google

Leute ein. Er selbst rauchte gern Taback, und sah es gern, wenn alle um ihn her ein Gleiches thaten; der Fürst Leopold von Dessau, welcher nicht rauchen mochte, nahm wenigstens, wie alle übrigen Gäste, eine von den Thonpfeifen in den Mund, welche auf dem Tisch in der Mitte lagen. In geflochtenen Körbchen stand holländischer Taback, daneben glimmender Torf zum Anzünden, auf einem Nebentisch aber ein Topf mit guter Butter, Brod, Braten und Schinken, wovon jeder Gast nach Belieben nahm. Vor sich auf dem Platz fand Jeder einen Krug Bier. Bedienten wurden nicht im Zimmer gelitten, alle Gäste bedienten sich selber, damit die Unterhaltung desto zwangloser sein könnte. Dieselbe erstreckte sich auf allerlei Gegenstände. Der König ließ hier seinen Gedanken und seiner Zunge ganz freien Lauf, sprach von seinen Plänen und Sorgen, von Personen und Sachen und schüttete überhaupt vor den Vertrauten sein Herz ganz aus, und ebenso offen wollte er, daß man ihm begegne. Während er sonst keinen Widerspruch litt, durfte man ihm in dem Tabackscollegium Alles rund heraussagen, und je offener man war, desto mehr gewann man sein Vertrauen. Natürlich wurde diese Gelegenheit auch benutzt, um ihm allerlei Dinge mitzutheilen und Entwürfe nahe zu legen, die man ihm sonst nicht hätte beibringen können, und für seine Minister, wie für die fremden Gesandten war es deshalb gar wichtig, zu dem Tabackscollegium zugezogen zu werden, wo in der harmlosesten Weise oft die bedeutendsten Entschlüsse vorbereitet wurden. Neben den ernsten Unterhaltungen aber überließ man sich auch allen möglichen Späßen und Neckereien. Es wurden Schnurren erzählt, gegenseitige Scherze gemacht, und es fand dabei kein Unterschied der Person statt: der König wurde von seinen Tabackscollegen nicht mehr geschont, als diese von ihm. Einer der lebhaftesten Geister war der Fürst Leopold von Dessau, welcher durch seinen derben Witz den ungenirten Ton der Gesellschaft noch bedeutend erhöhete. Natürlich durfte er es auch nicht übel nehmen, wenn man seiner kraftvollen Laune auf gleiche Weise entgegentrat, und oft gab es die allerderbsten Späße in der königlichen Gesellschaft, welche, wie man sieht, von den Vergnügungen des vorigen Königs himmelweit verschieden war.

Kriege und Stellung zu den auswärtigen Mächten unter Friedrich Wilhelm. Während Friedrich Wilhelm in der inneren Verwaltung seiner Länder durchaus selbständig verfuhr und Niemandem einen überwiegenden Einfluß gestattete, fühlte er dagegen selbst, daß er in den auswärtigen Angelegenheiten fremden Rathes sehr bedurfte. Hier, wo ein offener, gerader Sinn allein nicht durchhilft, wo vielmehr immer ein durchdringender Scharfblick, und in Zeiten, wie die damalige zumal, eine

Digitized by Google

gewisse Schlauheit nöthig ist, um die Pläne und Absichten der Gegner zu erforschen und sich vor ihrer List sicher zu stellen, hier befand sich der König nicht auf seinem Grund und Boden: er traute sich selbst nicht zu, in dem Gewirre und Dunkel der äußeren Umstände das Richtige immer zu erkennen und den rechten Augenblick zum Handeln zu ergreifen. Dazu kam, daß er von Natur argwöhnisch und besonders den fremden Fürsten gegenüber ängstlich besorgt war, daß sie der jungen preußischen Macht und ihm selbst etwa die gebührende Achtung und Ehre versagen möchten. Er ließ sich daher auf auswärtige Verhandlungen überhaupt nicht gern ein, und so sehr er bemüht war, sein Heer so auszurüsten, daß er nöthigenfalls mit Nachdruck unter den Mächten auftreten konnte, so vermied er es doch, ohne Noth in die Welthändel mit verwickelt zu werden. Wo es nicht zu umgehen war, trat er mit Kraft und glücklichem Erfolg auf, und seine Kriegführung ist von großem Vortheil für Preußens Vergrößerung gewesen, aber im Allgemeinen hielt er sich vorsichtig zurück.

Friedrich Wilhelm hatte das Glück, bald nach seinem Regierungsantritt durch den Utrechter Frieden (1713) sein Landesgebiet nach Westen hin erweitert zu sehen, indem das Oberquartier Geldern, ein fruchtbares Ländchen mit 50,000 gewerbfleißigen Einwohnern, an Preußen abgetreten wurde. Bald sollte er eine viel bedeutendere Erwerbung im Norden machen.

Der nordische Krieg, welchen der unternehmende Schwedenkönig Karl XII. gegen Polen und Rußland führte, dauerte seit Jahren fort. Friedrich I. hatte sich von jeder Theilnahme an demselben fern gehalten, auch Friedrich Wilhelm hätte dies gern gethan, wurde aber durch die Macht der Verhältnisse doch in den Kampf hineingezogen, weil die deutschen Provinzen Schwedens davon mit ergriffen und die brandenburgisch-pommerschen Grenzen bedroht waren. Der König konnte und wollte es nicht ruhig mit ansehen, daß vielleicht die Polen sich am Ausfluß der Oder festsetzten. Karl XII. weilte in der Türkei, wo er neue Angriffe gegen Rußland und Polen vorbereitete; in seiner Abwesenheit wurde sein muthmaßlicher Thronerbe, der Herzog von Holstein-Gottorp, vom König von Dänemark bedroht und wandte sich an Friedrich Wilhelm um Hülfe. Er versprach, wenn er den schwedischen Thron bestiege, Pommern an Brandenburg abtreten zu wollen, und es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem einstweilen zum Schutz der schwedischen Provinz Friedrich Wilhelm mit den Holsteinern gemeinschaftlich Stettin und Wismar besetzen sollte. Nun bemühte sich aber auch Peter der Große, welcher wiederholt nach Berlin kam, den König von Preußen auf seine Seite

Digitized by Google

zu ziehen, und zeigte sich ebenfalls geneigt, Stettin an denselben kommen zu lassen. So wurde Vorpommern, welches der große Kurfürst ungeachtet seiner großen Anstrengungen nicht für sein Haus erlangen konnte, jetzt seinem Enkel von allen Seiten angeboten. Vergeblich leistete der schwedische Befehlshaber in Stettin einigen Widerstand, die Festung wurde genommen und einer preußischen und holsteinischen Besatzung übergeben, indem Friedrich Wilhelm versprach, dieselbe nicht vor dem künftigen Frieden an Schweden wieder herauszugeben (1713). Karl XII. aber wollte von einem solchen Abkommen nichts wissen; noch von der Türkei aus protestirte er gegen dasselbe, im folgenden Jahre kam er selbst nach Pommern und schickte sich an, den Kampf zu erneuern. Friedrich Wilhelm, welcher von vornherein niemals die Absicht gehabt hatte, sich widerrechtlich Pommerns zu bemächtigen, erklärte sich bereit, Stettin für die von ihm ausgelegten Kriegskosten mit 400,000 Thalern zurückzugeben. „Ich will nichts Ungerechtes", sagte er, „ich suche nichts, was wider mein Gewissen wäre." Karl XII. verlangte jedoch die sofortige Räumung von Stettin; da durfte Friedrich Wilhelm nicht weiter zögern, sich zum Kampf zu rüsten. Er beschloß, den Feind in der Festung Stralsund aufzusuchen. Im Lager zu Schwedt wurde die erste allgemeine Musterung des neugebildeten preußischen Heeres gehalten. Der Fürst Leopold von Dessau hatte Alles trefflich vorbereitet: die Armee erschien in neuen, sauberen Monturen, mit geputztem Gewehr, in schönster Ordnung und gewährte zugleich einen sehr kriegerischen Anblick; man hatte so wohl gerüstete Truppen in Deutschland noch nicht gesehen. Sächsische und dänische Heerhaufen stießen zu den preußischen, Friedrich Wilhelm führte den Oberbefehl, unter ihm hatte die Hauptleitung der viel bewährte Leopold von Dessau. Karl XII. machte vergebliche Anstrengungen, Stralsund und die Insel Rügen durch Schanzen, Schiffe und Truppen zu sichern: Leopold ging mit 20,000 Mann nach Rügen über, besetzte die Insel, und nun war auch der Fall Stralsunds nicht mehr zu verhüten. Karl verließ während der Belagerung mit großer Gefahr die Stadt und rettete sich nach Schweden. Stralsund ergab sich Tags darauf (1715).

Schweden hatte nun keinen Fuß breit Land mehr in Deutschland; der Krieg hörte von selbst auf, aber zu einem eigentlichen Friedensschluß kam es erst nach Karl's XII. Tode; seine Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore trat Stettin nebst dem Bezirke zwischen der Oder und Peene und den Inseln Wollin und Usedom an Preußen ab (1720). Im nächsten Jahre nahm der König Friedrich Wilhelm in dem neuerworbenen Lande die Huldigung ein. So war

Digitized by Google

denn Preußen endlich in den Besitz der Odermündung und des wichtigen Handelsplatzes Stettin gekommen; es war wieder ein Schritt weiter geschehen, um dem jungen Königreich ein überwiegendes Ansehen in Norddeutschland zu sichern und demselben ein wirksames Eingreifen in die europäischen Angelegenheiten möglich zu machen.

Mit dem Jahre 1720 schien in Europa allgemeine Ruhe eingetreten, aber bald zogen sich neue Wolken zusammen. Kaiser Karl VI., welcher keine männlichen Erben hatte, sondern nur zwei Töchter, unter denen die älteste Maria Theresia, hatte seine ganze Sorge darauf gerichtet, die Erbfolge in seinem Hause zu sichern, und deshalb schon im Jahre 1713 ein unauflösliches Hausgesetz, die pragmatische Sanction, veröffentlicht, nach welchem die gesammten österreichischen Erblande in Ermangelung männlicher Erben ungetheilt an seine weiblichen Nachkommen fallen sollten. Es war ihm Nichts wichtiger, als diesem Hausgesetz und dadurch seiner Tochter Maria Theresia die Anerkennung der übrigen Mächte zu sichern. Eine Beleidigung, welche der spanische Hof vom französischen erfuhr, gab nun dem Kaiser die erwünschte Gelegenheit, mit Spanien nach langer Feindschaft in Frieden und sogar in ein Bündniß zu treten. Als die Höfe von London und Paris davon Kenntniß erhielten, wurden sie wieder besorgt, daß Oesterreich zu mächtig werden könnte, und suchten überall Verbindungen gegen Spanien und den Kaiser anzuknüpfen. Kein Fürst war ihnen dabei wichtiger, als Friedrich Wilhelm, aber dieser war nicht geneigt, sich für fremde Zwecke brauchen zu lassen. Er war überdies den Franzosen feind und hielt es nicht für gut patriotisch, sich mit ihnen in engere Verbindung, zumal gegen den Kaiser einzulassen. England und Frankreich setzten jedoch Alles in Bewegung, um den König zu gewinnen. Dessen sehnlichster Wunsch war damals auf die Erwerbung von Jülich und Berg gerichtet, da von der früheren jülichschen Erbschaft bis dahin nur Cleve an Preußen gekommen war; man hoffte ihn durch die Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches leicht zu gewinnen, auch wurden einige seiner Vertrauten in's Einverständniß gezogen. Besonders aber hatte der König Georg von England an seiner Schwester, Friedrich Wilhelm's Gemahlin, eine einflußreiche Vertraute.

Die Königin Sophie, eine nicht gerade schöne Frau, aber von majestätischer Haltung, sicherem, festen Benehmen und hoher Bildung, stand bei Friedrich Wilhelm in großer Achtung und hatte selbst in den Staatsangelegenheiten einen gewissen Einfluß auf ihn. Ihre Wünsche waren nun besonders darauf gerichtet, eine Doppelheirath zwischen ihren und ihres Bruders, des Königs von England, Kindern zu Stande zu

Digitized by Google

bringen; sie wollte, daß der Kronprinz die englische Prinzeß Amalie, ihre Tochter Wilhelmine aber den englischen Thronfolger, Prinzen von Wales, heirathe. Obwohl Georg I. auf diesen Plan nicht aufrichtig einging, so machte er seiner Schwester doch Hoffnung dazu; sie brachte dafür ihrerseits Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft mit Georg, und es gelang, zu Hannover ein Bündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Staaten zu Stande zu bringen (**1725**).

Der Kaiser Karl VI. konnte diese Verbindung nicht gleichgültig mit ansehen; um Friedrich Wilhelm von derselben wo möglich wieder abzuziehen, wurde der General von Seckendorf als Gesandter nach Berlin geschickt, ein bei dem Könige von früherher sehr beliebter und dabei äußerst gewandter, im Umgange mit Menschen sehr erfahrener Mann. Dieser scheuete keine Anstrengung und kein Mittel, um sich in des Königs Vertrauen immer mehr festzusetzen. Er verstand es, sich in dessen Eigenheiten zu schicken, bei der Wachtparade und bei Tafel, bei der Jagd und im Tabackscollegium jede Gelegenheit zu benutzen, um den Fürsten durch beiläufige Bemerkungen für seine Zwecke zu stimmen. Es kam ihm sehr zu Statten, daß Friedrich Wilhelm gegen den König von England deshalb sehr verstimmt war, weil derselbe mit der Doppelheirath trotz aller Zusagen nicht Ernst machte, auch sein Versprechen wegen Uebersendung langer Rekruten nicht hielt. Friedrich Wilhelm wurde immer aufgeregter gegen seine Verbündeten und äußerte: England und Frankreich hätten ihn betrogen, er solle die Kastanien aus dem Feuer holen, wozu er keine Lust habe. So konnte es denn Seckendorf gelingen, zu Wusterhausen einen Vertrag zwischen dem König und dem Kaiser zu Stande zu bringen, in welchem der frühere Kronvertrag vom Jahre 1700 erneuert wurde und die beiden Fürsten sich alle ihre Länder gegenseitig gewährleisteten. Der Kaiser versprach zugleich, Alles anwenden zu wollen, daß wenigstens das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravenstein an Preußen kämen, wogegen der König sich verbindlich machte, die pragmatische Sanction zu vertheidigen. Natürlich waren England und Frankreich sehr ungehalten über des Königs Abfall von ihrem Bündniß, Friedrich Wilhelm aber rüstete und sagte: „Kein Engländer oder Franzos soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen abhalten. Die österreichische Erbfolge müssen alle deutschen Fürsten gewährleisten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Cujon sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran setzte." Sein Hauptbestreben ging jedoch dahin, Deutschland vor dem Krieg zu be-

Digitized by Google

wahren, und seiner Haltung zwischen den beiden Parteien ist es zuzuschreiben, daß der allgemeine Krieg vermieden wurde, der sonst gewiß wieder auf Deutschlands Fluren ausgekämpft worden wäre.

Nur auf kurze Zeit mußte der König noch einmal die Waffen ergreifen: als nämlich wegen der Nachfolge auf dem polnischen Thron ein Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrach, ließ Friedrich Wilhelm 10,000 Mann an den Rhein rücken, welche durch die Schönheit ihrer Ausstattung und durch die Fertigkeit ihrer Kriegsübungen wiederum allgemeine Bewunderung erregten (1734). Jedoch hatte der König wenig Dank für seine Hülfe. Schon seit längerer Zeit war ihm öfter Veranlassung gegeben worden, sich über das rücksichtslose Benehmen des Kaisers zu beklagen; so oft ihn derselbe brauchte, wurde ihm geschmeichelt und die besten Versprechungen auf Jülich und Berg gegeben, sowie aber der Kaiser seine Hülfe nicht mehr dringend nöthig hatte, sah sich Friedrich Wilhelm wieder vernachlässigt. Er hatte sich schon öfter darüber beschwert, jetzt wurde er so geringschätzig behandelt, daß man ihn, als der Friede mit Frankreich eingeleitet wurde, nicht einmal davon in Kenntniß setzte. „Der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubiacks, was ich gewiß nicht verdient habe," sagte er, und seine Entrüstung über das falsche Spiel, das man mit ihm getrieben, wurde nach und nach so stark, daß er einmal, auf den Kronprinzen zeigend, in die Worte ausbrach: „Da steht einer, der mich rächen wird". Er ahnte gewiß nicht, wie sehr er hiermit die Wahrheit prophezeit hatte. Wir werden sehen, wie der Kronprinz noch tiefer, als sein Vater, die unbillige Behandlung empfand, welche Preußen von Seiten des Kaisers widerfuhr, und wie dieses Gefühl der Erbitterung mit ein Grund zu den großen Thaten wurde, durch welche Friedrich der Große seinen Staat auf Oesterreichs Kosten erhob.

Friedrich Wilhelm's Ende. Friedrich Wilhelm hatte ein ruhiges Alter; sein Wesen war zuletzt milder geworden, als früher, wozu wohl das freundschaftlichere Verhältniß, in das er mit dem Kronprinzen getreten war, viel beigetragen hat. Im Herbst 1739 wurde der König krank; der strenge Winter vermehrte seine Leiden. Im Februar ließ er den Propst Roloff zu sich kommen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Er verzieh Allen, die ihm Herzeleid angethan, und bereuete seine Sünden. Als Roloff auf Sinnesänderung drang, sagte er erst, daß er immer recht gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan habe. Roloff widersprach ihm aber, indem er anführte, daß der König z. B. durch erzwungenes Häuserbauen in Berlin viele seiner Unterthanen gedrückt, daß er Todesurtheile geschärft und ungerechte Hinrichtungen verfügt habe. Da sagte

Digitized by Google

der König: „Er schont meiner nicht; er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und erkenne, daß ich ein großer Sünder bin." Alle beteten nun am Bette des Königs, und Roloff mußte täglich zu ihm kommen. Da es sich etwas mit ihm besserte, fuhr er im April mit seiner Familie nach Potsdam. Im Anfang Mai hatte er einen starken Rückfall und ließ den Kronprinzen nach Potsdam rufen, um sich mit ihm über alle Staatsangelegenheiten zu besprechen. Nach einer der Unterhaltungen sagte er zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?" Dieser küßte weinend des Vaters Hände, der ihn umarmte und ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Dann ordnete er Alles wegen seiner Bestattung; die Leichenpredigt sollte über den Text gehalten werden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft". Am 31. starb er nach großen Leiden, aber in ruhiger Fassung mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben". Er war zweiundfunfzig Jahre alt und hatte siebenundzwanzig Jahre regiert.

Sein Staat war unter seiner Regierung durch Geldern und das für den Handel so wichtige Stettin mit den Odermündungen erweitert worden, und der gesammte Flächeninhalt betrug nun 2275 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner war auf 2,240,000, die Bevölkerung Berlins auf 98,000 Seelen gestiegen. Die Stärke des trefflich geübten und reichlich ausgestatteten Heeres hatte er bis auf einige und 80,000 Mann vermehrt, die Einkünfte des Landes von 2½ auf fast 7½ Millionen Thaler erhöht. Obwohl er viele Millionen auf den Wiederanbau seiner Länder, auf den Ankauf neuer Krongüter und auf die Ausstattung der jüngeren Prinzen verwendet hatte, so hinterließ er doch seinem Nachfolger einen baaren Schatz von fast neun Millionen.

So waren denn die redlichen Mühen seiner streng geordneten Verwaltung nicht verloren, vielmehr hatte er für seinen Sohn die Mittel geschafft, durch welche es diesem möglich wurde, die gewaltigen Unternehmungen zu wagen, von welchen wir alsbald erzählen werden.

So ist denn auch an Friedrich Wilhelm I. wieder unverkennbar, wie weise von der Vorsehung die Reihe der hohenzollernschen Fürsten geordnet war, um den steten Fortschritt ihrer Herrschaft und das Glück ihrer Staaten nach allen Seiten hin zu fördern.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Friedrich der Große. (1740—1786.)

---

31. Friedrich des Großen Jugendjahre.

Die Kinderzeit. Friedrich II., der Große oder der Einzige, war am Sonntag, 24. Januar 1712, gegen Mittag zu Berlin geboren. Mit großer Freude wurde seine Erscheinung von dem Vater Friedrich Wilhelm und von dem Großvater Friedrich I. begrüßt, denn nach dem Tode zweier junger Prinzen war kein anderer Thronerbe aus der brandenburgischen Linie der Hohenzollern mehr vorhanden, und auf ihm ruhete daher zunächst die Hoffnung auf die Fortpflanzung des Herrscherhauses. Friedrich I. gab seine Freude durch Anordnung großer Festlichkeiten kund, welche besonders bei der Taufe des jungen Thronerben stattfanden. Unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Geschütze fand die heilige Handlung statt, bei welcher der junge Prinz, dessen Pathen die größten Fürsten Europa's, unter anderen auch der Kaiser, waren, die Namen Karl Friedrich erhielt, doch wurde er von früh auf nur Friedrich und an dem einfach bürgerlichen Hof seines Vaters kurzweg Fritz genannt.

Die erste Erziehung des königlichen Knaben war ganz der Mutter überlassen, der wohlwollenden, milden und gebildeten Königin Sophie Dorothea, welche sich dabei des Raths und Beistands ihrer Ehrendame, Frau von Kamecke, bediente. Als eigentliche Gouvernante wurde wiederum Frau von Roucoulle angenommen, welche durch ihren edlen Sinn und ihre treue Anhänglichkeit es wohl verdiente, daß ihr nun noch einmal das ehrenvolle Geschäft der Erziehung des Thronfolgers übertragen wurde. Sie widmete dem jungen Prinzen in jeder Beziehung die zärtlichste Sorgfalt, wofür er sie bis an ihren Tod durch treue Dankbarkeit ehrte. Friedrich bedurfte solcher Sorgfalt um so mehr, da

Digitized by Google

seine Gesundheit zuerst sehr schwankend war; es mochte hiermit zusammenhängen, daß er ein sehr stilles, fast schwermüthiges Wesen hatte. Nur mit seiner Schwester Wilhelmine, die er schon damals und bis an ihr Ende zärtlich liebte, gab er sich gern auch heiteren Spielen hin. Der Vater kümmerte sich damals wenig um die Erziehung, doch war er gern im Schooß der Familie und freute sich an den Spielen der Kinder. Recht nach seinem Sinn war ein Zug aus Friedrichs ersten Jahren. Der Prinz hatte eine kleine Trommel bekommen, und es machte ihm im Gegensatz gegen sein sonstiges stilles Wesen viel Freude, darauf tüchtig den Marsch zu schlagen. Der kleinen Wilhelmine aber wurde das Trommeln zu viel und sie schlug dem Bruder Fritz vor, ihren Puppenwagen zu ziehen oder mit ihren Blumen zu spielen. Fritz, sonst ihren Bitten leicht nachgebend, antwortete diesmal sehr ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen." Ueber diesen Funken soldatischer Neigung war der König Friedrich Wilhelm so erfreut, daß er die Scene von seinem Hofmaler darstellen ließ.

Die Königin, deren treffliches Herz am Wohlthun große Freude hatte, lehrte schon früh auch den Sohn diese fürstliche Freude kennen. Sie ließ oft die Armen in großer Zahl zu sich kommen, bezeigte ihnen ihre Theilnahme und ließ ihnen durch des Kronprinzen Hand milde Gaben reichen. Ihr Bemühen war nicht vergeblich; denn sehr bald äußerte sich, wie viel Gefallen Friedrich selbst am Wohlthun fand. Auf einer Reise nach Hannover hielt die Königliche Familie in Tangermünde an, und das Volk drängte sich um dieselbe mit Bezeigungen der Liebe. Es waren auch viele Arme darunter; da ging der kleine Kronprinz schnell in einen Bäckerladen, schüttete seine kleine Baarschaft aus und verlangte dafür Semmeln, Pretzeln und Zwieback, was er sogleich selbst unter die Armen, die Kinder und Greise vertheilte. Er hat später geäußert, dort habe er zum ersten Male das Vergnügen genossen, sich von Unterthanen geliebt und Dankesthränen in deren Augen zu sehen.

Die Knabenjahre. Im siebenten Jahre erhielt Friedrich den General Graf von Finkenstein zum Erzieher, einen sechszigjährigen, sehr ehrenwerthen Mann, der durch seine ruhmvolle Führung im Kriege und durch treue Anhänglichkeit, sowie durch sein streng soldatisches Wesen dem König sehr werth war; unter ihm stand als Hofmeister der Oberst von Kalkstein, ein gebildeter Mann von heiterem Wesen, streng ordnungsliebend und sparsam, als Lehrer ein junger Franzose, Duhan de Jandun, der viel Kenntnisse besaß und dem jungen Prinzen eine große Liebe zur Literatur und zu den schönen Künsten beibrachte. Der König ertheilte den Hofmeistern eine ausführliche Instruction, wie sie

Digitized by Google

bei der Erziehung ihres hohen Pflegebefohlenen zu verfahren hätten. Nach König Friedrich Wilhelm's erwähnten strengen Grundsätzen heißt es da: „Insonderheit muß Meinem Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädlichen Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, auf's Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart davon nicht gesprochen werden; hingegen aber ist Er zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin bestehet, daß Christus vor alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserm Leben zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne; denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Latein sollte Friedrich gar nicht lernen, das Französische und Deutsche aber so, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne; außerdem die Rechnenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie aus dem Fundamente; die alte Historie „nur überhin"; die Geschichte der letzten 150 Jahre aber auf das Genaueste; das Natur- und Völkerrecht, wie auch die Geographie, und was in jedem Lande merkwürdig, sollte er vollkommen inne haben, absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg, weil ein heimisches Beispiel allezeit mehr Kraft hat, als ein auswärtiges. „Absonderlich", heißt es dann, „haben sich beide Hofmeister äußerst angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß Nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte". Der König verbot streng, den Prinzen etwa zu verzärteln oder gar zu weichlich zu gewöhnen, und weil Faulheit, woraus Verschwenden und Durchbringen entstehe, eines der größten Laster sei, so sollten die Hofmeister dem Prinzen davor den allergrößten Ekel in der Welt beibringen, auch mit ihren Köpfen dafür haften, daß alle Ausschweifungen vermieden würden.

Diese Vorschriften wurden zwar sehr streng befolgt, aber gerade in der Hauptsache, im Religionsunterricht, verfehlte man es von vorn herein; denn die großen Geheimnisse des christlichen Glaubens wurden dem lebendigen Prinzen auf so trockene, pedantische Weise vorgetragen, daß, weit entfernt sein Herz dafür zu erwärmen, dasselbe vielmehr

Digitized by Google

zurückgestoßen wurde. Der König selbst verschlimmerte diesen Eindruck, indem er den Kronprinzen oft zur Strafe Psalmen auswendig lernen ließ und demselben hierdurch ein inneres Gefallen an den frommen Dichtungen verleidete.

Natürlich wurde der Instruction gemäß alle Sorgfalt angewandt, um dem jungen Prinzen frühzeitig des Vaters Neigung zum Soldatenwesen einzuflößen und ihn mit allen Regeln des Dienstes bekannt zu machen. Schon im zarten Alter mußte Friedrich die Kinderkleider mit der Uniform vertauschen und zu seinem großen Schmerz sein schönes blondes Haar der knappen soldatischen Frisur aufopfern. Zu seiner Uebung im Waffendienst wurde schon im Jahre 1717 eine kronprinzliche Kadetten-Compagnie errichtet und später auf ein Bataillon vermehrt. Friedrich war schon im zwölften Jahre im militärischen Dienst so bewandert, daß er dem als Gast anwesenden König von England seine Kadetten zur größten Zufriedenheit vorführte. Um ihm das Kriegswesen auf möglichst angenehme Weise beizubringen, ließ Friedrich Wilhelm in einem Saale des königlichen Schlosses eine Art Zeughaus einrichten und allerlei Gewehre, Kanonen und dergleichen da aufstellen. Im vierzehnten Jahre wurde der Kronprinz zum Hauptmann, im fünfzehnten zum Major, im siebzehnten zum Oberstlieutenant avancirt, und zwar nicht blos dem Namen nach, sondern er machte die regelmäßigen Dienste, wie jeder andere Offizier, mit. Auch den Revüen mußte er überall mit dem Vater beiwohnen, und wenn zu diesem Zwecke Reisen in die Provinzen unternommen wurden, so suchte ihn zugleich der König auf die einfachste Weise mit den verschiedenen Verwaltungsgegenständen bekannt zu machen und sein Interesse dafür zu erwecken.

Verstimmung und Zwiespalt zwischen Vater und Sohn. Friedrich zeigte mehr und mehr außerordentliche Fähigkeiten, mit zunehmender Gesundheit des Körpers entwickelte sich in ihm ein lebhafter, munterer Geist und eine große Neigung zu Wissenschaft und Kunst. Gleichzeitig aber trat auch immer mehr ein Gegensatz mit dem ganzen Wesen des Vaters hervor. Den König verdroß es schon sehr, daß sein Sohn den Religionsunterricht nicht recht bereitwillig aufzunehmen schien; besonders war er sehr ungehalten, als man ihm kurz vor der Confirmation meldete, daß der Prinz seit geraumer Zeit im Christenthum nur geringe Fortschritte gemacht habe. Der Religionsunterricht wurde vermehrt und am 11. April 1727 konnte Friedrich nach öffentlicher Ablegung seines Glaubensbekenntnisses die Einsegnung erhalten. Bald aber gerieth er mit des Vaters religiöser Neigung noch mehr in Widerspruch: Friedrich Wilhelm, durch eine Krankheit sehr ernst gestimmt, richtete einen strengen Hausgottesdienst

Digitized by Google

ein, bei welchem er öfter selbst die Gebete verrichtete und geistliche Ansprachen hielt. Da mochte denn freilich, da es ihm an der rechten Bildung fehlte, manchmal etwas vorkommen, was den lebhaften und muthwilligen Friedrich, sowie seine ebenso gelaunte Schwester Wilhelmine den Ernst der frommen Uebungen vergessen ließ; der König glaubte bei ihnen Unaufmerksamkeit und öfter sogar ein kaum verdecktes Lächeln zu bemerken und ließ sie seinen Unwillen darüber eindringlich empfinden. Natürlich war diese Art geistlicher Belehrung und Uebung nicht dazu angethan, dem Prinzen einen ernsteren religiösen Sinn beizubringen, und Friedrich Wilhelm hat so trotz des besten Willens durch seine verkehrte Art gewiß viel dazu beigetragen, daß Friedrichs Sinn gegen die Wahrheiten des Glaubens mehr und mehr gleichgültig wurde. Nicht besser gelang es dem König mit seinen übrigen Vorsätzen in der Erziehung des Prinzen. Obwohl dieser die militärischen Uebungen gut auffaßte, und nach Wunsch executirte, so merkte doch der Vater, daß er dieselben nicht mit eigentlicher Lust und Liebe trieb: das mechanische Exerciren befriedigte den Geist des jungen Prinzen nicht, und eben so wenig konnte er an dem sonstigen rohen Treiben der Soldaten, besonders an dem vielen Prügeln und Spießruthenlaufen so viel Gefallen finden, um seinen ganzen Sinn mit des Vaters Leidenschaft auf das Militärwesen zu richten. Auch an der Jagd, welche Friedrich Wilhelm sehr liebte, fand der Sohn nicht gleiches Behagen, so wenig wie am Tabackrauchen, an den derben Späßen des Tabackscollegiums, an dem er schon frühzeitig Theil nehmen mußte, und an dem ganzen, meist ungebildeten Umgang des Königs. Ferner war die Sparsamkeit, auf welche dieser so großes Gewicht legte, keine der Haupttugenden des jungen Kronprinzen; er war freigebig und in keiner Beziehung engherzig, und da er vom Vater sehr knapp gehalten wurde, so machte er hier und da einige Schulden, was dem König als ein Vorzeichen künftiger Verschwendung galt. Vor Allem aber war es des Prinzen Neigung für Wissenschaft und Kunst, welche dem Sinne Friedrich Wilhelm's gänzlich zuwider war. Duhan de Jandun hatte dem jungen Friedrich von Jahr zu Jahr mehr Geschmack an der schönen Literatur, an der Lectüre französischer Schriftsteller und an den Künsten beizubringen gewußt, und die ganze Sehnsucht des Jünglings ging fortwährend dahin, nach Erfüllung seiner übrigen strengeren Pflichten, sich in der Beschäftigung mit geistigen Dingen, besonders mit guten Büchern zu erholen. Der Vater aber hielt diese Neigung für ein sicheres Zeichen, daß aus dem Sohn nimmermehr ein rechter Kriegsmann werden könnte, und fürchtete, daß so die ganzen Mühen seines Lebens in Betreff der militärischen Einrichtungen verloren sein würden.

Digitized by

Natürlich gab es bei Hofe Leute, welche sich dem Vater angenehm zu machen suchten, indem sie diese Gefahr noch mehr hervorhoben, und durch allerlei Zwischenträgerei wurde Friedrich Wilhelm so aufgebracht, daß er seinem Sohn immer härter begegnete und ihn bei vielen Gelegenheiten vor dem ganzen Hofe mißhandelte. Der König war überhaupt, obwohl voll Liebe und wahren Wohlwollens gegen Frau und Kinder, doch so wenig Herr seines heftigen Temperaments, daß er sie sehr tyrannisirte. Der Kronprinz wurde jetzt ausgescholten, so oft er in des Königs Nähe kam. Von Zeit zu Zeit schrieb er einen demüthigen Brief an denselben, um seine Gnade wieder zu erlangen: dann wurde der König etwas freundlicher, aber es hielt meistens nicht lange an.

Im sechszehnten Jahre wurde Friedrich von seinem Vater mit an den üppigen Hof des Königs August von Sachsen genommen (1718); er widerstand den Versuchungen des ausschweifenden dortigen Lebens nicht und zog sich dadurch neuen Zorn des Vaters zu. Großen Eindruck machte auf ihn das rege künstlerische Treiben in Dresden. Er hörte auch den berühmten Flötenbläser Quanz, und da er die Musik leidenschaftlich liebte, so wirkte er mit Hülfe seiner Mutter aus, daß derselbe mit einigen andern Musikern nach Berlin kam, wo er dann heimlich Unterricht bei ihm nahm. Wenn er Vormittags mit den Soldaten im steifen Zopfe und enger Uniform die Uebungen ausgeführt hatte, so machte er es sich des Nachmittags gern bequem, und mit zierlichem Haarbeutel und gesticktem Schlafrocke überließ er sich mit Quanz den Genüssen des Flötenspiels. Eines Abends, als die Beiden mit dem Lieutenant von Katte auch so behaglich zusammen waren, hörten sie plötzlich den Tritt des Königs. Schnell entschwanden die Freunde in einen Versteck, Flöte und Noten wurden bei Seite gebracht, und Friedrich legte in Eile wieder die Uniform an. Der Vater aber merkte, was man getrieben hatte, er fand den Schlafrock und den Haarbeutel, warf sie unter Ausbrüchen der größten Heftigkeit nebst vielen Büchern ins Feuer und konnte des Scheltens kein Ende finden. Der Prinz durfte sich nun lange nicht vor dem Vater sehen lassen; endlich schrieb er ihm wieder, bat, ihm zu verzeihen, wenn er wider sein Wissen und Wollen Etwas gethan, was den Vater verdrossen, und versprach, nie wieder mit Willen zu fehlen. Der König aber antwortete: „der Prinz sei ein eigensinniger und böser Kopf, der seinen Vater nicht liebe, indem er, sobald er abwesend, nicht thue, was dieser wolle. Zum andern", fährt der König fort, „weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten (weibischen) Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt

Digitized by Google

und nicht verschneidet. Das habe er tausendmal verwiesen und doch umsonst, ohne Besserung." Dann warf er dem Prinzen vor, hoffärtig, recht bauernstolz, nicht populär und affabel zu sein, außer Einigen mit keinem Menschen zu sprechen, mit dem Gesichte Grimacen zu schneiden, als wenn er ein Narr wäre; endlich, daß er zu Nichts Lust habe, als seinem eigenen Kopfe zu folgen. Der Brief endete: „dieses ist die Antwort". Zu Anderen sagte der König: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben".

Das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn wurde noch schlimmer, als die Königin immer erneuerte Anstrengungen machte, um die Heirath ihrer Kinder Friedrich und Wilhelmine mit der Prinzessin Amalie von England und dem Prinzen von Wales zu Stande zu bringen. Wie bereits erwähnt, scheiterten diese Bestrebungen zunächst daran, daß Friedrich Wilhelm sich durch laue Aufnahme des Plans Seitens des Königs von England beleidigt fühlte, sodann an den Bemühungen des Kaisers, dessen Gesandter Seckendorf Alles anwandte, um das Zustandekommen eines solchen Familienbündnisses zwischen Preußen und England zu verhindern. Seitdem theilte sich der ganze Berliner Hof in zwei Parteien, eine österreichische und eine englische; die Königin wollte ihren Plan um keinen Preis aufgeben, was ihren Gemahl so erbitterte, daß der häusliche Frieden dadurch ganz untergraben wurde. Mißtrauisch standen die beiden Eheleute einander gegenüber, heimliche Zwischenträger bemühten sich, den Argwohn und Unwillen Friedrich Wilhelm's noch zu steigern, und die beiden Kinder Friedrich und Wilhelmine, welche sonst durch der Mutter Fürsprache oft des Vaters Zorn entwaffnet hatten, waren jetzt um so schlimmer daran.

Friedrich hatte gerade wegen des harten Drucks, den er am Hofe des Vaters zu ertragen hatte, den Plan einer englischen Heirath um so freudiger ergriffen und verband sich heimlich mit der Mutter, um denselben zum Gelingen zu führen. Er schrieb selbst einen Brief nach England; Friedrich Wilhelm aber erhielt von diesem eigenmächtigen Schritt des Kronprinzen Nachricht und wurde nun von noch heftigerem Groll gegen denselben erfüllt. Im Sommer 1729 wuchs sein Zorn so sehr, daß er Friedrich nebst Wilhelminen außer bei den Mahlzeiten ganz aus seiner und der Königin Gesellschaft verwies.

So oft der Kronprinz sich das Geringste gegen des Vaters Neigungen zu Schulden kommen ließ, erfuhr er von demselben die schimpflichste Behandlung. Er wurde auf eine Zeit lang wieder zum Fähndrich degradirt und wiederholt vor allem Hofgesinde ausgescholten. Dabei

Digitized by Google

sagte Friedrich Wilhelm, um ihn noch mehr zu demüthigen, daß, wenn ihn der König, sein Vater, auf ähnliche Weise behandelt hätte, er tausendmal davon gelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth als der Kronprinz besitze. Wo er seinem Sohn begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke. Friedrich war von dieser Behandlung bereits so sehr verletzt, daß er seiner Schwester schrieb, ein Mehreres als bisher geschehen sei, könne er nicht mehr mit der schuldigen Ehrerbietung ertragen, käme es je zu thätlichen Mißhandlungen, so werde er sein Heil in der Flucht suchen. Die Sache wurde noch schlimmer, als herauskam, daß der Prinz bei Berliner Kaufleuten 7000 Thaler Schulden gemacht hatte: Friedrich Wilhelm war darüber so aufgebracht, daß er ein scharfes Edict gegen das Geldleihen an Minderjährige erließ. Die 7000 Thaler wurden bezahlt, der Kronprinz aber mußte nun den ganzen väterlichen Zorn erfahren. Er selbst theilte seiner Schwester bald darauf seine bitteren Erfahrungen mit folgenden Worten mit: „Man predigt mir alle Tage Geduld, allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem anderen Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. — — Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin auf's Aeußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen.“ Er dachte seitdem ernstlich daran zu flüchten.

Der König, welcher von den Heirathsplänen mit England Nichts mehr wissen wollte, bestimmte seine Tochter jetzt für den Markgrafen von Schwedt und verlangte von seiner Gemahlin und von Wilhelminen unbedingten Gehorsam. Auf den Wunsch der Königin schrieb jedoch Friedrich noch einmal an den englischen Hof, um die Verheirathung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales zu sichern, und betheuerte

Digitized by Google

dabei, daß er selbst keiner Anderen als der Prinzessin Amalie seine Hand geben würde. Als der König den Inhalt dieses Schreibens erfuhr, stieg seine Heftigkeit noch höher; er mißhandelte den Kronprinzen und Wilhelmine körperlich, so oft er sie sah. Nach einem derartigen Auftritt theilte Friedrich seiner Schwester den festen Entschluß mit, sich durch die Flucht einer solchen Behandlung zu entziehen. Zwar kam bald darauf ein englischer Gesandter nach Berlin, um noch einmal über die Heirathsangelegenheit mit dem König zu unterhandeln, aber an den Bedingungen, welche England stellte, und an des Königs Heftigkeit zerschlug sich die Sache wiederum, und der Kronprinz, welcher hiermit jede Hoffnung auf eine Besserung seiner Lage verloren hatte, beschloß nun, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach England zu fliehen, wo ihm freundliche Aufnahme zugesichert war.

Fluchtversuch und Bestrafung. Die Prinzessin Wilhelmine that Alles, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen, aber er wurde durch erneuerte Mißhandlungen darin noch bestärkt. Bald fand sich eine scheinbar günstige Gelegenheit. Der Kronprinz begleitete seinen Vater auf einer Reise nach Süddeutschland; zwar wurde er dabei auf das Strengste beaufsichtigt, weil sein Vertrauter, der leichtsinnige Lieutenant von Katte, schon in Berlin durch unvorsichtige Andeutungen Verdacht erregt hatte, aber nichtsdestoweniger versuchte der Prinz sein Vorhaben in's Werk zu setzen. Katte, der in Berlin geblieben war, sollte nach der getroffenen Verabredung Urlaub zu einer Werbung nehmen und mit den Geldern, Papieren und Kleinodien des Prinzen voraus nach England gehen. Auch der Lieutenant von Keith in Wesel war mit den Beiden im Einverständniß. In Anspach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, der ihn bat, die Flucht zu verschieben, da er noch keinen Urlaub erhalten habe; der Kronprinz erwiederte aber, er wolle nicht mehr warten, in Sinsheim zwischen Heilbronn und Heidelberg werde er die Flucht bewerkstelligen und im Haag wolle er Katte erwarten. Er hielt sich versichert, daß die Flucht nicht fehlschlagen könne. In der Hast aber setzte er eine ungenaue Adresse auf den Brief, der statt an Katte an einen Vetter desselben gelangte. Die Reise ging unterdeß weiter; in Folge eines Zufalls übernachtete man nicht in Sinsheim, sondern in Steinfurth. Friedrich machte schnell seinen Plan; er überredete einen königlichen Pagen, ihm zum andern Morgen um vier Uhr Pferde zu verschaffen, weil er heimlich einen Besuch in der Nachbarschaft machen wolle. Die Pferde wurden besorgt, und Friedrich schickte sich am andern Morgen an, die längst ersehnte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Ein Kammerdiener aber, der ihn vor Tagesanbruch auf-

Digitized by Google

stehen sah, wurde aufmerksam, daß da etwas Heimliches im Werke sei. Er beobachtete, wie der Prinz sich schnell ankleidete, doch nicht die Uniform, sondern ein französisches Kleid und einen rothen Ueberrock anlegte. Kaum hatte Friedrich die Scheune, in der sie schliefen, verlassen, so benachrichtigte der Kammerdiener den Obersten von Rochow von dem Vorgang, sie eilten Friedrich nach und fanden ihn, wie er noch den Pagen mit den Pferden erwartete. Auf ihre Fragen erhielten sie zwar nur kurze abfertigende Antworten, doch hinderten sie Friedrich, ein Pferd zu besteigen und nöthigten ihn, mit nach der Scheune zurückzugehen. Der König war inzwischen gleichfalls benachrichtigt worden, ließ sich jedoch fürerst Nichts merken, weil eigentliche Beweise für die Absicht der Flucht fehlten, bis ihm in Frankfurt der fälschlich an Katte's Vetter gelangte und von diesem zurückgesandte Brief überbracht wurde, aus welchem der Beweis von Friedrich's Plänen klar hervorging. Nun befahl er, denselben auf einer der Jachten, worauf die Fahrt den Rhein hinunter gemacht werden sollte, in Gewahrsam zu nehmen. Am folgenden Tage erst kam er selbst auf das Schiff; kaum erblickte er den Prinzen, so übermannte ihn der Zorn so, daß er über ihn herfiel und ihm mit dem Stocke das Gesicht blutig schlug. Friedrich rief in seinem Schmerz: „Nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten." Mit Mühe entrissen ihn die anwesenden Officiere den Händen des erzürnten Vaters: doch wurde er nun wie ein Staatsgefangener behandelt, Degen und Papiere wurden ihm abgefordert. Die traurige Reise ging den Rhein hinunter nach Wesel: der Prinz selbst dachte an nichts Anderes, als wie er seine Vertrauten retten könnte. An Keith in Wesel konnte er noch einen Zettel mit den Worten gelangen lassen: „Rette dich, Alles ist entdeckt." Keith setzte sich augenblicklich zu Pferde und entkam über Holland nach England **(1730)**.

In Wesel ließ der König seinen Sohn vor sich bringen und fragte ihn drohend, warum er habe desertiren wollen. Der Kronprinz antwortete entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben." „Ihr seid also Nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre," sagte der König. „Ich habe so viel Ehre, als Sie," erwiederte der Prinz, „und nur das gethan, was Sie mir hundert Mal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun." Der König wurde durch diese trotzige Antwort in die äußerste Wuth versetzt und zog den Degen, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von Mosel aber warf sich zwischen Beide und rief: „Durchbohren Sie mich, aber verschonen Sie Ihres Sohnes." Dies brachte den König wieder zur Besinnung; Mosel stellte ihm vor,

Digitized by Google

er dürfe den Kronprinzen nicht verurtheilen, ohne ihn zu hören, aber er selbst möge ihn nicht mehr sehen, sondern durch zuverlässige Männer in's Verhör nehmen lassen.

Der Prinz wollte die beabsichtigte Flucht nach England nicht eingestehen, sagte vielmehr aus, er habe nach Frankreich und von da nach Italien gehen wollen, um unerkannt Kriegsdienste zu nehmen und sich durch Waffenthaten der Gnade seines Vaters wieder werth zu machen. Damit hatte er nun aber die Absicht einer Flucht doch zugestanden: der König nach seiner rein soldatischen Auffassung erblickte darin nichts Anderes, als schimpfliches Desertiren und ein höchst gefährliches Beispiel für die ganze Armee, um so mehr, als der Prinz auch noch die beiden Officiere Katte und Keith zum Bruch ihres Fahneneides bewogen hatte. Er war entschlossen, den Vorfall rein militärisch als Desertionssache vor einem Kriegsgericht behandeln zu lassen. Seiner Gemahlin schrieb er: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben." Bei seiner Rückkehr nach Berlin wüthete er mit den ärgsten Mißhandlungen gegen die Prinzessin Wilhelmine und versicherte, daß er den Kronprinzen hinrichten lassen wolle. Während vor seinem schrecklichen Zornausbruch Alles zitterte und bebte, wagte es die würdige Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, ihm zu sagen: „Sie haben Sich bis jetzt Etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber wehe Ihnen, wenn Sie von Gottes heiligen Geboten abgehen. Fürchten Sie seine Gerechtigkeit. Fassen Sie Sich! Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen." Da erwachte des Königs besseres Theil wieder: „Sie sind sehr kühn," sagte er, „daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, aber ich nehme es nicht übel. Ihre Absichten sind gut. Sie sprechen freimüthig zu mir, und das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau."

Katte hatte auf die leichtsinnigste Weise versäumt, sich durch die Flucht zu retten, und fiel nun dem König in die Hände. Als er vor diesen geführt wurde, erfuhr er die härtesten Mißhandlungen; dann wurde er verhört und gestand Alles ein. Der Kronprinz war inzwischen nach der Festung Küstrin gebracht worden, wo er als Staatsgefangener mit der größten Strenge behandelt wurde. Die Thür seines Gemachs mußte fortwährend verschlossen bleiben, Niemand durfte mit ihm sprechen.

Digitized by Google

Das Essen wurde aus der Garküche geholt und Alles klein geschnitten, weil man ihm weder Messer noch Gabeln geben wollte. Ebenso war ihm Tinte und Feder, die Flöte und alle Bücher streng vorenthalten. Freilich gelang es der allgemeinen Theilnahme, welche sein Schicksal in Aller Herzen erregte, ihm hier und da auf heimlichem Wege eine Erleichterung zu verschaffen. Gleichzeitig kamen von allen Seiten sowohl aus dem preußischen Volk, als von den fremden Höfen Bitten und Vorstellungen für den unglücklichen Prinzen an den König. Dieser aber blieb unerschütterlich dabei, den Schimpf, den ihm sein Sohn, wie er meinte, angethan, durch kriegsrechtliches Urtheil zu sühnen. Nachdem die Untersuchung sorgfältig geführt war, setzte er in der That ein Kriegsgericht zu Köpenick nieder und schrieb demselben vor, den Kronprinzen nur als desertirten Militär zu betrachten. Das Gericht weigerte sich jedoch, über denselben irgend ein Urtheil zu fällen und sprach nur über Katte die Verurtheilung zu mehrjähriger Festungsarbeit aus. Friedrich Wilhelm war darüber äußerst ungehalten, und warf den Richtern vor, sich nur dem künftigen Thronerben gefällig erweisen zu wollen. In Katte's Vergehen erblickte er ein Majestätsverbrechen und wandelte das Urtheil in Todesstrafe um. Dem Katte sollte bei der Eröffnung gesagt werden: es thue dem König Leid, es sei aber besser er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Katte vernahm sein Urtheil mit großer Seelenruhe. So leichtsinnig er vorher gewesen war, so würdig benahm er sich Angesichts des Todes. Tief schmerzte ihn der Kummer, welchen er den Seinigen bereitete, und seine Briefe an dieselben waren von dem rührendsten Ausdruck der Reue erfüllt. Er bekannte, daß er in das Unglück gestürzt sei, weil er des Höchsten vergessen und nur nach irdischen Ehren gestrebt habe; jetzt aber erkenne er die Liebe Gottes, die ihn durch den dunkeln Pfad der Leiden zum Licht führe. Der König hatte befohlen, daß er unter den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden sollte. Er wurde daher nach Küstrin gebracht und das Blutgerüst vor Friedrich's Fenster aufgeschlagen. Als dieser den Freund vorbeiführen sah, rief er ihm zu: „Verzeihe mir, theurer Katte!" „Der Tod für einen so liebenswürdigen Prinz ist süß," erwiederte Jener. Bald darauf traf ihn der tödtliche Streich, der Prinz fiel dabei in eine Ohnmacht, aus der er sich schwer erholte. Der Feldprediger Müller, welcher seinen jungen Freund in den letzten Lebenstagen auf des Königs Befehl öfter gesehen und zu einem christlichen Tode vorbereitet hatte, überbrachte dem Prinzen dessen letzte Grüße und zugleich die Bitte des Sterbenden, Friedrich möchte sich durch Gottes heilige Fügung zu wahrer Buße führen lassen und sich seinem König und Vater unterwerfen, auch

Digitized by Google

nicht denen folgen, welche seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern vielmehr denen, welche sich ihnen wiedersetzten. Friedrich wurde durch diese Vorstellungen des Verstorbenen lebhaft ergriffen und öffnete den geistlichen Ermahnungen des wackern Feldpredigers gern sein Herz. Dieser ließ ihn die ganze Größe seiner Schuld ins Auge fassen, aber verwies ihn zugleich auf die göttliche Gnade, welche größer sei, als alle Schuld. Durch ein kräftiges Gebet stärkte er den matten Glauben des jungen Prinzen, welcher ihn aufforderte, ihn täglich zu besuchen.

Unterdeß war der König dann und wann noch zweifelhaft, ob er nicht auch an seinem Sohn die Strenge der militärischen Gesetze in Erfüllung gehen lassen müsse. Es kam darüber mit seinen geachtetsten Officieren zu heftigen Auftritten; ein Major von Buddenbrock entblößte einst seine Brust und rief kühn aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Auch der alte Fürst Leopold von Dessau verwandte sich für den Prinzen, und zugleich kamen von den befreundeten Höfen immer dringendere Fürbitten an den König. Am meisten aber trug zu dessen Besänftigung der Bericht des Feldpredigers Müller über des Prinzen Sinnesänderung bei. Müller war mit demselben in immer herzlicheren Verkehr gekommen und konnte dem strengen Vater melden, daß Friedrich sein Unrecht einsehe und tief bereue; er bat den König inständigst, barmherzig zu sein und den Prinzen zu begnadigen, welcher sonst durch seine tiefe Schwermuth leicht in eine Gemüthskrankheit verfallen könne. Hierdurch erweicht, gab Friedrich Wilhelm dem Feldprediger den Befehl, zu dem Prinzen zu gehen und ihm, wenn er vor Gott betheuere, daß er seine Sünden von Herzen bereue und seinen Vater um Verzeihung bitte, anzuzeigen, der König wolle ihm zwar noch nicht ganz verzeihen, ihn aber doch aus seiner scharfen Haft entlassen. Er sollte dann nur noch Stadtarrest haben und vom Morgen bis zum Abend bei der Kriegs- und Domainenkammer und der Regierung arbeiten. Vorher müsse er jedoch einen Eid schwören, des Königs Befehle und Willen genau wie ein treuer Diener, Unterthan und Sohn nachzuleben; wenn er dagegen wieder umschlagen, auf die alten Sprünge kommen und den Eid brechen würde, solle er die Krone und nach Umständen wohl auch das Leben verlieren. „Gott gebe seinen Segen," fügte er hinzu, „und der Heiland helfe, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, erweicht und geändert werden möge." Der Kronprinz versicherte, bei dem Vorsatze der Lebensbesserung und beim Gehorsam gegen seinen Vater verbleiben zu wollen, und erhielt darauf durch Müller die Nachricht von seiner Be-

Digitized by Google

gnadigung. Degen und Orden wurden ihm zurückgegeben, der Degen aber ohne Port d'epee; er bat den König, ihm auch das wieder zu verstatten. Der König willigte freudig ein, indem er überrascht ausrief: „Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!"

Friedrich's Beschäftigung in Küstrin und Versöhnung mit dem Vater. Dem Kronprinzen wurde nun in Küstrin ein eigenes Haus zur Wohnung eingerichtet. Des Königs Absicht war es schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen, weil ein Fürst, der Nichts von Oekonomie und Finanzen verstehe, in die Hände der Günstlinge gerathe und verachtet werde. Den Tag nach der Eidesleistung wurde denn der Prinz in die Kriegs- und Domainenkammer in Küstrin eingeführt und nahm an einem untenangestellten kleinen Tisch als Auscultator mit seinen beiden Kammerjunkern Platz. Hier sollte er alle Tage von sieben bis zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten; in den späteren Stunden von dem Präsidenten und einem Director über die Sachen, die er nicht verstehe, besonderen Unterricht erhalten. Er durfte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeiträumen an König und Königin; Musik weder machen noch hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen: nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Blos drei Bücher wurden ihm verstattet: die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum; habe er Zeit übrig, so solle man ihm die Schriften des alten Markgrafen Johann von Küstrin über die Staatshaushaltung vorlegen. Besonders sollte sich der Prinz auch mit der Ackerwirthschaft und Viehzucht bekannt machen, damit er erfahre, wie viel Mühe es einen Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Natürlich fiel es dem Prinzen ungemein schwer, sich in Allem den strengen Anordnungen des Vaters zu fügen, und öfter kostete es ihn einen heftigen Kampf, um sich nicht nochmals gegen diesen aufzulehnen, aber die ruhige Ueberlegung siegte und er lernte sich äußerlich in Alles ergeben. Am schwersten war ihm die Entbehrung seiner Bücher, besonders der französischen. Um den Aufenthalt in Küstrin abzukürzen, beschloß er, Alles anzuwenden, sich die Zuneigung seines Vaters wieder ganz zu verschaffen. Er wußte, daß die englischen Heirathspläne vor Allem den Unwillen desselben erregt hatten, und er schrieb deshalb an den General von Grumbkow, des Königs Vertrauten, daß er jene Gedanken gänzlich aufgegeben habe und sich gern des Königs Absichten fügen werde. Grumbkow, der früher mit Seckendorf ein heftiger Gegner des Prinzen gewesen war, ließ es

Digitized by Google

sich jetzt angelegen sein, eine vollständige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, und gab Letzterem sehr guten Rath, wie er sich in seinen Briefen auszudrücken habe, um Friedrich Wilhelm's Wohlgefallen wieder zu gewinnnen. Er bewirkte es auch, daß der König bei Gelegenheit einer Reise nach Preußen den Kronprinzen in Küstrin besuchte. Dieser hatte sich in dem Prüfungsjahr so verändert, daß schon sein ernstes männliches Aeußere dem König wohlgefiel, noch mehr aber das offene freie Wesen, womit er zu des Vaters Füßen seine Schuld unumwunden eingestand und bleibende Besserung gelobte. Beim Abschied umarmte ihn der König vor allem Volk und versicherte ihm, daß er nun nicht mehr an seiner Treue zweifele. Doch wurde des Prinzen Lehrzeit in Küstrin noch nicht für beendigt erklärt; nur erhielt er die Erlaubniß, auch die Domainen in der Umgegend zu besuchen, um sich auch praktisch von allen Dingen zu unterrichten. Dies that er mit großem Eifer und trefflichem Erfolg: er lernte alle Einzelnheiten der Verwaltung kennen und gab darüber dem König genaue Rechenschaft.

Die Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine ließ den Prinz seiner völligen Begnadigung wieder einen Schritt näher kommen. Die Königin hatte noch immer die Verbindung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Wales betrieben; ihr Gemahl aber, durch die fortwährenden ausweichenden Antworten des englischen Hofes erbittert, drang auf die Vermählung der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Baireuth. Wenn sie gehorsam sei, wolle der König gleich nach ihrer Verheirathung den Kronprinzen in Freiheit setzen, alles Vergangene vergessen und ihm und der Königin gut begegnen. Die Prinzessin willigte, besonders aus Liebe zu ihrem Bruder, ein. Der Kronprinz wurde zwar zur Vermählung selbst nicht nach Berlin gerufen, am vierten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten während eines großen Balles im Königlichen Schlosse traf er auf des Königs Befehl dort ein. In einem schlichten grauen Anzuge trat er unerkannt in den Saal und mischte sich unter die an der Thür stehenden Bedienten. Niemand außer dem König wußte um seine Anwesenheit. Endlich wurde die Königin, welche beim Spiele saß, durch ihre Oberhofmeisterin von der Ankunft des geliebten Sohnes unterrichtet: sie eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme. Die Prinzessin Wilhelmine war außer sich vor Freude, als ihr gesagt wurde, der theure Bruder sei gekommen; aber auch sie mußte lange suchen, bis sie ihn herausfand, so hatte sich sein Ansehen verändert. Nachdem sie ihn herzlich umarmt hatte, warf sie sich dem Vater zu Füßen und drückte ihm ihre Gefühle der Dankbarkeit so lebhaft aus, daß er sich der Thränen nicht erwähren konnte.

Digitized by Google

Am folgenden Tage baten sämmtliche in Berlin anwesende Oberofficiere unter Anführung des alten Fürsten Leopold von Dessau den König, daß er seinen Sohn auch wieder in das Heer aufnehme. Als nun bald darauf bei einer Heerschau der Kronprinz mit dem König in Uniform erschien, ließ das Volk seiner Freude in lautem Zuruf freien Lauf.

Noch einmal kehrte jedoch Friedrich nach Küstrin zurück, wo er noch drei Monate mit großer Auszeichnung und zur hohen Befriedigung des Vaters arbeitete. Erst dort in Küstrin entwickelte sich Friedrich's Sinn für ernste Arbeiten; er widmete sich nach und nach den staatswirthschaftlichen Studien mit wahrer Theilnahme und Lust und fing an, eigene Ideen für das Wohl des Staats zu verarbeiten. Auch für das Soldatenwesen entwickelte sich jetzt in ihm eine freiwillige Neigung: er bat den König, ihm eine Compagnie in Küstrin und eine in Frankfurt zu geben, um neben seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen auch dem Dienst zu leben. Der Vater wollte es fast nicht glauben, aber es machte ihn sehr glücklich.

Friedrich's Vermählung. Um Friedrich Wilhelm vollständig zu versöhnen, hatte der Kronprinz, wie gesagt, schon lange auf die von der Mutter noch immer eifrig erstrebte englische Heirath verzichtet. Grumbkow hatte ihm heimlich den Rath gegeben, den Wünschen des Vaters entgegenzukommen, welcher vorzüglich seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern wünschte. Dieselbe war eine Nichte der Kaiserin, und der österreichische Gesandte hatte insgeheim Alles gethan, um die Absichten des Königs auf sie zu lenken und durch eine solche Verbindung den künftigen Thronfolger enge an das kaiserliche Haus zu knüpfen. Der Kronprinz erklärte an Grumbkow von vorn herein, er sei bereit, die Prinzessin zu heirathen, wenn dieselbe nur nicht albern und gar zu häßlich sei. Grumbkow schilderte ihm nun die Prinzessin, welche mit ihren Aeltern damals in Berlin zum Besuch war, nicht gar vortheilhaft, damit Friedrich später angenehm überrascht würde, wenn er sie selbst sähe. Der Prinz aber gerieth noch einmal in einen fast verzweifelten Kampf mit sich selber; durch Grumbkow's Brief wurden die schwersten Bedenken in ihm rege. Er besorgte, sich für alle Zukunft an eine Frau zu binden, welche ihm unerträglich werden müßte. Er wünschte sich eine Gattin, welche in den Gesinnungen und geistigen Neigungen mit ihm übereinstimmte, was er von der ihm vorgeschlagenen Prinzessin nicht erwartete. In einer solchen Stimmung schrieb er einen verzweifelten Brief an Grumbkow. Für die Verirrungen seiner Jugend, sagte er, sei er genug bestraft, und

Digitized by Google

wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende. Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie. Grumbkow machte ihm sehr ernste Vorstellungen wegen dieser übereilten und verbrecherischen Gedanken. Zu gleicher Zeit aber kam ein Schreiben des Königs, worin dieser in der Aussicht auf die Heirath den Kronprinzen anwies, seinen Aufenthalt in Küstrin aufzugeben und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Diese nahe Aussicht auf völlige Befreiung aus der bisherigen Verbannung wirkte auf Friedrich mehr, als alle sonstigen Betrachtungen, und am festgesetzten Tage traf er in Berlin ein.

Die Prinzessin, die ihm zur Braut bestimmt war, mißfiel ihm weit weniger, als er erwartet hatte: sie war zwar nicht schön, aber auch nichts weniger als häßlich, vielmehr gut gewachsen und von angenehmen Zügen, dabei einfach, verständig, vielseitig gebildet und vor Allem sehr gutherzig. Nur fehlte es ihr an Sicherheit und Gewandtheit des Benehmens, und sie wurde noch mehr eingeschüchtert, als sie gewahr wurde, wie der Kronprinz, dem sie selbst nur auf den Willen ihrer Eltern die Hand reichte, ihr kalt und abgemessen begegnete. Sie machte nicht gerade einen nachtheiligen Eindruck auf denselben. „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie," äußerte er, „sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Uebles, aber ich werde sie nie lieben können." Die Prinzessin, um ihren Willen befragt, antwortete, sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr verlangten, die Person des Prinzen mißfalle ihr nicht. Friedrich Wilhelm bestand darauf, daß die Verlobung sofort statt fände, und dieselbe wurde am 10. März 1732 vollzogen.

Der Kronprinz wurde nun in das Generaldirectorium eingeführt, um sich noch in dieser höchsten Verwaltungsbehörde weiter auszubilden; er wünschte jedoch des Zwangs, welcher ihm in der Nähe des Vaters auferlegt war, enthoben zu sein, und wußte es durchzusetzen, daß er als Oberst eines Regiments nach Ruppin, zehn Meilen von der Hauptstadt, versetzt wurde, wo er fortfuhr, sich in allen militärischen und Verwaltungsangelegenheiten genau zu unterrichten und den Vater durch treffliche Berichte, wie durch Uebersendung „langer Kerls" zu erfreuen.

Am 12. Juni **1733** fand unter großen Feierlichkeiten, doch ohne freudige Stimmung, Friedrich's Vermählung in einem braunschweigischen Schlosse statt. Die Kronprinzessin folgte ihrem Gemahl nach Berlin, wo am 27. Juni ihr Einzug mit militärischem Gepränge gefeiert wurde. Ihr Schicksal war keineswegs beneidenswerth; denn der Prinz begegnete ihr mit abstoßender Kälte, und auch die Königin ließ sie nur allzusehr

Digitized by Google

empfinden, daß auch ihr diese Heirath keine erwünschte gewesen. Wenn übrigens Friedrich auch keine wirkliche Zuneigung zu seiner jungen Frau empfand, so mußte er ihr doch sehr bald alle Achtung widmen. Er gestand gegen einen Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht."

Friedrich's Aufenthalt in Rheinsberg; seine weitere Vorbereitung für den Thron. Friedrich Wilhelm war jetzt durch die Willfährigkeit des Kronprinzen gegen seine Wünsche so erfreut, daß er demselben gern auch alle Zeichen seines Wohlwollens gab, und da er erfahren hatte, daß Friedrich das Schloß Rheinsberg bei Ruppin zu besitzen wünschte, so kaufte er ihm dasselbe und gestattete, daß er mit einer Anzahl auserwählter Begleiter und Freunde seinen bleibenden Aufenthalt dort aufschlug. In Rheinsberg verlebte nun der Prinz in ernster Beschäftigung, in Studien und im freien geselligen Verkehr die schönsten Tage seines Lebens. Sein Geist hatte schon in Küstrin eine ernste Richtung auf die Vorbereitung für seinen hohen Beruf genommen; darin beharrte er und wandte die ihm in Rheinsberg gewährte Freiheit an, um sich in jeder Beziehung weiter auszubilden. Außer der Einübung seines Regiments, welches er täglich in dem nahen Ruppin tüchtig exercirte, und ganz zur Zufriedenheit des Königs führte, hatte er keine vorgeschriebene Beschäftigung; aber er selbst machte sich eine allseitige Thätigkeit zur Pflicht. Dort in Rheinsberg versammelte der Prinz seine wissenschaftlich gebildeten, geistreichen Freunde in ungezwungenem Verkehr um sich, dort knüpfte er den Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten an, dort schrieb er seine ersten Werke und bildete sich in jeder Beziehung zum König aus.

Die eigentlichen Studien des Kronprinzen gingen zunächst auf die Kriegswissenschaften; er las ein gerade damals erschienenes treffliches Buch über die Feldzüge unter Ludwig XIV., besonders über die Kriegsthaten der großen Generale Condé, Turenne und des Marschalls von Luxemburg mit dem größten Eifer und gewiß mit dem erheblichsten Nutzen. Der alte Fürst Leopold von Dessau verfaßte für ihn „eine ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden" mit großen erläuternden Plänen, wodurch er Friedrich sehr erfreute.

Bald fand sich eine Gelegenheit, wo dieser den Krieg auch aus eigener Anschauung, wenn auch nur sehr vorübergehend, kennen lernen sollte. In dem Reichskrieg gegen Frankreich im Jahre 1734 führte der berühmte Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl. Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm schien die Gelegenheit erwünscht, um den Kronprinzen unter so gefeierter Leitung in die Kunst des Krieges einweihen zu lassen, und schickte denselben als Freiwilligen zur Armee. Kaum im Lager angekommen, begab sich Friedrich zum Prinzen Eugen, um den greisen Helden, dessen Name noch heute im Volksmunde lebt, von Angesicht zu schauen, und bat um die Erlaubniß, „zuzusehen, wie ein Held Lorbeeren sammelt." Dem alten Krieger gefiel der preußische Prinz, von dem er schon manches Gute erfahren hatte, und ihn ernst anschauend sagte er: „Alles an Ihnen verräth, daß Sie einst ein tapferer Feldherr sein werden." Während sie dann an der Tafel saßen, wurde von den Franzosen tüchtig geschossen; doch achtete man darauf nicht, und der Kronprinz freute sich, wenn er einen Trinkspruch ausbrachte und der Donner der Geschütze denselben begleitete. Der Geist und das männliche Betragen des Prinzen erfreuten den alten Eugen immer mehr, und derselbe zog ihn zu allen Kriegsberathungen zu: Friedrich suchte sich dieses Vertrauens durch Theilnahme an allen Operationen, sowie an allen Beschwerden des Feldlagers würdig zu machen. Auch zeigte er schon hier seine Unerschrockenheit. Er war zur Besichtigung der Linien von Philippsburg mit geringem Gefolge ausgeritten; als er durch ein lichtes Gehölz zurückkehrte, wurde er von dem Geschütz der Gegner verfolgt, die Kugeln schlugen dicht bei ihm nieder und mehrere Bäume wurden zu seinen Seiten zertrümmert, doch behielt er die größte Ruhe, und allgemein wurde seine Haltung in der Gefahr bewundert. Der Feldzug hatte, wie wir bereits gesehen haben, kein erhebliches Resultat, aber das Lob, welches Prinz Eugen dem jungen Prinzen widmete, war diesem bei Friedrich Wilhelm eine große Empfehlung: der Vater sah ihn nun mit immer günstigeren Augen an.

Nach dieser kurzen Unterbrechung kehrte Friedrich nach Rheinsberg zurück, um sich dem ungestörten Genusse der Wissenschaften und eines heiteren Verkehrs mit seinen Freunden zu widmen.

Das Leben und Treiben in Rheinsberg versetzt uns in die Zeit der Königin Sophie Charlotte zurück. Wir haben davon die Beschreibung eines Zeitgenossen, welcher ein liebliches Bild von der Anmuth des Orts und der Heiterkeit des fürstlichen Hofhalts giebt. „Alle die auf dem Schlosse wohnen", heißt es in dem Bericht, „genießen die ungezwungenste Freiheit, sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert oder bei anderen Festen. Jeder denkt, lies't, zeichnet, schreibt, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den

Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd und zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Nach der Mittagstafel versammelt sich der ganze Hof um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß. Er selbst spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit, seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst componirt. Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet."

Die militärischen Freunde des Königs wurden in Rheinsberg zu einer Art Ritterorden vereinigt, dessen Schutzpatron Bayard, der berühmte Ritter „ohne Furcht und Tadel" war. Der Zweck der Vereinigung war die Vervollkommnung der Kriegskunst, Untersuchung wichtiger militärischer Fragen und das Studium der Feldzüge aller berühmten Heerführer.

Vor Allem aber war des Prinzen Muße in Rheinsberg der Pflege der Wissenschaften gewidmet. Mit dem unermüdlichsten Eifer war er bemüht, die Lücken seiner früheren Ausbildung auszufüllen. „Ich studire mit aller Kraft", schreibt er selbst, „und thue alles Mögliche, mir Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich meiner künftigen Bestimmung würdig zu machen, endlich arbeite ich daran, mich zu veredeln und meinen Geist mit den berühmtesten Mustern alter und neuer Zeit zu erfüllen. Diese Anstrengungen sind eine Folge meiner Selbsterkenntniß, um zu erwerben, was mir fehlt, und zu verbessern, was mangelhaft ist."

Bei dieser wissenschaftlichen Beschäftigung trieb ihn seine alte Vorliebe besonders zu französischen Schriftstellern hin. Die deutsche Sprache, welche damals noch in einer großen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit befangen war, während die französische Literatur schon unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter gehabt hatte, war ihm nicht angenehm, er sprach und schrieb fast ausschließlich französisch und studirte auch vorzugsweise französische Schriftsteller, außerdem einige italienische Werke und die alten griechischen Klassiker in französischen Uebersetzungen. Besonders wählte er geschichtliche, philosophische und schönwissenschaftliche Werke.

Digitized by Google

Unter allen Schriftstellern seiner Zeit zog ihn keiner so an, wie der Franzose Voltaire, welcher das Anmuthige, Leichte und Verführerische der französischen Sprache in der höchsten Vollkommenheit besaß. Seine Schriften waren durch Witz und geistvolle Darstellung, welcher man eben so leicht folgt, wie einer lebendigen Unterhaltung, in hohem Grade ausgezeichnet und übten einen großen Reiz auf Friedrich aus. Er ließ sich sehr bald mit Voltaire in einen Briefwechsel ein. Dieser geistige Verkehr hatte nach und nach einen sehr großen Einfluß auf Friedrich's Denkungsweise, besonders in religiöser Beziehung. Wir haben schon gesehen, wie die Wahrheiten des christlichen Glaubens dem Kronprinzen in frühester Jugend durch die pedantische, trockene Belehrung und durch des Vaters schroffe Strenge verleidet worden waren. Der Eindruck, welchen dann in Küstrin die herzlicheren und wärmeren Vorstellungen des Feldpredigers Müller auf Friedrich gemacht hatten, war sehr rasch wieder verflogen, und bald gab er sich von Neuem allen Zweifeln an den Heilswahrheiten hin. Selbst die ersten Grundlagen alles religiösen Glaubens, die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, wurde in ihm erschüttert; doch brachte ihn das Studium ernsterer Schriften hierin wieder auf einen besseren Weg. „Ich bin jetzt überzeugt", schrieb er im Jahre 1736, „von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben." Leider war dieser Anfang religiösen Glaubens nicht kräftig genug, um den jungen Prinzen weiteren Versuchungen widerstehen zu lassen; der Verkehr mit Voltaire aber trug dazu bei, ihn immer weiter von den christlichen Lehren abzulenken. Voltaire war zuerst nur gegen Mißbrauch und Heuchelei in religiöser Beziehung, sowie gegen Herrsch- und Verfolgungssucht der Priester mit heftigen und bitteren Schriften aufgetreten. Aber er blieb hierbei nicht stehen, ließ es sich vielmehr vorzüglich angelegen sein, die philosophischen Lehren zu verbreiten, welche in England zuerst von dem berühmten Locke und in viel schlimmerer Art von dessen Nachfolgern aufgestellt worden waren. Letztere leugneten nicht nur die geoffenbarten christlichen Wahrheiten, sondern wollten überhaupt von den höheren, der menschlichen Vernunft eingebornen religiösen Ideen Nichts wissen und nur das als

Digitized by Google

wahr zugeben, was man mit den Sinnen und durch die Erfahrung wahrnehmen könne. Diese gefährlichen Lehren, durch welche aller religiöse Glaube untergraben wurde, fanden besonders durch Voltaire's gefällige und glänzende Darstellung viel Eingang bei allen Nationen: überall machte sich diese sogenannte Aufklärung geltend, und man kam so weit, die Religion selbst nur als einen Betrug anzusehen, den einige Klügere erfunden hätten, um die große Menge der einfacheren Leute dadurch leichter zu beherrschen. Voltaire besonders ließ seinen beißenden Witz an allen christlichen Lehren und Einrichtungen aus, und es gab nichts Heiliges, was er nicht herabzuziehen und zu schänden versucht hätte. Der Kronprinz Friedrich stimmte nun zwar nicht in allen Dingen mit ihm überein, vielmehr haben wir noch einen Briefwechsel, worin er gewisse höhere Ideen gegen den französischen Zweifler vertheidigt, aber allmälig gewann leider dessen Geist immer mehr Einfluß auf unsern Prinzen, und dieser verfiel zuletzt einem fast gänzlichen Unglauben. Wo er ächte Frömmigkeit fand, da versagte er derselben zwar seine Achtung nicht, und im Allgemeinen war es seinem Sinn zuwider, irgend Jemand wegen seines Glaubens zu verfolgen, aber den Geistlichen blieb er mit wenigen Ausnahmen abhold, und für sich selbst hat er die Tröstung und Stärkung des Glaubens niemals gesucht. Er fühlte es öfter als ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker, aber er war zu ehrlich, um Religion zu heucheln, und hoffte, das Volk werde einen Fürsten, der es redlich mit ihm meine und es durch seine Handlungen glücklich zu machen suche, doch lieben. Auch nahm er es mit seinen Handlungen um so strenger: er machte sich ein Ideal von Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, so erwiderte er, daß er wenigstens danach streben und sich dann mit dem genügen lassen wolle, was er erreiche.

Während der Prinz durch Lesen, Denken und vielfachen Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten seinen Geist auf alle Art auszubilden bemüht war, entstanden auch seine ersten eigenen Schriften. Unter Anderem schrieb er (1739) eine große Abhandlung über Politik unter dem Titel „Anti-Macchiavell". Der Florentiner Macchiavell hatte im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein Buch „vom Fürsten" geschrieben, worin er nachwies, mit welchen Mitteln eine Alleinherrschaft im Staate zu erlangen und zu behaupten sei. Da er vielfach Mittel der Gewalt und der List empfahl, so hielt Friedrich sein Buch für ein höchst verderbliches. „Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Pesten", sagte er, „sind nicht so nachtheilig für die Welt, als schlechte Moral und zügellose Leidenschaften der Könige." Er geht in seiner Widerlegung des Florentiners davon

Digitized by Google

aus, daß das Hauptstreben für einen Fürsten die Gerechtigkeit sein müsse: er müsse das Wohl des Volkes, welches er regiere, jedem anderen Interesse vorziehen, denn der Fürst solle sich nicht als unumschränkter Herr seiner Unterthanen, sondern als ihr höchster Diener betrachten, als ihr Vormund, welcher ihr Vermögen zu verwalten habe und dafür verantwortlich sei. Die Schrift ist durchweg von edeln und trefflichen Gedanken erfüllt; überall tritt uns Abscheu vor dem Laster und ein starkes sittliches Gefühl entgegen.

So bereitete sich Friedrich in Rheinsberg für seinen hohen Beruf vor. Die Meinungen darüber, was man von ihm zu erwarten hätte, waren getheilt: die Meisten glaubten, er werde sich nur angelegen sein lassen, Wissenschaft und Geist an seinem Hofe zu pflegen und darin selbst als Muster voranleuchten, Andere hofften, er werde Gewerbe und Künste fördern und seinem Volk die Wohlthaten des Friedens gewähren, nur Wenige ahnten, daß er nicht nur Vater des Vaterlands, sondern auch Kriegsheld sein würde. Doch schrieb ein Franzose ein Jahr vor Friedrich's Thronbesteigung: der wahre Gegenstand seiner Wünsche sei der Ruhm und zwar der Kriegsruhm, er brenne vor Begierde, in die Fußstapfen seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten, zu treten.

32. Friedrich's Regierungsantritt und erste Handlungen.

Der Regierungsantritt. Friedrich war achtundzwanzig Jahr alt, als ihn des Vaters Tod am **31. Mai 1740** auf den Thron berief. Gleich die ersten Stunden zeigten dem erstaunten Hofe, daß der neue Fürst es mit dem königlichen Amt sehr ernst zu nehmen gedenke. Kaum war er von dem Todbette Friedrich Wilhelm's geschieden, da erschien vor ihm der alte Leopold von Dessau, umfaßte mit Thränen seine Kniee und bat, ihm und seinen Söhnen die Stellen und die Autorität bei Hofe zu lassen, welche sie unter seinem Vater gehabt. Friedrich hatte dem alten Kriegsmann niemals recht getraut, weil er ihn als einen Anhänger Oesterreichs kannte, aber indem er ihm befahl, sich zu erheben, sagte er: seine Stellen solle er behalten, von seiner Autorität jedoch wisse er nichts. „Nachdem ich König bin", setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der Einzige zu sein, der hier Autorität besitzt." Noch an demselben Abend eilte er von Potsdam nach Berlin. Am andern Morgen empfing er die dort anwesenden Generale, welche über sein erhaben königliches Auftreten erstaunt waren. In seiner Anrede an dieselben kündigte er den Willen an, die Armee, wie sein

Digitized by Google

Vater sie gebildet, zu erhalten, aber einige große Uebelstände bei derselben abzustellen. „An zwei Dinge", sagte er, „will ich Sie erinnern: das Eine, daß die Truppen nicht nur schön, sondern auch gut und brauchbar sein müssen, und das Zweite, sie dürfen dem Lande nicht lästig und verderblich werden, das sie schützen sollen. Gegen Einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat", setzte er mit jugendlicher Wärme hinzu, „muß eben so wohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav." — Bald darauf versammelte er in Charlottenburg dis bisherigen Minister, welche ihm nach alter Gewohnheit von Neuem den Eid der Treue leisten mußten. „Sie hätten bis dahin", sagte er unter Anderm zu denselben, „oft einen Unterschied zwischen dem Vortheil des Königs und dem des Landes gemacht." „Ich", fuhr er fort, „denke anders. Ich glaube, daß das Interesse des Landes auch das meinige ist, und daß ich keines haben kann, das dem des Landes entgegen wäre. Sollten sich beide einmal nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben."

Der Finanzminister Boden. Die früheren Freunde Friedrich's, welche mit ihm die angenehmen Tage zu Rheinsberg verlebt hatten, meinten zum Theil, jetzt sei eine Zeit hohen Glanzes und Ansehens für sie gekommen, und machten bereits Entwürfe für eine prächtige Hofhaltung. Der bisherige Minister Boden aber, ein strenger, sparsamer Mann, den Friedrich bis dahin nicht leiden mochte, widersetzte sich dem mit der größten Offenheit und Entschiedenheit: er erklärte dem König rund heraus, wenn die Ausgaben vermehrt werden sollten, so müßte man entweder das Land mit neuen Auflagen bedrücken oder das Heer vermindern. Friedrich antwortete: „Keins von Beiden. Meine Unterthanen müssen keinen Heller geben; ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden." Er ließ sich von dem ehrlichen Boden genaue Auskunft über alle Finanzverhältnisse ertheilen und behielt die bisherige Sparsamkeit in der Verwaltung bei. Seine Freunde aber sahen sich in ihren hohen Hoffnungen getäuscht und mußten sich mit bescheidener Beförderung begnügen, ohne eigentlichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu gewinnen, außer insoweit sie dazu wirklich befähigt waren.

Die Königin. Seiner Gemahlin wies Friedrich das neueingerichtete Schloß zu Schönhausen mit einem angemessenen Hofstaat an. Er stand zu derselben in einem eigenthümlichen Verhältniß: er hatte nie das drückende Gefühl zu überwinden vermocht, daß ihm bei der Vermählung Zwang angethan worden, und ließ deshalb eine wirkliche Zuneigung

Digitized by Google

nicht aufkommen. Elisabeth Christine aber hatte in ihrer schwierigen Lage so viel ächt weibliche Milde, edle Sanftmuth und treffliche Eigenschaften bewiesen, daß ihr der König die größte Hochachtung nicht versagen konnte. Er wollte ihr daher eine ehrenvolle Stellung bereiten und setzte sie in den Stand, einen eigenen Hof ganz ihrem königlichen Stande gemäß zu halten, auch hielt er darauf, daß ihr in jeder Beziehung alle Ehre und Rücksicht als Königin erwiesen würde; er selbst aber sah sie nur selten und verzichtete darauf, an ihr eine treue Lebensgefährtin zu haben, wie sie es gewiß für ihn gewesen wäre.

Erste Regierungssorgen. Friedrich erhielt gleich nach seinem Regierungsantritt Gelegenheit, seine Fürsorge für des Volkes Wohl zu bewähren. Der strenge Winter des Jahres 1740 hatte einen großen Nothstand hervorgerufen; um der Theuerung abzuhelfen, ließ der König die von seinem Vater angelegten großen Vorrathshäuser öffnen und das Getreide zu billigen Preisen an die Armen verkaufen, auch wurden baare Geldunterstützungen aus den Ersparnissen der Staatsverwaltung unter die Armen vertheilt. Das Volk begrüßte natürlich diese fürstliche Milde überall mit Jubel, und die Huldigung, welche er nach einander in den verschiedenen Provinzen entgegennahm, kam wirklich aus den Herzen der Unterthanen.

Der König war keineswegs gesonnen, die Einrichtungen seines Vaters, die er in den meisten Beziehungen sehr angemessen und vortheilhaft fand, umzustoßen oder bedeutend abzuändern: nur Einzelnes, was er als Uebelstand erkannt hatte, suchte er sofort abzustellen. Er war, wie Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß Preußen bei der weiten Ausdehnung seiner Landesgrenzen einer großen und tüchtigen Armee bedürfe und er konnte um so weniger an eine Verminderung derselben denken, da er im Stillen bereits gewaltige Kriegsunternehmungen vorbereitete. Nur die „langen Kerls“, seines Vaters geliebte Leibgarde, waren ihm zu theuer und wurden sofort abgeschafft: bei Friedrich Wilhelm's Leichenbegängniß erschienen sie zum letzten Mal. Dagegen errichtete Friedrich ein neues Leibregiment, die Garde-du-Corps zu Pferde, ein Ingenieurcorps, welches durch alle Festungen des Landes vertheilt wurde, Jäger zu Fuß und zu Pferde und noch mehrere andere Regimenter. Der volle Schatz, welchen ihm sein Vater hinterlassen hatte, kam ihm dabei sehr zu Statten, Dank demselben konnte er in den ersten Monaten seiner Regierung das Heer ohne Belastung des Landes um 20,000 Mann vermehren. Die Fahnen erhielten die Inschrift Pro Deo et gloria (für Gott und den Ruhm). Er selbst wohnte den Uebungen unermüdet bei. Er drang auf eine menschliche und freundliche Behandlung der gemeinen

Digitized by Google

Soldaten und bestrafte mit Strenge alle Plackereien, welche sich die Offiziere etwa bei den Werbungen erlaubten.

Natürlich wandte sich Friedrich's Interesse gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung auch der Förderung des geistigen Lebens und Strebens zu, besonders erfuhr die Akademie der Wissenschaften, welche sein Vater mehr vernachlässigt hatte, sofort seine ganze Theilnahme und erhielt den berühmten Gelehrten Maupertuis zu ihrem Präsidenten. Der Philosoph Wolff, welcher unter der vorigen Regierung von Halle entfernt worden war, wurde jetzt als Vicekanzler der Universität mit großen Ehren wieder hinberufen. Auch gab der König selbst die Veranlassung zur Gründung der ersten beiden Zeitungen in Berlin, welche über Alles, was vorgehe, freimüthig und ungenirt schreiben sollten. In der Gerechtigkeitspflege erwarb er sich gleich in den ersten Wochen ein großes Verdienst durch die Abschaffung des grausamen Mittels der Folter, durch welche bis dahin noch immer Geständnisse erzwungen worden waren.

Auch für Hebung der Manufacturen und Gewerbe zeigte er sich von vorn herein sehr thätig; er richtete im Generaldirectorium eine besondere Abtheilung für diese Angelegenheiten ein und berief durch große Begünstigungen eine Menge geschickter Arbeiter aus der Fremde herbei, um durch ihr Beispiel seine Unterthanen weiter auszubilden.

Friedrich's Selbstregierung. Alles, was geschah, ging von Anfang an von des Königs eigenem Willen und Entschluß aus: er sah, prüfte, erwog und entschied Alles selbst, und in kurzer Zeit war der Berliner Hof vorzüglich dadurch merkwürdig, daß des Königs selbständiger Geist die einzige bewegende Kraft war. Das war besonders den fremden Gesandten sehr unangenehm, welche bei einem solchen König keine Gelegenheit hatten, durch seine Umgebung Alles, was ihnen zu wissen beliebte, auszukundschaften oder auch durch des Fürsten Vertraute auf ihn selbst einzuwirken. Der dänische Gesandte schrieb an seinen Hof: „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemein Eingang findet, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen."

Für die allseitige Thätigkeit des Königs reichte die Zeit kaum hin: er klagte in einem Brief an Voltaire, daß der Tag nur 24 Stunden habe. „Ich habe geglaubt", schrieb er bald darauf, „daß ich seit dem Tode meines Vaters mich ganz dem Vaterland hingeben müßte. In

Digitized by Google

diesem Sinne habe ich, so viel als mir möglich, gearbeitet, die schleunigsten und geeignetsten Einrichtungen für das gemeine Beste zu treffen."

Aber es nahte der Augenblick, wo seine Thätigkeit noch einen weit ernsteren und bedeutsameren Lauf nehmen sollte, wo er die Kräfte, welche seine Vorfahren gesammelt, die schönen Mittel, welche ihm sein Vater hinterlassen, verwenden sollte, um für sich unverwelklichen Ruhm, für Preußen neue Größe zu erringen.

33. Der erste schlesische Krieg.

Veranlassung und Vorbereitungen. Kaiser Karl VI. war am 26. October 1740 gestorben; seine Tochter Maria Theresia ergriff der pragmatischen Sanction gemäß in allen seinen Ländern die Regierung. Aber gleich nach des Kaisers Tode trat Baiern mit der Erklärung hervor, es könne die junge Fürstin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das baiersche Haus gerechte Ansprüche an die Erbfolge habe. Was Karl VI. gefürchtet hatte, der Zerfall der österreichischen Monarchie schien jetzt wirklich hereinzubrechen; denn Frankreich war bereit, die Feinde der österreichischen Monarchie zu unterstützen. Dazu kamen die traurigen Umstände, in welchen Karl VI. sein Reich hinterlassen hatte: das Heer durch einen unglücklichen Türkenkrieg geschwächt und entmuthigt, der Schatz erschöpft, die Minister alt, schwach und muthlos, das Volk durch Theuerung aufgeregt, — und dem Allen gegenüber eine dreiundzwanzigjährige Fürstentochter, die man den Schwierigkeiten einer solchen Lage nicht gewachsen glaubte.

Friedrich II. war in Rheinsberg, als er die Nachricht von Karl's Tode erhielt: Fieber hielt ihn an's Bett gefesselt, doch auf die wichtige Kunde riß er sich mit Gewalt vom Lager auf, und beschleunigte durch kräftige Mittel und durch die Macht seines Willens die Genesung; denn er war davon durchdrungen, daß der Augenblick zum Handeln für ihn gekommen sei, daß das Schicksal ihn rufe. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen, auf welches sein Haus seit alter Zeit wohlbegründete Rechte hatte. Als im Jahre 1675, nach dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz, Oesterreich sich ohne Weiteres in den Besitz Schlesiens gesetzt hatte, sprach der große Kurfürst die denkwürdigen Worte: „das Recht in Schlesien durchzuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie dereinst zu thun haben." Diese Worte lebten mit der Ueberzeugung von dem Anrecht

Digitized by Google

auf Schlesien in den brandenburgischen Fürsten fort: Friedrich wußte, „was er zu thun habe.“ Er war von jeher gegen Oesterreich erbittert gewesen; es hatte ihn immer tief ergriffen, daß Brandenburg von dem Kaiserhaus geringschätzig behandelt wurde. Sein Vater, der es mit Oesterreich so redlich gemeint, war doch in seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Berg trotz aller Versprechungen übergangen worden und hatte in seinen letzten Jahren selbst einmal an Friedrich geschrieben: „Ich sehe nun, wie das Haus Oesterreich für geleistete Dienste dankt; so lange man uns braucht, so lange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nöthig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit.“ Friedrich hatte aber noch in weit höherem Grade als sein Vater den Ehrgeiz, sich nicht mißachten zu lassen, und er fühlte sich durch keine Pflicht der Dankbarkeit verhindert, sein gutes Recht gegen Oesterreich geltend zu machen. Der günstige Augenblick hierzu war gekommen, die Verlegenheit, in welcher sich Maria Theresia befand, mußte sie, wie Friedrich meinte, geneigt machen, auf billige und rechtmäßige Forderungen einzugehen, um nicht die Zahl ihrer Feinde zu vermehren. Er hatte nicht die Absicht, die Vernichtung der österreichischen Monarchie herbeiführen zu helfen, im Gegentheil war er bereit, ihr gegen alle Feinde beizustehen, wenn sie iherseits Preußens begründete Ansprüche auf Schlesien anerkenne; nur wenn diese Ansprüche zurückgewiesen würden, wollte er sich mit den Feinden der Königin verbinden. Vor Allem schien es ihm nöthig, Schlesien ohne Weiteres zu besetzen, um sowohl den Oesterreichern, als auch den Baiern zuvorzukommen. Der Entschluß dazu wurde sogleich gefaßt, die Ausführung aber ganz in der Stille mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet. Schon am 8. November erhielten mehrere Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, ohne daß über die Richtung des Marsches etwas verlautete. Die Rüstungen wurden beschleunigt, um Schlesien wo möglich noch vor dem Winter einzunehmen. Der König schrieb: „ich will die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen.“ Die Rüstungen waren zwar zu bedeutend, um verborgen zu bleiben, vergeblich zerbrachen sich jedoch die Gesandten der fremden Mächte den Kopf, gegen wen und zu welchem Zweck der König rüste. Derselbe suchte natürlich seine Absichten vorzüglich vor Oesterreich geheim zu halten. Er hatte gleich auf die Nachricht von Karl's VI. Ableben Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anerkannt und seine Hülfe gegen ihre Feinde unter angemessenen Bedingungen in Aussicht gestellt. Die

Digitized by Google

Königin, durch die Rüstungen dennoch beunruhigt, schickte den Marquis von Botta nach Berlin, um sich der Absichten des Königs zu versichern. Der Gesandte begegnete auf seinem Wege überall Heeresabtheilungen, die nach Schlesien zogen und fand in Berlin Alles in Kriegsbereitschaft. Als des Königs Unternehmen nicht mehr verborgen bleiben konnte, wurden dem Marquis von Botta Mittheilungen darüber gemacht. Erstaunt rief er: „Sie werden Oesterreich zu Grunde richten und sich mit." „Es hängt nur von der Königin ab," erwiederte Friedrich, „meine Anerbietungen anzunehmen." Der Marquis sagte dann spöttelnd: „Ihre Truppen sind schön, die unsrigen nicht, aber diese haben schon vor dem Feinde gestanden. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie unternehmen wollen." Der König erwiederte lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön; ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß sie auch gut sind."

Nachdem Alles zum Feldzug vorbereitet war, rief er die Officiere, welche noch in Berlin anwesend waren, zusammen und sagte zu ihnen: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des Ruhms, den Ihre Vorfahren bei Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand; Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Sie, doch brauche ich Sie nicht zum Ruhm zu reizen, den Sie allein im Auge haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf den Schauplatz des Ruhms folgen, der uns erwartet." Den fremden Höfen ließ er erklären, daß er außer der Geltendmachung seiner Rechte auf Schlesien weder gegen das österreichische Haus, noch gegen das deutsche Reich Etwas unternehmen, vielmehr das Reich gegen jeden feindlichen Ueberfall schützen wolle."

Besitzergreifung von Schlesien. Am 12. December wohnte der König noch sehr heiter und unbefangen einem Hofball bei: am andern Morgen früh reiste er über Frankfurt zum Heer, welches, 30,000 Mann stark, an der schlesischen Grenze stand. Von dort aus erließ er ein Patent an die Schlesier, worin er sagte: da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden sei, so wolle er Schlesien, als die Vormauer seiner Staaten, besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme, — er habe nicht die Absicht, die Königin von Ungarn zu verletzen, mit welcher er vielmehr genaue Freundschaft zu unterhalten beabsichtige und im Begriff sei, sich über Schlesien zu verständigen. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte und königlichen Schutzes erfreuen, von seinen Truppen

werde die strengste Mannszucht gehalten werden. So rückte er denn in Schlesien ein. „Ich bin über den Rubicon gegangen," schrieb er in jenen Tagen, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlage der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Officiere voll Ehrgeiz, und die Generale dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verspricht alles Gute, ein gewisses Gefühl weissagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe."

In zwei Colonnen, die eine unter dem General Schwerin, die andere unter dem König selbst, rückte das Heer in Schlesien vor: überall wurde streng auf Ordnung gehalten, bei schweren Strafen war den Officieren und Soldaten verboten, irgend Etwas ohne baare Bezahlung von den Schlesiern zu fordern. Friedrich selbst gewann durch sein freundliches, offenes Wesen überall die Herzen derer, die ihn sahen; welch ein Unterschied gegen die früheren schrecklichen Kriegserfahrungen, welche noch vom dreißigjährigen Kriege her im Gedächtniß der Schlesier lebten. Beruhigt durch dieses Verhalten und durch die Versicherung ihrer Rechte und Freiheiten erhoben die Bewohner nirgends Widerstand: ein Theil von ihnen, die Evangelischen, nahmen sogar die Brandenburger, als Beschützer ihres bedrückten Glaubens, von vorn herein mit offener Freude auf. Von bewaffnetem Widerstand konnte fürerst keine Rede sein; denn es waren fast gar keine österreichischen Truppen in Schlesien, die schwache Besatzung reichte kaum hin, um die Festungen zu decken. Vergeblich hatte das Oberamt zu Breslau Staffetten nach Wien geschickt, um Truppensendungen zu erbitten: dort sah man erst spät die Gefahr ein und hatte zu deren Abwendung Nichts vorbereitet. Es war daher kein Wunder, wenn auch die schlesischen Behörden sich überall den vorrückenden Preußen unterwarfen. Als Friedrich vor Grünberg kam, fand er die Thore der Stadt gesperrt: er schickte einen Officier hinein, den Magistrat zur Uebergabe aufzufordern. Bürgermeister und Schöppen saßen in großer Amtstracht im Rathssaale, vor ihnen auf dem Rathstische lagen die Schlüssel der Stadt. Auf die Vorstellungen und Drohungen des Officiers erwiederte der Bürgermeister zuletzt: Hier liegen die Schlüssel der Stadt, ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben; wollen Sie sie nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern. Lachend nahm der Officier die Schlüssel, die Preußen rückten unter freudiger Begrüßung der Einwohner ein, und Friedrich ließ dann unter Musik und Trommelschlag die Stadtschlüssel auf den Rathstisch zurückbringen.

Digitized by Google

Die Stadt Breslau gedachte zuerst sich zu vertheidigen, da aber Friedrich sich schneller, als man es vermuthete, der Vorstädte bemächtigt hatte, so schloß der Magistrat einen Vertrag mit den Preußen. Die Stadt öffnete denselben die Thore, sollte aber neutral bleiben und keine Besatzung erhalten. Am 3. Januar 1741 zog der König feierlich in Breslau ein, wo ihn die Menge gut aufnahm; er lud geistliche und weltliche angesehene Männer zur Tafel, unterhielt sich mit ihnen auf das Freundlichste, und gewann auch hier Aller Herzen.

Unterdeß war auch Schwerin mit seiner Colonne ungehindert vorgerückt und hatte ganz Oberschlesien bis an die mährische Grenze besetzt. So war ohne Schwertstreich die Besitzergreifung von Schlesien ausgeführt, und Friedrich hätte nach Wien vorrücken können, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Aber es war, wie gesagt, nur seine Absicht, Schlesien zu erobern, nicht die österreichische Monarchie zu zerstören: er begnügte sich deshalb mit den errungenen Vortheilen, ließ seine Truppen Winterquartiere beziehen und begab sich selbst noch im Januar nach Berlin zurück.

Die Schlacht bei Mollwitz. Friedrich hatte unterdeß durch einen besonderen Gesandten in Wien seine Forderungen der Königin Maria Theresia mittheilen lassen. Er erklärte sich bereit, dem Hause Oesterreich gegen alle Feinde mit seiner ganzen Macht beizustehen, die Kaiserwahl des Gemahls der Königin, des Großherzogs Franz von Toscana, gegen den Kurfürsten von Baiern zu unterstützen und außerdem zwei Millionen Thaler zu zahlen, wenn die Königin in die Abtretung von ganz Schlesien willige. Aber er hatte sich in der Person der Maria Theresia geirrt; sie war nicht so muthlos auf ihrem schwankenden Thron, wie er vermuthet haben mochte. Ihre Schönheit und die majestätische Würde ihres Benehmens hatten ihr von vorn herein die Herzen ihrer Unterthanen gewonnen. Mit hochherzigem Sinn traf sie alle Vorbereitungen, den drohenden Gefahren des ererbten Reichs zu begegnen und mit Stolz wies sie die Forderungen Friedrich's zurück. Sie werde mit einem Feinde nicht unterhandeln, so lange er in ihrem Lande stehe; eher müßten die Türken vor Wien sein, ehe sie auf Schlesien verzichte. Sie wolle ihre Regierung nicht mit Zerstückelung ihrer Staaten anfangen; sie sei noch bereit, aufrichtige Freundschaft mit dem Könige zu erneuern, doch unter der Bedingung, daß er sogleich ihre Staaten räume. Friedrich wollte nun um des Friedens willen sich mit dem Fürstenthum Glogau begnügen, Maria Theresia aber wies ihn höhnisch ab, und sagte, er solle froh sein, wenn man ihm den Angriff auf Schlesien verzeihe und nicht noch Schadenersatz von ihm fordere. Dies stolze Benehmen er-

Digitized by Google

bitterte ihn auf das Aeußerste, und er schwor, daß er lieber umkommen wolle, als von seinem Unternehmen abstehen.

Unter den übrigen Mächten Europa's war besonders Frankreich zur Unterstützung des Königs bereit; denn von jeher war das Streben der französischen Fürsten dahin gegangen, die österreichische Monarchie zu schwächen. Frankreich bot daher Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß an, wogegen er sich verpflichten sollte, Baiern gegen den Gemahl der Maria Theresia zur Kaiserkrone zu verhelfen. Der König aber sah ein, daß er durch ein solches Bündniß Oesterreich nur zum Vortheil der Franzosen schwächen und nachher selbst der Diener des übermächtigen Frankreichs werden würde; er ging daher auf das Bündniß nicht ein.

Die Gefahr für ihn wurde aber dringender, als Maria Theresia sich mit England verband, Sachsen sich feindlich zeigte und auch die Regentin Anna von Rußland Hülfe für Oesterreich zusagte. Um Sachsen und Hannover im Respect zu erhalten, stellte er gegen dieselben ein Heer unter dem Fürsten Leopold von Dessau auf, er selbst aber begab sich Ende Februar 1741 nach Schlesien, wo er die Armee bedeutend verstärkte und zugleich fortfuhr, durch mildes, freundliches Benehmen die Bewohner für sich zu gewinnen. Er ging zunächst ins Gebirge, die Pässe nach Böhmen zu besichtigen; in Wartha wäre er beinahe durch österreichische Husaren, die ihm seit mehreren Tagen aufgelauert hatten und ihn beim Mittagsmahl überraschten, gefangen genommen worden, aber seine Geistesgegenwart und die Tapferkeit seiner wenigen Truppen retteten ihn. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß der Prinz von Dessau (Leopold's Sohn) die Festung Glogau im Sturm genommen habe; er hatte nun keinen Feind mehr im Rücken und beabsichtigte Neiße, die einzige Festung, die noch von den Feinden besetzt war, zu erobern. Aber die Oesterreicher hatten unterdeß ein ziemliches Heer zusammengezogen, welches unter dem erfahrenen Feldmarschall Neipperg über Eis und Schnee von Mähren her gleichfalls nach Neiße zu heranrückte und vor Friedrich dort anlangte. Derselbe beschloß, den Oesterreichern sofort eine Schlacht zu liefern, um nicht ganz von Niederschlesien abgeschnitten zu werden. Bei dem Dorfe **Mollwitz**, nahe bei Ohlau, traf er am **10. April 1741** auf den Feind. Die Nacht vor der Schlacht, wo sich zum ersten Mal seine Armee mit den kriegsgeübten Oesterreichern messen sollte, brachte er in fieberhafter Aufregung zu. Er hatte 16,000 Mann Fußvolks und 60 Geschütze, die Feinde nur 11,000 Mann Fußvolk und 18 Kanonen, wogegen sie 8000 Mann trefflicher Reiterei gegen seine 3200 Mann in's Feld führten. Um

Digitized by Google

10 Uhr Morgens versammelte der König sein Heer und brach gegen Mollwitz auf; die Oesterreicher waren überrascht, als die Preußen Mittags gegen 1 Uhr in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel anrückten. Sofort brachen die österreichischen Reiter mit Ungestüm gegen den rechten Flügel der Preußen los; dieser wurde über den Haufen gerannt und sah sich bald mit den Feinden vermischt, zur Flucht gedrängt. Friedrich mitten unter den Weichenden und Verfolgenden, selbst in sichtlicher Lebensgefahr, suchte seine Leute zum Stehen zu bringen. „Brüder, Kinder," rief er, „es gilt das Leben Eures Königs!" es gelang ihm, sie noch einmal gegen den Feind zu führen, aber sie wurden nochmals auseinander geschlagen. Die Generale des Königs, als sie ihn so in dem dichtesten Getümmel sahen, drangen in ihn, die Schlacht zu verlassen und seine Person, an deren Rettung Alles gelegen sei, zu sichern; um ihn dazu zu bringen, stellten sie es ihm als nöthig vor, daß er eine Heeresabtheilung, die noch bei Löwen stand, eilig herbeihole. Kaum hatten sie ihn entfernt, so versuchten sie mit unbesorgtem Muth von Neuem das Glück der Schlacht; noch stand das ganze Fußvolk unerschüttert, wie eine lebendige Festung, auf dem Schlachtfeld. Das Gewehrfeuer desselben wurde dem Feinde furchtbar; hier bewährten sich zum ersten Male die trefflichen Einrichtungen, welche Leopold von Dessau mit jahrelangen Anstrengungen durchgeführt hatte. Die beiden ersten Reihen lagen auf den Knieen, um zu laden und zu schießen, während die beiden hintern Glieder über sie hinwegschossen. Die österreichischen Regimenter hatten ein solches beständiges Feuern noch nie erlebt und waren bald nicht mehr heranzubringen. Da nahm der General von Schwerin zuletzt die gesammte Armee noch einmal zu einem Hauptangriff zusammen, noch einmal erhob sich das Rollen des Gewehrfeuers wie ein stetiges Donnerwetter, furchtbar funkelten bei den raschen, gleichförmigen Bewegungen die blanken Bajonette in den Strahlen der untergehenden Sonne, — die Oesterreicher geriethen ins Weichen, und um die Armee nicht einer völligen Niederlage auszusetzen, entschloß sich der Feldmarschall Neipperg zum Rückzug. Schwerin verfolgte ihn nicht, er begnügte sich mit dem erfochtenen Siege, an dem es für dies Mal in der That genug war: die Nacht wurde von der hochbeglückten Armee auf dem Wahlplatz beim Wachtfeuer zugebracht.

Unterdeß war Friedrich fast größerer Gefahr entgegengegangen, als die, aus welcher ihn seine Generale entfernt hatten. Mit kleinem Gefolge war er erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten, wo er vor Mitternacht anlangte und wo er Preußen zu finden glaubte. Aber die Stadt war inzwischen von österreichischen Husaren besetzt worden; als

nun der König mit seinen Begleitern erschien und Einlaß verlangte, brachen die österreichischen Husaren heraus und begrüßten sie mit einigen Schüssen. Friedrich jedoch verlor die Geistesgegenwart nicht; im Nu warf er sein Pferd herum, und mit den Worten: „Adieu, meine Freunde, ich bin besser zu Pferde, als ihr alle," sprengte er fort, nach Löwen zurück. Dort erhielt er die Nachricht von dem erfochtenen Siege; in die Freude über denselben mischte sich die Betrübniß, im entscheidenden Augenblick nicht dabei gewesen zu sein, aber dieses schmerzliche Gefühl mußte bald dem Bewußtsein weichen, wie Großes durch die glückliche Schlacht erreicht war.

Unterhandlungen; weiterer Krieg; Schlacht bei Czaslau. Der Mollwitzer Sieg änderte Friedrichs Lage in jeder Beziehung. Wichtiger als die nächsten Vortheile, welche daraus für seine militärische Stellung in Schlesien entstanden, war der Eindruck, welchen die Kunde von der gewonnenen Schlacht in ganz Europa hervorbrachte. Man hatte den brandenburgischen Fürsten, welcher es blos mit seinen eigenen Kräften unternahm, dem mächtigen österreichischen Hause entgegenzutreten, für einen verwegenen Abentheurer gehalten, und es war fast unmöglich erschienen, daß seine Truppen, welche sich bis dahin nur auf dem Exercierplatz und bei Paraden versucht hatten, den Kampf gegen die in der Schule des Prinzen Eugen ausgebildeten, viel erprobten österreichischen Heere bestehen sollten. Jetzt ging ein Ruf der Bewunderung durch ganz Europa, besonders staunte man das treffliche Fußvolk an, welches sich durch eine bisher beispiellos feste Haltung ausgezeichnet hatte. Die Oesterreicher und ihre Verbündeten begannen, den so gering angesehenen „Markgrafen von Brandenburg" ganz anders zu schätzen; alle Feinde Oesterreichs schöpften überdies aus Friedrich's Sieg zuversichtlichen Muth, um auch ihrerseits zu entschiedenerem Handeln überzugehen. Vor Allem aber stieg das Selbstvertrauen Friedrich's und seines trefflichen Heeres, das sich durch den ersten wichtigen Kriegserfolg mächtig gehoben fühlte.

Die französische Regierung trat jetzt mit dringenderen Anerbietungen zu einem Bündniß mit Friedrich hervor; sie hatte bereits mit dem Kurfürsten Karl Albert von Baiern und mit Spanien einen Vertrag zu Nymphenburg zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Oesterreichs abgeschlossen, jetzt wurde der kriegslustige französische Marschall Belle-Isle in Friedrich's Lager zu Mollwitz geschickt, um ihn zum Beitritt aufzufordern. Der König von Preußen fühlte, daß er jetzt eine wichtige Entscheidung in Händen habe; sein Lager war bald mit den Gesandten aller europäischen Mächte gefüllt. Er hatte jedoch auch jetzt noch wenig Lust, sich auf das französische Bündniß einzulassen, weil er nicht Oester-

Digitized by Google

reich blos zu Gunsten Frankreichs schwächen wollte; er zog es vor, Maria Theresia nochmals Friedensvorschläge zu machen, und wollte sich mit einem Theil des schon besetzten Landes, mit Niederschlesien begnügen. So viel Mühe sich die Engländer gaben, die Königin zur Einwilligung in diesen Vorschlag zu bewegen, so blieb sie doch unbeugsam und verletzte durch ihr stolzes Benehmen Friedrich's Ehrgefühl auf das Empfindlichste. Er entschied sich nunmehr für Frankreich und trat am 5. Juni (1741) dem Vertrag zu Nymphenburg bei, in welchem ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum Berg der Besitz von ganz Schlesien zugesichert wurde. Erst jetzt ließ sich die Königin Maria Theresia zu einigen Anerbietungen an Friedrich bereit finden, dieselben waren jedoch so geringfügig, daß er sie verächtlich zurückwies. „Ich werde noch eine Schlacht gewinnen, sagte er, und die Oesterreicher ganz aus Schlesien vertreiben; dann werden mir andere Anerbietungen gemacht werden." — „Meine Ahnen würden aus ihren Gräbern erstehen und mir Vorwürfe machen, wenn ich meine ererbten Rechte aufgäbe. Ich werde nicht leichtfertig das erste mit reifer Ueberlegung begonnene und fest verfolgte Unternehmen meines Lebens aufgeben. Lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schlesiens begraben, als meine Ehre beflecken."

Friedrich hatte die Zwischenzeit seit der Mollwitzer Schlacht benutzt, um seine Reiterei besser auszubilden; so vortrefflich sich das Fußvolk bewährt hatte, so sehr war die österreichische Reiterei der seinigen überlegen gewesen. So wie Friedrich den Mangel erkannt hatte, suchte er demselben abzuhelfen, in Zeit von zwei Monaten hatte er zwölf Schwadronen neu gebildet und vortrefflich einexercirt, und konnte dem neuen Feldzug um so zuversichtlicher entgegengehen. Vorher aber wollte er sich den Rücken ganz decken: er hatte Verdacht gegen die Zuverlässigkeit der Stadt Breslau, wo unter den Katholiken und unter dem Adel, welcher zum Theil in österreichischem Kriegsdienst stand, noch viel Freunde Oesterreichs waren. Es kam bald darauf an, sich der Stadt zu bemächtigen. Friedrich ließ unter Schwerin und dem Prinzen von Dessau 8000 Mann in die Nähe von Breslau rücken, verlangte dann für eine Heeresabtheilung den Durchzug durch die Stadt, kaum aber waren die Truppen darin, so verbreiteten sie sich durch alle Straßen, besetzten alle Wachen und hatten in einer Stunde die ganze Stadt inne. Der Feldmarschall Schwerin ließ sofort den Magistrat und die Miliz huldigen und das Volk rief nach seinem Beispiel: „Es lebe Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien." In den folgenden Tagen huldigte die ganze Bürgerschaft und die Geistlichkeit, am 13. August wurde in allen

Digitized by Google

Kirchen ein Huldigungs- und Dankfest gehalten, und seitdem das Kirchengebet nicht mehr für Maria Theresia, sondern für den König von Preußen gehalten.

Die Lage der Königin hatte sich inzwischen sehr verschlimmert: der Kurfürst von Baiern hatte mit den Franzosen Oberösterreich eingenommen, die Stände hatten ihm gehuldigt und der ganze Wiener Hof sah sich genöthigt, nach Preßburg zu fliehen; da entschloß sich Maria Theresia endlich, mit Friedrich in ernste Verhandlungen zu treten, und zu Klein-Schnellendorf in Schlesien wurde zwischen dem König, dem Feldmarschall Neipperg und dem englischen Gesandten Lord Lyndhurst eine Verabredung getroffen, nach welcher durch einen vor Ablauf des Jahres abzuschließenden Vertrag Niederschlesien mit Neiße an den König von Preußen abgetreten werden sollte (October 1741). Die preußischen Truppen bezogen hierauf ihre Winterquartiere.

Friedrich ließ sich (am 7. November) von sämmtlichen Ständen der eroberten Lande feierlich huldigen, im Fürstensaale des Rathhauses zu Breslau saß er auf einem aus der Zeit des Kaisers Matthias noch vorhandenen Thron, sein Degen diente als Scepter; er verlangte die Huldigung ausdrücklich nicht als Ueberwinder, sondern als milder Landesvater; denn er wolle eher geliebt, als gefürchtet sein, und halte den Tag verloren, wo er nicht Jemand Gutes gethan. Das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern lehnte er ab, weil er seinen Unterthanen nicht unnütze Kosten verursachen, vielmehr Alles thun wolle, das Land in eine blühende Lage zu bringen.

Maria Theresia aber hatte inzwischen in Ungarn Hülfe zur Vertheidigung ihres Throns gefunden. In kräftigen und zugleich rührenden Worten hatte die junge, schöne Fürstin den ungarischen Ständen ihr Unglück geschildert: verlassen von ihren Bundesgenossen, setzte sie ihr ganzes Vertrauen auf die altbewährte Treue und Tapferkeit der Ungarn. Gerührt durch das harte Geschick und den festen Muth der hohen Frau erhoben sich die Ungarn mit Begeisterung, riefen einmüthig: „Leben und Blut, Leben und Blut für unsern König, Maria Theresia!“ und rüsteten in Eile 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Mann Rekruten. Neu ermuthigt, bereitete die Königin Alles zu kräftigem Widerstand vor, ihr Vertrauen wurde noch erhöht durch die Uneinigkeit unter ihren Feinden und durch die Unfähigkeit des Kurfürsten Karl Albert, welcher sich im gefahrvollsten Augenblick nach Frankfurt begab, sich zum Kaiser wählen zu lassen und darüber die Vertheidigung seiner Sache vergaß. In kürzester Zeit war Oberösterreich wieder von den Feinden befreit, dann drang das ungarische Heer in Baiern ein. Am

Digitized by Google

12. Februar wurde zwar Karl Albert als Karl VII. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt, aber an demselben Tage fiel seine Hauptstadt München in die Hände der Oesterreicher.

Friedrich mußte besorgen, daß Maria Theresia in Folge dieses siegreichen Vordringens die Verabredung von Klein-Schnellendorf wieder aufgeben und nach Besiegung der übrigen Feinde sich mit ganzer Macht gegen ihn wenden würde, wenn er ihr nicht zuvorkäme. Der Prinz Karl von Lothringen rückte von Wien durch Böhmen vor; dorthin ging der König mit einem Theil des bis auf 100,000 Mann vermehrten Heeres ihm entgegen. Bei **Czaslau** und **Chotusitz** kam es zur Schlacht (18. Mai 1742). Friedrich's Mannschaften bestanden aus 28,000 Mann mit 88 Geschützen; seine Gegner zählten 30,000 Mann mit 40 Geschützen. Hier bewährte sich die neue Reiterei in kräftigen Angriffen, wie das Fußvolk durch bewunderungswürdige Ordnung und Sicherheit, aber lange schwankte das Glück hin und her, bis der König nach vierstündigem heißem Kampf den rechten Augenblick ersah, eine günstig gelegene Höhe zu besetzen, von welcher er die Feinde mit dem größten Nachdruck mit seinem Geschütz angreifen konnte. Der Erzherzog Karl, um einer gänzlichen Niederlage zu entgehen, entschloß sich zum Rückzug, die Preußen verfolgten ihn nicht, sondern begnügten sich wie bei Mollwitz, das Schlachtfeld zu behaupten. Friedrich sagte, er wolle die Königin nicht noch weiter erniedrigen, sie habe den Kampf gewollt und ihr Wille sei geschehen, man habe geschlagen und sie besiegt; ihm sei es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben, und er kehre auf's Neue zu den früheren Friedensvorschlägen zurück.

Friede zu Breslau. Der rühmlich erfochtene Sieg, welcher das Lob der preußischen Armee von Neuem in ganz Europa erschallen ließ und zugleich Friedrich's Feldherrntalent über allen Zweifel erhob, wurde von ihm in der That nur zur Anknüpfung neuer Friedensunterhandlungen benutzt. Dieselben führten dies Mal schnell und sicher zu dem erwünschten Ziel. Schon am 11. Juni wurden in Breslau die vorläufigen Bedingungen des Friedens festgesetzt, der am 28. Juli zu Berlin völlig abgeschlossen wurde. Friedrich behielt Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, verpflichtete sich dagegen, die Katholiken in ihren Rechten zu sichern und den Engländern eine alte schlesische Schuld von 1,700,000 Thalern zu zahlen. Man müsse wissen, zur rechten Zeit inne zu halten, sagte Friedrich zu denen, welche ihm vorwarfen, seine Siegesbahn nicht weiter verfolgt zu haben: das Glück erzwingen wollen, heiße es verlieren. Durch den Frieden zu Breslau gewann er 700 Quadratmeilen und 1,400,000 Einwohner für den

Digitized by Google

preußischen Staat; ein Drittheil des ganzen bisherigen Besitzes. Das war ein reicher Lohn für den zweijährigen Feldzug. Doppelt lieb mochte es dem deutschen Fürsten sein, daß er diese Vortheile errungen, ohne den Franzosen gleichzeitig zu Eroberungen in Deutschland zu verhelfen. Froh seines Werkes kehrte er nach Schlesien zurück, wohnte dort den zahlreichen Friedensfesten bei und ging dann nach Berlin, wo er am 12. Juli unter dem Jubel des siegesfreudigen Volks einzog.

34. Der zweite schlesische Krieg (1744—1745).

Ursachen des neuen Kriegs. Friedrich traf in dem neu erworbenen Lande sofort alle Einrichtungen, um die Regierung desselben zu ordnen und seine Herrschaft in der Liebe der neuen Unterthanen zu befestigen. Im Allgemeinen regelte er die Verwaltung nach dem Muster der übrigen Provinzen, errichtete für die Rechtspflege drei Oberämter in Glogau, Breslau und Oppeln, für die Domainen, die Steuern und die Polizei zwei Kriegs- und Domainenkammern in Glogau und Breslau, setzte in den 48 Kreisen der Provinz adelige Rittergutsbesitzer zu Landräthen ein, ordnete aber diese Behörden alle nicht dem Generaldirectorium, sondern einem besonderen Minister für Schlesien unter. Die Evangelischen erhielten in der ganzen Provinz freie Religionsübung, ohne daß jedoch die Katholiken in ihren Rechten gekränkt wurden. Die strenge Unparteilichkeit des Königs, sein wohlwollendes Benehmen gegen Leute aller Stände, sowie die ächt landesväterliche Fürsorge, welche aus seinen Verfügungen hervorleuchtete, gewannen ihm die Herzen der Schlesier. Er bereiste öfter die ganze Provinz, erkundigte sich überall nach dem Stand von Handel und Gewerbe und that, so viel in seinen Kräften stand, zur Förderung derselben.

Während der König sich so eine sichere Stütze in der Dankbarkeit und Anhänglichkeit des schlesischen Volks zu verschaffen suchte, wurde er immer mehr mit der Besorgniß erfüllt, daß es Maria Theresia mit der Abtretung des Landes nicht Ernst gewesen sei und daß sie die erste Gelegenheit benutzen werde, ihm dasselbe wieder zu entreißen. In der That hatte es die Königin nur mit Mühe über sich gewinnen können, in den Breslauer Frieden zu willigen, und den schweren Verlust keineswegs verschmerzt. „Alle Uebel scheinen ihr gering", schrieb der englische Gesandte an seinen Hof, „gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." Sie betrachtete es als eine schwere Demüthigung, daß

Digitized by Google

sie von einem Fürsten, welchen sie tief unter sich stehend meinte, zu einer Gebietsabtretung genöthigt worden war, und sie hielt die Nachbarschaft des so bedeutend vergrößerten Preußens für sehr gefährlich. Friedrich konnte daher erwarten, daß sie die erste Verwickelung benutzen würde, um ihn wo möglich wieder zu demüthigen. Sein Argwohn erhielt neue Nahrung, als er erfuhr, daß England die Königin in ihrer feindseligen Stimmung bestärkte. Georg II. soll ihr in Bezug auf Schlesien tröstend geschrieben haben: „Was leicht genommen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden". Auch Sachsen verbündete sich mit Oesterreich zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction, ohne daß Schlesien von dem so gewährleisteten Länderbesitz ausgenommen wurde. Es konnte dabei fast nur auf Preußen abgesehen sein.

Unterdeß machte Oesterreich in dem fortdauernden Kampf gegen Baiern und Frankreich die glücklichsten Fortschritte und drängte die Feinde bis an den Rhein zurück. Auch England hatte gerüstet und war mit bedeutender Heeresmacht den Franzosen in Deutschland entgegengetreten. Dieselben wurden am Main geschlagen. Vergeblich machten sie jetzt Friedensvorschläge; Maria Theresia verwarf diese und schloß mit England, Holland und Sardinien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, *sowie derer, welche sie besitzen sollten*. Friedrich mußte auch diesen Zusatz mit auf Schlesien deuten und sah ein, daß die Reihe an ihn kommen würde, wenn erst Karl Albert und die Franzosen ganz besiegt wären.

In dem also drohenden Kampf war er, außer der Hoffnung auf Frankreich, vor Allem auf seine eigene Kraft hingewiesen, und er verlor keine Zeit, sich in tüchtigen Kriegszustand zu setzen. Er hatte die beiden Friedensjahre benutzt, um die Reiterei noch weiter auszubilden. Das ganze Heer wurde unaufhörlich in Uebung erhalten, der König selbst reiste in alle Theile seines Landes: in einem Monat musterte er von Küstrin bis Ratibor 88 Bataillone und 153 Reiterschwadronen.

Der Ausbruch des Kriegs; Feldzug in Böhmen. Unterdeß wurde die Sprache zwischen den Höfen von Berlin und Wien immer gereizter: Friedrich schickte sich an, den Kaiser Karl VII. zu unterstützen, um nicht nach dessen Sturz den Angriffen der ganzen österreichischen Heeresmacht ausgesetzt zu sein. Er schloß mit Frankreich, dem Kaiser, Kurpfalz und Hessen-Kassel ein Bündniß zur Erhaltung der Reichsverfassung, Herstellung des Kaisers und Beilegung des österreichischen Erbfolgestreites. Die Franzosen rückten sogleich mit großer Truppenmacht in's Feld; bald darauf (im August 1744) erklärte Friedrich durch seinen Gesandten in Wien, er könne es als Kurfürst nicht ruhig mit ansehen, daß der Wiener

Digitized by Google

Hof die Würde des Kaisers unterdrücke und habe deshalb dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen überlassen. Für sich verlange er Nichts, sondern ergreife die Waffen nur für die Freiheit des deutschen Reichs, für die Würde des Kaisers und die Ruhe Europas.

Gleichzeitig rückten 80,000 Preußen in Böhmen ein, eine Abtheilung unter dem Feldmarschall Schwerin durch Schlesien, eine andere unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau durch die Lausitz, eine dritte unter dem König selbst durch Sachsen, wo man seinem Durchzug kein Hinderniß in den Weg zu legen wagte. Die drei Heeresabtheilungen vereinigten sich (im September 1744) vor Prag. Maria Theresia war auf diesen plötzlichen Angriff nicht vorbereitet: schleunigst rief sie den Herzog Karl von Lothringen vom Rhein zurück und zugleich forderte sie wiederum persönlich die Ungarn zu ihrer Vertheidigung auf. Unter dem Ruf: es lebe die Königin, zu den Waffen! beschlossen die ungarischen Stände, sofort 60,000 Mann zu rüsten und gegen den „tyrannischen Bedrücker Schlesiens", als welchen sie Friedrich schilderten, ins Feld zu führen.

Maria Theresia konnte es freilich nicht verhindern, daß Prag von allen Seiten eingeschlossen, im Sturm genommen wurde und daß die Preußen immer weiter in Böhmen vordrangen, ehe Karl von Lothringen mit seiner Armee heranrückte (September 1744). Doch bald sah sich Friedrich in dem fremden Lande von der inzwischen gesammelten Armee hart bedrängt. Seine Truppen wurden von den zahlreichen Haufen feindlicher Reiterei fortwährend umschwärmt, ohne daß er dieselben zu einer Schlacht bringen konnte. Dazu kam, daß die Verpflegung seiner Armee unter der feindlichen Bevölkerung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Die Bauern wurden von der österreichischen Regierung und von der katholischen Geistlichkeit aufgefordert, überall, wo die Preußen heranrückten, mit ihren Habseligkeiten und mit den Viehheerden in die Wälder zu fliehen, die Getreidevorräthe aber zu verbrennen oder zu vergraben. Zugleich wurde alle Zufuhr von Lebensmitteln durch die herumschwärmenden ungarischen Husaren verhindert. Schon war ein großer Theil des nach Böhmen geführten Heeres auf den Märschen durch die schlechte Verpflegung und die hierdurch veranlaßte Desertion verloren gegangen. Gleichzeitig kamen ungünstige Nachrichten aus Schlesien.

Dort hatten die Oesterreicher in kurzer Zeit die Grafschaft Glatz und einen großen Theil von Oberschlesien wieder eingenommen. Maria Theresia erließ (im December 1744) ein Patent an die Schlesier, in welchem sie erklärte, das Land wäre ihr vom König von Preußen un-

Digitized by Google

rechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen aber von demselben nicht gehalten worden. Sie sehe deshalb den Breslauer Vertrag für aufgehoben an, wolle Schlesien von dem feindlichen Joche befreien, erkläre die dem König geleisteten Gelübde der Unterthanen für nichtig und sehe sich als rechtmäßige Landesfürstin an. Friedrich erließ ein Gegenpatent, worin er das Verfahren der Königin für gottlos erklärte und drohte, die, welche sich würden verführen lassen, als Verräther zu bestrafen. Er übergab den Oberbefehl über das schlesische Heer dem alten Fürst Leopold von Dessau, welcher die ersten Angriffe der Oesterreicher überall zurückwies und dieselben ganz aus Schlesien herausdrängte. Friedrich's Lage verschlimmerte sich jedoch, als Oesterreich mit England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz gegen ihn schloß. Da der Kaiser Karl VII. damals starb, erbot sich Friedrich zum Abschluß eines Friedens, indem er versprach, Maria Theresia's Gemahl als Kaiser anzuerkennen; die Königin wollte aber durchaus Schlesien wieder haben und ging auf keine anderen Friedensvorschläge ein. Ihre Zuversicht war sogar so weit gestiegen, daß sie mit Sachsen noch einen besonderen Bund schloß, worin es darauf abgesehen war, Preußen auch einen Theil seiner alten Besitzungen zu entreißen.

Friedrich sah die Größe der Gefahr vollständig ein, aber er setzte ihr seine ganze Seelenstärke entgegen; er ließ den Muth nicht einen Augenblick sinken und war entschlossen, lieber ehrenvoll, mit dem Schwert in der Hand zu Grunde zu gehen, als seine Pläne für Preußens Größe und Ansehen aufzugeben. „Entweder will ich Alles behaupten oder Alles verlieren", schrieb er. „Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind Etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig! Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand."

Im Frühjahr 1745 begab sich der König selbst zur schlesischen Armee und nahm sein Hauptquartier im Kloster Kamenz. Kurz vorher, als er das Kloster und die Umgebung mit geringer Begleitung vorläufig in Augenschein nahm, wurde er auf merkwürdige Weise vor Gefangenschaft bewahrt. Die in der Gegend umherstreifenden Kroaten hatten von

Digitized by Google

seinem Besuch in Kamenz Kunde erhalten und kamen heimlich herbei, ihn gefangen zu nehmen. Zur rechten Zeit merkte der Abt des Klosters die Gefahr, überredete den König, sich als Mönch zu verkleiden, und so wie dies geschehen war, rief er durch die Abendglocke die Mönche zum Gebet zusammen; mit ihnen begab sich der König ungekannt in die Kirche. Die Kroaten durchsuchten vergeblich das ganze Kloster, kamen dann auch in die Kirche, scheuten sich aber, die Mönche im Gottesdienst zu stören und zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Ganz Oberschlesien wurde unterdeß von österreichischen Schaaren überschwemmt, nur der Markgraf Karl stand noch mit einer preußischen Heeresabtheilung dort. Friedrich wollte ihn an sich heranziehen und beauftragte den Oberst Zieten, der sich durch kühne Thaten schnell von niederer Stelle zum Befehlshaber eines Husarenregiments aufgeschwungen hatte, zum Markgrafen zu eilen und ihm den Befehl zum eiligen Aufbruch zu überbringen. Dazu mußte Zieten durch die feindlichen Schaaren hindurchkommen; seiner List und Kühnheit gelang das gewagte Unternehmen. Die neuen Pelze, welche seine Husaren eben erhalten hatten, glichen denen der Oesterreicher; er schloß sich unerkannt einem Trupp feindlicher Reiter an und zog mit ihnen mitten durch die Feinde. Erst ganz spät wurde er erkannt, nun aber schlug er sich tapfer durch und brachte sogar Gefangene mit in des Markgrafen Lager. Dieser bewerkstelligte mit gleicher Kühnheit seine Verbindung mit Friedrich.

Schlacht bei Hohenfriedeberg. Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich unterdeß an der böhmischen Grenze vereinigt und bedroheten Niederschlesien. Friedrich zog ihnen entgegen und traf bei Striegau auf die feindliche Armee. Er hatte sich mit seinen Truppen hinter sanften Anhöhen gelagert und unbemerkt von den Feinden konnte er ihren Anmarsch genau beobachten. Sie erwarteten keinen Angriff, waren vielmehr überzeugt, daß Friedrich sich vor ihnen nach Breslau zurückziehen würde. Da wurden am 4. Juni (1745) gleich nach der ersten Morgendämmerung die Sachsen in ihrem Lager bei Hohenfriedberg angegriffen und durch den heftigen Stoß der preußischen Reiterei bald in völlige Flucht gejagt. Früh um 7 Uhr waren die Sachsen bereits geschlagen, während die österreichische Reiterei, erst durch den Kanonendonner aus der Ruhe geweckt, noch sattelte. Herzog Karl von Lothringen aber gab die Hoffnung auf den Sieg nicht verloren; in der That kam es zum heftigsten Kampfe, in welchem jedoch das gewaltige Gewehr- und Kanonenfeuer der Preußen wieder den Sieg errang. Gegen 8 Uhr Morgens war die Schlacht zu Gunsten der Preußen entschieden; Herzog Karl ließ seine Truppen den Rückzug antreten, er hatte 9000 Mann Todte

Digitized by Google

und 7000 Gefangene, während die Preußen an 5000 Todte und Verwundete zählten. Der König meldete den Sieg mit folgenden Worten an seinen Minister Podewils: „Unsere Cavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten."

Das ganze Land empfand es, wie wichtig diese Schlacht war. So weit man den Kanonendonner hörte, fielen die Evangelischen in allen Ortschaften auf die Kniee, um den Sieg der protestantischen Sache von Gott zu erflehen. In Breslau war unendlicher Jubel, als am späten Abend sechzehn blasende Postillone mit der Siegeskunde eintrafen, und als man drei Tage darauf die eroberten Fahnen hinbrachte.

Die Schlacht bei Kesselsdorf und der Friede zu Dresden. Friedrich durfte hoffen, daß er jetzt den Frieden leicht würde erlangen können, besonders da auch England denselben dringend wünschte; aber Maria Theresiens Muth war noch nicht gebeugt, sie sammelte ein neues stärkeres Heer und beauftragte den Herzog Karl von Lothringen, den Krieg kräftiger fortzuführen. Friedrich sah nun ein, daß es ihn noch eine Schlacht kosten würde und er bereitete sich vor, die letzte blutige Entscheidung herbeizuführen. Zunächst wollte er dem König von Sachsen, der sich aus Neid und Eifersucht gegen das aufstrebende Preußen mit Oesterreich verbunden hatte, um einige Provinzen zu entreißen, nachdrücklich den Krieg machen und ließ Sachsen durch den Fürsten Leopold von Dessau, welcher mit seinen Truppen bei Halle stand, bedrohen. Er selbst war mit dem Hauptheer von Striegau wieder über die böhmische Grenze gegangen und wurde bei Sorr vom Herzog Karl mit überlegener Truppenmacht angegriffen; aber nach dem heftigsten Kampfe, in welchem die Preußen mit wahrem Heldenmuth stritten, zogen sich die Oesterreicher mit großen Verlusten zurück (30. September **1745**). So sehr England auch jetzt wieder zum Frieden rieth, so war doch Maria Theresia noch immer nicht zu Unterhandlungen zu bringen: sie schrieb die Unfälle ihrer Armee nur zufälligen Fehlern der Anführer zu und hoffte noch auf eine baldige Ueberwindung des „übermüthigen" brandenburgischen Fürsten. Leopold von Dessau ging unterdeß in Sachsen bedächtiger vor, als es dem feurigen Friedrich recht war; dieser schrieb ihm darüber höchst ungehalten: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage zu setzen, und weil die Sachen ernsthaft sind, so rathe ich Ihnen als guter Freund, solche mit mehr Vigueur zu tractiren." Der alte Dessauer wurde durch solche Vorwürfe natürlich sehr schmerzlich betroffen. Er war jetzt ungeduldig, seinen alten Kriegsruhm zu bewähren und griff nach wenigen Tagen die

Sachsen bei Kesselsdorf an. Seine Grenadiere rückten mit entblößter Brust, mit geschultertem Gewehr unter dem Spielen des Dessauer Marsches dem mörderischen Feuer der Kanonen und Haubitzen entgegen: mitten in dem Feuer und Getümmel erblickte man immer unter den Ersten den alten Fürsten; es schien, als suchte er den Tod. Schon war ein Viertheil seiner Tapfern niedergesteckt, aber immer wieder führte er sie stürmend gegen den Feind vor. Unaufhaltsam drangen zuletzt die Preußen trotz Eises und Schnees und trotz des verheerenden feindlichen Kanonenfeuers mit lautem Siegesgeschrei auf die Sachsen ein und schlugen dieselben endlich in die Flucht (15. December **1745**). Friedrich, der inzwischen in der Lausitz die Oesterreicher gleichfalls geschlagen hatte, kam am 17. December zu seinem siegreichen Heer nach Sachsen. Der Fürst von Dessau ritt ihm auf dem Kesselsdorfer Schlachtfeld mit seinem Generalstabe entgegen: der König stieg vom Pferde, ging auf den alten Helden mit entblößtem Haupte zu, umarmte ihn, sagte ihm das Schmeichelhafteste, was er zu finden wußte, und ließ sich von ihm auf dem Schauplatz seiner Thaten herumführen. Leopold war darüber ungemein glücklich: die Schlacht bei Kesselsdorf war die letzte glorreiche Handlung seines schönen Soldatenlebens und hat seinen alten Ruf für immer bestätigt. Vierzig Jahre hatte der treffliche Kriegsmann an der Spitze preußischer Truppen gestanden, und keinem Feldherrn verdanken dieselben mehr, als ihm, in Bezug auf kriegerische Ausbildung und Uebung.

Friedrich zog schon am folgenden Tage (18. December) in Dresden ein, wo er von einem Theil der Einwohner freudig aufgenommen wurde. „Ich sitze oft", schreibt von Dresden einer seiner Begleiter, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den Tag darauf Leipzig occupirt und die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten. Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein." Jetzt folgte dem Sieg der Friede auf dem Fuß:. denn die Sachsen waren völlig überwunden, und die Engländer erklärten Maria Theresia, von dem Bündniß zurückzutreten, wenn sie nicht Frieden schließe. Freilich

Digitized by Google

konnte es zweifelhaft sein, ob Friedrich jetzt den Frieden unter den früheren Bedingungen annehmen würde; aber er war trotz der Abmahnungen Frankreichs sofort dazu entschlossen. Sein Land bedurfte des Friedens, und er wollte sich nicht ohne Noth nochmals den Launen des Glücks aussetzen. Er hatte Ruhm genug gewonnen, ein einziger Unfall aber konnte ihn an den Rand des Verderbens bringen. „Ich habe nur noch ein Dutzend Jahre zu leben", sagte er, „und will diese ruhig hinbringen und an dem Glück meiner Unterthanen arbeiten. Das ist wahre Größe; ich werde nie wieder zu den Waffen greifen, als zu meiner Vertheidigung." So verlangte er denn nur, daß ihm der Besitz von Schlesien nochmals versichert wurde und schon am 25. December 1745 erfolgte der Abschluß des Friedens zu Dresden, in welchem Maria Theresia die Abtretung Schlesiens bestätigte, Friedrich dagegen ihren Gemahl, den Erzherzog Franz, als Kaiser anerkannte. Beide Theile verzichteten gegenseitig auf alle Ansprüche und ertheilten Vergessen und Vergebung allen Theilnehmern des Krieges.

Mit unerhörtem Jubel wurde Friedrich in Berlin empfangen, als er mit seinen Brüdern August und Heinrich unter Vorreitung von hundert blasenden Postillonen einzog. Bald darauf wurde der Friede durch einen mit dem preußischen und schlesischen Adler kostbar geschmückten Herold unter großer Feierlichkeit bekannt gemacht.

Maupertuis schrieb an Friedrich: er habe in wenigen Wochen soviel gethan, als der glücklichste Feldherr nur immer vermöge; größer als er sei, könne er nur werden im Frieden. In der That richtete der König, sowie er den Frieden erstritten hatte, seine Fürsorge vorzüglich auf die Pflege der inneren Wohlfahrt seiner Staaten. Wir werden bald genauer berichten, wie er als Regent nicht minder groß war, als in der Kriegführung; aber noch einmal wurden seine friedlichen Bemühungen unterbrochen, noch einmal mußte er zur Vertheidigung des eroberten Schlesiens das Schwert ziehen. Wir wollen daher zuerst den weiteren Verlauf seiner Kriegsthätigkeit schildern, um ihn sodann als Regenten näher kennen zu lernen.

35. Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

Ursachen des Krieges. Maria Theresia hatte nach Beendigung der schlesischen Kriege noch einige Jahre den Kampf gegen Frankreich fortzusetzen: erst im Jahre 1748 wurde zu Aachen ein Frieden geschlossen, durch welchen die Fürstin im fast ungeschmälerten Besitz des ererbten Reiches und ihr Gemahl in der Kaiserwürde bestätigt wurde. Kaum war die stolze Kaiserin auf ihrem Thron befestigt, so trat mit

Digitized by Google

neuer Gewalt die quälende Erinnerung vor ihre Seele, daß eines der schönsten Juwele ihrer Krone, die Provinz Schlesien, aus derselben gerissen worden: sie konnte es nimmer und nimmer verschmerzen, daß ein geringerer Fürst dem mächtigen österreichischen Hause ein so schönes Land mit Gewalt abgetrotzt hatte, — ihr katholisch-frommer Sinn wurde zugleich durch den Gedanken betrübt, daß jene Provinz unter die Gewalt eines „ketzerischen" Fürsten gekommen, — endlich mußte sie auch sehen, wie unter Friedrich's trefflicher Regierung das ihr entrissene Land sich schnell zu unerwarteter Blüthe entfaltete und die Einkünfte desselben sich vervielfältigten. Maria Theresia war selbst eine weise, fürsorgliche und glückliche Regentin, welche ihr Land in großen Flor brachte; desto mehr wußte sie den Werth der verlorenen Provinz zu schätzen und desto eifersüchtiger blickte sie unablässig nach derselben hin. Sie konnte den Gedanken nicht aufgeben, sich des schönen Landes bei der ersten Gelegenheit wieder zu bemächtigen.

Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, war sie darauf bedacht, sich mit Friedrich's sonstigen Feinden und Nebenbuhlern in Verbindung zu setzen. Es war kein Wunder, daß der junge Fürst, welcher die Welt durch seine glücklichen Feldzüge in Staunen gesetzt hatte, viel Neid und Eifersucht erweckte: große und kleine Fürsten waren ärgerlich darüber, daß der ehemalige Markgraf von Brandenburg sich auf einmal eine hervorragende Rolle unter den großen Staaten Europas anzumaßen schien. Seine Nachbarn fürchteten, daß er bei dem glücklichen Anfang seiner kriegerischen Laufbahn nicht stehen bleiben, sondern auf eine weitere Vergrößerung seines Reiches sinnen würde. Ueberdies machte sich Friedrich manche Fürsten dadurch zu persönlichen Feinden, daß er sich über ihre Schwächen und Verirrungen oft mit beißendem Witz aussprach. Das war besonders mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland der Fall, welche sich von ihren Günstlingen fast ganz beherrschen ließ, worüber Friedrich bei mehreren Gelegenheiten unumwunden gespottet hatte. Die Sachsen und Oesterreicher machten sich natürlich ein Vergnügen daraus, seine scharfen Bemerkungen der Kaiserin Elisabeth und deren Günstlingen zu hinterbringen, um dieselben für die Pläne gegen Preußen leichter zu gewinnen. In der That wurde schon im Jahre 1746 ein Tractat zwischen Oesterreich nnd Rußland abgeschlossen, worin ein geheimer Artikel geradezu gegen Friedrich und gegen sein Recht auf Schlesien gerichtet war.

Sachsen, dessen König August ganz den sinnlichen Genüssen ergeben war und seinen Minister, den Grafen Brühl, nach Willkür schalten und walten ließ, war von Anfang an mit Oesterreich und Rußland im Einverständniß. Graf Brühl, ein eingebildeter, eitler Mensch, haßte den

Digitized by Google

großen König, weil er dessen geistige Ueberlegenheit fühlte und zugleich wohl wußte, wie gering Friedrich ihn achtete. Doch hatte der sächsische Fürst, wie sein Minister, nicht Muth genug, dem Bündniß von Oesterreich und Rußland geradezu beizutreten, weil sie sich als Friedrich's nächste Nachbaren zu sehr vor ihm fürchteten. Nur insgeheim nahmen sie an allen Verhandlungen seiner Feinde Theil und waren bereit, sowie der Krieg ausbräche, sich mit denselben zu vereinigen. Friedrich aber erhielt von allen diesen Umtrieben genaue Kunde; ein sächsischer Beamter ließ ihm sogar Abschriften von der ganzen geheimen Correspondenz des Dresdener Hofes mit Rußland und Oesterreich zukommen. So wußte er denn, weß er sich zu versehen habe, und unterließ Nichts, um der drohenden Gefahr wohl vorbereitet und gerüstet entgegenzutreten. Da sich mehrere mächtige Gegner zu seinem Sturz vereinigt hatten, sah er sich gleichfalls nach einem Bundesgenossen um. Frankreich hatte ihm bis dahin zu lässig beigestanden, und der Hof von Versailles versank immer tiefer in Erschlaffung. Der König Ludwig XV. wurde von unwürdigen Buhlerinnen beherrscht, unter welchen sich damals die Marquise von Pompadour, eine Frau von gemeiner Herkunft und Denkungsart, zu allmächtiger Geltung aufgeschwungen hatte. Friedrich hatte kein Hehl daraus gemacht, wie sehr er diese Frau und das ganze Treiben des französischen Hofes verachtete; während die meisten Fürsten und alle Gesandten sich um die Gunst der hohen Buhlerin bewarben, hatte er seinem Gesandten verboten, ihr die Aufwartung zu machen, und als Voltaire ihm einst Grüße von der Marquise brachte, antwortete er kurz abbrechend: „ich kenne sie nicht". So durfte er denn auch keine große Zuneigung von Seiten des französischen Hofes erwarten. Gerade damals drohte aber ein Krieg zwischen Frankreich und England auszubrechen, und Friedrich konnte hoffen, daß England, welches ihm bis dahin feindlich gegenübergestanden, sich gern mit ihm verbinden würde, damit er Hannover gegen französische Angriffe schütze. Nach kurzen Verhandlungen wurde wirklich ein Schutzbündniß zwischen England und Preußen abgeschlossen (16. Januar 1756). Natürlich wandte nun der österreichische Hof Alles an, um ein Bündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen. Die stolze Maria Theresia gewann es über sich, an die Marquise von Pompadour im ehrerbietigsten und herzlichsten Tone, wie an eine Fürstin als an ihre „Cousine" und „theuerste Schwester" zu schreiben, und auf einem Lustschloß der königlichen Buhlerin fanden die Berathungen statt, welche ein Schutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zur Folge hatten (9. Mai 1756). Seit drei Jahrhunderten hatten sich die Bourbonen und das österreichisch-habsburgische Haus

immer bekämpft: es mußte dem letzteren ein Gegner, wie Friedrich der Große, erstehen, um zum Staunen der Welt jene beiden alten Gegner zu vereinigen.

Mit Frankreich war damals Schweden eng verbunden, und Friedrich mußte daher erwarten, auch dieses Volk in den großen Bund gegen sich eintreten zu sehen. Er sah ein, daß er einen großen, gefährlichen Kampf zu bestehen haben würde, und traf alle Anstalten, um ihn mit Ehren aufnehmen zu können. Am meisten vertraute er auf seine eigene Kraft und auf die seines tapferen Volkes: er hatte das Heer in den Friedensjahren unablässig vermehrt, jetzt stand ihm eine bewaffnete Macht von 150,000 Mann zu Gebote, welche er durch fortgesetzte Uebung und treffliche Zucht zu dem neuen Feldzug gestählt hatte. Zuversichtlich blickte Friedrich auf dieses sein Heer hin, welches den Kampf gegen die vereinigten Kräfte Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens unternehmen sollte; aber außer seinem braven Heer durfte er auf seinen überlegenen Geist vertrauen, welcher durch Scharfblick, kühnen und raschen Entschluß die Uebermacht der Feinde aufwog.

Geheime Weisungen an den Grafen Finkenstein. Aus jener Zeit haben wir ein denkwürdiges Actenstück, welches die ganze Größe des in Friedrich wohnenden Heldengeistes bekundet: es ist dies eine geheime Instruction, welche derselbe beim Beginn des gefährlichen Feldzugs für seinen Minister Grafen Finkenstein zurückließ, und welche folgendermaßen lautet:

„In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die Königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem Generaldirectorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die Königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Fall muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Fall gehen. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle

Digitized by Google

zu Geld ausgemünzt werden muß. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden: in diesem Falle muß man die Huldigung hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Gewiß ein herrliches Denkmal ächt königlicher und heldenmüthiger Gesinnung!

Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz. Sowie Friedrich die drohende neue Gefahr erkannt hatte, beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen, um sie womöglich unvorbereitet zu treffen. Zuvor ließ er die Kaiserin Maria Theresia um eine offene Erklärung bitten, was die seit langer Zeit in ihrem Reich, besonders in Böhmen betriebenen Rüstungen zu bedeuten hätten; da er eine ausweichende unbefriedigende Antwort erhielt, so verlangte er eine ausdrückliche Zusicherung, daß man ihn in dem ersten und dem folgenden Jahre nicht angreifen wolle. Auch hierauf konnte er eine bestimmte Erwiderung nicht erlangen, auf eine nochmalige Anfrage aber wurde ihm auf unziemlich stolze und schnöde Art jede weitere Erklärung verweigert. Nun war es dem König klar, was er zu gewärtigen habe; eben deshalb aber wollte er nicht erst abwarten, bis seine Feinde ihre Rüstungen beendigt hätten. Nachdem er in der Stille Alles zu einem Feldzug vorbereitet, brach er plötzlich am 29. August 1756 nach Sachsen auf. Dieses Land wollte er besetzen, um hierdurch die Mark Brandenburg zu decken und den Krieg von den Grenzen seines Reiches hinweg nach Böhmen zu

Digitized by Google

verlegen. Mit 60,000 Mann rückte er unvorhergesehen in Sachsen ein und verlangte, daß der König August sich für ihn erklärte. Dieser wollte auf den Rath des Grafen Brühl sich nur dazu verstehen, zwischen den beiden kriegführenden Theilen neutral zu bleiben, darauf konnte sich jedoch Friedrich nicht einlassen und besetzte daher das ganze Land. Das sächsische Heer, 17,000 Mann stark, bezog in größter Eile ein Lager bei Pirna, welches durch die steilen Abhänge nach allen Seiten geschützt war; dort hoffte man sich so lange halten zu können, bis die Oesterreicher aus Böhmen zu Hülfe kämen.

Friedrich's Einfall in Sachsen hatte natürlich überall, besonders aber am kaiserlichen Hofe, die größte Aufregung hervorgebracht. Der Kaiser stellte diesen Schritt als einen Bruch des deutschen Landfriedens dar und erließ ein Mahnungsschreiben an den König, worin er ihn aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König August alle seine Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen". Zugleich befahl er allen Generalen und Kriegsobersten in des Königs Heer, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen". Friedrich antwortete hierauf, indem er aus dem sächsischen Staatsarchiv die ganze Correspondenz des Königs von Sachsen mit den Höfen von Wien und Petersburg nach Berlin bringen und in einer umständlichen Schrift den gegen ihn gesponnenen Verrath darlegen ließ, welchem er durch seinen Einfall in Sachsen nur habe zuvorkommen wollen.

Während nun König Friedrich durch die Einschließung und Bewachung des sächsischen Heeres in dem unangreifbaren Lager bei Pirna aufgehalten wurde, hatte der österreichische Feldmarschall Brown ein Heer von 70,000 Mann in Böhmen gesammelt und zog nach Sachsen heran. Friedrich konnte es nicht geschehen lassen, daß seine Armee von den Oesterreichern und Sachsen in die Mitte genommen wurde; er rückte daher mit einer Heeresabtheilung von 24,000 Mann entschlossen dem überlegenen Feind entgegen. Es war ein kühnes Wagestück; denn Brown galt als ein tüchtiger, erprobter Feldherr und seine Soldaten waren trefflich geübt. Bei dem Flecken Lowositz an der Elbe trafen die beiden Armeen am 1. October (1756) auf einander. Dichter Nebel bedeckte zuerst das Schlachtfeld und ließ Friedrich nicht erkennen, daß er die ganze feindliche Macht vor sich habe. Seine Truppen drangen unerschrocken vor und trieben die Feinde theils in die Elbe, theils nach Lowositz zurück; aber immer neue Haufen des zahlreichen österreichischen Heeres wurden ihm entgegengestellt. Nach sechsstündigem Feuern hatten die Preußen kein Pulver und Blei mehr. Schon wollten sie muthlos

Digitized by Google

werden, da rief der Herzog von Bevern ihnen zu: „Bursche, seid guten Muths! Wozu hat man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Diese Worte wirkten: die Preußen schlossen fest ihre Reihen und rückten mit gefälltem Bajonett unaufhaltsam gegen den Feind vor. Um 2 Uhr Nachmittags war ein vollständiger Sieg erfochten; freilich war derselbe durch große Verluste erkauft. Friedrich selbst bekannte, daß er nicht mehr die alten Oesterreicher vorgefunden habe; von seinen Soldaten aber rühmte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren, sowohl Reiterei als Fußvolk. Aus diesem Gewaltstreich sehe ich, was meine Truppen können."

Die sächsischen Truppen in ihrem Lager zu Pirna hörten statt der gehofften Kunde von ihrer Befreiung bald die Freudenschüsse, welche die Preußen ringsum wegen des Sieges bei Lowositz erschallen ließen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten sie bis dahin alle Entbehrungen erduldet: schon lange fehlte ihnen der nothdürftigste Unterhalt. König August und sein Minister Brühl freilich lebten auf dem Schloß Königstein in gewohnter Ueppigkeit, während das Heer der Verzweiflung nahe gebracht war. Auf die traurige Botschaft von Brown's Niederlage wollten die Sachsen einen letzten Versuch machen, sich nach Böhmen durchzuschlagen, aber durch schrecklichen Wind und Regen, sowie durch die Wachsamkeit der Preußen wurde das Unternehmen vereitelt; noch drei Tage und drei Nächte hielt sich das erschöpfte Heer fast ohne alle Nahrung bei Sturm und Wetter unter freiem Himmel, erst dann, als jede Hoffnung auf Rettung verschwunden war, ergaben sich die noch übrigen 14,000 Mann als Kriegsgefangene der Gnade des Königs von Preußen, 16. October (1756). Friedrich ehrte auch an den Feinden die bewiesene heldenmüthige Treue: er ritt an der Front der sächsischen Regimenter hinab, begrüßte achtungsvoll die Generale und lud sie zur Tafel. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen wollten, entlassen, die Soldaten größtentheils in die preußische Armee aufgenommen; doch haben sie dem König geringe Treue bewiesen, gingen vielmehr bei der ersten Gelegenheit wieder zum Feinde über.

Der König August, dessen Land nun ganz in Friedrich's Händen war, begab sich nach Polen. Friedrich verkündigte, daß er Sachsen nur als Unterpfand während des Krieges behalten wolle; er ließ sich in Dresden den Eid der Treue schwören und brachte den Winter, während dessen die Waffen ruheten, dort zu. Durch die strenge Zucht seiner Truppen, wie durch seine persönliche Milde und Leutseligkeit er-

Digitized by Google

warb er sich die Zuneigung eines großen Theils der dortigen Bevölkerung.

Prag und Collin. Friedrich's Angriff auf Sachsen hatte alle seine Gegner auf einmal zur Thätigkeit gerufen, und er durfte sich nicht darüber täuschen, daß ihm für das nächste Jahr (1757) ein weit schwererer Feldzug gegen die feindliche Uebermacht bevorstand. Frankreich rüstete schleunig ein dreifaches Heer, um es über den Rhein gegen Hannover und Brandenburg zu führen; Schweden beschloß, den zuletzt abgetretenen Theil von Vorpommern mit Waffengewalt von Preußen zurückzufordern, und Rußland erneuerte den Bund mit Oesterreich. Auf England konnte Friedrich nicht große Hoffnungen bauen, weil die dortige Regierung durch den Kampf der Parteien geschwächt war und nur auf den Schutz Hannovers dachte. So mußte er denn mit höchstens 200,000 Mann, bis wohin er seine Armee durch die größten Anstrengungen zu bringen hoffte, den ungleichen Kampf gegen eine Vereinigung von Feinden aufnehmen, welche ihm zusammen leicht 500,000 Mann entgegenzustellen vermochten; seine Rettung konnte wiederum nur darin bestehen, daß er sich eilig nach der einen Seite hin warf, um einen Feind wo möglich zu besiegen oder zu schwächen, ehe die anderen herbeikämen, und dann mit demselben Heer diesen entgegenzurücken. Er sammelte daher zuerst alle Kräfte gegen Oesterreich. Maria Theresia hatte statt des erfahrenen Feldmarschalls Brown wieder den Herzog Karl von Lothringen zum Befehlshaber in Böhmen berufen: das war für Friedrich ein großer Gewinn; denn Karl zögerte mit dem Angriff, um erst noch mehr Truppen an sich zu ziehen. Friedrich wußte ihm den Glauben beizubringen, daß er selbst nur auf Vertheidigung denke; plötzlich aber brach er in vier Zügen unaufhaltsam über die Gebirge nach Böhmen hinein, und vereinigte am 6. Mai (1757) zur festgesetzten Stunde seine ganze Macht vor Prag. Der Herzog Karl hatte eilig seine Haufen zusammengerafft und feste Stellungen auf den Bergen bei Prag eingenommen. Friedrich wollte ihn sogleich angreifen und wurde darin durch seinen Liebling, den kühnen General von Winterfeldt, bestärkt. Der Feldmarschall Schwerin stellte dem König vor, daß die Truppen noch vom nächtlichen Marsch ermüdet seien; da aber Friedrich auf seinem Vorsatz bestand, drückte der 73jährige Feldmarschall nach seiner Gewohnheit den Hut mit entschlossener Gebehrde in die Augen und rief: „Soll und muß denn gerade heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe." Sofort ging es zum Angriff; obgleich man sich über den Boden getäuscht und für Saatfelder angesehen hatte, was sich als grünbewachsener Sumpf erwies, so rückten doch die preußischen Ba-

taillone unter Winterfeldt muthig vor. Ein mörderisches Kartätschenfeuer aber streckte sie reihenweis nieder: alle Angriffe mißlangen und die preußische Schlachtordnung fing zu wanken an. Da entriß der greise Feldmarschall Schwerin einem Hauptmann die Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen und führte sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt und starb den Heldentod. Sein Fall ließ die Seinigen von zorniger Begeisterung entbrennen, aber lange schwankte der Kampf, bis Friedrich selbst die Entscheidung herbeiführte. Er bemerkte eine Lücke im Mittelpunkt des feindlichen Heers; da stürzte er sich mit drei Bataillonen hinein, obwohl von beiden Seiten das heftigste Feuer gegen ihn und seine Truppen erfolgte und Viele davon niedergeschmettert wurden. Es gelang ihm, die feindliche Schlachtordnung zu sprengen; die Oesterreicher wichen bald von allen Seiten nach Prag zurück.

Der Sieg war errungen, aber er war theuer erkauft; denn Friedrich hatte 18,000 Mann verloren und dazu den Feldmarschall Schwerin, der, wie der König sagte, mehr als 10,000 Mann werth war. „Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken. Der König setzte ihm ein Ehrendenkmal. Selbst der Kaiser Joseph weihete ihm später eine große militärische Gedächtnißfeier auf der Stätte seines Ruhms. Die Fahne, die des Helden Leiche bedeckte, wird in St. Petersburg als Heiligthum aufbewahrt."

Der größte Theil der geschlagenen österreichischen Armee hatte sich hinter die Mauern Prags begeben; Friedrich faßte den kühnen Plan, die gewaltige Stadt durch Belagerung zur Uebergabe zu zwingen, aber die eingeschlossene Armee hielt mit standhafter Ergebung trotz aller ihr auferlegten Entbehrungen die Belagerung aus, und hoffte durch den Feldmarschall Daun, welcher noch mit einer schlagfertigen Armee in der Nähe stand, befreit zu werden. So verging Woche über Woche, und während Daun seine Truppen immer vermehrte, mußte Friedrich fürchten, daß die Franzosen, welche mit einer mächtigen Armee über den Rhein gekommen waren, gleichfalls gegen ihn herbeirücken möchten. Er beschloß deshalb ohne Weiteres auf Daun loszugehen: gelang es ihm, auch diesen zu besiegen, so stand ihm ganz Oesterreich offen und er konnte in Wien den Frieden vorschreiben. Doch sollte er sein Ziel so bald nicht erreichen, es standen ihm erst noch schwere Prüfungen bevor.

Bei Collin griff er am **18. Juni (1757)** Daun an. Aber es war an diesem Tage etwas verhängnißvoll Düsteres in seinem Wesen. Er hatte eine treffliche Schlachtordnung vorgeschrieben und Zieten, der den Kampf eröffnete, führte des Königs Befehle mit großem Glück aus:

Digitized by Google

da auf einmal mitten in der Schlacht ändert Friedrich seine Pläne. Er hört auf keinen Rath, mit harten Worten weist er den Widerspruch seiner Getreuesten zurück. Vergeblich stellt ihm Fürst Moritz von Dessau das Gefahrvolle seiner Anordnungen vor; da derselbe zuletzt dringender zum König redet, eilt dieser mit gezogenem Degen auf ihn los und fragt ihn, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das Glück wandte sich von dem Augenblick an: schon hatte der Feldmarschall Daun an den Rückzug gedacht, als ihn plötzlich die veränderte Stellung der Feinde mit neuer Siegeshoffnung erfüllte. Mit erneuertem Muth dringen die Oesterreicher gegen die ermatteten Preußen vor: vergeblich giebt der König selbst das Beispiel des kühnsten Heldenmuths. Mit 40 Mann blos geht er gegen eine feindliche Batterie vor; bald ist er nur noch mit seinem Adjutanten allein. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ fragte dieser. Da endlich bleibt der König stehn, betrachtet unerschrocken noch einmal die feindliche Schlachtordnung, geht dann ruhig zurück und giebt den Befehl zum Rückzug. Feldmarschall Daun, froh des ersten Sieges über die Preußen, begnügt sich mit dem errungenen Vortheil und verfolgt den Feind nicht. Von 32,000 Preußen, welche gegen 66,000 Oesterreicher bei Collin gefochten, hatten 14,000 den Tod gefunden.

Die Betrübniß und Betäubung des preußischen Heers über diese Niederlage war unbeschreiblich; als den Officieren der bei Prag zurückgebliebenen Armee die traurige Kunde zukam, herrschte unter ihnen lange eine lautlose Stille. Friedrich selbst war tief bewegt. Als man in einem Dorfe Rast machte, um die erschöpften Pferde zu tränken, trat ein alter verwundeter Cavallerist an den König heran und reichte ihm in der Höhlung seines Hutes einen kühlen Trunk mit den Worten: „Trink Ew. Majestät doch und laßt Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herr Gott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ — Bald darauf fanden die Officiere den König auf einer Brunnenröhre in trüben Gedanken sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet und mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Niemand wagte ihn anzureden. Plötzlich sprang er auf und gab mit ruhiger Fassung die nöthigen Befehle. Als er den Rest seiner geliebten Garde erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen: „Kinder, sagte er, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; — aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen.“

Er wußte bald die düstern Bilder aus der Seele zu verdrängen, seine geistige Kraft gewann die Herrschaft wieder, nach der Schlacht bei Collin trat das wahrhaft Heldenmüthige in ihm erst in ganzer Kraft

hervor. Zu der Trauer über das schlimme Kriegsgeschick kam noch der Schmerz über den Tod eines Bruders und der geliebten Mutter hinzu, welche Friedrich stets innig verehrt hatte. Sein tiefer Gram ist in den Briefen aus jener Zeit unverkennbar, aber zugleich auch die Seelenkraft, mit welcher er sich über seine traurige Lage erhob. So endigt eines seiner damals verfaßten Gedichte mit den Zeilen:

„Ich aber vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem nahenden Verderben
Als König denken, leben, sterben."

Die Feinde Friedrich's jauchzten natürlich in kühner Hoffnung auf, als sich die Nachricht von seiner Niederlage verbreitete: von allen Seiten rückten sie jetzt um so muthiger vor, um an der, wie sie wähnten, sicheren Beute Theil zu nehmen. Die Russen drangen in Preußen ein, die Schweden schickten sich an, in Pommern zu landen und die Franzosen marschirten mit zwei Armeen unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Etrées über Thüringen und Hannover auf das Herz der brandenburgischen Monarchie los. Der Herzog von Cumberland, welcher die englisch-deutschen Hülfstruppen Friedrichs befehligte, wurde bei Hastenbeck an der Weser (am 26. Juli 1757) geschlagen und schloß eine schimpfliche Convention, nach welcher er Hannover, Hessen und das ganze Land zwischen der Weser und dem Rhein den Franzosen einräumte, welche dort mit der fürchterlichsten Gewaltthätigkeit und mit unerhörten Erpressungen hausten. Je schrecklicher ihre Herrschaft auf den unglücklichen Provinzen lastete, desto mehr verbreitete sich fast in ganz Deutschland die Theilnahme für Friedrich, in welchem man nicht mehr blos den Feind Oesterreichs, sondern zugleich den Vorkämpfer gegen fremde Gewalt erblickte. Auch Preußen wurde von den Russen schwer heimgesucht; eine Armee von 100,000 Mann unter Apraxin bedrückte jene Provinz und besiegte den preußischen General Lehwald bei Groß-Jägerndorf. Zu Friedrich's Glück traten in Rußland Umstände ein, welche den siegreichen Apraxin hinderten, den Krieg weiter fortzusetzen: das Lehwald'sche Heer konnte sich nun gegen die Schweden wenden, welche schnell wieder aus Pommern zurückgedrängt wurden.

Roßbach und Leuthen. Friedrich selbst begab sich nach Thüringen, um zuerst die Gefahr abzuwenden, welche seinem Reiche durch das Vorrücken der Franzosen unter Soubise drohete. Nachdem schon zuvor der kühne Reitergeneral Seydlitz den französischen Befehlshaber mit seinen Generalen durch einen entschlossenen Ueberfall aus Gotha verjagt und nächst vielen Gefangenen das ganze Gepäck der Franzosen weggenommen hatte, kam es bei Roßbach zur entscheidenden Schlacht

Digitized by Google

zwischen Friedrich und den Franzosen, mit welchen die deutschen Reichstruppen vereinigt waren. Des Königs Heer zählte nur 22,000 Mann, das der Feinde über 60,000; auch kannte der Uebermuth der Franzosen beim Anblick des kleinen Häufleins der Preußen keine Grenze. Als am Tage vor der Schlacht Friedrich durch eine Bewegung des französischen Heeres sich veranlaßt sah, auch seine Stellung zu verändern, jubelte man im feindlichen Lager schon wie über einen Rückzug. Alles, was Soubise an Trommelschlägern und Spielleuten hatte, mußte Siegesmelodien, wie über eine gewonnene Schlacht anstimmen. Die französischen Officiere witzelten: es geschehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man sich mit ihm erst in einen Krieg einlasse. Schon meinte man, den Preußenkönig mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen und sandte im voraus Boten nach Paris, dies anzukündigen. Der Morgen des **5. November (1757)** brach an: Friedrich weilte ruhig in seinem Lager zu Roßbach und erhielt die Kunde, daß die Feinde sich anschickten, ihn von allen Seiten einzuschließen. Er blieb den ganzen Vormittag, als ahne er Nichts von der drohenden Gefahr, nur in der Stille ließ er Alles zum Aufbruch vorbereiten: es wurde noch die Mittagstafel angerichtet und der König setzte sich mit seinen Generalen ruhig zu Tisch. Die Franzosen waren entzückt, daß er so in die Falle gehe. Plötzlich, erst gegen 3 Uhr, giebt er den Befehl zum Ausrücken, in kaum einer halben Stunde ist das ganze Lager abgebrochen. Die erstaunten Franzosen verglichen es selbst mit der Verwandelung einer Theaterdecoration. Friedrich versammelt eilig die Führer seiner kleinen Armee und spricht zu ihnen: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott." — „Wir wollen mit Dir sterben!" war die Antwort der Krieger. Mit dem Rufe: „Vorwärts!" drang zuerst Seydlitz an der Spitze seiner trefflichen Reiterschaaren unwiderstehlich in die Haufen der daherziehenden Feinde ein. Ehe dieselben sich irgendwo zu einer Schlachtlinie sammeln konnten, wurden sie bald hier, bald dort von den stürmischen Reitern über den Haufen geworfen. Alles wendet sich zur Flucht, in einem tiefen Hohlweg aber fällt eine große Zahl der Feinde den Preußen in die Hände. Friedrich hat unterdeß sein Fußvolk nebst dem Geschütz gegen die feind-

liche Infanterie vorrücken lassen und auch diese bald in gänzliche Verwirrung gebracht. Jetzt kommt Seydlitz derselben von der andern Seite in den Rücken: auch hier stäubt Alles in wilder Flucht auseinander und Schaaren von Gefangenen fallen den Preußen in die Hände. In kaum zwei Stunden ist der wichtige Kampf entschieden, bei einbrechender Dunkelheit die ganze feindliche Armee auf eiligem Rückzuge begriffen. Ein Schrecken ohne Beispiel war über die hochmüthigen Franzosen gekommen: so prahlerisch sie gewesen, ebenso feig und kleinmüthig zeigten sie sich jetzt. In Sturmeseile ging es zurück an den Rhein und an ein Stillstehen der muthlosen Schaaren war nicht mehr zu denken, bis sie sich jenseits des Rheinstroms vor Friedrich's Verfolgung sicher wußten. Der König aber dachte nicht daran, ihnen nachzueilen; denn er hatte bald wieder auf einer anderen Seite zu thun. Er ließ sich an dem schönem Siege genügen, der ihm 7000 Gefangene, 63 Kanonen und 22 Fahnen in die Hände geliefert. Dabei war bei Weitem nicht einmal seine ganze Armee zum Schlagen gekommen: nur sieben Bataillone der Infanterie hatten am Kampfe Theil genommen, zehn Bataillone hatten keinen Schuß gethan. Friedrich sagte seiner ganzen Armee am folgenden Tage feierlich Dank für ihre herrliche Kriegsthat: der ritterliche Seydlitz, dessen stürmischem Vordringen der Sieg vor Allem zu danken war, sah sich vom König durch die höchste Auszeichnung, den schwarzen Adlerorden geehrt und wurde sofort zum Generallieutenant gemacht.

Jetzt war in der preußischen Armee die Erinnerung von Collin wieder verwischt: der Tag von Roßbach war der herrlichste Ehrentag, den das königliche Preußen noch gehabt, ja es war ein Ehrentag für ganz Deutschland, und so wurde es auch in allen deutschen Gauen mit Ausnahme Oesterreichs aufgefaßt. Es war noch nicht lange her, daß der Ruhm der französischen Heere ganz Europa in Staunen und in Furcht gesetzt hatte, und Deutschland besonders hatte unter dem Uebermuth der siegreichen Franzosen schwer geduldet. Jetzt hatte der Fürst eines verhältnißmäßig kleinen Staates, der geringschätzig sogenannte Marquis von Brandenburg, obwohl er von Oesterreich und dessen anderen Bundesgenossen ringsum hart bedrängt war, doch die alten Erbfeinde des deutschen Reichs ruhmvoll auf's Haupt und in die Flucht geschlagen. Alle ächt deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl begann sich hoffnungsvoll zu regen, und immer lebhafter wurden die Sympathieen für den großen deutschen Helden. Das Volk sang überall:

Digitized by Google

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Selbst in Frankreich, wo das Volk gegen die damalige schlechte Regierung erbittert war, wurde Friedrich's Heldenruhm laut anerkannt; besonders aber herrschte in England wahre Begeisterung für den großen Preußenkönig, mit welchem sich die englische Regierung nun wieder um so fester verband. Sie erbat sich von Friedrich einen Anführer für die englisch-deutschen Hülfstruppen; er empfahl den Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bald neue Vortheile über die Franzosen errang.

Sowie sich Friedrich von dem einen Feinde befreit sah, eilte er nach Schlesien, wo der Herzog Karl von Lothringen inzwischen mit seiner überlegenen Macht große Fortschritte gemacht hatte: die wichtige Festung Schweidnitz war in die Hände der Oesterreicher gefallen, der Herzog von Bevern geschlagen worden und selbst die Hauptstadt Breslau hatte sich dem Feinde ergeben. Schlesien schien verloren, wenn die Oesterreicher den Winter über dort bleiben konnten. Da eilte Friedrich mit 14,000 Mann aus Sachsen herbei, vereinigte diese mit den 16,000 Mann, welche von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, fest entschlossen, die Feinde anzugreifen, wo er sie nur fände, „und wäre es„, wie er sagte, „hoch auf dem Zobtenberge". Bei Leuthen, zwischen Breslau und Neumarkt, stieß er auf den Feind. Der Herzog Karl, an der Spitze von 80 bis 90,000 Mann, sah mit Geringschätzung auf die kaum 30,000 Mann zählende preußische Armee, die er spöttisch „die Berliner Wachtparade" nannte. Friedrich aber berief seine Generale und Offiziere zusammen, schilderte in begeisterter Rede die Größe der Gefahr, in welcher das Vaterland schwebte und bei welcher er nur von ihrem Muth, ihrer Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe die Rettung erwarten könne. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst", fügte er dann hinzu, „die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung: alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterieen begraben lassen." So denke ich, — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß in der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie

Digitized by Google

Preußen sind, so werden Sie Sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber der Eine oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden!" Aus Aller Augen leuchtete ihm auf diese Anrede nur tiefe Rührung und feuriger Kriegesmuth entgegen, und so fuhr er fort; „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde, — ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." Einen Augenblick hielt er inne, dann fügte er mit ernstem Ausdruck hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! Nun leben sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Die Begeisterung, welche Friedrich durch diese Rede den Offizieren eingeflößt, ging bald auf die gesammte Armee über: im ganzen Lager ertönte lauter Jubel. Die alten Krieger reichten sich wechselseitig die Hände und beschworen ihre jungen Kameraden, dem Feinde muthig unter die Augen zu treten. Frohe Siegesbegeisterung durchdrang alle Herzen.

Am Morgen des **5. December (1757)** zog Friedrich an der Spitze der „Berliner Wachtparade" dem übermüthigen Feind entgegen. Ehe er die Schlacht begann, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte zu demselben: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, wie sonst. Er mit Seinen funfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen."

Seine Colonnen rückten unter dem Gesang frommer Lieder mit Begleitung der Feldmusik dem Feind entgegen. Ein Commandeur wollte ihnen Schweigen gebieten; Friedrich aber sagte: „Nein, laß Er das: mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Die feindliche Schlachtlinie war fast eine ganze Meile lang; Friedrich

Digitized by Google

konnte nur siegen, wenn er es verstand, seine geringere Truppenzahl durch schnelle und kräftige Verwendung gleichsam zu verdoppeln. Er täuschte den Feind, indem er einen versteckten Angriff auf dessen rechten Flügel machen ließ, während er den Hauptangriff gleich darauf auf den linken Flügel richtete. Dieser wurde durch den heftigen Stoß der preußischen Infanterie über den Haufen geworfen, und bald gerieth darüber das ganze österreichische Heer in Unordnung. Nach drei Stunden war die verhängnißvolle Schlacht entschieden: in wilder Flucht eilte die feindliche Armee davon; ganze Haufen, zusammen wohl 20,000 an der Zahl, ergaben sich als Gefangene.

Es war einer der glorreichsten Siege, von welchem die Weltgeschichte erzählt: ein Sieg des überlegenen Scharfsinns und der begeisterten Hingebung über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Noch auf dem Schlachtfelde belohnte der König seinen thätigsten Helfer in der Schlacht, den Prinzen Moritz von Dessau, indem er ihn zum Feldmarschall erhob. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall", sagte er zum Prinzen. Dieser, noch halb beschäftigt, achtete nicht auf den letzten Theil der Anrede. Friedrich aber wiederholte mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?" Erst jetzt verstand der tapfere Prinz, daß ihm der König sein Avancement anzeigen wollte, und bedankte sich.

Ein alter General stattete dem König seine Glückwünsche über den errungenen Sieg ab. „Das", erwiderte der König, „hat ein Höherer gethan." — „Ja", sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." — „Ach, was will Er mit Seinen Dispositionen, — na — es kommt wohl Eins zum Andern."

Auch die brave Armee übertrug die Ehre und den Dank des Sieges auf den Höchsten; am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlachtfeldes das Lied an: „Nun danket alle Gott", und sogleich fiel die ganze Armee mit Begleitung der gesammten Feldmusik in den schönen Lobgesang ein. Wie aus einem Munde erscholl es:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden."

Ein erhebender Augenblick, bei dunkeler Nacht, unter Tausenden von Leichen!

Das ganze preußische Volk nahm bald an der schönen Siegesfreude Theil und stimmte begeistert gleichen Lobgesang an. Zugleich sang man:

Digitized by Google

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.“

Noch an dem Abend der Schlacht gerieth der König in große Gefahr, aus welcher ihn nur seine seltene Geistesgegenwart rettete. Mit geringer Begleitung eilte er vom Schlachtfelde auf Lissa zu, um dort die Brücke über das Schweidnitzer Wasser, welche den Weg nach Breslau eröffnete, zu besetzen. In Lissa wird er durch feindliche Schüsse begrüßt, auf welche die Seinigen gleichfalls mit Schüssen antworten. Friedrich sagt gelassen zu seiner Umgebung: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid,“ und reitet mit seinen Adjutanten über eine Zugbrücke in den Hof des herrschaftlichen Schlosses. Kaum ist er da angekommen, so tritt ihm eine Menge von höheren und niederen österreichischen Offizieren entgegen, die eben ihre Mahlzeit verzehrt hatten und in Folge des Schießens mit Lichtern die Treppe herunterstürzen, um ihre Pferde zu suchen. Friedrich konnte von ihnen ohne Weiteres gefangen genommen werden, denn seine Begleitung war zu schwach, um ihn gegen die Ueberzahl zu schützen. Aber schnell gefaßt steigt er vom Pferde und ruft ihnen zuversichtlich lächelnd zu: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Die Offiziere, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glauben, er habe eine größere Truppenmasse mit sich, ergreifen dienstfertig und demüthig die Lichter und leuchten dem König hinauf in eines der Zimmer. Friedrich läßt sich dieselben einzeln vorstellen und unterhält sich mit ihnen so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, welche auf den Lärm der Schüsse eiligst nach Lissa nachgerückt waren. Nun wurde Alles, was sich von Feinden da fand, gefangen genommen.

Friedrich eilte sodann vor Breslau; nach kurzer Belagerung bemächtigte er sich der Stadt, und am Ende des Jahres war ganz Schlesien bis auf die Festung Schweidnitz wieder in seinen Händen. Die Oesterreicher hatten sich wieder nach Böhmen zurückgezogen.

Zorndorf. Friedrich hatte gehofft, daß die Kaiserin Maria Theresia nach seinen letzten großen Erfolgen geneigt sein würde, dem langen Blutvergießen ein Ende zu machen. In der That schien man in Wien jetzt etwas freundlicher gestimmt, und der Minister Kaunitz hielt es für seine Pflicht, den König vor einer gegen sein Leben geschmiedeten Verschwörung zu warnen. Friedrich suchte diese günstige Stimmung so gut als möglich zu benutzen, um seinen Staaten und ganz Deutschland die Segnungen des Friedens wieder zu verschaffen. In einem Schreiben

Digitized by Google

an die Kaiserin setzte er die ganze damalige Lage und die von ihm errungenen Vortheile auseinander und fügte hinzu, er werde im Stande sein, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine", fuhr er fort; „lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen! Sie werden sehen, daß Sie Ihre Lande ins Verderben stürzen, daß Sie an der Vergießung so vieles Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, sowie er ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens, und ich wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir nur meine Kräfte verstatten." Diese dringenden Vorstellungen verfehlten aber dennoch den gewünschten Eindruck auf die Kaiserin, weil dieser von ihren Untergebenen die Wahrheit über die Leuthener Schlacht gar nicht gesagt worden war: sie wußte nicht, wie bedeutend Friedrich's Sieg gewesen, und da der französische Hof eben damals neue große Zurüstungen gegen Preußen getroffen hatte und zur Fortsetzung des Krieges dringend ermahnte, so wurden des Königs Friedensanträge wiederum übermüthig abgelehnt.

So wurde Friedrich wider Willen genöthigt, neue Lorbeeren zu sammeln: er wandte den Winter dazu an, die großen Lücken, die in seinem Heer entstanden waren, wieder auszufüllen. Zugleich schloß er mit England ein neues noch engeres Bündniß; dort war der berühmte William Pitt an die Spitze des Ministeriums getreten, derselbe war ebenso wie das ganze englische Volk von der größesten Verehrung für Friedrich, den man auch dort schon den Großen und den Unüberwindlichen nannte, erfüllt und sicherte dem König außer einer Verstärkung der hannöverschen Armee eine jährliche Geldunterstützung (Subsidien) von 670,000 Pfund Sterling (gegen 5 Millionen Thaler) zu.

Solcher Hülfe war aber der König auch dringend bedürftig; denn außer den Franzosen und Oesterreichern nebst der Reichsarmee rückten im Frühjahr (1758) die Russen mit bedeutender Heeresmacht wieder ins Feld. Unter dem Feldmarschall Fermor war das russische Heer bereits im Januar von Memel aufgebrochen und in Königsberg unter großen Feierlichkeiten eingezogen. Ganz Ostpreußen mußte der russischen Kaiserin huldigen und russische Verwaltungsbehörden traten an die Stelle der preußischen. Unter allen Schrecken eines Raubzuges rückte sodann das Heer nach der Neumark vor. Friedrich mußte wieder, ebenso wie im vorigen Jahre, versuchen, schnell und unerwartet den einen Feind zu

Digitized by Google

besiegen, um sich dann mit ganzer Kraft zur Bekämpfung des andern wenden zu können. Er beschloß, zuerst auf die Oesterreicher loszugehen. In aller Eile rückte er in die österreichischen Staaten ein, aber nicht, wie der Feldmarschall Daun erwartet hatte, nach Böhmen, sondern zu dessen großer Ueberraschung nach Mähren. Er wollte die Festung Olmütz in gefährlicher Nähe von Wien erobern; aber dieselbe wurde auf das Tapferste vertheidigt. Die Einwohner des Landes in ihrer Treue gegen die Kaiserin erschwerten den preußischen Truppen überdies auf alle Weise den Aufenthalt, und da es Daun gelang, dem König eine Zufuhr von 3000 Wagen, die er aus Schlesien erwartete, abzuschneiden, so hielt es Friedrich für gerathen, die Belagerung aufzugeben. Daun aber hatte ihm unterdeß den Rückzug nach Schlesien durch Besetzung aller Pässe versperrt, und es schien, als wäre der König in die hoffnungsloseste Lage gekommen. Durch Kühnheit und List wußte er sich jedoch wieder zu retten. Er bestärkte Daun in dem Glauben, daß er es versuchen würde, sich nach Schlesien durchzuschlagen, ein Feldjäger wurde mit einer Depesche, die einen solchen Plan ankündigte, an den Commandanten von Neiße geschickt, mußte es aber so anstellen, daß er den Feinden in die Hände fiel. Diese glaubten nun ihrer Sache gewiß zu sein, und wendeten ihre ganze Thätigkeit darauf, den Preußen den Uebergang nach Schlesien unmöglich zu machen. Unterdeß aber war Friedrich unbemerkt und ohne einen Wagen zu verlieren, nach Böhmen hinübergegangen und bezog ein Lager zu Königingrätz (Juli 1758). Dort ereilte ihn die Kunde von den Fortschritten der Russen, welche Anfangs August die Grenzen der Neumark überschritten hatten und das Innere seiner Länder bedrohten. Auf ihrem Wege wütheten sie mit Brand, Raub, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art und machten die blühendsten Fluren zu Wüsten. Die Einwohner des Landes mußten ihnen alle Habseligkeiten preisgeben und flohen bei ihrem Herannahen in die Wälder. Die Festung Küstrin hatte ein fürchterliches Bombardement zu bestehen, der größte Theil der Stadt sank in Asche, die Besatzung aber hielt sich tapfer und war bereit, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Sowie Friedrich diese Nachrichten erhielt, beschloß er, den Russen entgegen zu eilen, um sie zu besiegen, ehe sie sich mit den Oesterreichern etwa verbinden könnten. Schleunigst marschirte er nach der Neumark. Der Anblick Küstrins und der ringsum verwüsteten Fluren erfüllte ihn mit tiefer Trauer, doch wußte er den unglücklichen Bewohnern durch freundliche Trostworte bald neuen Muth einzuflößen. „Kinder“, sagte er zu ihnen, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt nur Geduld, ich will euch

Alles wieder aufbauen." Er brannte vor Begier, den Russen die verübten Greuelthaten zu vergelten, und beschloß, ihnen gleich entgegen zu ziehen. Vor dem Aufbruch ritt er noch einmal die Reihen entlang, begrüßte freundlich seine braven Truppen und fragte: Wollt ihr mit, Kinder? Alles antwortete mit einem jubelnden Ja! und so ging es vorwärts mit 32,000 Mann, welche am **25. August (1758)** bei Zorndorf auf das 52,000 Mann zählende russische Heer trafen. Es war eine der fürchterlichsten, blutigsten Schlachten, welche die Kriegsgeschichte kennt. So tapfer die Preußen anrückten, so kühn und ungestüm besonders Seydlitz mit seinen Reiterschaaren auch hier wieder gegen die feindlichen Reihen anstürmte, so standen doch die Russen fest wie ein Wall: sowie die vorderen Reihen niedergeschmettert waren, traten immer neue an ihre Stelle, welche mit dem Muth der Verzweiflung jeden Fußbreit des Schlachtfeldes vertheidigten. Erst nach langem Kampf gelang es, Verwirrung in die bis dahin festgeschlossenen Reihen zu bringen, und nun fuhr Seydlitz mit furchtbarer Gewalt von allen Seiten auf die russische Reiterei los, drängte dieselbe auf das russische Fußvolk und brachte auch dieses endlich zum Wanken. Aber bis zum späten Abend währte der verzweifelte Kampf, der in ein wahres Gemetzel ausartete. Zuletzt hatten die Preußen den Sieg errungen, doch mit dem Opfer von 11,000 Todten, während von den Russen 19,000 das Schlachtfeld bedeckten. „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben!" so redete der englische Gesandte den König noch auf dem Schlachtfelde an; Friedrich aber zeigte auf Seydlitz hin und sagte: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen." Seydlitz lehnte das Lob von sich ab und meinte, die ganze Reiterei habe dasselbe verdient.

Die russische Armee zog sich erst bis nach Landsberg, dann über die Weichsel zurück.

Der Ueberfall bei Hochkirch. Friedrich war nun von der drohendsten Gefahr befreit: die Verbindung der Russen mit Daun war nicht mehr zu fürchten. Des Königs Bruder Heinrich aber wurde unterdeß in Sachsen von den Oesterreichern hart bedrängt; ihm mußte er sofort zu Hülfe eilen. Als er in Sachsen eingerückt war, bezog Daun ein festes Lager in der Lausitz, um ihn von Schlesien abzuschneiden. Friedrich erkannte diese Absicht und eilte, die Straße nach Schlesien zu gewinnen. Er rückte dabei dicht an Daun's Heer heran und wollte bei Hochkirch in der Nähe von Bautzen ein offenes Lager beziehen. Die besten Generale riethen ihm davon ab, weil er sich so einem Ueberfall der Feinde, die in einer sehr vortheilhaften Stellung waren, gar zu sehr aussetzte, der König hörte jedoch auf ihre Warnungen nicht, weil er dem

Digitized by Google

gar zu bedächtigen Daun nicht zutraute, daß er zuerst angreifen würde. Der Feldmarschall Keith sagte geradezu: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden." Friedrich aber in seinem übergroßen Vertrauen antwortete: „Wir müssen hoffen, daß sich die Oesterreicher mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Falsche Berichte eines Spions bestärkten ihn in seiner Zuversicht, aus welcher er nur allzu schrecklich erwachen sollte. Die österreichische Armee fühlte den Hohn, den ihr der König durch seine herausfordernde Stellung anthat: es wurde ein nächtlicher Ueberfall des unbefestigten preußischen Lagers beschlossen.

Am 14. October (1758) früh, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oesterreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch herangeschlichen, und sowie die Thurmuhr fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der Schanze und des Geschützes am Eingang des Dorfes und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in dem Dorf zu versammeln suchten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptstraße des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Croaten und andere österreichische Truppen waren in das Lager hineingeschlichen und feuerten nun auch im Rücken der Preußen. Die Dunkelheit verhinderte noch dazu alle Erkennung, und um Freund oder Feind herauszufinden, tappte man nach den Mützen umher: die Blechkappen der Preußen und die Bärenmützen der Oesterreicher gaben das Erkennungszeichen. Friedrich, der auf einem entfernten Flügel des Lagers ruhte, wurde durch den Kanonendonner geweckt, eilte sich anzukleiden und rückte mit einigen Regimentern heran, um das Dorf zu retten. Der Feldmarschall Keith eroberte die preußische Batterie am Eingang des Dorfes wieder, bald aber sank er von einer feindlichen Kugel durchbohrt nieder. Ebenso erlag der Prinz Franz von Braunschweig. Nur auf dem Kirchhof von Hochkirch hielt sich ein Bataillon Preußen mit unbezwinglicher Tapferkeit gegen die Angriffe von sieben österreichischen Regimentern, bis sie, von der Uebermacht überwältigt, fast alle sterbend oder verwundet den Boden bedeckten. Seydlitz und Zieten sammelten auf freiem Felde ihre Reiterschaaren, aber sie erreichten mit denselben nur kleine Vortheile. Erst als die dichten Nebel gefallen waren, die den König auch nach dem Anbruch des Tages verhindert hatten, die Stellung der Feinde und der Seinigen deutlich zu erkennen, sammelte er mit bewunderungswürdiger Ordnung seine Truppen und gab den Befehl zum Rückzug, welchen Daun nicht störte. Friedrich

Digitized by Google

hatte an dem Unglückstage viele seiner besten Feldherren und über 5000 Mann Truppen verloren; er hatte überdies das Lager eingebüßt, und es fehlte nun seinen Truppen jede Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit. Aber je größer das Unglück, desto bewunderungswürdiger zeigte sich Friedrich's gewaltiger Geist. Wie tief er im Innern bewegt war, erfahren wir aus den Erzählungen seiner nächsten Vertrauten: es war wohl das einzige Mal, daß er in geistlicher Beschäftigung Trost suchte, er las Predigten des berühmten französischen Kanzelredners Bourdaloue und machte selbst den Versuch, eine Predigt zu schreiben. Wie nach dem Unglückstage von Collin der schwere Verlust der geliebten Mutter hinzukam, um sein Herz mit Kummer zu erfüllen, so erhielt er jetzt die Nachricht, daß in derselben Stunde, wo er die Niederlage bei Hochkirch erlitten, seine treue Schwester, die Leidensgefährtin seiner Jugend, die Markgräfin von Baireuth gestorben war. Diese Kunde beugte ihn tief darnieder, aber im Hinblick auf die Gefahren des Vaterlands mußte er seinen Schmerz bezwingen: er durfte jetzt nicht Mensch, nur König sein, und in der That erfüllte er seine königlichen Pflichten mit der merkwürdigsten Geistesstärke. Während Daun die günstige Zeit zum Angriff versäumte, sprach er mit Zuversicht die kühnen und für seine niedergeschlagene Armee ermuthigenden Worte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." Wirklich gelang es ihm, den Gegner durch geschickte Märsche und Wendungen zu täuschen; plötzlich erschien er in Schlesien und zwang die Oesterreicher, die Belagerung von Neiße aufzugeben. Nachdem auch ein Versuch des Feldmarschalls Daun, sich Dresdens zu bemächtigen, mißlungen war, kehrte derselbe in die Winterquartiere nach Böhmen zurück, und so hatte Friedrich am Schlusse des Feldzugs von 1758 die Folgen des Ueberfalls von Hochkirch fast in die eines Sieges verwandelt. Unterdeß hatte der tapfere Prinz Ferdinand von Braunschweig auch die westphälischen Länder ruhmvoll gegen die Franzosen behauptet und dieselben genöthigt, ihre Winterquartiere jenseits des Rheins zu nehmen.

Kunersdorf. Aber das schwerste Jahr stand Friedrich noch bevor: während des Feldzugs von 1759 sollten ihn die härtesten Schläge des Schicksals treffen. Wenn es von ihm abgehangen hätte, so würde er die Waffen gern aus der Hand gelegt haben; er sehnte sich nach Frieden und klagte gegen seine Freunde über die traurige Nothwendigkeit, die ihm die Fortsetzung des Krieges auferlegte. Er schrieb über seine Stimmung an den Marquis d'Argens: „In der Ferne mag meine Lage einen

Digitized by Google

gewissen Glanz von sich werfen, kämen Sie näher, so würden Sie nichts als einen schweren undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald verlöschen, es sind Blitze, die aus dunkeln Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. Das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen." So gern er jedoch dem Kriege ein Ende gemacht hätte, so wenig waren seine Feinde dazu geneigt: sie hofften, ihn doch endlich durch ihre Uebermacht zu erdrücken und machten verdoppelte Anstrengungen, um ihre Heere durch neue Mannschaften zu vermehren. Friedrich hatte in seiner Armee, die bald gegen die Oesterreicher, bald gegen die Russen, Franzosen, Schweden gekämpft hatte, nur noch wenige von den alten Kerntruppen, die große Zahl der Gebliebenen mußte er durch neugeworbene junge Leute ersetzen, welche zwar mit Begeisterung unter die Fahnen des großen Königs traten, aber bei Weitem die gute Uebung der Soldaten nicht hatten, mit welchen er in die ersten Feldzüge gegangen war. Dies steigerte die Hoffnung seiner Feinde, und Maria Theresia wußte die russische Kaiserin zu bewegen, daß sie ein neues bedeutendes Heer unter dem tapfern General Soltikow nach Preußen schickte, während in Frankreich der neue Minister, Herzog von Choiseul, Alles aufbot, um einen, wie er hoffte, entscheidenden Schlag gegen Preußen zu führen. Zwei große Heere rückten unter den Marschällen von Broglio und von Contades von verschiedenen Seiten gegen Ferdinand von Braunschweig herbei: ein Angriff, welchen dieser bei Bergen auf Broglio wagte, mißlang, und die Franzosen hatten zuerst so große Erfolge, daß man in Paris schon frohlockend triumphirte. Aber es war zu früh, denn am 1. August (1759) zwang Ferdinand die Gegner bei Minden zu einer Schlacht, in welcher es seiner trefflichen Führung und der ausgezeichneten Bravour seines Fußvolks gelang, einen wichtigen Sieg zu erringen, so daß die Franzosen sich wieder über den Rhein zurückziehen mußten.

Nicht so glücklich aber war der König selbst, welcher im Osten den schweren Kampf gegen Oesterreicher und Russen zu bestehen hatte. Soltikow rückte mit 45,000 Mann gegen die Oder heran, der österreichische General Laudon wollte sich an der Spitze von 25,000 Mann mit ihm vereinigen. Dies zu verhindern, schickte Friedrich den General Wedell

Digitized by Google

gegen die Russen, doch wurde derselbe von der Ueberzahl geschlagen, und die Vereinigung der Feinde erfolgte. Da zieht Friedrich selbst gegen dieselben: er läßt den Prinz Heinrich gegen das Daun'sche Heer zurück und macht sich auf den Weg nach Frankfurt an der Oder. Bei Kunersdorf, jenseits der Oder, trifft er am **12. August (1759)** auf den Feind: er hat den 70,000 Mann der Russen und Oesterreicher nur 43,000 entgegenzustellen, dennoch will er versuchen, sie nicht nur aus dem Feld zu schlagen, sondern sie womöglich zu vernichten, um dem Kampf mit einem Schlage ein Ende zu machen. In sechsstündigem heißem Kampf gelingt es seiner ausgezeichneten Führung und den unerhörten Anstrengungen seiner braven Truppen, die größten Vortheile zu erringen. Der ganze linke Flügel der feindlichen Armee ist bereits in die Flucht geschlagen, 70 Kanonen erbeutet, der Sieg so gut wie entschieden und schon eilen Couriere nach Berlin, denselben zu verkündigen. Der Tag neigte sich und die Feldherren riethen dem König, seiner ermatteten Krieger zu schonen und den Kampf abzubrechen, da die Feinde doch die Nacht benutzen würden, um sich zurückzuziehen. Aber Friedrich will das Werk nicht halb gethan haben: der Feind soll mit einem Male niedergeschmettert werden, und so greift er von Neuem den noch unerschütterten rechten Flügel der Gegner an. Seine ermüdeten Schaaren aber sind der gewaltigen Aufgabe nicht mehr gewachsen: sie vermögen nicht mehr die Höhen zu erstürmen, von denen zahlreiche Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleudern. Alle ihre Angriffe werden zurückgeschlagen und allmälig bringt die wachsende Erschlaffung Unordnung und Verwirrung, zuletzt allgemeine Flucht hervor. Friedrich, welcher sein Heer noch niemals in einem so traurigen Zustande gesehen, versinkt selbst in starre Verzweiflung: er weilt mitten unter Todten, Verwundeten, Fliehenden; zwei Pferde sind ihm bereits unter dem Leibe erschossen, eine Kugel dringt in sein Kleid und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht ein goldenes Etui in der Westentasche sie aufgehalten hätte. Seine Generale bitten ihn flehentlich, den gefährlichen Ort zu verlassen, aber er antwortet: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut, wie jeder andere meine Schuldigkeit thun." Doch war hier nichts mehr zu retten, rings umher flohen die Preußen in wilder Unordnung. Bei diesem Anblick schien der König den Tod zu suchen: mitten in dem Getümmel hörte man ihn rufen: „Giebt es denn heute keine verwünschte Kugel für mich?" Ein Trupp preußischer Husaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde; als sie eben vor einem Schwarme Kosaken sich zurückziehen wollen, ruft einer der Husaren dem Führer zu: „Herr Rittmeister, da steht der

König." In der That erblickt der Offizier den König ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, der sein Pferd hält, auf einem Sandhügel stehend: er hat den Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickt in lautloser Verzweiflung dem hereinbrechenden Verderben entgegen. Nur mit Mühe ließ er sich überreden, das Pferd wieder zu besteigen und sich mit den Husaren zu retten.

Der König übernachtete in der fürchterlichsten Stimmung in einer verödeten Bauernhütte auf einem erbärmlichen Strohlager; den andern Tag bezog er das Schloß Reitwen bei Küstrin. Er war überzeugt, daß, wenn die Russen ihren Sieg verfolgen wollten, Alles für ihn vorüber sei; zugleich schien es bei ihm beschlossen, die Schmach und Erniedrigung seines Reichs nicht zu überleben. Er traf sofort alle Verfügungen für die Regierung. Prinz Heinrich sollte Generalissimus der Armee werden, und diese dem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem funfzehnjährigen Thronfolger, Treue schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin geflüchtet werden, wohin er die Feinde schon im Anmarsch glaubte. „Das ist ein grausames Unglück, schrieb er an den Minister Finkenstein, ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer, als die Bataille selber sein. Ich habe keine Hülfsquellen mehr und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlands nicht überleben."

Wirklich stand den Siegern der Weg nach Berlin offen, obwohl auch sie bedeutende Verluste zu beklagen hatten. Es waren mehr als 16,000 Russen geblieben, und Soltikow schrieb an seine Kaiserin: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen, noch einen solchen Sieg und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben." Von des Königs Heer aber waren zuerst noch 5000 Mann und nach einiger Zeit, als alle Flüchtlinge gesammelt waren, 18,000 Mann zusammen: damit konnten die Russen am Vordringen nicht gehindert werden. Dies Mal kamen dem König jedoch die Schwächen und Fehler der Feinde zu Hülfe, welche den gewonnenen Sieg nicht benutzten. Am Abend nach der Schlacht versammelten sich die russischen Generale in einem Bauernhause und ließen es sich bei erfrischenden Getränken so gut gefallen, daß sie die erste Verfolgung der geschlagenen Preußen versäumten. Bald kam Zwiespalt zwischen Soltikow und Daun hinzu, um ihre Thätigkeit zu lähmen. Die Russen beklagten sich, daß man sie allein wolle Alles thun lassen, und als Daun den russischen Feldherrn zum Vorrücken aufforderte, antwortete derselbe: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte,

um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin Alles thue." Diese Eifersucht unter den Feinden und den dadurch gewonnenen Aufschub benutzte Friedrich, um sein Heer wieder in der Eile zu sammeln, zu vermehren und zu ordnen. Unterdeß hatte sein Bruder Heinrich, von dem der König selbst sagte, er sei der Einzige gewesen, der im ganzen Kriege keine Fehler gemacht, durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feldmarschall Daun gezwungen, sich in die böhmischen Berge zurückzuziehen. Aber in Folge eines gleich nach der Schlacht bei Kunersdorf ertheilten Befehls übergab der preußische General Schmettau Dresden an die Feinde, und nachdem der General Fink, den Friedrich in den Rücken der Daun'schen Armee geschickt hatte, sich mit 11,000 Mann den ihn umringenden Feinden hatte ergeben müssen, konnte Daun triumphirend in Dresden einziehen. Dennoch behauptete sich Friedrich in einem großen Theil Sachsens, wo er auch die Winterquartiere nahm.

Liegnitz und Torgau. Mit jedem neuen Kriegsjahre wurde Friedrich's Lage schwieriger. Obwohl der Umfang seines Reichs nur im Osten bedeutend geschmälert war, so versiegten doch die Hülfsquellen seiner Macht immer mehr. Während die Heere der Feinde auch nach verlorenen Schlachten schnell wieder anwuchsen, schmolz seine Armee allmälig zusammen, und es war keine Aussicht auf eine leichte Vermehrung derselben vorhanden; dazu waren seine Länder durch die Lasten des langwierigen Kriegs fast schon überbürdet, und es wurde immer schwerer, den nöthigen Bedarf für die Fortführung des Kriegs herbeizuschaffen. Es schien, als sei die Stärke des kühnen Helden gebrochen, und als müsse er der Menge der ihn umringenden Feinde bald erliegen. An den Angriffskrieg, den er zuerst mit so glücklichem Erfolge geführt, konnte er fürerst nicht mehr denken, nur die Vertheidigung war ihm vergönnt, und nur seinem an Hülfsmitteln unerschöpften Geist und seinem unerschöpften Muth konnte es gelingen, sich noch weiter mit Ehren zu behaupten, bis eine glückliche Wendung des Geschicks seine erbittertsten Gegner zum Frieden geneigt machte.

In dem Feldzuge des Jahres 1760 wollte Friedrich selbst Sachsen gegen Daun behaupten, Prinz Heinrich sollte die Mark Brandenburg gegen die Russen, der General Fouqué Schlesien gegen Laudon vertheidigen. Letzterer hatte jedoch eine drei Mal überlegene Macht, und als Fouqué nach des Königs Befehl seine Stellung in den schlesischen Bergen gegen die Uebermacht behaupten wollte, kam es bei Landshut (am 23. Juni 1760) zu einer heißen Schlacht, in welcher die Preußen

Digitized by Google

ungeachtet der größten Tapferkeit geschlagen wurden. Fouqué vertheidigte mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, jeden Fußbreit des Schlachtfeldes. Der Feldherr selbst stürzte endlich unter sein verwundetes Pferd und wäre von den feindlichen Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet worden, hätte sich nicht sein Reitknecht über ihn geworfen und die Hiebe der feindlichen Dragoner mit seinem eigenen Leibe aufgefangen. „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?" rief der brave Diener, bis ein österreichischer Oberst den Soldaten wehrte. Fast die ganze preußische Heeresabtheilung wurde aufgerieben, Fouqué selbst, einer der liebsten Generale Friedrich's, blieb bis zum Ende des Krieges in Gefangenschaft.

Die Niederlage bei Landshut reizte Friedrich zu neuen außergewöhnlichen Unternehmungen, welche dem Krieg eine entscheidende Wendung geben sollten; er beschloß einen Streich gegen Dresden.

Nachdem er durch einen scheinbaren Aufbruch nach Schlesien Daun nach sich gelockt hatte, kehrte er nach Dresden um und begann die Beschießung der schönen Königsstadt. Obwohl ein Theil derselben in Flammen aufging, wobei die alte Pracht der Residenz auf lange vernichtet wurde, so hielt doch die Besatzung tapfer Stand, in der Hoffnung, durch Daun entsetzt zu werden. Nach fruchtloser Anstrengung gab denn Friedrich die Belagerung auf und zog nach Schlesien. Dort vereinigte sich Daun mit Laudon, und in der Gegend von Liegnitz rückten ihre 95,000 Mann dem Heere des Königs, welches nur 30,000 Mann betrug, entgegen, um ihm den Weg nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren, zu verlegen. Der König sollte nun von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden; der 15. August war zu dem entscheidenden Schlage bestimmt. Die Feinde standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, und er mußte wieder einen plötzlichen Ueberfall fürchten. Aber List und Kühnheit halfen ihm die Anschläge der Gegner zu Schanden machen. Er veränderte heimlich in der Nacht die Stellung seiner Armee, — in dem bisherigen Lager aber mußten Bauern zurückbleiben, um Wachtfeuer zu unterhalten und von Viertelstunde zu Viertelstunde den gewöhnlichen Wachtruf erschallen zu lassen, wodurch die Feinde in dem Glauben erhalten wurden, die Preußen seien noch auf der alten Stelle. Als nun am Morgen Laudon zum Ueberfall vorrückte, war er überrascht, das ganze preußische Heer zum Kampf gerüstet früher und an einer ganz anderen Stelle, als er erwartet, vor sich zu finden. Er verzagte nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe und hoffte, der Kanonendonner werde Daun veranlassen, ihm zu Hülfe zu eilen. Aber der entgegengesetzte Wind ließ den Schall nicht zu diesem gelangen,

Digitized by Google

und nach dreistündigem Gefecht sah sich Laudon von den Preußen auf's Haupt geschlagen. Früh um fünf Uhr war das Glück des Tages bereits entschieden; Laudon zog sich über die Katzbach zurück; Daun, von Zieten nachdrücklich angegriffen, folgte ihm dahin.

Der Sieg bei Liegnitz gab Friedrich's Sache wieder eine günstigere Wendung, aber der Vortheil war wegen der großen Uebermacht der zahlreichen Feinde bei Weitem nicht entscheidend, und der König selbst schrieb darüber an den Marquis d'Argens: „Ehedem würde die Begebenheit vom 15. viel entschieden haben; jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft ist. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, wie in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. Es sind Herkulesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen." — — Dann fügte er hinzu: „Wenn der Streich, den ich im Sinn habe, mir glückt, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von den Unruhen, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen."

Der „Streich" aber, den der König nach der Liegnitzer Schlacht vorhatte, sollte ihm wieder gelingen. Schlesien war durch jenen Sieg größtentheils gerettet, aber die Russen waren unterdeß auf Berlin marschirt und die Hauptstadt des Landes hatte sich ihnen ergeben müssen. Acht Tage lang schalteten sie dort als Herren und ließen von der Bevölkerung bedeutende Geldsummen aufbringen; da scheuchte sie die Nachricht von Friedrich's Herannahen auf. Der König hatte Schlesien eilig verlassen, um Sachsen und die Mark Brandenburg von den Feinden zu befreien. Er rückte zunächst gegen Daun, der sich in Sachsen mit den Reichstruppen vereinigt hatte: bei Torgau kam es am **3. November 1760** zur Schlacht. Friedrich stand wieder gegen eine große Uebermacht, aber er hörte auf keine ähnliche Abmahnung, indem er das Wagniß für nothwendig hielt und überzeugt war, durch eine Niederlage Daun's dem Krieg auf einmal ein Ende zu machen. Der Kampf war einer der schwersten, den er je zu bestehen gehabt, bereits schien die Schlacht

Digitized by Google

verloren, und Daun hatte schon Siegesnachrichten an seine Kaiserin abgehen lassen, als der alte General Zieten durch sein kühnes Vorgehen die größten Vortheile für die Preußen errang, worauf Daun sich in der Nacht in großer Stille zurückzog. Friedrich war bei Torgau immer mitten im ärgsten Feuer gewesen. Zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe getödtet; eine Musketenkugel war durch Mantel, Rock und Weste grade auf die Brust gedrungen, aber dort so matt geworden, daß sie ihn nicht weiter beschädigte. Der König war mit den Worten: „ich bin todt" umgesunken, schnell aber erholte er sich und ritt wieder ins heißeste Getümmel. Er selbst behauptete, niemals eine stärkere Kanonade als bei Torgau gehört zu haben. „Es war" sagte er, „wie ein Pelotonfeuer von Kanonen; sie schossen mir das Wort vom Munde weg."

Die letzten Kriegsjahre; Friede mit Rußland. Der Torgauer Sieg machte Friedrich wieder zum Herrn fast in ganz Sachsen; seine Lage war um Vieles besser geworden, aber dennoch würde der Ausgang des Kriegs kaum ein glücklicher gewesen sein, wenn er denselben bis zum Ende gegen die ganze Ueberzahl seiner bisherigen Feinde zu bestehen gehabt hätte. Friedrich behauptete sich freilich auch im Jahre **1761**, in welchem es zu bedeutenderen Kriegsereignissen nicht kam, mit großer Ehre gegen die vereinigten russischen und österreichischen Heere. In einem festen Lager zu Bunzelwitz in Schlesien trotzte er mit der größten Anstrengung ihren Angriffen. In weitem Bogen umgaben die feindlichen Armeen das Lager, und zu jeder Stunde mußte man des Angriffs gewärtig sein. Besonders war fortwährend nächtlicher Ueberfall zu fürchten, weshalb die Soldaten des Nachts unter dem Gewehr stehen blieben und bei Tage abwechselnd ausruheten. Friedrich selbst theilte alle Anstrengungen mit seinen Leuten; meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu, auf bloßer Erde, oder höchstens auf einem Bund Stroh. So vergingen mehrere Wochen; schon waren die Soldaten aufs Aeußerste erschöpft, und Friedrich begann das Schlimmste zu fürchten. Er theilte oft dem alten Zieten seine Besorgniß mit; dieser aber suchte ihm guten Trost zuzusprechen. Der König fragte ihn einst ironisch, ob er sich denn etwa einen neuen Alliirten verschafft habe. „Nein, antwortete Zieten, „nur den alten da oben, der verläßt uns nicht." — „Ach", seufzte der König, „der thut kein Wunder mehr." — „Deren braucht's auch nicht, erwiederte Zieten, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."

Die tapfere Ausdauer der Preußen und Zwiespalt unter den feindlichen Führern bewirkte endlich, daß Friedrich aus seiner gefährlichen

Lage befreit wurde, doch konnte er nicht verhindern, daß Schweidnitz wieder in die Hände des Feindes fiel und daß die Russen durch die Eroberung Kolbergs sich in Pommern festsetzten.

Der König bezog am Ende des Jahres 1761 ein Lager bei Strehlen; dort kam eine seltsame Gesandtschaft zu ihm. Ein Tartarenfürst ließ ihm seine Freundschaft und ein Bündniß anbieten; dieses kam wirklich zu Stande, und der Chan versprach, im nächsten Jahre 16,000 Mann nach Schlesien zu schicken und zugleich die Russen im Rücken anzugreifen. Ebenso wurde ein Bündniß mit dem türkischen Sultan abgeschlossen, welcher bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Oesterreich zusammenzog.

Der Aufenthalt in Strehlen brachte dem König leider auch die trübe Erfahrung eines verrätherischen Versuchs gegen sein Leben. Ein Gutsbesitzer von Warkotsch hatte im Einverständniß mit einem österreichischen Officier und mit einem katholischen Pfarrer den Plan gefaßt, Friedrich lebend oder todt in die Hände der Feinde zu liefern. Ein Jäger Warkotsch's aber, Namens Kappel, entdeckte den Verrath und gab dem König davon Kenntniß. Die Schuldigen wußten sich durch eilige Flucht ihrer Strafe zu entziehen.

Noch immer war Friedrich und sein Reich von allen Seiten zugleich den feindlichen Angriffen ausgesetzt, und seine Hauptstadt selbst konnte jeden Augenblick in die Hände der Feinde fallen. Dazu kam, daß in England nach dem Tode Georg's II. ein Wechsel der Politik zum Nachtheil Preußens eingetreten war: der berühmte Pitt hatte einem Günstling Georg's III., dem Lord Bute Platz machen müssen, welcher beschloß, das Bündniß mit Friedrich aufzuheben und mit Frankreich Friede zu machen.

In seiner bedrängten Lage tröstete den König nur der Hinblick auf den ausdauernden Muth, womit sein ganzes Volk die Gefahren und die Opfer des Kriegs ertrug. Das preußische Volk, stolz auf seinen König, bewährte sich als würdig eines solchen Fürsten, und die Zuversicht, welche überall unter Bürgern und Bauern in Bezug auf das endliche Gelingen seines großen Unternehmens herrschte, trug dazu bei, den Fürsten aufzurichten, wenn er mit trüben Blicken in die Zukunft schaute. Besonders aber war es die hingebende Liebe und Treue seines Heeres, die Friedrich's Hoffnung nie zu Schanden werden ließ.

Plötzlich drang in seine Lage auch von außen ein neuer leuchtender Strahl der Hoffnung. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, eine seiner erbittertsten Feindinnen, war am 5. Januar 1762 gestorben. Ihr Neffe und Nachfolger Peter III., ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, beeilte sich, demselben sofort alle preußischen Gefangenen ohne Löse-

Digitized by Google

geld zurückzuschicken und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 5. Mai wurde zu Petersburg ein Friede geschlossen, in welchem der Kaiser alle Eroberungen ohne Entschädigung herausgab; ja es kam sogar ein Bündniß zu Stande, nach welchem der russische General Tschernitscheff mit 20,000 Mann zu Friedrich's schlesischem Heere stoßen sollte. Schweden folgte dem Beispiel Rußlands und schloß gleichfalls Frieden mit Preußen.

Welch ein Wechsel in Friedrich's Lage: er konnte nun seine ganze Kraft gegen die Oesterreicher in Schlesien wenden und wollte so eben den Feldmarschall Daun bei Burkersdorf angreifen, als ganz plötzlich die überraschende Kunde eintraf, daß Peter III. ermordet und seine Gemahlin Katharina als Kaiserin ausgerufen sei. Diese war, wie es schien, gegen Friedrich gestimmt, und bereit, sich wieder mit seinen Feinden zu verbinden. Tschernitscheff wurde abberufen. So betäubend diese unerwartete Nachricht auch auf Friedrich wirkte, so faßte er sich doch schnell genug, um den russischen Feldherrn durch seine unwiderstehliche Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß er den Abberufungsbefehl noch drei Tage geheim hielt und mit seinem Heere nicht eher abzöge, bis die Schlacht gegen Daun geschlagen worden. Der russische General gab seiner Forderung nach. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire!“ rief er aus. „Das was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!“

Friedrich wußte die drei Tage, die ihm Tschernitscheff bewilligt, vortrefflich zu benutzen, besiegte Daun, welcher einen Theil seiner Armee gegen die mit den Preußen in Schlachtreihe aufmarschirten, wenn auch am Kampf nicht Theil nehmenden Russen verwenden mußte; und mit großem Dank konnte der König jetzt den russischen General entlassen.

Das Schlimmste, was Friedrich gefürchtet, ein neues Bündniß Rußlands mit seinen Feinden, trat nicht ein; denn Katharina fand in Peter's Papieren eine Reihe Briefe Friedrich's vor, welche ihr den Argwohn, als sei er ihr Feind gewesen, benahmen. Ihr Haß wurde dadurch ausgelöscht, und obwohl sie das Bündniß mit Friedrich nicht erneuerte, so hielt sie doch den von Peter geschlossenen Frieden aufrecht, so daß der König wenigstens jeder Gefahr von ihrer Seite überhoben war. Um so freier konnte er gegen die Oesterreicher auftreten und verdrängte dieselben noch im Jahre 1762 aus Schlesien.

Der Hubertsburger Frieden. Maria Theresia, welche sich jetzt von ihrem besten Bundesgenossen verlassen sah, mußte endlich die Hoffnung aufgeben, den König, welcher den vielen gegen ihn vereinten Mächten

Digitized by Google

widerstanden hatte, allein zu demüthigen. Dazu kam, daß auch ihr Schatz erschöpft war und daß sich ihr ganzes Land nach Frieden sehnte, endlich noch, daß sich an den Ufern der Donau 100,000 Türken zu einem Angriff gegen ihre Staaten sammelten. Kein Wunder, daß sie sich jetzt zu aufrichtigen Friedensunterhandlungen bequemte. Sie bat den Kurprinzen von Sachsen, die Vermittelung des Friedens zu übernehmen, und dieser erhielt von Friedrich alsbald die Versicherung, daß er seinerseits gern Alles, was nur mit seiner Würde vereinbar sei, zur Wiederherstellung des Friedens beitragen werde. In der That schickte er alsbald den Geheimen Legationsrath von Hertzberg nach dem sächsischen Jagdschloß Hubertsburg, um mit einem österreichischen und sächsischen Gesandten über den Frieden zu unterhandeln. Da es dies Mal allen Theilen voller Ernst war, so wurde schon am 15. Februar **1763** der Friede zu Hubertsburg abgeschlossen. Beide Theile entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen Theils, alle im siebenjährigen Kriege gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, Friedrich blieb im Besitz von ganz Schlesien und gab dem Kurfürsten von Sachsen sein Land zurück. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich, dem Erzherzog Joseph bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

So war der von Friedrich lang ersehnte Frieden endlich zu Stande gekommen; mit Freude über diesen glücklichen Ausgang, aber doch zugleich mit Wehmuth über die großen Opfer, welche der siebenjährige Kampf erfordert hatte, kehrte der König nach seiner Hauptstadt zurück. Am späten Abend des 30. März **1763** traf er in Berlin ein. Die Bürger hatten ihm einen feierlichen Empfang bereitet: Niemand blieb zu Hause, Alles wimmelte auf den Straßen, und von einer halben Meile außer dem Stadtthor bis zum Schloß hatten die Bürger, jeder in seinem besten Feierkleide, schon vom frühen Morgen an ein Spalier gebildet, durch welches Friedrich seinen Einzug halten sollte. Ein großer Theil der Bürgerschaft versah sich am Abend mit Fackeln, und als man endlich von Weitem den Wagen des Königs hörte, so erscholl ein allgemeines Freudengeschrei.

Wenige Tage darauf stattete der große Fürst auf einfach stille Weise dem Höchsten den schuldigen Dank für den schwer errungenen Frieden ab. Er ließ die Spielleute und Sänger des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg kommen, um das Graun'sche Te Deum aufzuführen. Man vermuthete, er würde den ganzen Hof dabei zu einer glänzenden Feier versammeln; als aber die Musiker beisammen waren, erschien der König ganz allein, setzte sich und gab das Zeichen zum Anfang. Als die

Digitized by Google

Singstimmen mit dem Lobgesang einfielen, senkte er das Haupt in die Hand und bedeckte die Augen, um seinen Dankesthränen freien Lauf zu lassen.

Die Bedeutung des siebenjährigen Krieges für Preußen. So hatten denn drei der größten Staaten Europas sieben Jahre hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht, Preußens aufstrebende Macht darniederzudrücken: alle Ströme Blutes, die geflossen, aller Kummer und alle Trübsal, womit die deutschen Länder heimgesucht worden, hätten erspart werden können, wenn man Friedrich in dem Besitze Schlesiens unangetastet gelassen hätte, welchen man ihm doch nicht rauben konnte und über welchen hinaus er selbst Nichts begehrte. Der thatenreiche Krieg änderte Nichts an dem äußeren Bestande der europäischen Staaten; der Hubertsburger Frieden bestätigte durchgängig nur, was schon nach den schlesischen Kriegen festgestellt worden war. Und dennoch ist der siebenjährige Krieg von den wichtigsten Folgen gewesen, nicht für Preußen allein, sondern für Deutschland und für ganz Europa. Erst in diesem Kriege, wo unser Vaterland sich glorreich gegen die Angriffe von halb Europa vertheidigte, ist die neue Machtstellung Preußens unter den europäischen Staaten erkämpft worden, welche seitdem immer mehr befestigt wurde.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, hatte den Grund gelegt zu Preußens europäischem Aufschwung, indem er den Kampf gegen das damals so gefürchtete Schweden ruhmvoll hinausführte: seine Nachfolger hatten die Mittel sorglich gepflegt und ausgebildet, durch welche Preußen bei günstiger Gelegenheit auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten sollte. Friedrich der Große führte diese Gelegenheit selbst herbei und erfüllte durch sein Genie die Aufgabe, welche dem preußischen Staate gestellt war: durch ihn trat Preußen im deutschen Staatenverband nun vollends und mit weit höherem Beruf an die Stelle, welche einst Sachsen eingenommen hatte, im europäischen System aber an die Stelle, welche Schweden allmälig verloren hatte.

Während seit alter Zeit das sächsische Fürstenhaus vorzugsweise den Beruf und die Macht gehabt hatte, den Uebergriffen der kaiserlichen Gewalt in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen und während seit der religiösen Spaltung des deutschen Vaterlandes Sachsen zugleich als Vorhut für die evangelische Sache aufgetreten und anerkannt war, hatte nach und nach das frisch aufstrebende Brandenburg dem älteren Nachbarstaate diese doppelte Rolle streitig gemacht. Seitdem Sachsen im dreißigjährigen Kriege durch den Prager Frieden zuerst die protestantische Sache aufgeopfert hatte, war für Brandenburg immer klarer der Beruf

Digitized by Google

hervorgetreten, jene bedeutsame Stellung für sich zu erwerben, und wir haben gesehen, wie in der That alle Fürsten seit dem großen Kurfürsten diese Aufgabe erkannten und in jeder Beziehung zu erfüllen suchten, wie alle protestantischen Gläubigen, ohne Unterschied ihres besonderen kirchlichen Bekenntnisses, in Brandenburg des Schutzes in Noth und Bedrängniß sicher waren, wie selbst die flüchtigen Protestanten aus dem Westen und Süden herzliche und hülfreiche Aufnahme in Preußen fanden. In gleichem Maaße mit dieser religiösen Bedeutung des preußischen Staats wuchs sein politisches Ansehen, nicht nur durch die Erweiterung des Länderbesitzes, sondern fast mehr noch durch die vortreffliche Pflege aller Keime wahrer Wohlfahrt und höheren geistigen Lebens. Zwar schien es, als sollte Sachsens Macht und Ansehen noch einmal einen höheren Aufschwung nehmen, als die sächsischen Fürsten zugleich den Thron des Königreichs Polen bestiegen, aber theils wurden sie hierdurch nur in die Wirren des tief zerrütteten polnischen Staats mit hineingezogen, theils gaben sie durch ihren Uebertritt zum katholischen Glauben jetzt vollends ihre frühere Stellung unter den protestantischen Fürsten auf, welche nun für immer den Hohenzollern unbestritten blieb. Diese hatten, um auch an äußerem Ansehen hinter den sächsischen Fürsten nicht zurückzustehen, auch ihrerseits die Königswürde angenommen. Erst der große Friedrich aber vernichtete durch den siebenjährigen Krieg alle Nebenbuhlerschaft des früher so einflußreichen Sachsens: denn während er selbst den Riesenkampf gegen eine unvergleichliche Uebermacht mit Ruhm und Ehre bestand, hatte er mit Sachsen nur leichtes Spiel gehabt, fast das ganze Kurfürstenthum war während des größten Theils des Krieges in seinen Händen gewesen und nur seiner großen Mäßigung war es anzurechnen, daß er beim Friedensschluß keinen Anspruch an das sächsische Haus erhob. Seitdem konnte weder Sachsen noch ein anderes deutsches Haus ferner Preußens Uebergewicht in Deutschland entgegentreten oder ihm die erste Stelle nächst dem Kaiserhaus bestreiten, so schwer es den Meisten fiel, diese neue Machtstellung des ehemaligen „Markgrafen von Brandenburg" gelten zu lassen.

Aber nicht blos in Deutschland, sondern auch unter den großen europäischen Mächten errang Friedrich eine wichtige Stellung für sein Land: Preußen, welches durch den großen Kurfürsten zu einer europäischen Macht geworden war, ist durch den großen König zu einer europäischen Großmacht emporgehoben worden. Das Genie des großen Königs vor Allem war es, was ihm und seinem Staate allgemeine Achtung und gewichtigen Einfluß erwarb; denn ohne dieses Genie wäre Preußen aus dem schweren Kampfe nimmermehr mit Ruhm

hervorgegangen. Mit Recht durfte Napoleon sagen: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die großen Mächte Europas vertheidigt, sondern Friedrich der Große war es." Aber das Ansehen, welches Friedrich erwarb, ging auf seinen Staat bleibend über, sein Volk hatte überdies einen wesentlichen Antheil daran; denn mit dem größten Genie hätte er die herrlichen Erfolge nimmer errungen, wenn nicht die trefflichen Einrichtungen Preußens ihm bei seinem Beginnen die erforderlichen Hülfsmittel gewährt und wenn ihm nicht die standhafte Treue und begeisterte Hingebung des Volks jeder Zeit zur Seite gestanden hätte. Er selbst hat es niemals verleugnet, wieviel er dem hochherzigen Sinn seines Volks zu danken hatte, und ganz Europa erkannte, daß in diesem Volke eine Fülle der Kraft und eine lebendige Frische herrschte, welche dasselbe noch zu weiteren ruhmreichen Geschicken berief.

Eben dieser begeisterte Aufschwung des Volks war es auch, was auf ganz Deutschland belebend wirkte. Während kurz vorher die deutsche Nation in innerer Ermattung und Erschlaffung zu verkommen drohte und die unsittlichen Einflüsse des französischen Lebens und Treibens diese Gefahr nur erhöheten, ging jetzt auf ein Mal ein frischer, lebendiger Zug durch die deutschen Völker. Die Heldenerscheinung Friedrich's fesselte und entzückte alle Blicke, alle deutschen Herzen fühlten sich gehoben durch den Ruhm des deutschen Kriegers, durch die Bewunderung, die er und sein Volk überall in ganz Europa einflößten. Ein solches Beispiel wirkte läuternd und anregend für ein ganzes Volk, und wirklich fällt in die Zeit während und gleich nach dem siebenjährigen Kriege der neue kräftige Aufschwung deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Geistesbildung, welcher seitdem so reiche und schöne Früchte gebracht hat.

36. Friedrich der Große als Regent.

Erste Sorgen nach dem Frieden. Preußen war als der jüngste und der kleinste in die Reihe der Hauptstaaten Europa's eingetreten; sollte es seine ruhmvolle Stellung unter denselben behaupten, so mußten die Kräfte des Landes immer mehr durch eine sorgfältige, weise Verwaltung gehoben und entwickelt werden, durch innere Tüchtigkeit mußte das preußische Volk ersetzen, was dem Staat an äußerem Umfang fehlt. Dies erkannte Friedrich sehr wohl, und fast zu größerem Ruhm als seine herrlichen Kriegsthaten gereicht ihm die landesväterliche Weisheit, womit er alle Keime der Größe und Wohlfahrt Preußens zu entwickeln bemüht war. Auch hierin brauchte er nur in den Wegen fortzuwandeln,

Digitized by Google

welche die meisten seiner trefflichen Vorfahren betreten hatten: er that es aber mit der eigenthümlichen Kraft und Geistesgröße, welche ihn zu einem der ausgezeichnetsten Fürsten aller Zeiten machten.

Nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges fand er einen großen Theil seines Landes schrecklich verheert, Handel und Gewerbe darniedergedrückt, viele einst blühende Gegenden verarmt: um den Bedürfnissen des kostspieligen Krieges zu genügen, hatte er sich in den letzten Jahren genöthigt gesehen, schlechteres Geld prägen zu lassen, eine Maaßregel, durch welche immer das Vertrauen und die Sicherheit des gewerblichen Verkehrs gestört wird. So galt es denn, fürerst die allgemeine Zuversicht wieder zu erwecken und auf allen Seiten des öffentlichen Lebens hülfreich einzugreifen. Friedrich war der Mann dazu, die Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, schnell wieder zu heilen und sein Land zu neuer Blüthe zu erheben.

Vor Allem wollte er dem Landbau schleunig aufhelfen; es fehlte den Bauern in den verwüsteten Landestheilen an Korn zur Aussaat und an Zugvieh, das Feld zu bestellen. Friedrich schaffte Rath: er hatte in seinen Magazinen noch über 40,000 Scheffel Getreide, die er in der Aussicht auf weiteren Krieg hatte vorräthig halten lassen. Sofort nach dem Friedensschluß ließ er diese Vorräthe an die Landleute vertheilen, damit sie das Getreide zur Aussaat benutzen könnten; zu gleicher Zeit wurden 35,000 Pferde, die für die Armee nicht mehr nöthig schienen, den Bauern zur Bestellung des Ackers gegeben. Auch mit baarem Gelde leistete der fürsorgliche Fürst kräftige Hülfe: mehrere Millionen Thaler wurden auf die einzelnen Provinzen vertheilt, Schlesien allein, welches am meisten gelitten hatte, erhielt 3 Millionen. In vielen Gegenden wurden die Abgaben für einige Zeit erlassen, damit die Bewohner schneller wieder zu Kräften kommen könnten. In der That war es fast wunderbar, wie bald die ärgsten Spuren der jahrelangen Zerrüttung wieder verschwanden und wie schnell sich die Leute in Stadt und Land in neuer lebendiger Thätigkeit erholten. Um dem eigenen Volk und den Fremden den Glauben zu benehmen, als sei Preußens Kraft erschöpft, ließ der König gleich nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens das prächtige „neue Palais" bei Sanssouci mit einem Aufwand von mehreren Millionen erbauen. Zugleich erreichte er dabei den Zweck, eine große Anzahl von arbeitslosen Leuten zu beschäftigen und zu ernähren.

Die Steuern; die sogenannte Regie. Trotz seiner ächt landesväterlichen Gesinnung vermochte der König freilich nicht, dem Volke jede neue Last zu ersparen. Das Heer mußte, um den Feinden Preußens

Digitized by Google

die Neigung zu neuen Angriffen zu benehmen, in der bedeutenden Truppenzahl von 150,000 erhalten werden, und verursachte daher fortwährend sehr bedeutende Ausgaben; auch die Verwaltung des weit ausgedehnten Landes wurde immer kostspieliger, dazu kam in den ersten Friedensjahren mancherlei besonderes Unglück: Königsberg, Glogau und viele andere Städte wurden durch verheerenden Brand heimgesucht, und überall mußte aus der Staatskasse zum Wiederaufbau Hülfe geleistet werden. Der König sann auf Mittel, die Einnahmen des Staats zu vermehren: geradezu neue Steuern auferlegen wollte er nicht, aber er meinte, daß die Accise, welche schon unter der vorigen Regierung erhoben worden, mehr einbringen müßte, wenn es die Beamten dabei ordentlich und streng hielten. Er wußte, daß man besonders in Frankreich von der Accise eine sehr große Einnahme hatte, und meinte am Besten zu thun, wenn er einige geübte Beamte aus Frankreich kommen ließ, und denselben die Steuerverwaltung im ganzen Lande anvertraute. Man nannte die neue Einrichtung „General-Administration der königlichen Gefälle", oder nach der französischen Bezeichnung „die Regie." An der Spitze standen fünf Franzosen, welche wieder eine Menge Unterbeamte aus Frankreich heranzogen. Allerdings gelang es den neuen Behörden, eine größere Ordnung in die Verwaltung der Steuern zu bringen und die Staatseinnahmen zu vermehren, aber die neue Einrichtung wurde dennoch dem Lande bald zu einer großen Plage; denn die Accise wurde auf alle Arten von Waaren ausgedehnt, und um sie mit aller Strenge zu erheben, wurden überall an den Thoren der Städte und selbst auf freiem Felde und in den Häusern der Bürger Nachsuchungen nach steuerpflichtigen Waaren gestattet. Außer diesen Plackereien empfanden es die Preußen sehr übel, daß der König, wie sie meinten, alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, das Finanzwesen zu besorgen und dafür einer Bande „fremder Spitzbuben" den Beutel seiner Unterthanen anvertrauete.

Auf Veranlassung der Regie ereignete sich übrigens auch ein vielerzählter Vorfall, welcher zeigte, wie Friedrich im Bewußtsein seines redlichen Willens und mit ächter Geistesgröße über die Verdächtigung und Verläumdung seiner Absichten sehr gering dachte. Als der König einst die Jägerstraße in Berlin herunterritt, fand er da einen großen Auflauf. Er schickte seinen Heiducken näher, um zu erfahren, was es gäbe. „Sie haben Etwas auf Ew. Majestät angeschlagen", war die Antwort des Boten. Gleich winkte der König mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß sich die Leute nicht den Hals ausrecken müssen." Bei diesen Worten brach das Volk in allgemeinen Jubel aus,

Digitized by Google

riß das Pasquill in tausend Stücke und begleitete mit Lebehochs den langsam fortreitenden König.

Eine ganz besondere Einrichtung traf der König noch für den Handel mit Taback und Kaffee. Das Tabackrauchen war seit dem dreißigjährigen Krieg durch die Engländer, welche dem König Friedrich von der Pfalz zu Hülfe zogen, in der Mark bekannt geworden, den Schnupftaback hatten die eingewanderten französischen Protestanten zuerst mitgebracht. Bald wurde auch im Lande selbst Taback gebaut, Friedrich nahm nun für die Regierung allein das Vorrecht (Monopol) der Tabacksfabrikation in Anspruch und setzte eine General-Tabacksadministration ein, welche dem Staat beträchtliche Einnahmen brachte. — Später als der Taback, war der Kaffee üblich geworden. Anfangs verstanden es die Hausfrauen nicht, dieses Getränk zu kochen, deshalb entstanden einige Kaffeehäuser. König Friedrich Wilhelm hatte zur Gründung des ersten solchen Hauses freie Wohnung in einem königlichen Gebäude am Lustgarten gegeben. Zuerst wurde der Kaffee nur als großer Luxusgegenstand von den Wohlhabenden genossen, vom Mittelstand dagegen nur an hohen Festtagen; sehr schnell aber verbreitete sich die Vorliebe für das fremde Getränk, wie um dieselbe Zeit auch der Gebrauch des Thee, Cacao, Branntwein und die Gewöhnung an die Kartoffel um sich griff. König Friedrich wollte nun auch den Gewinn von dem Kaffeeverbrauch der Staatskasse zuwenden, errichtete eine besondere Kaffee-Administration, und führte eine hohe Kaffeesteuer ein; er hielt dies für sehr billig und angemessen, weil er den Kaffee blos als einen Luxusgenuß der Wohlhabenden ansah. Als sich die pommerschen Landstände einst über die hohe Kaffee- und Weinsteuer beschwerten, sagte der König in seinem Bescheid unter Anderem: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees gehet: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. — Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Uebrigens sind Seine Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden: mithin können die Leute ebenso gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee."

Wie man aus diesem Bescheid sieht, war des Königs Zweck nicht blos die Vermehrung der Staatseinnahmen, sondern er wollte auch den Aermeren zu Hülfe kommen, indem er sie von unnützen Ausgaben mehr abhielt und die Steuern vorzüglich auf die Luxusartikel legte. So wollte er im Gegentheil zur Erhöhung der Fleischsteuer seine Zustimmung

Digitized by Google

nicht geben, weil sie für den gemeinen Mann drückend sei, auch das einheimische Bier sollte nicht zu hoch besteuert werden. Dagegen alle Spezereien, Weine u. s. w. ließ er mit starken Steuern belegen. „So was bezahlt der Arme nicht", sagte der König, der sich besonders als Sachwalter der Armen, der Soldaten, der Bauern und der Gewerbtreibenden ansah.

Unterstützung der Gewerbthätigkeit. Die von ihm erzielten reicheren Steuererträge wurden größtentheils zur Unterstützung des Gewerbstandes, sowie zur Linderung der Noth unter dem Volk angewandt. Als Greiffenberg in Schlesien abgebrannt war, gab der König zum Aufbau der gewerbfleißigen Stadt ansehnliche Baugelder. Die Greiffenberger schickten im folgenden Jahre, als er sich in Hirschberg aufhielt, eine Deputation dahin, um ihren Dank für die große Wohlthat auszudrücken. Friedrich aber sagte die denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken: Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen, dafür bin ich da!" Ein anderes Mal sagte er: „Ob ich eine oder anderthalb Millionen mehr im Schatz lasse oder nicht, das ist gleichviel; es ist besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte." Allen denen, die er als thätige, treue und würdige Bürger erkannt hatte, kam er, so weit es möglich war, mit Rath und That gern zu Hülfe.

Es gab keine Art der Gewerbthätigkeit, die er nicht zu befördern bemüht war: sein ganzes Bestreben ging dahin, zu verhindern, daß viel Geld aus dem Lande ginge; durch Hebung des Fabrikationswesens wollte er vielmehr den Verkauf in's Ausland vermehren. Die Leinwand fand unter ihm einen reichen Absatz nach Amerika, und durch Anlegung von Spinnschulen wirkte er auf die Verbesserung der Leinengarnspinnerei besonders in Schlesien hin. Um den Tuchmachern die Wolle wohlfeiler zu verschaffen, verbot er, daß rohe Wolle in's Ausland verkauft würde. Dadurch schadete er freilich den Schäfereien sehr; dagegen war er der erste deutsche Fürst, welcher zur Veredelung der Schafzucht spanische Böcke kommen ließ.

Ein Genfer Fabrikant legte auf des Königs Anlaß die erste Kattundruckerei in Berlin an, bald darauf wurde auch eine Baumwollenspinnerei und Weberei, und im Jahre 1774 die erste Spinnmaschine eingeführt. Auch eine Fabrik von baumwollenen Sammetwaaren oder sogenanntem Manchester ließ der König anlegen, wogegen ihm die Versuche mit dem Seidenbau und der Seidenfabrikation nur sehr langsam gelingen wollten. Die Klöppelei der brabanter Kanten wurde seit 1743 von den Mädchen in dem großen Potsdamer Militär-

waisenhause mit so großem Erfolg betrieben, daß die Arbeit der Brüsseler fast gleich kam.

Friedrich ließ auch die erste Porzellanfabrik in Berlin anlegen, welche sich sehr bald durch ihre Waaren auszeichnete und der Staatskasse einen nicht unbedeutenden Ertrag brachte. Dem Bergbau und Hüttenwesen wandte der König große Aufmerksamkeit zu; er berief einen ausgezeichneten sächsischen Minister dazu nach Preußen, welcher vor Allem den ganzen Staat bereisen mußte, um unterirdische Schätze aufzusuchen. Die schon bekannten und die neu aufgefundenen Bergwerke wurden sorgsam benutzt, die Bergeleven besser, als bis dahin, ausgebildet und überhaupt dem ganzen Hüttenwesen ein großer Schwung gegeben. Namentlich erhielt der Steinkohlenbergbau und das Eisenhüttenwesen in Schlesien durch den Grafen von Reden eine Ausdehnung, welche sich seitdem immer vermehrt und den Wohlstand des schlesischen Volks, wie die Einkünfte des Staats, sehr erhöht hat.

Auch die erste Zuckersiederei in Preußen verdankt Friedrich ihren Ursprung, mehrere andere entstanden bald darauf in den verschiedenen Provinzen.

Um dem Handel aufzuhelfen, war es nöthig, den Kaufleuten, die bis dahin nur für schwere Zinsen von den Wucherern Geld geliehen erhielten, die Möglichkeit zu geben, sich bei augenblicklichen Verlegenheiten leichter zu helfen. Es wurde deshalb eine Bank gegründet, welche den Kaufleuten zu billigen Zinsen Geld vorschießt; sie dehnte ihre Thätigkeit durch Provinzialbanken bald auf alle Landestheile aus. Zur Förderung des preußischen Handels über See errichtete Friedrich die Seehandlungsgesellschaft, welche unter preußischer Flagge alle Häfen Spaniens und alle anderen Seeplätze, wo gute Aussichten für gewinnbringenden Handel waren, beschiffen lassen sollte. Die Seehandlung selbst erhielt zu ihrer festen Begründung das Monopol des Salzhandels: kein anderes, als die ihr gehörigen Schiffe durfte zum An- und Verkauf des Salzes in preußischen Häfen zugelassen werden. Den Gewinn aber mußte die Seehandlung zu Unternehmungen verwenden, welche dem preußischen Handel und Fabrikwesen überhaupt und der billigen Beschaffung der nothwendigsten Lebensmittel für das Volk förderlich sein könnten.

Um den Vertrieb aller Waaren zu erleichtern, wurden mancherlei Kanalbauten unternommen; insbesondere legte der König den Plauenschen, den Finow- und den Bromberger Kanal an, wodurch alle Flüsse zwischen der Elbe und der Weichsel in leichte Verbindung kamen. Der Handel von Stettin erhielt dadurch einen neuen Aufschwung, daß jenseits des

Digitized by Google

Stettiner Haffs am Ausflusse des Oderarms Swine ein Seehafen, Swinemünde, angelegt wurde.

So wurde von dem einsichtigen und für das Wohl seiner Unterthanen unablässig besorgten Fürsten jede Art von Betriebsamkeit unterstützt, überall wurden neue Quellen für Gewerbthätigkeit und Handel eröffnet, und die Wohlfahrt des Landes nahm so zu, daß sich die Einkünfte des Staats in wenig Jahren um einige Millionen vermehrten und bis zum Ende von Friedrich's Regierung immer im Steigen blieben.

Sorge für den Ackerbau. Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstands betrachtete der König, wie gesagt, den Landbau: er war daher auf Verbesserung der Landwirthschaft sein ganzes Leben hindurch bedacht. Er bekümmerte sich um alle besseren Methoden des Landbau's, ließ auf seine Kosten erfahrene Landwirthe nach England, Holland und in andere Gegenden reisen, rief auswärtige tüchtige Oekonomen auf die Domänengüter und ermunterte die Edelleute, diesem Beispiel zu folgen. Um die Stifter und Klöster in Schlesien, welche sehr große Ländereien besaßen, zur Verbesserung derselben zu nöthigen, gab er allen neu gewählten Aebten die Bestätigung nur gegen das Versprechen, daß sie auf den Stiftsgütern Weinstöcke, Maulbeerbäume und Kartoffeln pflanzen, Bienengärten anlegen, die Schafzucht veredeln, magdeburgische Verwalter und französische Seidenbauer kommen lassen wollten.

Merkwürdig bleibt es, wieviel Mühe die Verbreitung des Kartoffelbaues, welcher seitdem für den armen Mann ein so großer Segen geworden ist, damals den Behörden verursachte. Bekanntlich hatte Franz Drake, der zweite Weltumsegler, das wohlthätige Gewächs aus Virginien nach England mitgebracht, wo die Königin Elisabeth die neue Frucht am Weihnachtstage 1580 zuerst auf ihrer Tafel sah. Berlin war der erste Ort in Deutschland, wo die Kartoffel gezogen wurde, aber das Volk wollte sich lange Zeit durchaus nicht daran gewöhnen. Friedrich Wilhelm I. ließ sie für die Nahrung der Kranken und Armen in dem Berliner Krankenhause, der Charité, anwenden und schenkte zu ihrem Anbau dem Hospital ein Stück Landes. Aber dieses Beispiel und alle Vorschriften wollten nichts helfen. Im Jahre 1745 herrschte große Hungersnoth, Friedrich schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagen voll Kartoffeln und ließ alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren, aber das Vertrauen derselben war so gering, daß sie den Anbau nur lässig und ungeschickt betrieben. Fast mit Zwang wurde der Gebrauch der Kartoffel zunächst in Pommern verbreitet, erst später in Schlesien und in der Kurmark, wo endlich eine Brottheuerung in den Jahren 1770 und 1771 den Ermahnungen der Behörden zu Hülfe kam.

Um den Ackerbau zu erwünschter Blüthe zu bringen, wandte auch Friedrich endlich noch das Mittel an, welche die tüchtigsten seiner Vorfahren von Albrecht dem Bären an öfter benutzt hatten: die Heranziehung fremder Colonisten. Man kann rechnen, daß unter seiner Regierung an 250,000 Anbauer aus allen Theilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen zogen, wo ihnen besonders solche Striche Landes, welche bis dahin wüste und unfruchtbar gelegen hatten, unter großen Begünstigungen zur Urbarmachung angewiesen wurden. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm auf diese Weise gelang, morastige, öde Gegenden in blühende Felder oder Wiesen umzuwandeln, wie er dies besonders in den Oder-, Warthe- oder Netzebrüchen, in Pommern und Westpreußen mit großem Erfolg bewirkte. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oderbruch gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freude aus: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe." Um dem Ackerbau überhaupt einen neuen Schwung zu geben, wurde zur Verbesserung oder Gewinnung von Aeckern und Wiesen durch Kanäle, Deiche und jedes andere Mittel ein allgemeiner Meliorations- (Verbesserungs-) Plan für das ganze Land entworfen, zu dessen leichterer Ausführung den einzelnen Provinzen reiche Geldunterstützungen bewilligt wurden. So ist Friedrich's Regierung für die Hebung des Landbaues im ganzen Lande von unermeßlichem Nutzen gewesen: ganz besonders brachte er nach dem Schluß der schlesischen Kriege auch die neu gewonnene Provinz Schlesien in kurzer Zeit zu einer vorher nie gekannten Blüthe, wodurch der Werth seiner Eroberung um ein Bedeutendes gesteigert wurde.

Die adeligen Güter. Seiner Fürsorge für den Landbau entsprach es auch, daß er eine Einrichtung gründete, um den Gutsbesitzern bei etwaigen Geldverlegenheiten zu Hülfe zu kommen, wie dies für die Kaufleute durch Gründung der Bank geschehen war. Der Adel in Schlesien war durch den Krieg zum Theil sehr heruntergekommen, viele Güter mußten zum Verkauf gestellt werden, worunter der Ackerbau und daher der ganze Staat litt. Da errichtete der König auf den Rath des schlesischen Justizministers von Carmer die sogenannte Landschaft: sämmtliche Rittergutsbesitzer traten nämlich zu einer Gesellschaft unter diesem Namen zusammen, um sich gegenseitig in ihren Verlegenheiten zu helfen. Wer in Geldnoth war, konnte auf seine Güter bis zur Hälfte ihres Werthes Geld geliehen erhalten; für den ihm geliehenen Betrag aber wurden auf diese Güter soganannte Pfandbriefe (in einzelnen Theilen von 100 bis 1000 Thlr.) ausgestellt, welche auf Pergament gedruckt

Digitized by Google

und von der Landschaft verkauft wie baares Geld in allem Verkehr angenommen und mit 5 Procent verzinset wurden. Diese Einrichtung, zu deren erster Begründung der König ein beträchtliches Kapital hergab, hat einer Menge von Familien Rettung von drohendem Untergang gebracht und sich seitdem fortdauernd als sehr vorzüglich bewährt.

Friedrich hatte zu der Errichtung der Landschaft um so bereitwilliger seine Zustimmung gegeben, weil er auch sonst eifrig darauf bedacht war, die adeligen Familien im Besitz ihrer Güter zu erhalten. Er verbot nach dem siebenjährigen Kriege den Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche, und wirkte auf alle Weise dahin, daß die Adeligen Majorate errichteten, wodurch die Erbschaft der Güter immer nur dem ältesten Sohne zugesichert und daher die Zersplitterung derselben verhütet werden sollte. Um die Bürgerlichen von dem Ankauf adeliger Güter sicherer abzuhalten, bestimmte Friedrich sogar, daß kein bürgerlicher Käufer eines Ritterguts die damit verbundenen Ehrenrechte, wie die Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule, die Theilnahme an den Kreisversammlungen und das Jagdrecht haben sollte. Auch sprach er offen aus: „Ich möchte gern, daß alle adeligen Güter, so bisher noch Bürger besitzen, nach und nach aus deren Händen gebracht würden; denn der Bürger soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darin stecken, aber keine adeligen Güter besitzen."

Friedrich's Ansicht vom Adel und von den Ständen. Diese Fürsorge des Königs für die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes beruhte auf seiner Ansicht von dem Unterschied der Stände überhaupt. Während er als Philosoph, als Dichter und als Mensch keinen Vorzug des einen Standes vor dem andern gelten ließ, vielmehr jeden einzelnen so hoch oder so niedrig schätzte, wie er es durch seinen eigenen Werth verdiente, legte er dagegen als Staatsmann und Fürst ein sehr großes Gewicht auf die Scheidung der drei Stände, der Adeligen, der Bürger und der Bauern, und hielt es für ungemein wichtig, daß ein Jeder in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verbleibe. Der Adel vor Allem sollte nach wie vor seine Stellung im Besitz des Grund und Bodens, im Kriegsdienst und in den hohen Hof- und Staatsämtern behalten. Nach den allgemeinen Anschauungen jener Zeit war dies nichts Auffallendes, denn überall genossen die Adeligen bis dahin sehr große Ehrenrechte in jeder Beziehung. Schon in der äußeren Erscheinung trat dies hervor: die adeligen Männer allein trugen Degen und dreieckige Hüte mit Straußenfedern, so auch die jungen Adeligen auf Schulen und Universitäten. Vorzüglich aber waren denselben bis dahin alle Minister-,

Präsidenten-, Landrathsstellen, sowie die vornehmen Hofämter, die Gesandtschaftsposten und der höhere Militärdienst fast ausschließlich vorbehalten. Das befolgte Friedrich nun mit noch größerer Strenge, weil er der Ansicht war, daß ein Staatswesen am besten gedeihe, wenn Jeder in seinem besondern Stande den Beruf desselben treu zu erfüllen bemüht sei, wogegen er das unzufriedene Herausdrängen aus einem Stande in den andern sehr bedenklich fand. Zwar hielt er jeden Stand in Ehren und suchte das Wohl aller seiner Unterthanen in gleicher Weise zu fördern, auch strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person zu üben, aber es erschien ihm unheilvoll für den Einzelnen und für das Gemeinwesen, wenn der Adel statt des Kriegsdienstes, des Grundbesitzes und der höheren Staatsverwaltung, worin derselbe von jeher seine Ehre gesucht hatte, sich etwa zur Theilnahme an kaufmännischen Speculationen hinwendete, oder wenn der Bürgerssohn die Sphäre des gewerblichen Lebens, auf die er zunächst hingewiesen war, oder der Bauer die ländliche Arbeit mißachten lernte. Deshalb vor Allem suchte er jeden der drei Stände bei seinem herkömmlichen Beruf zu erhalten, unterstützte den Adel so viel als möglich in der Behauptung des ererbten Grundbesitzes und wollte die Offizierstellen in der Armee besonders mit Adeligen besetzt wissen. Letzteres war eine einfache Folge der alten Stellung der ritterlichen Grundbesitzer, welche bei eintretenden Kriegszeiten dem Landesherrn ihre Fähnlein mit einer größeren oder geringeren Zahl von Kriegsknechten zugeführt hatten. Als nun die Fürsten selbst die Truppen warben, schien es natürlich, daß sie die Führerstellen jenem alten Herkommen gemäß den Besitzern der alten Rittergüter und deren Söhnen gaben, bis in den neueren Zeiten die veränderten Verhältnisse und Anschauungen auch darin allmälig Einiges änderten. Ueberdies waren die Offizierstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht eben dazu drängten, während die Adeligen den Kriegsdienst nach alter Sitte als eine Ehrensache ihres Standes betrachteten. Auch meinte der König, daß sich eben die militärische Ehre bei dem Adel vorzugsweise finde. „Im Allgemeinen, sagte er, bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich im Kriege auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht weiter entehrt glaubt." Für gewöhnlich wurden demgemäß in den meisten Regimentern nur Adelige zu den Offiziersstellen befördert, doch machte der König hiervon Ausnahmen, wenn ein nichtadeliger Unteroffizier, wie es in einem Reglement heißt, „große Meriten und einen offenen Kopf, auch dabei ein gut Exterieur und wenig-

Digitized by Google

stens 12 Jahre gedient hatte," dann durfte derselbe zum Seconde-Lieutenant vorgeschlagen werden. In die Cadettenhäuser dagegen, welche von Friedrich vermehrt und zweckmäßig eingerichtet wurden, sollten nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden; auch wurden zur Ausbildung der jungen Adeligen für den Militär- und Civildienst noch sogenannte Ritterakademieen gegründet.

Auch in Bezug auf die Aemter der höheren Staatsverwaltung berücksichtigte der König fast nur die Adeligen; er hielt es darin sogar noch strenger als seine Vorfahren und machte wenig Bürgerliche zu Ministern oder Präsidenten. Wenn es geschah, so erhob er sie meistens gleichzeitig in den Adelstand.

Freilich machte der König an seinen Adel, eben wegen der hohen Ansicht, die er von der Stellung desselben im Staate hatte, auch desto größere Anforderungen; denn der Adel galt ihm Nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst. „Der Adel ohne Kenntnisse," sagte er, „ist nur ein leerer Titel, welcher den Unwissenden an das helle Tageslicht stellt und ihn dem Gespött aussetzt," und als ein hannöverscher Graf, dessen Sohn als Junker bei den Gardes du Corps diente, bat, denselben mit Rücksicht auf seinen Grafenstand zum Offizier zu nehmen, schrieb ihm der König: „Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Fall aus einem Grafen etwas werden soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an." Wie er über die Pflichten des Adels überhaupt dachte, zeigt auch seine poetische Epistel an den Prinzen von Preußen, seinen Bruder, wo es heißt: „Alle Menschen sind die Kinder Eines Vaters und bilden Eine Familie; und trotz alles Hochmuthes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleichgeboren, sie sind von Eurem Blut. Oeffnet stets das Herz ihrer Klage nnd bedenkt ihr Elend mit Eurem Glücke; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, so zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter."

So sehen wir denn auch den König, ungeachtet der großen Fürsorge für die Erhaltung und Unterstützung des Adels, gleichzeitig bemüht, den Zustand der Bauern sehr zu verbessern. Dieselben waren damals noch in einer traurigen, gedrückten Lage, zum Theil in Leibeigenschaft, zum Theil in Erbunterthänigkeit der Grundherren und mit den schwersten Pflichten gegen dieselben belastet. Friedrich hielt es zwar noch nicht an der Zeit, diese Einrichtung ganz abzuschaffen, weil dieselbe, wie er

aussprach, auf alten Verträgen zwischen den Eigenthümern des Landes und den später herbeigekommenen Bewohnern desselben beruhte. Man müßte wenigstens, so meinte er, den Adel für den Verlust, den er durch die Abschaffung jenes Zustandes an seinen Einkünften erleiden würde, entschädigen. Wenn es aber unthunlich erschien, den Bauer damals schon ganz aus dem Verhältniß der Erbunterthänigkeit zu erlösen, so erließ der König doch zahlreiche Verordnungen, um diesen Zustand zu erleichtern und besonders die mannigfachen Mißhandlungen und Ueberbürdungen, denen die Landleute bei den Frohndiensten und dem Vorspann ausgesetzt waren, von ihnen abzuwenden.

Der Gerechtigkeitspflege widmete Friedrich der Große die gewissenhafteste Sorgfalt: er setzte darin eine der ersten Pflichten des Fürsten. „Allen Bürgern", so schrieb er, „ihr Eigenthum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." Sein Wille war, in der Justiz alle Parteigunst zu entfernen, die Prozesse abzukürzen und die Härte vieler Strafen zu mildern; da es ihm aber durch einzelne Verordnungen nicht gelingen wollte, die „bisherigen, leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuche" von Grund aus zu vertilgen, so schritt er schon im Jahr 1746 zu einer gänzlichen Justizreform. Der Großkanzler von Cocceji, ein ausgezeichneter Mann, welcher schon unter Friedrich Wilhelm I. eine Aenderung der Justizverwaltung vorbereitete, diente dem König als Hauptwerkzeug bei der Ausführung seines wichtigen Plans, und im Jahre 1748 konnte unter dem Namen eines Codex Fridericianus der Entwurf einer neuen Gerichtsordnung bekannt gemacht werden, deren trefflicher Geist durch folgende Stellen genügend bezeichnet wird: „Sie (die Richter) müssen allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. — Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte subrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert oder unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren." Ganz besonders wurde

Digitized by Google

noch eingeschärft, daß die Richter bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Saat lediglich das beschworene Recht und nicht etwa eine Rücksicht auf den König obwalten lassen sollten. Ja, Friedrich ging so weit, etwaige Machtsprüche, zu denen er sich selbst vielleicht gegen den gesetzlichen Gang der Rechtspflege verleiten lassen möchte, im Voraus ungültig zu erklären.

Es war früher in der That ein großer Uebelstand gewesen, daß die Fürsten öfter durch selbständige Entscheidungen in den geordneten Lauf der Justiz eingegriffen hatten: nicht blos das Recht der Begnadigung, welches eines der schönsten und edelsten Privilegien der Krone ist, hatten sie ausgeübt, sondern auch willkürlich Strafen geschärft oder verändert. Davor wollte Friedrich seine Unterthanen und sich selbst künftighin bewahren, — und er hatte guten Grund, seiner eigenen Willensstärke nicht ganz und gar zu vertrauen; denn im Eifer für das, was er für Recht hielt und im Aerger über vermeintliche Ungerechtigkeit seiner Richter gegen arme Leute zu Gunsten der Vornehmen ließ er sich dennoch auch später noch zu einzelnen willkürlichen Schritten hinreißen. Am berühmtesten ist die Müller Arnold'sche Sache geworden.

Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu bezahlen hatte. Er blieb mit dieser Zahlung im Rückstande uuter dem Vorwand, daß durch die Anlage eines Teichs, den ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle hatte graben lassen, ihm das Wasser und daher aller Betrieb entzogen sei. Graf Schmettau klagte, der Müller wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er diese nicht leistete, seiner Mühle durch gerichtlichen Verkauf verlustig gemacht. Mit allen weiteren Beschwerden abgewiesen, wandte er sich zuletzt an den König, welcher sich die Sache durch einen seiner Officiere, zu dem er großes Vertrauen hatte, vortragen ließ. Dieser, der rechtlichen Verhältnisse nicht ganz kundig, war der Ansicht, daß dem Müller Unrecht geschehen sei. Auf seinen Rath verwies der König die Sache nun an das Kammergericht in Berlin mit dem Befehl, den Prozeß schleunig zu Ende zu führen. Aber auch das Kammergericht bestätigte alle früheren Entscheidungen. Nun meinte Friedrich, daß die Richter nur dem Adeligen zu Gunsten ihr Urtheil gesprochen hätten und überdies seinem auf Unparteilichkeit gerichteten Willen zu trotzen versuchten. Gegen solches parteiisches und trotziges Wesen wollte er ein für alle Mal ein warnendes Beispiel aufstellen. Er ließ den Großkanzler von Fürst mit den drei Räthen, welche die Sache entschieden hatten, vor sich kommen; sie fanden ihn in seinem Zimmer, durch starkes Podagra gerade in besonders gereizter Stimmung. Mit heftigen Worten

Digitized by Google

hielt er ihnen ihr Benehmen vor, sowie es ihm erschienen war. „Sie müßten wissen," sagte er, „daß der geringste Bauer und Bettler ebensowohl ein Mensch sei, wie der König. Ein Justizcollegium," fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung." Den Großkanzler von Fürst entließ er mit den Ausdrücken der größten Ungnade aus seinem Amte, die drei Räthe wurden ebenfalls abgesetzt und auf Festung gebracht. Dasselbe widerfuhr den Richtern, welche früher in der Sache zu entscheiden gehabt hatten. Der Vorfall erregte nicht in Preußen allein, sondern in ganz Europa das allgemeinste Aufsehen: überall wurde die strenge Gerechtigkeitsliebe des Königs gepriesen, welche auch dem Geringsten seiner Unterthanen sein Recht zu verschaffen bemüht sei. Auch ist nicht zu leugnen, daß das Beispiel, welches er hier aufgestellt, gewiß einen tiefen Eindruck auf die Richter machte. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß gerade in diesem Falle, wo er sich gegen seine Gewohnheit einen Machtspruch erlaubte, sein Zorn auf unschuldige Häupter fiel; denn es darf als sicher angenommen werden, daß der als ein gerechter und redlicher Mann allgemein geachtete Großkanzler auch in dieser Sache streng nach seinem Gewissen gehandelt hatte. Auch wurden ihm, wie den entlassenen Räthen, viele Zeichen der öffentlichen Theilnahme in Berlin dargebracht. Dennoch hat die Arnold'sche Sache wegen der dabei kund gegebenen strengen Absichten des Königs viel dazu beigetragen, das Vertrauen des Volks zu seiner Gerechtigkeitsliebe zu erhöhen. Solches Vertrauen verdiente er auch im vollsten Maße. Noch bei seiner letzten Reise nach Preußen im Jahre 1784 sagte er zu einem neuernannten Präsidenten: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und ich muß Ihn also kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizcommissar in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, sondern von allem Guten, das ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er, Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sag' ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat Er Güter?" „Nein, Ew. Majestät." — „Will er welche kaufen?" — „Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät." „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen."

Digitized by Google

Wie sehr in Folge solcher Gesinnung des Königs das Vertrauen des Volks zur Justizpflege stieg, beweist unter Anderm die weltberühmte Geschichte des Müllers von Sanssouci. Bei der Anlage des Schlosses Sanssouci war dem König eine Windmühle sehr im Wege; er ließ den Besitzer derselben zu sich kommen, bot ihm an, ihm die Mühle abzukaufen, und versprach ihm außer einer beträchtlichen Summe noch eine andere, bessere Mühle. Der Müller aber wollte sich von dem ererbten väterlichen Besitz nicht trennen und lehnte alle Anträge des Königs ab. Verdrießlich über solchen Widerstand drohete ihm Friedrich, er solle nur bedenken, daß ihm die Mühle allenfalls auch gegen seinen Willen genommen werden könne. Der schlichte Mann ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern erwiederte zuversichtlich: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Der König freute sich über diese für ihn selbst und seinen Gerichtshof so ehrenvolle Zuversicht des Müllers und ließ ihn seitdem im ungestörten Besitz seines väterlichen Erbes. In ganz Europa wurde der Fall rühmend erzählt, und als unter Friedrich Wilhelm III. die Mühle von Sanssouci dem Verfall nahe war und von dem Besitzer dem König zum Kauf angeboten wurde, hielt es der treffliche Nachkomme Friedrich's für seine Pflicht, in der berühmten Mühle das Andenken seines großen Vorgängers zu ehren. „Gute Nachbarn", sagte er, „ständen sich treulich bei; als Nachbar des Müllers schicke er ihm 2000 Thaler, damit er sich aus seiner Noth lösen könne, die Mühle aber zum ewigbleibenden Andenken an die Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich erhalten werde."

Carmer und das Allgemeine Landrecht. An die Stelle des wegen der Müller Arnold'schen Sache entlassenen Großkanzlers von Fürst berief der König den ausgezeichneten bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer, welchem sofort auch der Auftrag zu Theil wurde, nicht blos ein neues Gesetzbuch und zwar zum ersten Male in deutscher Sprache, sondern auch eine neue Proceßordnung auszuarbeiten. Carmer war so glücklich, bei dieser schwierigen Aufgabe ausgezeichnete Gehülfen besonders in der Person des Geheimenraths Suarez u. A. zu finden: er setzte überdies besondere Commissionen zur Berathung einzelner Theile der wichtigen Arbeit nieder, ließ von allen bedeutenden Rechtsgelehrten vielfache Gutachten ausarbeiten und konnte endlich nach jahrelanger gewissenhafter Mühe das „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten" vorlegen, welches vor allen damaligen Gesetzbüchern der europäischen Staaten ausgezeichnet war und noch heute die Hauptgrundlage unseres öffentlichen Rechts bildet. Friedrich selbst erlebte die Vollendung der Arbeit, welche erst am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden

Digitized by Google

konnte, nicht mehr, aber seiner Anregung gebührt der Dank auch für diese dem Vaterland erwiesene Wohlthat.

Das Schulwesen. Man sollte erwarten, daß Friedrich bei seiner eigenen hohen Bildung und bei seiner Vorliebe für die Wissenschaft auch das Schulwesen bedeutend gefördert habe, und doch ist dies nicht gerade eine der glänzendsten Seiten seiner Regierung gewesen. Zwar erkannte er, wie nothwendig und heilsam die Verbesserung der Schulen und die weitere Verbreitung des Volksunterrichts war, aber er blieb in dieser Beziehung größtentheils bei guten Absichten stehen, wogegen größere Erfolge von ihm nicht erreicht wurden. Was ihm zur Ausführung seiner Absichten besonders fehlte, waren die erforderlichen reichlichen Geldmittel. Wir haben gesehen, wie viel Mühe es ihm kostete, die Staatseinnahmen ohne übermäßige Belastung der ärmeren Leute soweit zu erhöhen, daß er die Mittel zur Unterstützung des Ackerbaues, zur Heranziehung der fremden Colonisten, zur Belebung des Handels und aller Gewerbe, sowie für die nothwendige Heeresmacht gewann; da blieb denn für den Lehrstand nicht gar viel übrig, und der König mußte sich darauf beschränken, durch wohlgemeinte Verordnungen und Ermahnungen seine Unterthanen selbst zur Belebung des Schulwesens anzutreiben. In seiner Fürsorge für diesen Zweig der Regierungsthätigkeit stand ihm in den späteren Jahren besonders der Minister von Zedlitz tüchtig zur Seite. Diesem gelang es, viele bedeutende Gelehrte auch ohne hohe Besoldung für die preußischen Universitäten Halle, Frankfurt und Königsberg zu gewinnen; der Ruhm des großen Königs trug viel dazu bei, manchen tüchtigen Geist nach Preußen zu ziehen. Einer derselben, ein viel gereis'ter Mann, sagte einst mit Thränen des Entzückens zum König: „Ich habe bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme, aber so einen, wie Ew. Majestät habe ich in der Welt noch nicht gesehen." Auch die Verbesserung der Gymnasien und der Stadtschulen, in welchen damals noch ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Handwerker, Kaufleute und Gewerbtreibenden fast nur Latein getrieben wurde, lag dem einsichtigen König wohl am Herzen, auch scheute er hier und da nicht den Aufwand bedeutender Mittel, um eine verfallende Anstalt durch Berufung tüchtiger Schulmänner neu zu beleben, aber etwas Durchgreifendes geschah auch in dieser Beziehung nicht.

Für das eigentliche Volksschulwesen erließ Friedrich gleich nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens (12. August 1763) ein „General-Landschulreglement" mit sehr zweckmäßigen Bestimmungen. Am Anfange desselben sagt er: „Demnach wir zu Unserem höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung

der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach hergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und anderen nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen und Alles ins künftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können." Leider kam jedoch die Verordnung wenig zur Ausführung, die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt, wozu später manche ausgediente Unterofficiere hinzukamen. Für sehr viele Orte gab es gar keine Schule oder nur sogenannte Winterschulmeister, welche im Winter angenommen und von den Bauern nach der Reihe beherbergt und ernährt, im Sommer aber wieder entlassen wurden. Die meisten Verbesserungen des Landschulwesens, wo solche gemacht wurden, waren Privatleuten zu danken. Doch regte Friedrich, wie gesagt, deren Eifer gern an; so unterstützte er auch die Gründung der ersten Schullehrerseminarien, in welchen durch die Vorbildung besserer Lehrer ein guter Grund zur Hebung des Schulwesens gelegt wurde.

In ganz Deutschland erwachte damals ein großer Eifer für den Jugendunterricht: dieses Streben ging auch für Preußen nicht verloren, aber erst unter Friedrich Wilhelm III. sind auch in dieser Beziehung durchgreifende neue Einrichtungen ausgeführt worden.

Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen. Wir haben schon bei der Erzählung von Friedrich's Jugendzeit gesehen, wie es mit seinem religiösem Glauben gestanden, wie in Folge der unvorsichtigen Leitung in der ersten Jugend die Keime eines freudigen Glaubens an die christlichen Heilswahrheiten in ihm nicht aufkommen konnten, und wie dann der Einfluß der französischen Freigeisterei ihn der kirchlichen Frömmigkeit noch mehr entfremdete. Freilich ließ er sich in seiner geistigen Selbständigkeit nicht zur Leugnung der allgemeinsten religiösen Wahrheiten hinreißen, vielmehr sehen wir ihn besonders in späteren Jahren von einer aufrichtigen Ehrfurcht vor dem Höchsten erfüllt, und auch in

seinem Volk will er ernste Gottesfurcht gepflegt wissen. „Mein System", schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." Von dieser Gesinnung gab der König auch in seiner Regierung öfter deutlich sprechende Zeugnisse. Die kirchliche Fürbitte, welche bis dahin lautete: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unsern theuersten König", ließ er dahin abändern: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht, unsern König", weil es ihm unschicklich schien, der irdischen Majestät dem Höchsten gegenüber zu gedenken. In demselben Sinne verordnete er, daß arme Leute, wenn sie ihm Bittschriften abzugeben hätten, nicht mehr vor ihm niederfallen sollten; denn das könnten sie wohl vor Gott thun. In dem Codex Fridericianus beschwört der König die Richter, so zu leben, wie sie es „vor dem gerechten Richterstuhl Gottes verantworten könnten", endlich verordnete er auch, wie wir bereits gesehen haben, daß christliche Gottesfurcht als Grundlage des Volksunterrichts betrachtet werden sollte. Ja, der König trat sogar hier und da in seinen Schriften als beredter Vertheidiger des Christenthums gegen die Verächter desselben auf. Freilich aber waren es nur die sittlichen Vorschriften Christi und das erhabene Beispiel, welches derselbe in seinem irdischen Wandel gegeben, was Friedrich mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte, dagegen blieb der eigentliche christliche Glaube, der Glaube an die Erlösung und Rechtfertigung der Menschen durch Christi Verdienst, seinem Herzen verschlossen, und er betrachtete die Geistlichen, welche hierauf ein besonderes Gewicht legten, als abergläubisch oder gar als Heuchler und wollte mit ihnen nicht gern zu thun haben. Da er jedoch jenen Glauben an die geoffenbarten Heilswahrheiten als die eigentliche Lehre der christlichen Kirche und als Ueberzeugung des Volks vorfand, so hütete er sich wohl, daran zu rütteln; denn vor Allem hielt er es für die Aufgabe eines Fürsten, den religiösen Glauben des Volks, welchen er als die Grundlage eines sittlichen Wandels erkannte, zu achten und überhaupt die Gewissen durch keinen Zwang zu belasten. Er sprach den Grundsatz aus: „Die weltliche Regierung mit Kraft emporzuhalten, Jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen." Er verfiel nicht in die große Verirrung, welche bald darauf in der französischen Revolution zu beklagen war, wo die ungläubigen Volksführer Jeden ver-

Digitized by Google

folgten, der als ein streng Gläubiger bekannt war. Wie er überhaupt wollte, daß in seinem Staat „Jeder nach seiner Façon selig werden" sollte, so ließ er auch diejenigen frei gewähren, welche in einem tieferen christlichen Glauben ihre Seligkeit suchten, nur verlangte er, daß auch von ihnen keine Unduldsamkeit gegen die Andersdenkenden geübt würde.

So war Friedrich's Regierungsverhalten in religiöser Beziehung im Allgemeinen wohl vorsichtig und duldsam, doch ist nicht zu verkennen, daß der Einfluß seiner eigenen Gesinnung dem kirchlichen Glauben viel von der bisherigen Geltung entzog. Es blieb natürlich nicht verborgen, daß er selbst auf die geoffenbarten Lehren wenig Gewicht legte. Sein Mißfallen über die strenggläubigen Geistlichen drückte er überdies bei einzelnen Gelegenheiten in scharfer, beißender Weise aus. Je mehr man den großen Fürsten allgemein bewunderte, desto mächtiger mußte sein Beispiel in Preußen und in ganz Deutschland wirken; daher konnte es nicht fehlen, daß der damals besonders von Frankreich aus durch alle Länder Europas verbreitete Geist des Unglaubens gleichsam unter Friedrich's Schutz auch bei uns eine Stätte fand, zuerst in den sogenannten gebildeten Ständen, nach und nach auch mehr in den übrigen Kreisen des Volks. Dieser Einfluß des königlichen Beispiels bleibt zu beklagen, wenn auch der Geist der religiösen Duldsamkeit, welchen er zu seinem Hauptgrundsatze machte, unserm Vaterlande zur besonderen Ehre gereicht. Die religiöse Duldsamkeit ist allerdings um so höher zu achten, wo sie nicht ein Zeichen religiöser Gleichgültigkeit, sondern ein Ausfluß wahrer christlicher Liebe und Milde ist.

Auch gegen seine katholischen Unterthanen erwies sich Friedrich im Allgemeinen als ein liebevoller und gerechter Fürst, wiewohl er nach der Weise seiner Vorfahren und aus persönlicher Neigung den Schutz des Protestantismus als besondere Aufgabe des preußischen Fürsten erachtete und danach bei jeder sich darbietenden Gelegenheit handelte. Die Erwerbung Schlesiens, wo ein großer Theil der Bewohner dem katholischen Bekenntniß angehörte, gab ihm jedoch reichlichen Anlaß, auch den Katholiken seine Fürsorge zu bezeigen; nur verlangte er von ihnen wiederum, daß sie sich nicht unduldsam gegen Andersgläubige erwiesen. Den Katholiken Berlins erbauete er zu großem Dank des Papstes eine Kirche. Die Mönchsorden, insoweit sie nützlichen Beschäftigungen, insbesondere der Krankenpflege oblagen, fanden bei ihm Anerkennung und Unterstützung; selbst die Jesuiten, welche wegen der ihnen zur Last gelegten Intriguen von dem Papst Clemens XIV. aufgehoben werden mußten, wurden überraschender Weise von Friedrich in seinen Ländern in Schutz genommen. Sei es, daß er ihre Dienste als Jugendlehrer wirklich hoch-

Digitized by Google

schätzte, sei es, daß er sich den Befehlen des Papstes nicht fügen mochte, — er ließ die Auflösungsbulle in seinen Staaten nicht verkündigen, sondern schrieb an einen Vertrauten in Rom: „Sagen Sie, daß in Ansehung der Jesuiten Mein Entschluß gefaßt sei, sie in Meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis dahin befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe Ich in Ansehung der Religion den Status quo (bisherigen Zustand) für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben so wenig von der Obliegenheit, Mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne." Später legten übrigens doch auch die preußischen Jesuiten ihren Namen und ihre Ordenstracht ab und wurden in sogenannte Priester des königlichen Schulinstituts für Schlesien ausschließlich für die Erziehung der katholischen Jugend umgewandelt. Im Jahre 1787, nach Friedrich's Tode, wurde auch diese Einrichtung aufgelös't und die ehemaligen Jesuitengüter verkauft.

Friedrich's Einfluß auf Literatur und Kunst. Zum Schluß unserer Uebersicht von Friedrich's reger Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens müssen wir noch seinen Einfluß auf die Literatur und Kunst erwähnen. Das Wichtigste ist in dieser Beziehung die große Anregung, welche durch ihn, wie bereits angedeutet, dem geistigen Leben in Preußen und Deutschland überhaupt gegeben worden: die deutsche Literatur nahm einen kräftigeren Aufschwung in Folge des belebenden und begeisternden Hauches, der von Preußens Thron über das deutsche Vaterland wehte. Das klingt wohl überraschend und seltsam, wenn man sich daran erinnert, daß Friedrich die deutsche Literatur selbst gering schätzte, seine eigenen literarischen Genüsse fast nur bei französischen Schriftstellern suchte, im Privatverkehr immer französisch sprach, seine meisten Werke in der französischen Sprache schrieb und die deutschen Gelehrten und Dichter über die welschen so auffallend vernachlässigte. Das Alles ist freilich nicht wegzuleugnen, und doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn der Gleichgültigkeit oder gar der Feindseligkeit gegen den Aufschwung der deutschen Literatur beschuldigte. Sein lebhafter und fein gebildeter Geist konnte allerdings an den deutschen Schriftstellern, wie sie besonders in seinen jüngeren Jahren noch beschaffen waren, kein rechtes Gefallen finden, weil in der That damals die schöne Literatur bei uns noch erst im Wiedererwachen war: das Beste, was Deutschland damals aufzuweisen hatte, war in der Form noch schwerfällig und unerquicklich im Vergleich mit den Erzeugnissen

Digitized by Google

Frankreichs und Englands, wo schon ein Jahrhundert zuvor eine Zeit literarischer Blüthe gewesen war. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß Friedrich's für das Schöne empfänglicher Sinn sich dem geistigen und persönlichen Verkehr mit den fein gebildeten eleganten Franzosen zuwandte, obwohl er deren große sittliche Schwächen wohl erkannte und gebührend verachtete. Bei aller persönlichen Vorliebe für die französische Literatur hat der große Fürst niemals vergessen, daß er eben ein deutscher Fürst war, und wenn er sich an der heimischen Literatur, wie sie damals war, noch nicht erfreuen konnte, so gab er sich doch gern der Hoffnung auf ein baldiges Aufblühen derselben hin. In einer Abhandlung, welche der König selbst verfaßte, hieß es von der deutschen Literatur: „Laßt uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Literatur auf unserm Boden nicht glücklich gewesen," — er zählt dann das wenige Gute, was ihm davon bekannt geworden, auf und fügt hinzu: „Leid thut es mir, daß ich kein weitläuftigeres Verzeichniß zu entwerfen im Stande bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nation zu, ihr fehlt es weder an Geist, noch an Genie; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie hinderten, sich zu gleicher Zeit mit den Nachbarn in die Höhe zu schwingen. — Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. — Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß die Kunst und Wissenschaft, wie einst in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden."

Diese Hoffnung des Königs sollte früher, als er es ahnte, in Erfüllung gehen: er selbst blieb nicht unthätig, um sie der Verwirklichung näher zu bringen. In Folge seiner Aufmunterung wurde in Königsberg eine deutsche Gesellschaft gestiftet, in deren Statuten es heißt, daß sie in den herausgegebenen Schriften die Ehre Gottes des Allerhöchsten, die Beförderung guter Wissenschaften und Künste und die Ausbildung der deutschen Sprache zum einzigen Augenmerk haben solle. Auch der Akademie der Wissenschaften, welcher Friedrich eine neue Einrichtung gab, wurde die Sorge für die Reinheit und Fortbildung der deutschen Sprache vornehmlich zur Pflicht gemacht. — In einer Unterredung mit Gottsched sagte der König einmal: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Mußestunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben."

Als Friedrich im Jahre 1750 nach Leipzig kam, ließ er den Fabel-

Digitized

dichter Gellert zu sich holen und sprach mit ihm über die deutsche Literatur und deren große Mängel. Gellert selbst mußte ihm einige seiner Fabeln vortragen, über welche Friedrich sein großes Gefallen bezeigte. Garve in Breslau wurde durch den König zur Uebersetzung von Cicero's Büchern „über die Pflichten" aufgemuntert. Nach dem siebenjährigen Kriege richtete Friedrich sein Augenmerk darauf, daß in den Schulen die deutsche Sprache zweckmäßiger betrieben würde.

Immerhin bleibt es aber zu beklagen, daß Friedrich das frische Aufleben der deutschen Literatur, welches durch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe u. A. schon vor seinem Lebensende zu einer schönen Entwickelung gelangte, nicht gehörig erkannte und würdigte. Nichtsdestoweniger hat er darauf, ohne es selbst zu ahnen, einen großen Einfluß geübt; denn sein großer Heldenruhm und Fürstenglanz hat den Deutschen zuerst wieder ein lebendiges nationales Bewußtsein gegeben, und aus diesem keimten die erhabenen Schöpfungen unserer Literatur hervor. Das frische, freudige Gefühl, welches durch seine glorreichen Thaten in Preußen und in ganz Deutschland erzeugt wurde, theilte sich allen Geistern mit, und Göthe selber sagt: „der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie."

In Preußen selbst blühete eben damals das regste literarische Treiben auf, wie es hier nie zuvor gekannt worden; Berlin zumal wurde bald vor allen anderen deutschen Städten der Mittelpunkt des geistigen Lebens und Schaffens, und gleichsam der höchste Gerichtshof der schönen deutschen Literatur.

Auch die schönen Künste erfuhren von Seiten Friedrich's vielfache Förderung. Bei seinen zahlreichen, großen Bauten, dem jetzigen Dom in Berlin, der katholischen Kirche, dem Schloß von Sanssouci, dem neuen Palais u. s. w., war er auf Schönheit im Geschmack jener Zeit in hohem Grade bedacht. In Rom ließ er antike Bildhauerwerke kaufen, ferner legte er in Sanssouci eine Sammlung von Gemälden der berühmtesten Künstler an, welche noch jetzt den besten Theil des Museums zu Berlin ausmachen. Wie sehr er der Musik zugethan war, ist schon mehrfach erwähnt worden; er ermunterte auf jede Weise die besseren Componisten, ließ auch in Berlin italienische Opern aufführen. Nach der Sitte jener Zeit nahm auf der Schaubühne das Ballet die erste Stelle ein, jedoch trat allmälig auch das eigentliche Schauspiel selbständiger hervor. Berlin erhielt damals die erste regelmäßige Schaubühne, welcher Friedrich vielfache Ermunterung zu Theil werden ließ.

Digitized by

37. Friedrich's des Großen Lebensweise.

Friedrich's Tagesordnung. Wir haben nun die bewunderungswürdige Thätigkeit kennen gelernt, welche der große König in allen Richtungen des öffentlichen Lebens entfaltete: es war dies nur möglich, weil er die Benutzung seiner Zeit durch die strengste Lebensordnung geregelt hatte und jeden Augenblick für die Welt und für sich auszubeuten wußte. „Du hast Recht," schrieb er an einen Freund, „wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müssiggang."

Der König stand im Sommer um drei Uhr auf, selten nach vier Uhr, im Winter eine Stunde später. Seine Diener mußten ihn um diese Zeit wecken und erforderlichen Falls zum Aufstehen nöthigen. Einst sagte er an einem kalten regnichten Morgen zu seinem Kammerhusar, er solle ihn noch etwas schlafen lassen; derselbe erklärte aber rundweg, es sei vier Uhr, er könne sich nicht abweisen lassen. „Das ist brav," rief der König aufstehend, „Du würdest auch übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen." Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde im Schlafzimmer, Sommer und Winter, Kaminfeuer gemacht. Gleich nach dem Aufstehen zog der König Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln (die nie ganz neu, auch nie gewichst waren und daher oft sehr roth aussahen), auf dem Bett sitzend, an, das Uebrige dann stehend vor dem Kamin. Gleich darauf trat auf seinen Ruf ein Kammerhusar mit den eingegangenen Depeschen und Briefschaften herein. Diese begann der König zu lesen, während ihm der Haarzopf gemacht wurde. Das was er nicht selbst beantworten wollte, ließ er mit kurzen Bemerkungen oder ohne Weiteres an seine Kabinetsräthe geben. Dann wusch sich der König, setzte in späteren Jahren die Haartour und den Hut auf, den er, außer bei Tische, beständig trug, und der, auch wenn er neu war, erst so weich gerieben sein mußte, daß er wie ein alter im Kopfe saß; denn er wollte auf seinem Körper nichts Unbequemes haben. Die Uniform legte er nicht sogleich an, sondern blieb füererst in einem Ueberwurfe von Sammet. Der Adjutant der Leibwache mußte nun den Bericht von allen in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden bringen, worauf wohl vermerkt sein mußte, ob einer etwa ein Anliegen an den König habe. Dann hörte Friedrich die Berichte seiner Generaladjutanten über die zu erledigenden Militärsachen, ging darauf in sein Schreibzimmer, trank einige Gläser Wasser und zwei oder drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee pflegte er Uebungen auf der Flöte zu blasen,

Digitized by Google

gewöhnlich phantasirte er im Zimmer auf- und abgehend, längere oder kürzere Zeit, wobei er allerlei Sachen überlegte und selbst über die ernstesten Dinge oft die glücklichsten Gedanken hatte, ohne daran zu denken, was er blase. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge aus Bittschriften und die Berichte, die ihm die Kabinetsräthe eingesandt, ließ diese einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die Vorstellungen, sie setzten den Bescheid wörtlich mit Bleistift auf die Eingaben. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sich immer mehr daran gewöhnt, die meisten Angelegenheiten nicht mit den einzelnen Ministern zu berathen, sondern sich darüber von seinen Cabinetsräthen, die eigentlich seine vertrauten Geheimschreiber waren, Bericht erstatten und auch die Entscheidung ohne Weiteres aus dem Cabinet, wie man es zu nennen pflegte, ergehen zu lassen. So umfaßte auch Friedrich alle Staatsgeschäfte allein und setzte, blos durch die Feder seiner Cabinetsräthe, alle Ministerien in Bewegung. Die Cabinetsräthe erlangten natürlich durch die nahe Stellung zum König eine große Wichtigkeit, fast alle Civilangelegenheiten gingen durch ihre Hände. Der Cabinetsrath Eichel besonders hat bis an seinen Tod das unbedingteste Vertrauen des Königs genossen, was er durch musterhafte Treue, Ehrlichkeit und Arbeitskraft auch verdiente. Er war für Friedrich dasselbe in allen größern Angelegenheiten, was ihm der Geheime Kämmerer Fredersdorf, der alle kleinen Hausangelegenheiten als Secretär besorgte, im engeren Kreise war.

Die von dem König seinen Cabinetsräthen gegebenen Antworten sind größtentheils noch aufbewahrt und geben von seiner landesväterlichen Gesinnung und Thätigkeit eine erhabene Idee. Alle diese königlichen Befehle athmen den Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen, alle sind in der Abfassung klar und bündig und meist überraschend treffend, alle des großen Geistes und Herzens des Königs würdig. Man hat sehr oft, um das Wesen dieser Antworten zu bezeichnen, nur einige launige und witzige Bescheide hervorgehoben, welche der König auf manche alberne Anträge ertheilte, aber deren Zahl ist nur sehr gering im Vergleich mit den zahllosen ernsten Entscheidungen: im Allgemeinen ist überall das zugleich scharfe und dabei wohlwollende Eingehen des Königs auf die Sache selbst zu bewundern.

Während der Arbeit mit den Cabinetsräthen speiste der König von den Kirschen, Feigen, Weintrauben oder anderem Obste, welches auf den Spiegeltischen stand und welches er ungemein liebte. Wenn die Cabinetsräthe beurlaubt waren, legte er sein Nachtzeug ab, strich

Digitized by Google

sich die Haare ziemlich nachlässig mit Pomade, ließ sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich die Uniform an. Das Alles war in fünf Minuten gethan. Um 10 Uhr erschien der Commandant, um die Parole zu erhalten, dann beantwortete der König Privatbriefe, ertheilte Audienzen, las mit lauter Stimme und übte sich, wenn etwa Zeit übrig war, in Concertstücken; bisweilen besuchte er die Parade, ritt oder ging spazieren. In Sanssouci ritt er gewöhnlich eine Stunde vor Tische aus, immer im Trab oder Galop. Oft ritt er selbst von Potsdam nach Berlin, ohne sich des Wagens, der ihm folgte, zu bedienen. Auf Märschen ritt er beständig, war die Kälte groß, so ging er lieber zu Fuße. Beim Reiten und Gehen trug er einen Krückstock, ein spanisches Rohr mit einer blau emaillirten goldenen Krücke.

Schlag 12 Uhr wurde das Mittagsessen aufgetragen; doch ließ der König wohl auch ein Viertelstündchen vor 12 Uhr anrichten, wenn er auf dem Küchenzettel eine Lieblingsspeise bemerkt hatte. Er trank dabei französischen Wein mit Wasser vermischt oder auch Moselwein, den Rheinwein konnte er nicht leiden und sagte einmal: „wenn man einen Vorschmack vom Henken haben will, so darf man nur Rheinwein trinken." Er meinte, sein Vater habe sich das auf ihn vererbte Podagra durch den Genuß des Rheinweins zugezogen. Friedrich aß nicht gar viel, aber er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, besonders eine sogenannte Polenta (aus Käse und Mais mit vielen Gewürzen bereitet), welche ihm öfter Unwohlsein verursachte. Er saß gern bei Tische, war lebhaft in der Unterhaltung und sprach selbst viel über Politik, Religion, Geschichte, Kriegssachen oder was sonst anziehend schien. Auch durch Schwänke und Anekdoten wurde die Unterhaltung gewürzt. Er zeigte sich auch hier reich an Ideen und treffenden, witzigen Einfällen.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte, worauf die Cabinetsräthe die Briefe zur Unterschrift einsandten, — aber er sah die ertheilten Antworten erst noch alle genau an, ließ viele abändern, verbesserte hier und da Etwas eigenhändig oder hängte auch einige kräftige und nachdrückliche Worte an. Alle Eingaben und Berichte wurden denselben Tag beantwortet; nur Todesurtheile, an deren Vollziehung der König ungern ging, verschob er gewöhnlich. Seinen Namen schrieb er erst Frederic, dann Federic, deutsch zuerst Friderich, dann in immer größerer Abkürzung Fdch, Fch, Fh, auch blos F, zuletzt noch dazu sehr klein und undeutlich. Als er in seinem siebzigsten Lebensjahre die Gicht in der rechten Hand hatte, lernte er noch mit der linken leserlich schreiben.

Digitized by Google

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche er etwa mit ihren Arbeiten bestellt hatte, spazierte allein oder in Gesellschaft, sei es im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, sei es in den Sälen herum; gewöhnlich kam auch der sogenannte Lecteur. Derselbe mußte ihm Auskunft über neue Bücher geben; unter lehrreichen Gesprächen, welche hierdurch veranlaßt wurden, ging der König mit ihm auf und ab. Auch wurden aus den neu erschienenen Schriften wohl einzelne merkwürdige Stellen vorgelesen, aber Friedrich las meistens selbst. Außerdem las er noch sehr viel für sich allein, fast immer mit lauter Stimme, am liebsten poetische Sachen. Auch der Schriftstellerei war die Zeit zwischen vier und sechs Uhr gewidmet. Am Abend war dann gewöhnlich Concert, welches etwa eine Stunde währte; er selbst blies einige größere Piecen, hörte zuweilen ein Concertstück von seinem berühmten Lehrer Quantz blasen, oder er ließ ein Solo auf dem Violoncell spielen, auch wohl eine Arie von einem Sänger vortragen. Der König trug das Adagio besonders schön vor. Außer Quantz nahm sich nicht leicht Einer die Freiheit, ihm Bravo zuzurufen. Friedrich aber sagte einst zu dem bekannten Musiker Fasch, dem Gründer der Berliner Singakademie, daß er es ihm wohl einmal äußern könne, wenn er es gut gemacht habe, was Fasch von da an auch that. Auch auf dem Klavier war Friedrich geübt.

Einen wichtigen und interessanten Abschnitt in des Königs Tagesordnung machte die Abendtafel aus, bei welcher sich derselbe in geistreicher Liebenswürdigkeit ganz als Mensch dem Kreise von Freunden hingab, welchen er um sich versammelte; oft wurde das Gespräch sehr lebhaft, sehr witzig, oft im höchsten Grade schalkhaft, da sich Friedrich selbst ganz gehen ließ und rückhaltslos über alle Dinge sprach und sprechen ließ. Wenn die Gesellschaft entlassen war, oft erst um Mitternacht, stellte sich Friedrich vor das Kamin, zog sich selbst aus, entließ seine Kammerbedienten mit dem regelmäßigen Befehl, ihn am andern Morgen zu wecken, und schlief immer ohne Licht und meist bald ein. Zwei Hoflakeien hatten im Vorzimmer die Wache. Gustav Adolph's Bild war das einzige in dem Schlafgemach von Sanssouci.

Die Reisen. Die königliche Tagesordnung wurde jährlich im Monat Mai gestört, wo Friedrich regelmäßig seine Reisen in die Provinzen begann, zuerst nach Sachsen und Preußen, dann nach Schlesien. Diese Reisen waren ausschließlich dem Dienst des Landes gewidmet; außer den Truppenmusterungen, welche er überall abhielt, sah der große Monarch nach Allem auch in der bürgerlichen Verwaltung. Hohe und niedere Beamte, die Präsidenten und Directoren der Domainenkammern

Digitized by

und der Regierungen, die Forstbedienten, kurz jeder an seiner Stelle mußte, bis ins Kleinste hinein, Bericht auf alle Fragen geben. In jedem Kreise mußte sich am ersten Vorspannort der Landrath melden und die genaueste Auskunft über alle Verhältnisse des Kreises ertheilen, ebenso die Amtleute und Schulzen, welche neben dem Wagen noch eine Strecke herreiten mußten, um auf weitere Fragen zu antworten. Auch Kaufleute und Geschäftsmänner aller Art sah der König gern um sich. Was Friedrich mit diesen Landesreisen bezweckte, spricht er unter Anderm in einem Briefe an Voltaire aus, wo er sagt: „Ich suche in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Urtheile zu mildern, die mir zu strenge scheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise; Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder von Anderen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu harte und zu strenge Proceduren."

Große Bequemlichkeit verlangte der König auf seinen Reisen eben so wenig, wie im Feldlager; das einfachste Nachtquartier war ihm das liebste, besonders gern kehrte er bei armen, würdigen Geistlichen ein, um ihnen die 100 Thaler zuzuwenden, welche immer als Entschädigung für ein Nachtquartier gezahlt wurden. Sehr ärgerlich war es ihm, wenn er etwa mit großen Lob- und Schmeichelreden empfangen wurde. Als ihn einst ein Bürgermeister, bei dem er eingekehrt, mit solchen Schmeicheleien begrüßte, äußerte er gegen seine Begleiter das größte Mißfallen über die getroffene Wahl des Quartiers und sagte: „Zehn Mal lieber wär' ich in der Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem solchen kriechenden Floskeldreher."

Natürlich war auf den Reisen der Andrang des Volks sehr groß: nicht blos diejenigen, welche ein Anliegen vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen hatten, eilten auf den Weg des Königs herbei, Alle, Groß und Klein, wollten den ruhmgekrönten Fürsten, den geliebten Landesvater gern einmal von Angesicht sehen. Friedrich entzog sich der Liebe seines Volkes nicht, sondern erfreute sich an der allgemeinen Theilnahme. Als einst die Pferde gewechselt wurden, trat eine bejahrte Bauerfrau dicht an den Wagen. „Mütterchen! was wollt Ihr?" fragte der König sehr leutselig. „Nur Sie sehen und weiter nichts," — versetzte sie treuherzig. Der König nahm einige Friedrichsd'or aus der Tasche und gab sie der Alten mit den Worten: „Liebe Mutter! seht, hier auf den Dingen steh' ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so

Digitized by Google

lang' Ihr wollt und so lang' Ihr könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen."

Viel andere schöne Züge von Friedrich's wohlwollender Freundlichkeit werden von seinen Reisen erzählt. Einst fuhr er an einem Dorfe vorbei, dessen Bauern an der Heerstraße standen, um ihn zu sehen. Ein Lakai des Königs, der auf dem Bocke saß, erhob ein Freudengeschrei und wollte von dem schnellfahrenden Wagen springen. — „Was giebt's da", fragte Friedrich. „Ew. Majestät, da stehen Vater und Mutter!" — „Die möchtest Du wohl gern sprechen?" — „Ach ja, Ew. Majestät, ich bin ja im vorigen Jahre nicht mit hiergewesen!" — „Nun dann laß halten!" Der Wagen hielt. „Geh' in Gottes Namen! Du kannst bis morgen bei Deinen Eltern bleiben. Uebermorgen aber mußt Du in Köslin sein." Der König wandte sich jetzt an den neben dem Wagen reitenden Landrath. „Sorge Er dafür, daß der Mensch morgen Abend Vorspann bekommt; zu Fuß ist der Weg zu weit."

Es war bekannt, daß der König Keinem das Gehör versagte; er wollte nicht, daß man die Leute streng zurückwiese. „Die armen Leute", sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren." Es fehlte natürlich nicht an Personen jeden Standes und Geschlechts, die ihn mit Bittschriften behelligten. Auf einer Reise nach Pommern hielt er in einem kleinen Städtchen an. Die Officiere der dortigen Dragonerschwadron hatten sich um ihn versammelt. Eine bejahrte Frau drängte sich so ungestüm durch, daß weder die Wache, noch die Officiere sie zurückhalten konnten. „Der König kennt mich gewiß noch", rief sie fortwährend, gelangte so zu Friedrich und reichte eine Bittschrift in den Wagen. Er las dieselbe und lachte. Es war die Wittwe eines Schneiders, eine arme Frau, sie bat den König um eine Unterstützung und führte in ihrer Eingabe an: Sie hoffe keine Fehlbitte zu thun, da sie in jüngeren Jahren auf dem Schlosse des Königs, seines Vaters, gedient und ihm einst, als kleinem Prinzen, ein Butterbrod gegeben habe. Damals habe er dies so hoch aufgenommen, daß er ihr versprochen, später für sie zu sorgen. Friedrich sah die Wittwe freundlich lächelnd an und sagte: „Na, da muß ich mich wohl revanchiren. Sie soll jährlich eine Pension bekommen." Diese wurde ihr wirklich angewiesen.

Auch außer den Reisen fehlte es nie an Personen, welche des Königs bekanntes Wohlwollen ansprachen und selbst aus den entferntesten Provinzen nach Potsdam reisten, um bei ihm unmittelbar Schutz und Hülfe zu suchen; obwohl er es wiederholt und ernstlich verboten hatte, daß man ihm z. B. bei der Parade Bittschriften überreichen sollte, so

Digitized by Google

wurde er doch meistentheils von selbst auf Leute aufmerksam, die sich ihm zu nahen wünschten, und schickte dann wohl seinen Adjutanten heran, um das Anliegen der Hülfeflehenden zu erfragen.

Sanssouci und seine Besucher. Friedrich brachte in Friedenszeiten den größten Theil des Jahres in Sanssouci bei Potsdam zu. Im Jahre 1744 ließ er den Bau dieses Schlosses beginnen. Das erste, was ausgeführt wurde, war sein Grab auf einem offenen Platze, den Fenstern seines späteren Studirzimmers gegenüber. „Quand je serai là, je serai sans souci“ (wenn ich erst da liege, werde ich ohne Sorge sein), sagte der König einst, auf die neu erbaute Gruft deutend, und dies wurde die Veranlassung zur Benennung des gleich darauf erbauten, berühmten Schlosses. Zu den sechs Terassen, welche vor demselben angelegt wurden, sowie zu dem Gebäude selbst zeichnete Friedrich eigenhändig den Grundriß. Als es beendigt war, ließ er mit goldenen Buchstaben die Inschrift Sans-Souci darauf setzen und bezeichnete sich selbst auf dem Titel seines Werkes: „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte“ als Philosoph von Sans-Souci. Am 1. Mai 1747 wurde das schöne Schloß bezogen und mit einer Tafel von 200 Gedecken und mit großem Concert eingeweiht. Hier hat Friedrich seine schönste Zeit als Mensch, seine wichtigste als Regent verlebt: hier ist der heilige Boden, welchen Preußen und Nichtpreußen ewig gern betreten und ehrfurchtsvoll betrachten werden.

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis von Männern um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte. Außer Denjenigen, welche ihm aus der schönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, zog er bald neue Freunde heran. Der liebste unter allen war ihm der Marquis d'Argens, aus der Provence gebürtig, welcher durch Verfolgungen, die ihn wegen seiner freien Gesinnung trafen, genöthigt gewesen war, sein Vaterland zu verlassen. Die Leichtigkeit und Anmuth seines Benehmens, sowie die feine Bildung seines Geistes, besonders aber die große Hingebung an den König machten ihn in kurzer Zeit zu dem intimsten Vertrauten desselben. In dem umfangreichen Briefwechsel, welchen Friedrich aus der Ferne mit ihm unterhielt, bespricht er mit der größten Offenheit und Unbefangenheit alle wichtigen öffentlichen und persönlichen Verhältnisse. Auch hatte er dem Marquis ein Begräbniß neben dem seinigen auf Sanssouci bestimmt; derselbe kehrte aber im Alter nach Frankreich zurück. Unter den Gesellschaftern aus früherer Zeit blieb dem König der Baron Pöllnitz wegen seiner unerschöpflichen Laune und geselligen Liebenswürdigkeit immerdar sehr angenehm, aber bei seinem leichtsinnigen Wesen vermochte er niemals das

Digitized by Google

wirkliche Vertrauen Friedrich's zu gewinnen. Unter den militärischen Freunden desselben sind vorzüglich der General von Winterfeldt und die beiden Schotten Georg und Jakob Keith (der Feldmarschall) zu erwähnen, welche als Anhänger der verjagten Stuarts ihr Vaterland verlassen mußten, von Friedrich aber als tüchtige Krieger sehr freudig aufgenommen wurden. Besondere Ehre erwies der König dem alten Zieten; schon im Kriege hatte er überall die größte Rücksicht für ihn beobachtet. Als er einst mit den Grenadieren seiner Garde bis spät in die Nacht marschirt war, ließ er endlich Halt machen und Feuer anzünden. Er selbst wickelte sich in seinen blauen Feldmantel und setzte sich auf einige Kloben Holz zum Feuer, um ihn und neben ihm seine Grenadiere. Nachher kam auch Zieten und setzte sich zum König ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide sehr müde, entschlummerten bald; der König schlug jedoch öfter die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von seinem Sitz heruntergesunken war und ihm ein Grenadier ein anderes Holzscheit unter den Kopf legte, sagte er leise: „Bravo Grenadier, der alte Zieten ist müde!“ Als bald darauf ein anderer Grenadier, halb im Schlafe, aufsprang, um sich beim Feuer seine Tabackspfeife anzuzünden, und dabei aus Unvorsichtigkeit an Zieten's Fuß stieß, richtete sich Friedrich plötzlich empor und sprach: „St, Grenadier, weckt mir den alten Zieten nicht auf, er ist sehr müde.“ Später sah der König den alten Reitergeneral sehr gern bei Hofe und behandelte ihn mit der rührendsten Schonung und Rücksichtnahme. Als Zieten einst an der königlichen Tafel einnickte, war der König besorgt, daß ihn keiner störe: „Laßt ihn ruhig schlafen“, sagte er, „er hat oft genug für uns gewacht.“ Auch ließ er dem greisen Krieger in wiederholten schmeichelnden Handschreiben bis zum letzten Augenblick immer wieder Zeichen seiner großen Theilnahme zukommen. Als Zieten im Alter von 87 Jahren, kurz vor seinem König starb, wurde dieser sehr trüb und ernst gestimmt.

Voltaire und d'Alembert. Derjenige, welcher unter allen Freunden des Königs am meisten Gunst von ihm erfahren, war der französische Dichter und Philosoph Voltaire; er war aber zugleich auch der, welcher ihm mit dem schwärzesten Undank lohnte. Friedrich hatte zwar von vorn herein keine wirkliche Achtung vor dem sittlichen Werth des berühmten Franzosen gehabt, aber er wünschte durchaus seinen geistvollen Umgang zu genießen und setzte Alles daran, ihn an seinen Hof zu ziehen. Endlich gab Voltaire des Königs stets wiederholter Aufforderung nach und kam im Jahre 1750 nach Sanssouci: er genoß die höchste Aufmerksamkeit, bekam die Kammerherrnwürde und ein Jahrgehalt von 3500 Thalern, wohnte im Schlosse, hatte freie Tafel, Equipage und Dienerschaft. Das

Digitized by

Alles und Friedrich's liebenswürdiger Umgang behagte ihm ungemein; seine Begeisterung für den König ging bis zur Leidenschaft, und er bekannte seinen Freunden, daß es nichts Süßeres gebe, als dieses Leben, und daß nichts der Philosophie und den schönen Künsten mehr Ehre mache.

Voltaire's Anwesenheit in Sanssouci trug in der That, wie der König gehofft hatte, viel zur Belebung alles geistigen Strebens an dem preußischen Hofe bei, nur ist zu bedauern, daß sein Einfluß zugleich den leichtfertigen, ungläubigen Sinn verbreiten half, dem er selbst durchaus verfallen war. Dem König war er ein werther Rathgeber bei seinen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, aber das genaue Verhältniß, welches zwischen beiden Männern entstand, sollte gar bald manche Trübung erfahren. Voltaire, durch den Glanz seiner Stellung geblendet, vergaß, was er seinem hohen Gönner und seiner eigenen Würde schuldig war. Voll ungemessener Selbstliebe, dabei habsüchtig bis zum schmutzigen Geiz, hämisch, neidisch, und eifersüchtig auf jeden andern Freund des Königs, mißbrauchte er bald die königliche Milde, bis verschiedene ärgerliche Vorfälle seine Entfernung nöthig machten. Schon hatte ein gemeiner Proceß mit einem Juden, der Voltaire verklagte, ihn mit unächten Steinen übervortheilt zu haben, seine Redlichkeit in ein ungünstiges Licht gestellt, auch war durch andere ähnliche Vorfälle sein Ruf schwer beeinträchtigt worden, als endlich ein Schriftstreit mit dem Präsidenten der Berliner Akademie, dem berühmten Naturforscher Maupertuis, den er aus Eifersucht in ganz gemeiner Weise angriff, den König so erzürnte, daß er eine von Voltaire's Schriften öffentlich vor dessen Fenster durch Henkershand verbrennen ließ. In Folge weiterer hierdurch herbeigeführter Vorgänge sah sich der Franzose endlich genöthigt, unter dem Schein eines Urlaubs Preußen für immer zu verlassen. So groß vorher seine Bewunderung für Friedrich gewesen war, so bitter wurde jetzt sein Haß: durch giftige Schmähschriften suchte er den früheren Gönner zu verunglimpfen, welcher ihm bei Gelegenheit die derbsten Antworten nicht schuldig blieb. Später wurde die literarische Correspondenz zwischen Beiden noch einmal angeknüpft, aber so oft dann Voltaire auch schmeichelnd und bittend die ihm abgenommenen Orden und den Kammerherrnschlüssel wieder begehrte, Friedrich war nicht mehr zu bewegen, seinen Wünschen zu willfahren.

Wie wenig Voltaire beliebt war, zeigt auch eine Anekdote über die Rache, die ein Page an ihm nahm. Er speiste einst an des Königs Tafel. Ein Page stieß ihn bei dem Auftragen einer Schüssel mit dem Ellenbogen in die Frisur, daß der Puder umherstäubte. Voltaire wurde darüber sehr aufgebracht. „Was giebt's?" fragte der König. „Sire",

versetzte Voltaire, „ich war unter den Klauen eines pommerschen dummen Thiers." Der König fand die Antwort sehr unpassend, noch mehr aber verdroß sie natürlich den Pagen, welcher auf Rache sann. Auf einer Reise des Königs, an welcher auch Voltaire, der ein sehr häßlicher Mann war, Theil nahm, erzählte der Page auf einer Station den Bauern: in dem einen Wagen (in dem eben Voltaire sich befand) säße der große Leibaffe des Königs, ein gewaltig böses Thier, das immer heraus in die Freiheit wolle; sie möchten es um Himmels willen nicht heraus lassen. Als nun Voltaire unterwegs aussteigen wollte, widersetzten sich die Bauern und droheten ihm mit der Peitsche, wenn er nicht still säße. Beim neuen Vorspann erzählten es die Bauern nun schon weiter, und es wurde im ganzen Dorfe bekannt, des Königs Leibaffe sei in dem einen Wagen. Jeder Bauer wollte den Affen sehen, und sie fingen endlich an, ihn mit Knitteln zu necken, und schlugen ihm auf die Finger, wenn er darnach greifen wollte, — bis ein Lakai des Königs der Sache ein Ende machte.

Vorsichtiger als Voltaire war sein Landsmann, der gelehrte d'Alembert, welchen Friedrich auch gern an seinen Hof gezogen hätte, der aber allen Aufforderungen widerstand, obwohl er mit dem König fortwährend die innigste und geistreichste Correspondenz unterhielt und von demselben auch ein Jahrgehalt annahm.

Friedrich's Verhalten zu seinen Dienern. Friedrich legte auf die freundschaftlichen Verbindungen, welche er bis an sein Lebensende in reichem Maße unterhielt, einen um so größeren Werth, als er die weit höheren Freuden eines glücklichen Hauswesens in Folge des ihm bei seiner Verheirathung angethanen Zwangs nicht kennen lernte. Wohl wäre er würdig gewesen, ächtes Familienglück zu genießen; das zeigt seine Zärtlichkeit gegen seine Geschwister und Verwandte, wie auch das freundliche Verhältniß zu seiner ganzen Umgebung bis zum niedrigsten Lakaien herab. So sehen wir den großen Mann an jedem Weihnachtsfest seine Dienerschaft auf die gemüthlichste Weise beschenken. Seine Gaben waren bei Verheiratheten auf deren Kinder berechnet. Einem Lakaien, der nur Töchter hatte, schenkte er Puppen, kleine Eimer und Töpfe, einem andern eine Klapperbüchse für sein kürzlich gebornes Kind, ein in Nürnberg geborener Lakai erhielt Nürnberger Spielwaaren u. s. w.

Er sah es übrigens ungern, wenn einer von seiner Dienerschaft sich verheirathete oder auch nur eine Liebschaft hatte. Einer seiner Kammerhusaren liebte eine Potsdamer Bürgerstochter und benutzte jeden Moment, wo er los kommen konnte, um sich von Sanssouci nach der Stadt zu schleichen. Der König erfuhr dies und wurde ärgerlich. Er

Digitized by Google

ließ den Diener kommen und sagte ihm: „Setz' Dich dort an den Schreibtisch, ich will Dir einen Brief dictiren." Der Husar gehorchte; Friedrich begann, indem er im Zimmer auf- und abging. „Mein Schatz!" Der Husar stutzte, er glaubte nicht recht gehört zu haben; der König aber sah ihn mit seinen durchdringenden Blicken an und wiederholte: „Mein Schatz! der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine Abwesenheit künftig von dem Murrkopf weniger bemerkt werden kann, miethe Dir in der Brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein treuer rc." Als der Husar mit zitternder Hand und mit Angstschweiß auf dem Gesicht geschrieben, sagte der König: „Nun mach' ein Couvert darum und versiegele den Brief." Auch dies geschah. Nun dictirte ihm der König noch die Adresse: Vor- und Zunamen des Mädchens mit Straße und Hausnummer, Alles ganz genau. Ein Laufer wurde gerufen und diesem der Brief zur Bestellung gegeben.

Einer von des Königs Dienerschaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunsch in deutschen Versen zu überreichen, die er von einem Gelegenheitsdichter hatte anfertigen lassen. Als der König die Verse gelesen, ließ er den Lakaien rufen und fragte ihn, ob er die Verse selbst gemacht. „Nein, Ew. Majestät", war die verlegene Antwort des Gratulanten. „Das ist gut!" sagte der König. „Hier will ich Dir Etwas für Deinen guten Willen schenken." Er reichte ihm einige Goldstücke hin. „Es ist Dein Glück, daß Du die Verse nicht gemacht hast, denn sonst hätt' ich Dich ins Tollhaus bringen lassen müssen. Incommodire Dich übers Jahr nicht wieder."

So wohlwollend und gemüthlich der König übrigens gegen seine Dienerschaft sein konnte, so war er doch im Allgemeinen sehr streng und forderte von ihnen besonders die größte Pünktlichkeit im Dienst. In Augenblicken der Heftigkeit ließ er sich, wie sein Vater, selbst zur Behandlung mit Faust- und Stockschlägen hinreißen.

Des Königs Hunde und Pferde. Auf seinen Spaziergängen waren drei oder vier Windspiele seine beständigen Begleiter; eines war der Liebling, dem die anderen nur zur Gesellschaft dienten. Einer der sogenannten kleinen Lakaien mußte die Windhunde bedienen und bei gutem Wetter in den Gärten, bei schlechtem in den Sälen spazieren führen. Die Lieblingshunde begleiteten ihren Herrn auch im Felde, mit Biche verbarg er sich einst vor herumstreifenden Panduren unter einer Brücke, wobei das kluge Thier sich so ruhig verhielt, als wisse es um die Gefahr. — Im Jahre 1760 im Winterquartier zu Leipzig fand der Mar-

quis d'Argens den König auf den Dielen sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Lieblingshunde Biche die fettesten Bissen zuschob. D'Argens trat einen Schritt zurück und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Mächte den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen wohl glauben, daß er gefährliche Plane für den nächsten Feldzug schmiede oder Negociationen überlege, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von alledem, er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde!"

Als einst ein Artikel über die Thierseelen vorgelesen wurde, sagte der König zu seinem damaligen Lieblingshunde, den er eben auf dem Schooß hatte: „Hörst du, mein kleiner Liebling? es ist von dir die Rede; man sagt, du habest keinen Geist, du hast aber doch Geist, mein kleiner Liebling!"

Auch für seine Pferde hatte Friedrich eine große Zuneigung; sie mußten, wenn er sie reiten sollte, groß und stark sein. Nach dem ersten glücklichen Versuche gab er ihnen einen Namen; dann durfte sie kein Stallmeister mehr besteigen. Seit der Schlacht bei Kunersdorf war „der kleine Schimmel" in der Armee sehr bekannt. Bei Mollwitz ritt der König den Sternrappen, verließ aber die Schlacht auf dem sogenannten „langen Schimmel", seitdem auch „Schimmel von Mollwitz" genannt, welcher von da ab das Gnadenbrod erhielt. Das beliebteste Pferd war bei Friedrich jedoch der „Condé", ein Fliegenschimmel, welcher neben der größten Munterkeit die trefflichsten Eigenschaften, besonders aber großen Muth besaß und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb.

Friedrich's Aeußeres. Zum Schluß noch ein Wort über Friedrich's Aeußeres: des Königs Körperstärke war seiner Mittelgröße angemessen, sein Wuchs ebenmäßig, die großen blauen Augen feurig, der Gang rasch und stolz, doch etwas nachlässig. Er sah in der Nähe recht gut, aber für entferntere Gegenstände mußte er sich schon im ersten schlesischen Kriege einer Lorgnette bedienen. Zum Lesen und Schreiben hat er weder Glas noch Brille jemals gebraucht. Beschwerliche Körperleiden, Gicht u. a. stellten sich früh ein, aber Geist und Thätigkeit herrschten über die Unbehaglichkeit des Leibes vor, die Bequemlichkeit liebte Friedrich, wenn die Zeit es gönnte; er opferte sie dagegen ganz, wenn der Dienst es heischte. Reinlichkeit war nicht gerade seine Tugend, im Alter versäumte er sie, wie die ganze Kleidung, immer mehr. Im gewöhnlichen

Digitized by Google

Leben trug er die Uniform des Leibgardebataillons. Den preußischen Hausorden, den schwarzen Adlerorden trug er immerdar, außerdem bei russischen Festen den St. Andreasorden und den weißen Adlerorden.

38. Die Theilung Polens; der baierische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden sehen wir die Fürsten der mächtigsten Länder sich um Friedrich's Freundschaft und Bündniß bewerben; besonders war es Rußland, welches sich von Neuem mit Friedrich zu verbinden suchte; die Zustände Polens gaben dazu die nächste Veranlassung.

Die Zustände in Polen. Polen, welches unter den Fürsten aus dem piastischen Hause ein halbes Jahrhundert hindurch geblüht hatte, war immer mehr geschwächt worden, seitdem Jagello von Litthauen bei der Erhebung auf den polnischen Thron mit den Großen des Landes einen Wahlvertrag gemacht hatte, welcher die Herrschaft zwischen dem Fürsten und dem Adel theilte. Jeder neue König mußte bei seiner Wahl immer ungünstigere Bedingungen eingehen, bald vermochten die Fürsten nichts mehr ohne den Reichstag, auf welchem ein einzelner adeliger Abgeordneter durch seinen Widerspruch jeden Beschluß verhindern konnte. Politische und religiöse Parteileidenschaft machte den Reichstag zu einem Bild der größten Verwirrung, in hundert Jahren gingen 47 solche Versammlungen unverrichteter Sache auseinander; kein Wunder, daß Polen in allen seinen inneren Einrichtungen zurückkam, während ringsum alle Nachbarländer rasch vorwärtsschritten. Der alte polnische Heldenmuth reichte nicht aus, um Polen auf gleicher Stufe mit andern Ländern zu erhalten, in welchen eine geordnete Heeresmacht ausgebildet und die Kriegführung besonders seit Gustav Adolph mehr und mehr als eine Kunst behandelt wurde. So kam es, daß Polen nach und nach an Schweden Liefland und Esthland, an Brandenburg Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk abtreten mußte. Noch einmal erglänzte der alte polnische Heldenruhm, als Johann Sobieski im Jahre 1683 Deutschland von den Türken errettete, aber nach seinem Tode sank das durch innere Parteiungen zerrissene Land um so tiefer und wurde immer mehr der Spielball der fremden Mächte. Kurfürst August II. von Sachsen wurde zum König gewählt; aber er war zu schwach, dem Lande gegen die mächtigen Nachbarn eine Stütze zu gewähren. Nach seinem Tode wollte Frankreich den Stanislaus Lesczinski auf den Thron erheben; Rußland dagegen setzte durch, daß die Krone auf den schwachen August III.

von Sachsen überging. Seitdem leitete der Petersburger Hof alle Angelegenheiten Polens, während der polnische Adel sich immer mehr der Ueppigkeit und Genußsucht hingab. Sinnloser Luxus verderbte die Nation und lähmte in ihr alle ächte sittliche Kraft und Selbständigkeit.

Als August III. (1763) starb, wünschten einige polnische Patrioten durch die Wahl des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder des Königs, für die Wiedererhebung des unglücklichen Landes zu sorgen; Friedrich der Große aber lehnte ihren Antrag ab, weil er sich gleich nach dem siebenjährigen Kriege nicht in neue Kriegshändel einlassen wollte. Dagegen war ihm, wie Rußland, daran gelegen, daß Polen in der bisherigen Ohnmacht verbleibe, und er schloß mit der russischen Kaiserin Katharina im April **1764** ein Bündniß, worin sich die beiden Staaten gegenseitig ihre Länder verbürgten, im Fall irgend eines fremden Angriffs sich eine Unterstützung von 12,000 Mann Truppen oder 480,000 Thaler Geldhülfe zusagten, und zugleich durch einen geheimen Artikel festsetzten, die bisherige polnische Wahlverfassung, welche ihnen die Einmischung in die Verhältnisse Polens so leicht machte, nicht abändern zu lassen. Dann wurde nach Rußlands Willen der Graf Stanislaus Poniatowski zum König gewählt. Die innere Gährung und Spaltung in Polen stieg immer höher: besonders trat eine katholische Partei mit heftiger Verfolgungssucht gegen alle Nicht-Katholiken auf; die Kaiserin Katharina nahm sich der Letztern an und verlangte für sie gleiche Rechte mit den Katholiken. Da sie ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen versuchte, entbrannte ein Aufstand; der katholische Adel hielt eine Zusammenkunft, die sogenannte Conföderation zu Bar, und erklärte die Absetzung des unter russischem Schutz stehenden Stanislaus. Katharina aber ließ neue Truppen in Polen einrücken und die Aufständischen wurden auseinander gesprengt. Die Russen, in der Verfolgung ihrer Feinde zu eifrig, eilten ihnen im Süden bis auf türkisches Gebiet nach und legten unbedachtsamer Weise eine türkische Stadt in Asche. Da erklärten die Türken gleichfalls den Krieg an Rußland, wurden aber, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren, bald mehrfach geschlagen. Jetzt wurde jedoch Friedrich der Große wegen der unerwarteten Erfolge der russischen Macht besorgt; er fürchtete, daß die Gewalt dieses schon gefährlichen Nachbars sich noch mehr ausdehnen möchte, und suchte deshalb noch andere Bündnisse anzuknüpfen, um im Nothfall gegen etwaigen Uebermuth Rußlands geschützt zu sein. Sein Blick mußte sich auf denjenigen Staat wenden, gegen den er bisher so lange Krieg geführt, auf Oesterreich, wo der junge Joseph II. (seit 1765 Kaiser und Mitregent neben seiner Mutter Maria Theresia) zu einem Freundschaftsbund mit Friedrich sehr geneigt war.

Friedrich der Große und Kaiser Joseph. Joseph II. war von der größten Bewunderung für Friedrich erfüllt: dessen Kriegsruhm sowohl, wie seine Regentenweisheit begeisterten den jungen Kaiser zu lebendiger Nacheiferung, und längst war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, den großen Preußenkönig auch besonders kennen zu lernen. Jetzt führten die Fortschritte Rußlands in Polen und der Türkei die gewünschte Annäherung herbei; denn auch Oesterreich mußte mit Besorgniß auf das mächtige Vordringen der russischen Waffen hinblicken. Es wurde eine Zusammenkunft zwischen den beiden deutschen Fürsten verabredet, welche im August 1769 zu Neiße in Oberschlesien stattfand. Bei der ersten Begrüßung sagte Joseph: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.“ Friedrich erwiederte, er sehe den Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Vereinigung zweier Häuser bewirken, die zu lange Feinde gewesen seien, da ihr beiderseitiges Interesse es erfordere, sich eher beizustehen, als aufzureiben. Später sagte der Kaiser: für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Zu einer eigentlichen Uebereinkunft wegen der russischen Verhältnisse kam es in Neiße nicht, weil der König mit Rücksicht auf seine Verbindlichkeiten gegen Katharina nichts Feindseliges gegen dieselbe unternehmen wollte; nur die gemeinsame Vermittlung des Friedens wollten sich die beiden Fürsten angelegen sein lassen. Unter militärischen Uebungen und traulichen Gesprächen gingen die Tage des kaiserlichen Besuches hin, beim Ausgehen sah man die beiden Häupter des deutschen Reichs nur Arm in Arm, und ganz Deutschland erfreute sich an dieser herzlichen Einigkeit. Bald darauf machte Friedrich einen Gegenbesuch zu Neustadt in Mähren. Dort nahm er auch Gelegenheit, einem seiner früheren gefährlichsten Gegner, dem General Laudon, die größten Ehren zu erweisen. Als man sich eines Tages zur Tafel setzen wollte, bemerkte man, daß Laudon noch fehle. „Das ist gegen seine Gewohnheit, sagte Friedrich, sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein.“ Er wollte, daß dem tapfern Kriegsmann der Sitz neben ihm gegeben würde; denn er ziehe es vor, ihn zur Seite, als sich gegenüber zu sehen.

Auch in Neustadt kam es indeß zu keinen entscheidenden politischen Beschlüssen; Friedrich mochte mit Rußland nicht brechen, nur versicherte er, Alles thun zu wollen, damit aus dem Türkenkriege nicht ein allgemeiner Brand entstehe, und sagte zu, womöglich einen Frieden zwischen Rußland und der Türkei herbeizuführen.

Die Theilung Polens. Plötzlich nahm die Haltung Oesterreichs und Preußens eine andere Wendung: statt Rußlands Ausdehnung zu

Digitized by Google

verhindern, wurden sie darauf bedacht, sich an dessen Machterweiterung zu betheiligen. Prinz Heinrich von Preußen war gerade in Petersburg zum Besuch, wo er sich bald das besondere Vertrauen der Kaiserin erworben hatte, als die Nachricht eintraf, Oesterreich habe unter dem Vorwand alter Ansprüche einen polnischen Grenzstrich, die Zipser Landschaft, besetzt. Da sagte Katharina zu dem preußischen Prinzen die berühmt gewordenen Worte: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um ein Stück Landes zu nehmen, — wenn der Wiener Hof das Königreich Polen zerstückeln will, so werden die übrigen Nachbarn dasselbe Recht haben.“ Prinz Heinrich ging auf den Gedanken ein, in welchem er zugleich ein Mittel erblickte, Rußland durch die zu bewilligenden Vortheile zum Frieden mit der Türkei zu bewegen. Preußen und Rußland waren bald über eine Theilung polnischer Landesgebiete einig, und es hielt nicht schwer, auch Oesterreich zur Theilnahme zu bestimmen, wiewohl die Kaiserin Maria Theresia selbst zu der Sache ihre Billigung nur mit Widerstreben ertheilte. Die drei Mächte kamen dahin überein, daß sie die ihren Grenzen zunächst gelegenen Landstriche Polens, die zur Abrundung eines jeden der drei Staaten bequem gelegen waren, in Besitz nehmen sollten. Friedrich erhielt das ganze bis dahin noch polnische Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn: seine Erwerbung war die geringste an Flächeninhalt und Einwohnerzahl, aber sie war für den preußischen Staat von der größten Wichtigkeit, weil sie das bisher von den übrigen Landestheilen getrennte Ostpreußen mit denselben vereinigte. Das neu erworbene Land wurde Westpreußen genannt, und da Friedrich jetzt im Besitz des ganzen preußischen Landes war, so nannte er, wie seine Nachfolger, sich fortan nicht mehr König „in“ Preußen, sondern König „von“ Preußen. Die übrigen Großmächte Europa's ließen die Theilung Polens ungehindert geschehen, der polnische Reichstag aber sah sich durch die drohende Kriegsmacht der drei Staaten gezwungen, seine Zustimmung zu der geschehenen Beraubung zu geben. Friedrich ließ durch eine Druckschrift sein angebliches Recht auf Westpreußen auseinandersetzen, um den gethanen Schritt zu rechtfertigen. Doch bleibt die Theilung Polens ein Gewaltstreich, zu dessen Entschuldigung für Friedrich nur anzuführen ist, daß er einsehen mußte, wie das ohnmächtige Polen doch nicht zu erhalten war und bei der ersten Gelegenheit ganz und ungetheilt unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen wäre. Polen konnte seine Selbständigkeit nicht behaupten, weil das Volk sittlich verfallen und hinter der allgemeinen Entwickelung der europäischen Staaten durch eigene Schuld zurückgeblieben war, und weil es sich durch inneren Zwiespalt,

Digitized by Google

durch die Willkür des Adels und durch religiösen Hader selbst zerrüttet hatte. Friedrich aber mochte sich über seine Theilnahme an der unvermeidlich erscheinenden Zerstückelung des Landes um so mehr beruhigen, als er Westpreußen alle die Segnungen einer weisen Landesverwaltung zuzuwenden gedachte, durch welche er seine übrigen Unterthanen bereits beglückt hatte.

Am 14. September **1772** ließ der König Westpreußen besetzen und am 27. September fand zu Marienburg die Huldigung statt. Unverzüglich widmete er der neuen Provinz dieselbe liebevolle Fürsorge, durch welche er Schlesien zu so ungeahnter Blüthe entwickelt hatte: an die Stelle der langjährigen Verwirrung und Rechtslosigkeit trat überall eine strenge Rechtspflege, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, die Leibeigenschaft mit ihren barbarischen Sitten wurde aufgehoben, zahlreiche Schulen zur Ausbildung des bis dahin in geistiger Stumpfheit versunkenen Volkes gegründet, Handel und Thätigkeit belebt und auf diese Weise das neu erworbene Land in Kurzem völlig umgewandelt.

Der baiersche Erbfolgekrieg. Friedrich hatte durch Westpreußen seinen Staat abgerundet, er sah seine Lande blühen, die Bevölkerung steigen, nahe an 200,000 Mann konnte er jeden Tag ins Feld führen, 16 Festungen sicherten seine Provinzen, die Kriegsvorräthe aller Art, die Kornspeicher und vor allem der Schatz waren immer gefüllt, Rußland wurde ein immer zuverlässigerer Bundesgenosse, keine europäische Macht war dem Berliner Hofe zuwider, selbst Oesterreich hatte unter dem für Friedrich begeisterten Joseph seinen alten Groll schwinden lassen. Und doch blieb der König von Preußen immer besorglich, und der Wiener Hof gerade war es, welcher seine Sorgen nicht ruhen ließ. Kaiser Joseph's Thatendurst schien dem vorsichtigen König bedenklich; als einst in Sanssouci seine Blicke auf Joseph's Büste fielen, sagte er: „Den stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten." Zwar fügte Friedrich treffend hinzu: „Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat;" aber ungeachtet der unleugbaren Unbesonnenheit des jungen Kaisers erschien sein hochstrebender Sinn gefährlich für die übrigen deutschen Fürsten. Von jeher hatte das Kaiserhaus darnach gestrebt, die österreichische Hausmacht in Deutschland immer mehr zu verstärken und in demselben Grade die Macht und Unabhängigkeit der übrigen deutschen Reichsfürsten herabzudrücken. Wie hätte ein Kaiser von Joseph's hohem Sinn dieses große Ziel aus den Augen lassen sollen! Friedrich hielt ihn solchen gewaltigen Strebens für durchaus fähig, und bald zeigte sich, daß er ihn richtig beurtheilt hatte.

Digitized by Google

Seit langer Zeit war es ein Lieblingsgedanke des österreichischen Hauses gewesen, Baiern zu erwerben. Nun traten Verhältnisse ein, wo es dem thatendürstigen Joseph leicht schien, solche Absichten zu verwirklichen.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, war am 30. December 1777 plötzlich gestorben. Mit ihm erlosch die pfalz-baiersche Linie des wittelsbachischen Hauses; die Nachfolge gebührte dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Oesterreich aber machte einige scheinbare Ansprüche geltend, ließ ohne Weiteres Truppen in Baiern einrücken und wußte den schwachen Kurfürsten von der Pfalz zu einem Vergleich zu bestimmen, durch welchen er die bessere Hälfte seiner Erbschaft an Oesterreich abtrat.

Friedrich erblickte in diesem eigenmächtigen Verfahren eine Verletzung der deutschen Reichsgesetze und ein gefährliches Beispiel für künftige Fälle; er war sofort entschlossen, als Beschützer des Rechts aufzutreten. Unverzüglich ließ er in Wien verkünden, daß Brandenburg-Preußen, als Glied des Reichs, bei der Zerstückelung eines Kurstaates, ohne Mitwirkung des Reichs, wesentlich betheiligt sei. Zwar wurden ihm Anerbietungen gemacht, mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen und an dem Gewinn Theil zu nehmen, ihm dünkte jedoch die Rolle eines Beschützers des deutschen Reichs erhabener, und so sehen wir ihn, wiewohl ohne Lust am Kriege, in hohem Alter und körperlich leidend noch einmal die Waffen ergreifen, um das bedrohte Baiern in seiner Selbständigkeit zu schützen. Er sammelte im Frühjahr 1778 seine Armee, von der unter seiner eigenen und des Prinzen Heinrich Führung ein Corps durch Schlesien und Sachsen nach den österreichischen Staaten marschiren sollte. Die inzwischen angeknüpften Unterhandlungen blieben fruchtlos, und so rückte er im Juli in Böhmen ein. Man hatte sich in Wien geschmeichelt, Preußen rüste nur zum Schein; jetzt erregte die Kunde von Friedrich's Anmarsch den größten Schrecken. Maria Theresia hatte wenig Lust, den verderblichen siebenjährigen Krieg erneuert zu sehen; sie zitterte für ihren Sohn und ließ insgeheim neue Unterhandlungen anknüpfen, die jedoch wiederum zu keinem Ziele führten. Nichtsdestoweniger kam es auch zu keiner eigentlichen Kriegführung, weil die Oesterreicher hinter ihren Verschanzungen blieben und zur Schlacht im freien Felde nicht herauskamen. So waren denn bei diesem Kriege keine Lorbeeren zu pflücken, Friedrich beschränkte sich darauf, den ganzen Sommer tüchtig fouragirend im Lande umherzuziehen, weshalb er selbst den Feldzug spottweise den „Kartoffelkrieg" nannte. Bald brachen jedoch in seinem Heere die Ruhr und das Faulfieber aus und nöthigten ihn, sich aus

Digitized by Google

Böhmen herauszuziehen; bei diesem Rückzug bewährte er durch seine meisterhaften Anordnungen seinen alten Ruhm als trefflicher Kriegführer. Nicht minder zeichnete sich dabei der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. aus, welchem Friedrich darauf sagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen, — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte."

Trotz Friedrich's Rückzug aus Böhmen fand sich doch der österreichische Hof zu Friedensunterhandlungen um so mehr geneigt, als Rußland Miene machte, sich mit Preußen zu verbünden. So wurde denn zuerst ein Waffenstillstand, am **13. Mai 1779** aber der Friede zu Teschen geschlossen, durch welchen die zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz getroffene Uebereinkunft aufgehoben und Baiern, mit Ausnahme eines kleinen, jedoch sehr fruchtbaren Districts (zwischen Niederösterreich und Tyrol) an die rechtmäßigen Erben zurückgegeben wurde.

Durch den baierschen Erbfolgekrieg, welcher Preußen 29 Millionen Thaler und 20,000 Mann gekostet, hatte Friedrich für sich nichts gewinnen wollen, aber wichtiger als jeder Ländererwerb war das Ansehen, welches er in ganz Deutschland als Beschützer gegen willkürliche Ueberhebungen des Kaiserhauses gewonnen hatte.

Mit dem Ende des bairischen Erbfolgekrieges war jedoch nicht alle Gefahr für Deutschlands Fürsten beseitigt; bald trat Oesterreich mit neuen Plänen zur Ausdehnung seiner Macht hervor, und diesmal hatte sich Joseph der Zustimmung Frankreichs und Rußlands zu versichern gewußt. Dem Kurfürsten von Baiern wurde ein Länderaustausch angeboten: er sollte Baiern an Oesterreich abtreten und dafür die kleineren österreichischen Niederlande mit dem Titel eines „Königs von Burgund" erhalten. Den schwachen Fürsten blendete dieser stolzere Name, und er war zu dem unvortheilhaften Tausche bereit, bei welchem man seinen berechtigten Nachfolger, den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, gar nicht befragt hatte. Sowie aber Friedrich die Sache erfuhr, nahm er sich der Rechte des Herzogs an, und gestützt auf das alte Reichsgesetz, die goldene Bulle, erhob er Widerspruch dagegen, daß ein Kurfürstenthum ohne Zustimmung der Reichsfürsten vertauscht würde. In Folge seiner Vorstellungen ließen Rußland und Frankreich nun von dem Vorhaben ab, welches Oesterreich ohne ihre Unterstützung nicht durchzuführen wagte.

Der deutsche Fürstenbund. In dieser Sache hatte sich jedoch von Neuem gezeigt, wie Oesterreich unablässig darauf bedacht sei, die übrigen

deutschen Staaten unter seine Herrschaft zu bringen. Um so dringender erschien es Friedrich, zum Widerstand gegen solche Gelüste und zur Aufrechthaltung der Verfassung und der Rechte im deutschen Reich einige feste Veranstaltungen zu treffen, und es reifte in ihm der Plan, die deutschen Fürsten zu solchem Zweck in einen festen Bund zu vereinigen. Er berieth mit seinem Minister von Herzberg den Entwurf eines Fürstenbundes und theilte denselben alsdann in folgenden Worten den deutschen Fürsten mit: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reichs in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich die Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche Gewalt zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben und sich Alles, was einem Jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathen und beschlossen, auch die Erledigung der Klagen befördert werde. Wenn Jemand, wer es auch sei, die verbündeten Fürsten oder auch jedes andere Glied des Reichs in seinem Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßigen Mittel und auch alle ihre Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei seinem Besitzstande und das gesammte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besonderen Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das Schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Diese Aufforderung fand im Reiche, außer bei Oesterreich, allgemeinen Anklang; vergeblich suchte Kaiser Joseph dem Plan Friedrich's

entgegenzutreten und das Vertrauen der Höfe zu gewinnen, diese wandten sich voll Zuversicht nach Berlin. Kursachsen und Hannover waren die ersten, welche sich mit Preußen zu dem beabsichtigten Bunde vereinigten; 1785 am 23. Juli kam die Uebereinkunft zu Stande, welcher bald darauf auch der edle und freisinnige Kurfürst von Mainz, Karl Freiherr von Erthal, sowie der größte Theil der übrigen Fürsten beitrat.

Der deutsche Fürstenbund hat freilich keine weiteren wichtigen Folgen gehabt, weil mit der französischen Revolution bald Umstände eintraten, welche auch die Verhältnisse im deutschen Reiche erschütterten und umgestalteten. Friedrich aber gebührt der Ruhm, an seinem Theil die Aufgabe Preußens für Deutschlands Freiheit, Kraft und Selbständigkeit klar erkannt und vorgezeichnet zu haben. Der weiteren Zukunft blieb es vorbehalten, die von ihm angebahnte Entwickelung wieder aufzunehmen und zu fördern.

39. Friedrich's Lebensende.

Friedrich's Alter. Während der König durch seine Theilnahme an den großen Welthändeln sein Ansehen unter den Fürsten immer zu erhöhen bedacht war, versäumte er keine der Sorgen, durch welche er von Anbeginn seiner Herrschaft die innere Wohlfahrt seiner Staaten gefördert hatte. Kein Augenblick entfloh ungenutzt: der hochbejahrte Greis schonte sich ebenso wenig, als er dies im Jünglings- und Mannesalter gethan.

Sein Alter war in mancher Beziehung freudenloser geworden, als die früheren Jahre. Der kinderlose, von seiner Gemahlin fern lebende Mann hatte seinen Hauptgenuß nach den Mühen des Tages im geistreichen Umgang mit Freunden oder im traulichen und belehrenden Briefwechsel gefunden; aber der Tod raubte ihm nach und nach manchen von seinen theuersten Genossen.

Schon im Jahre 1767 war er durch den Tod seines höchst liebenswürdigen Neffen, des Prinzen Heinrich, welcher an den Blattern starb, sehr betrübt worden. Er beweinte den Verlust des ihm sehr theuren Prinzen schmerzlich, wählte für die Gedächtnißpredigt selbst den Text: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken u. s. w." (Jes. 55, 8. 9) und schrieb eine herrliche Lobrede auf den früh Vollendeten. Friedrich's liebste Schwester, die Markgräfin von Baireuth war ihm, wie erwähnt, gleichfalls lange voraufgegangen; ihrem Andenken widmete er in Sanssouci einen Tempel der Freundschaft. Mit dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, stand er nie in einem innigeren Verhältniß, wie-

Digitized by Google

wohl er in späteren Jahren sich mit dessen Leistungen in der Kriegskunst, wie in den Friedensarbeiten zufrieden erklärte. Friedrich's Gemahlin lebte in ihrer stillen Zurückgezogenheit zu Schönhausen, ihre Tage nur durch Wohlthun, wissenschaftliche Beschäftigung und kindliche Frömmigkeit bezeichnend, ohne Sanssouci je gesehen zu haben. Zuweilen pflegte der König des Winters bei ihr im Schlosse zu Berlin zu speisen; aber auch dann sprach er nicht mit ihr. Doch sorgte er nach wie vor, sie in den gebührenden Ehren zu erhalten. Sie starb elf Jahre nach ihm.

Der heitere Kreis, welcher sich früher in Sanssouci bewegt und die Muße des großen Königs verschönert hatte, war allmälig dahin geschwunden, immer einsamer wurde es um ihn her; nur Eines hielt ihn für die Entbehrungen der früheren Freuden schadlos: seine unausgesetzte Thätigkeit für des Landes Bestes und die Verehrung, welche ihm das dankbare Volk dafür widmete.

Wenn Friedrich unter seinen Unterthanen erschien, war es, als ob der Vater zu seinen Kindern komme. So oft er in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig: er erwiederte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, um ihren alten König recht lange und deutlich zu sehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm her; sie riefen dem „alten Fritz", wie er gemüthlicher Weise schon lange genannt wurde, ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Als es einst die Buben zu arg machten, erhob er seinen Krückstock und gebot ihnen drohend, in die Schule zu gehen; die Buben aber riefen ihm jubelnd nach: „Ach der will König sein, und weiß nicht einmal, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule ist."

Wie in der nächsten Umgebung, so zollte man dem großen Fürsten auch im Ausland die höchste Ehrfurcht und Bewunderung, wovon auch seine Unterthanen selbst in den entferntesten Ländern die überraschendsten Beweise erhielten.

Körperliche Leiden. Friedrich war mit einem schwächlichen Körper in die Welt gekommen, und man hatte in seiner früheren Jugend öfter für sein Leben gefürchtet; in den Anstrengungen des Krieges hatte er später seinen Körper abgehärtet, besonders aber war es sein starker Wille, der ihn so manche Krankheitsleiden überwinden ließ. Sein

Digitized by Google

Körper war von den Mühen der Regierung früh gebeugt, sein Geist aber ließ die Leiden keine Gewalt über ihn gewinnen. Die wiederkehrenden Krankheitsanfälle wurden jedoch immer beschwerlicher und drohten die Kraft seines Körpers mehr und mehr zu untergraben. Schon im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen." Nichtsdestoweniger erfüllte er unausgesetzt alle Pflichten seines königlichen Amtes, selbst die Reisen in die Provinzen und die Abhaltung der Revüen. Noch im Jahre vor seinem Tode hielt er bei stürmischem Regenwetter sechs Stunden lang die Heerschau in Breslau ab, was wohl sein Ende beschleunigt haben mag. Mit dem Herbst desselben Jahres (1785) trat ein ernstlicher und anhaltender Krankheitszustand ein; bald äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht. Aber wie beängstigend und quälend nun auch die Leiden wurden, noch immer sollte die Regententhätigkeit des großen Mannes keine Unterbrechung erleiden.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten gestorben. Friedrich sagte damals zu seinen Generalen: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Friedrich's letzte Krankheit und Tod. Der April brachte die ersten warmen Tage und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeschritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung seiner Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl, und gern genoß er diese Erquickung, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinausbringen ließ und in der Sonne ruhete. Einst bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an der Treppe unten Schildwache standen, das Gewehr fortwährend am Fuß behielten. Er winkte einen von ihnen zu sich heran und sagte mit gütigem Ton: „Geht nur immer auf und ab, Kinder, Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann."

Noch im April zog er auf sein geliebtes Sanssouci hinaus; dort versuchte er auf seinem letzten Lieblingspferd Condé öfter einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte wollten bald nicht mehr ausreichen. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr, im Anfang des Sommers hatte sich

die Wassersucht vollständig ausgebildet, Friedrich litt unendlich, liegen konnte er nicht mehr, Tag und Nacht mußte er sitzend auf dem Stuhl zubringen; dennoch kam keine Klage über seine Lippen, fast immerfort zeigte er nur Heiterkeit und Ergebung. Wenn er bei Nacht zu heftige Beängstigungen hatte, so rief er, um die Leute im Nebenzimmer nicht zu wecken, ganz leise einen der beiden Lakaien, die bei ihm wachten, und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Dem Herzog von Curland, der ihn in dieser schweren Zeit besuchte, sagte er, mit Rücksicht auf seine Schlaflosigkeit, scherzend: „Wenn Sie einen guten Nachtwächter brauchen, so bitte ich mir dies Amt aus, ich kann des Nachts vortrefflich wachen." Bei alledem gingen auch jetzt noch die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort: die Cabinetsräthe, die sonst erst um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn gerufen. „Mein Zustand", sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

In warmen Nachmittagsstunden ließ er sich auch in seinen letzten Tagen gern an die Sonne hinaustragen. Einst hörte man ihn, den Blick auf die Sonne gewandt, ausrufen: „Bald werde ich dir näher kommen!"

Gegen die Mitte August schien eine schlimme Wendung der Krankheit die nahe Auflösung des Königs zu verkünden. Am 15. August schlummerte er wider seine Gewohnheit bis 11 Uhr, besorgte aber darauf die Cabinetsgeschäfte mit derselben Geistesgegenwart und Frische wie in seinen rüstigen Tagen. Am folgenden Morgen verschlimmerte sich der Zustand auf bedenkliche Weise, die Sprache stockte, das Bewußtsein schien aufzuhören. Die Cabinetsräthe wurden nicht mehr gerufen; wohl aber der Commandant von Potsdam, welchem der König noch seine militärischen Befehle für den Tag ertheilen wollte. Man bemerkte, wie er sich anstrengte, um sich zu sammeln, er wollte das Haupt aus dem Winkel des Lehnstuhls herausarbeiten, das matte Auge mehr öffnen, die Sprachorgane in Bewegung setzen; aber alle Anstrengung war vergebens, durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging jedoch, ohne daß der sieche Körper sich auflös'te. Die Nacht war gekommen, es schlug 11 Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke sei. Als man es ihm gesagt, erwiederte er: „Um 4 Uhr will ich aufstehen." Ein trockener Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der eine von den

Digitized by Google

anwesenden Dienern, der Kammerlakai Strützki, faßte ihm niederkniend unter die Arme und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Allmälig veränderten sich jedoch des Königs Züge, das Auge wurde matter und gebrochener, dann wurde der Körper ruhig, nach und nach schwand der Odem. Einige Stunden nach Mitternacht starb Friedrich in des Lakaien Armen. Nur der Arzt und noch zwei Kammerdiener waren Zeugen seines Todes. Es war am **17. August 1786.**

Als seine Seele geschieden war, eilte der Minister von Hertzberg, dem Thronfolger die erschütternde Botschaft mitzutheilen. Friedrich Wilhelm II. erschien alsbald, um dem großen Verstorbenen das Opfer seines gerechten Schmerzes darzubringen. Nachdem das Gesicht des Dahingeschiedenen in Gyps abgeformt worden, legte man ihm die Uniform des ersten Bataillons Garde an. Um 11 Uhr erhielten die Officiere der Potsdamer Garnison die Erlaubniß, in das Trauerzimmer zu treten. Sie vergossen tausend, tausend Thränen, als sie ihren Herrn und Vater so vor sich sahen; in gleicher Wehmuth standen unter ihnen des neuen Königs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig. Abends 8 Uhr wurde der König von zwölf Unterofficieren in einen eichenen Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in die Stadt gebracht. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschen überfüllt, aber die Stille der Mitternacht und des Todes lag auf dem Volke, welches sonst seinen König immer so jubelnd begrüßt hatte. Nur hier und da wurde ein schwer verhaltenes Schluchzen laut.

Am 18. August war die theure Leiche im Schlosse ausgestellt; ruhig sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen. Krückstock, Degen und Schärpe lagen übers Kreuz auf einem Taburett neben ihm. Tausende waren auf die Trauerkunde vom Lande, aus Berlin und aus den nächsten Städten herbeigeeilt; wahre Trauer erfüllte alle Herzen, wie am Sarge, so im ganzen Lande, wohin immer die schwere Kunde kam. Alle durchbebte der entsetzliche Schlag des erlittenen Verlustes. „Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit, weit hervorragte über die gewöhnlichen gekrönten Häupter, der gerade so lange, wie sein großer Geistesverwandter, Karl der Große, 46 Jahre, am Ruder gesessen, mit einer Kraft, mit einem Blicke, mit einem Willen, wie, so lange die Geschichte denkt, wenigen Sterblichen eigen waren. Friedrich war nicht mehr, welcher die Zierde und der Stolz, der Vater und Erzieher, der wohlthätige Freund und Genius seines Volks gewesen. In diesem Sinne hatte Preußen eine wahre Landestrauer, und mit

Digitized by Google

Preußen wurde die ganze Welt, von den Thronen bis in die Hütten, von der großen Trauerkunde tief ergriffen."

Am Abend des 18. August wurde die Leiche feierlich nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und am 9. September daselbst beigesetzt, indem Friedrich's Nachfolger den früher bestimmten Ort auf der Terrasse von Sanssouci nicht für würdig hielt. Die Gedächtnißrede wurde im ganzen Lande über die Stelle 1 Chron. 18, 8 gehalten: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben."

Das Testament. In seinem Testament durfte sich der König das erhebende Zeugniß geben: „Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat." . . .

Das Testament schließt mit heißen Segenswünschen für Friedrich's theures Vaterland.

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeiten fortdauern!"

Digitized by

Fünftes Buch.

Von dem Tode Friedrich's des Großen bis auf unsere Tage.

---

40. Friedrich Wilhelm II. (1786 — 1797).

Friedrich Wilhelm als Kronprinz. Es war keine geringe Rolle, der Nachfolger Friedrich's des Großen zu sein: selbst sehr begabte und tüchtige Fürsten würden Mühe gehabt haben, sich mit Ruhm auf dem Throne zu behaupten, welchen so eben ein König von so erhabenem Geist und Willen verherrlicht hatte. Wenn es seinem Erben Friedrich Wilhelm nicht gegeben war, unter den Fürsten Preußens eine der glorreicheren Stellen einzunehmen, wenn in seinem Verhalten manche Schwäche und Verirrung zu beklagen ist, so darf wenigstens sein guter redlicher Wille in den wichtigsten Zweigen des Staatslebens nicht verkannt werden. Seine Regierung fiel aber in jene Zeit, wo der Sturm der Revolution die alte Ordnung der Dinge in Europa erschütterte, wo es daher für die Regenten und Staatsmänner doppelt schwierig war, die Wege einer weisen und umsichtigen Politik zu finden und zu wandeln.

Friedrich Wilhelm II. war am 25. September 1744 geboren, als ältester Sohn des Prinzen August Wilhelm, Bruders Friedrich's des Großen, welchen dieser, auf eigene Nachkommen nicht rechnend, schon am 30. Juni 1744 mit dem Titel „Prinz von Preußen" als Thronfolger bezeichnet hatte. Prinz August Wilhelm, welcher beim Rückzug aus Böhmen nach der unglücklichen Schlacht bei Collin die bittersten Vorwürfe seines königlichen Bruders erfahren hatte, war seitdem (1757) aus dem Dienst geschieden und schon im folgenden Jahre (1758) zu Oranienburg gestorben. Sein Sohn Friedrich Wilhelm war hierauf zum Prinzen von Preußen ernannt worden. Derselbe hatte schon früher einen aus der französischen Schweiz gebürtigen Professor Beguelin zum Lehrer, den Oberstlieutenant von Bork zum Gouverneur erhalten; er erwarb sich

Digitized by Google

mannichfache gute Kenntnisse, war von Charakter mild, wohlwollend und gutmüthig, aber dabei etwas weich und den Lebensgenüssen zu sehr zugeneigt. Er vermochte nicht, sich selbst zu beherrschen, und machte es dadurch Anderen leicht, eine oft bedenkliche Gewalt über ihn zu gewinnen. Sein Oheim Friedrich, der gegen sich selbst so streng war, verlangte dasselbe auch von Anderen und mochte deshalb seinen Thronfolger nicht recht leiden; er mißbilligte das lockere Treiben desselben, und es entstand daher eine scheue, gegenseitige Zurückhaltung zwischen Beiden. Im Jahre 1765 wurde Friedrich Wilhelm mit Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, verheirathet, aber ihre Ehe war unglücklich und wurde schon im Jahre 1769 wieder getrennt. Elisabeth lebte seitdem bis an ihren späten Tod in Stettin.

Friedrich Wilhelm verheirathete sich zum zweiten Male mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, mit welcher er sechs Kinder hatte. Doch auch diese Ehe war keine wahrhaft glückliche, weil Friedrich Wilhelm's Herz sich vielfach im unerlaubten Umgang mit anderen Frauen fesseln ließ, unter welchen die Tochter des Kammermusikus Encke, welche später zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde, eine besonders große Rolle bis zu des Königs Tode spielte.

Um mit der Verwaltung und Rechtspflege bekannt zu werden, wohnte Friedrich Wilhelm seit 1768 den Sitzungen des Kammergerichts und des geheimen Ober-Tribunals bei und erhielt besonderen Unterricht von mehreren hohen Beamten; dagegen versäumte es Friedrich der Große, den Kronprinzen durch Betheiligung an den Regierungsgeschäften selbst in diese einzuweihen und durch anhaltende Beschäftigung seine Kraft zu stählen.

Die ersten Schritte des neuen Fürsten. Als Friedrich Wilhelm durch den Tod seines großen Vorgängers auf den Thron erhoben wurde, herrschte in Europa noch tiefer Friede, und der neue König konnte sich der inneren Regierung unbehindert widmen. Um den verstorbenen Fürsten in einem seiner treuesten Diener zu ehren, machte er noch am Sterbelager Friedrich's den Minister von Hertzberg, welcher bei den späteren politischen Verhandlungen dessen größtes Vertrauen genossen hatte, zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Die wichtigste That aber, wodurch Friedrich Wilhelm seinen Regierungsantritt bezeichnete, war die Abschaffung der Regie und des Tabacks- und Kaffeemonopols. Zur großen Genugthuung des preußischen Volks wurde die französische Finanzwirthschaft, deren Mängel und Uebelstände übrigens auch Friedrich der Große mehr und mehr eingesehen hatte, abgeschafft und die französischen Beamten entlassen. Dem Generaldirector der Regie ließ der neue König sogar den Proceß machen, doch konnte keine

Digitized by Google

Veruntreuung der Staatseinkünfte gegen denselben erwiesen werden. Um den Ausfall, der in der Staatskasse durch die Aufhebung der Regie entstand, zu decken, wurden freilich manche neue Steuern auferlegt oder alte erhöht, so daß der Vortheil besonders für den armen Mann nicht eben bedeutend war. Um so größer war die Unzufriedenheit, als die Regierung später aus Geldverlegenheit doch das Tabacksmonopol wieder herstellte.

Friedrich Wilhelm's wohlwollender Sinn zeigte sich vorzüglich in der Milderung der großen Härte, mit welcher bis dahin die Soldaten behandelt wurden. Seit dem alten Dessauer war die Herrschaft des Stockes im preußischen Heere einheimisch gewesen; man hatte die größte Strenge für nöthig gehalten, um die aus allen Ländern geworbenen Leute im Zaume zu halten, und durch Furcht am Entlaufen zu hindern. Es war auf den Uebungsplätzen etwas ganz Gewöhnliches, daß höhere und niedere Officiere schalten, stießen und schlugen, und auch auf den Wachtparaden kam es vor, daß gemeine Soldaten für leichte Vergehen geohrfeigt oder mit dem Stocke geprügelt, Gefreite und Unterofficiere mit der blanken Klinge gefuchtelt wurden. Eingefangene Deserteure mußten halbnackt zwischen den Spießruthen ihrer in zwei Reihen aufgestellten Kameraden hindurchgehen, oft mehrere Tage hintereinander; auch auf minder Schuldige wurde diese entehrende Bestrafung ausgedehnt. Der General von Möllendorf, welcher unter Friedrich dem Großen Gouverneur von Berlin geworden war, hatte als solcher noch bei Friedrich's Lebzeiten ein Rundschreiben an das Officiercorps erlassen, um dasselbe zu größerer Menschlichkeit in der Behandlung der Soldaten anzuhalten. „Der König, sagte er, hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen." Er verlangte, daß man die Soldaten mehr durch Erweckung des Ehrgeizes, als durch Tyrannei zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalte. Derselbe Möllendorf wurde nun durch Friedrich Wilhelm zum Chef des neu gegründeten Ober-Kriegs-Collegiums (des spätern Kriegs-Ministeriums) gemacht, und es erschien bald eine geschärfte Verordnung, wonach in der ganzen Armee die harte Behandlung der Soldaten, sowie viele Mißbräuche und Uebervortheilungen bei der Anwerbung beseitigt werden sollten. Leider wurde jedoch den gerügten Uebelständen noch nicht entschieden abgeholfen; erst Friedrich Wilhelm III. war es vorbehalten, die Menschlichkeit in ihre Rechte wieder vollständig einzusetzen.

Fürsorge für die Volksbildung. Am wichtigsten ist Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm's Fürsorge für die öffentlichen Bildungs- und Unterrichts-Anstalten geworden. Vor allem wandte er der Akademie der Wissenschaften in Berlin seine Aufmerksamkeit zu, welche von Friedrich dem Großen zwar sorglich gepflegt und unterstützt, aber vorzüglich mit französischen Gelehrten besetzt worden war. Jetzt wurden auf Veranlassung des Ministers von Hertzberg, welchen der König zum Curator der Akademie ernannte, besonders deutsche Dichter und Schriftsteller berücksichtigt, wie auch in jeder andern Beziehung das Verdienst deutscher Gelehrten mehr, als früher, Anerkennung und Belohnung fand.

Zur wirksamen Leitung und Beaufsichtigung aller Lehr- und Erziehungs-Anstalten des Landes errichtete Friedrich Wilhelm eine höchste Unterrichtsbehörde, das Ober-Schul-Collegium, zu dessen Haupt der schon unter Friedrich mit dem Schulwesen beauftragte Minister Zedlitz ernannt wurde. Das neue Collegium sollte über alle Schulanstalten die Aufsicht führen, dieselben an Ort und Stelle öfter revidiren, alle Schulplane sich vorlegen lassen, zweckmäßige Verbesserungen anordnen und vor Allem auf die Prüfung der Lehrer Bedacht nehmen. „Es könne ja, so schrieb Zedlitz, nirgends ein Pfarrer oder Arzt angenommen werden, wenn solcher nicht von der Behörde geprüft sei, solle man nur allein das Wohl der künftigen Geschlechter jedem Pfuscher preisgeben dürfen? Was die Einrichtung der Schulen anbetreffe, so habe der Schulunterricht den Zweck, die Menschen besser und für ihr bürgerliches Leben brauchbar zu machen. Demnach sei es Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen zu lassen; es sei Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler, Krämer wie einen künftigen Consistorialrath oder Schulrector zu erziehen, sie alle (wie das damals in den Stadtschulen noch immer geschah) lateinisch, griechisch, hebräisch zu lehren. Es müsse Bauer-, Bürger- und Gelehrtenschulen geben." Für jede dieser drei Arten von Anstalten wurde festgestellt, was darin zu lehren nothwendig sei. Auch stellte der König dem Minister Zedlitz die nöthigsten Geldsummen zur Verfügung, um die öffentlichen Lehranstalten nach den erwähnten Grundsätzen einzurichten und zu verbessern. In Breslau wurden hierauf Seminare zur Ausbildung von Land- und Stadtschullehrern errichtet. Auch die Universitäten erfreuten sich der Fürsorge der neuen Schulverwaltung, besonders die Universität Halle, wo der berühmte Sprachforscher Friedrich August Wolf größere Geldmittel für sein philologisches Seminar erhielt, in welchem die tüchtigsten Lehrer für die höheren Schulen gebildet wurden. Das Ober-Schul-Collegium ordnete endlich zuerst eine Prüfung für die Schüler an, welche von den gelehrten Schulen zum Besuch der Universität übergehen wollten.

Digitized by

Friedrich Wilhelm's Verhalten in den religiösen Dingen; das Wöllner'sche Edict; Bischoffswerder. Während Friedrich Wilhelm's Fürsorge für das Schulwesen viel Anerkennung fand, hat ihm dagegen seine Theilnahme an den kirchlichen Dingen die größten Vorwürfe zugezogen; besonders wurden seine Rathgeber in diesen Angelegenheiten, der General von Bischoffswerder und der Minister Wöllner beschuldigt, den König zur Aufrichtung eines mit dem Geiste des Protestantismus und dem Geiste der preußischen Monarchie nicht verträglichen Glaubenszwangs verleitet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam zu einer Zeit auf den Thron, wo es auch in den kirchlichen Dingen für eine Regierung nicht leicht war, das richtige Verfahren einzuhalten. Immer weiter hatte sich unter den Theologen und Geistlichen eine Denkart verbreitet, welche theils die protestantische Kirchenlehre nicht in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift fand, theils auch nach dem Beispiel der englischen und französischen Freidenker alles Wunderbare und Geheimnißvolle der christlichen Lehre überhaupt verwarf und eine sogenannte vernunftgemäße Religion an die Stelle gesetzt wissen wollte. Gerade im preußischen Staat hatte, wie erwähnt, diese der kirchlichen Lehre feindliche Geistesrichtung vorzugsweise Verbreitung gewonnen, weil sie durch das Beispiel Friedrich's des Großen selbst und seiner freidenkenden Umgebung, besonders Voltaire's, sehr befördert worden war. Die höchsten Kirchen- und Schulämter waren unter Friedrich zum Theil mit Männern besetzt worden, welche der sogenannten „Aufklärung" mehr oder weniger huldigten, und unter deren Einfluß ein großer Theil der jüngeren Geistlichen und Lehrer sich immer mehr von der Kirchenlehre entfernte. Friedrich Wilhelm dagegen war dem kirchlichen Bekenntniß, wie es seit Johann Sigismund in Brandenburg gegolten, mit Eifer zugethan, und hielt es für seine Regentenpflicht, dasselbe auch fernerhin gegen Neuerungen zu schützen. In diesen Ansichten von seiner Aufgabe wurde der König besonders durch den Geheimen Finanzrath von Wöllner bestärkt, welcher als sein früherer Lehrer in den Staatswissenschaften immer in hohem Ansehen bei ihm blieb und ihm einleuchtend machte, daß er als Oberhaupt der protestantischen Kirche alle Rechte der Kirchengewalt anwenden müsse, um den Kirchenglauben nicht noch mehr gefährden zu lassen. Hiermit stimmte auch der Oberst von Bischoffswerder überein, welcher bei dem König in höchster Gunst stand und besonders in geistlichen Dingen einen großen Einfluß auf ihn übte. Derselbe war Mitglied geheimnißvoller Gesellschaften, welche nach der Art der früheren sogenannten Rosenkreuzer angeblich durch Ueberlieferung tiefer Geheimnisse und durch besondere

Digitized by Google

geistliche Uebungen in einen eigenthümlichen Verkehr mit der höheren Geisterwelt zu treten vermeinten. Sein ernstes, abgemessenes und zum Theil geheimnißvolles Wesen fesselte den König, welcher ihm bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Es ist behauptet worden, daß Bischoffswerder durch angebliche Erscheinungen und Stimmen aus der Geisterwelt sein Ansehen beim König noch mehr zu befestigen gesucht habe, doch ist dieser von seinen zahlreichen Feinden verbreitete Vorwurf durch Nichts bestätigt worden.

Bischoffswerder's Einfluß trug dazu bei, daß der König den Minister Zedlitz, welcher bis dahin die geistlichen Angelegenheiten besorgt hatte, entließ und an seine Stelle Wöllner ernannte. Bald darauf (1788) erschien ein Religionsedict, welches den oben erwähnten Absichten des Königs in den kirchlichen Dingen Geltung verschaffen sollte. Es wurde darin zunächst den drei Hauptbekenntnissen der christlichen Religion nach ihrer bisherigen Verfassung Schutz zugesichert. Daneben sollte die dem preußischen Staate von jeher eigenthümlich gewesene Toleranz der übrigen Secten und Religionsansichten aufrecht erhalten und Niemandem der mindeste Gewissenszwang angethan werden, so lange ein Jeder ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle und sich hüte, Andere in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen. Da jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen habe, so müsse er hierin ganz frei handeln können. Ein christlicher Regent habe nur dahin zu sehen, das Volk im wahren Christenthum treu und unverfälscht durch Lehrer und Prediger unterrichten zu lassen und mithin einem Jeden die Gelegenheit zu verschaffen, selbiges zu erlernen und anzunehmen. Es sei hierbei sorgfältig dahin zu sehen, daß im Wesentlichen des alten Lehrbegriffs einer jeden Confession keine Aenderung geschehe. Dieser Befehl scheine um so nöthiger zu sein, weil der König bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt habe, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs erlauben, verschiedene wesentliche Grundwahrheiten der christlichen Religion wegläugnen, in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums zuwider sei und die Grundsäulen des Christenglaubens am Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht, elende, längst widerlegte Irrthümer wieder aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den gemißbrauchten Namen „Aufklärung“ unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffen-

Digitized by Google

barten Religion den Leuten verdächtig oder doch überflüssig zu machen und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu sprechen. Diesem Unwesen wolle nun der König in seinen Ländern gesteuert wissen, — damit nicht die arme Volksmenge den Vorspiegelungen der Modelehrer Preis gegeben und dadurch Millionen guter Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette geraubt und sie also unglücklich gemacht werden. Es wurde deshalb verordnet, daß hinfort kein Geistlicher oder Schullehrer bei Strafe der Amtsentsetzung jene oder andere Irrthümer öffentlich oder heimlich verbreiten solle; es sei nicht zuzugeben, daß ein jeder Geistliche in Religionssachen nach seinem eigenen Kopfe handele und es ihm frei stehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christenthums so oder anders zu lehren, und sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen. Ein jeder Lehrer des Christenthums müsse und solle dasjenige lehren, was der einmal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seines Bekenntnisses mit sich bringe, hierzu verbinde ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingung, unter der er in seinen Posten berufen worden. Lehre er etwas Anderes, so könne er natürlich sein Amt nicht behalten. Dem geistlichen Ministerium wurde in dieser Beziehung die strengste Beaufsichtigung der Geistlichen und Lehrer zur Pflicht gemacht, und um dem Edict mehr Nachdruck zu verschaffen, setzte der Minister Wöllner eine Prüfungscommission für die künftigen Geistlichen ein, welche nur aus Anhängern der streng kirchlichen Lehre bestand.

Natürlicherweise erregten diese Schritte das größte Aufsehen: je weiter die Lehren der sogenannten „Aufklärung" besonders unter den höheren Ständen bereits verbreitet waren, desto allgemeiner war die Aufregung über die entgegengesetzten Absichten der Regierung. Es erfolgten in Büchern und Zeitschriften die heftigsten Angriffe gegen das Edict, und als nun der Minister, um der Verbreitung der freisinnigen Denkart Schranken zu setzen, noch ein anderes Edict über die Büchercensur erließ, war die öffentliche Meinung über diesen Angriff auf die Freiheit der Gedanken vollends erbittert. Auch wurde es als ein Zeichen der Glaubenstyrannei beklagt, als zwei berühmte Theologen in Halle wegen ihrer von der Kirchenlehre abweichenden Vorträge von dem Minister Wöllner verwarnt wurden.

Aus dem obigen Inhalt des Religionsedicts geht nun zwar nicht gerade hervor, daß die Urheber desselben einen wirklichen Glaubenszwang zu üben beabsichtigten; Friedrich Wilhelm besonders mochte nur wie seine Vorfahren von dem ernsten Willen beseelt sein, das christliche Bekenntniß gegen ungebührliche, willkürliche Neuerungen zu schützen.

Digitized by Google

Sicherlich aber hat er dazu nicht das geeignete Mittel gewählt: er täuschte sich, wie es den bestgesinnten Fürsten oft ergangen ist, darin, daß er meinte, den tief eingewurzelten Unglauben durch ein Staatsgesetz und durch äußeren Einfluß überwinden zu können, während dies nur von innen heraus durch die Macht eines lebendigen und in Liebe wirksamen Glaubens geschehen kann. Das Religionsedict hat die Gegner nur noch mehr gereizt und erbittert, dem wahrhaften Glauben aber keinen Boden geschaffen; dies geschah erst, als in Frankreich die Früchte des Unglaubens offenbar geworden und als über Preußen und Deutschland bittere Noth und Demüthigung gekommen war. Da erst erhob man von Neuem den Blick zu dem alten treuen Gott, von dem auch die Rettung kam und dem die Herzen seitdem wieder mehr zugewandt blieben.

Auswärtige Politik unter Friedrich Wilhelm II. Das gewaltige Ansehen, welches der Name Preußens unter dem großen Friedrich gewonnen hatte, mußte für seinen Nachfolger ein Sporn zu würdigem, kräftigem Auftreten in den europäischen Händeln sein: Friedrich Wilhelm schien in der That diese Verpflichtung wohl zu fühlen, und vom Anbeginn seiner Regierung sehen wir ihn bei allen Gelegenheiten ernstlich bedacht, die Ehre des preußischen Namens und seinen Einfluß geltend zu machen.

Den ersten Anlaß zu kriegerischem Auftreten gaben ihm die Verhältnisse in Holland, wo sich gegen den Erbstatthalter, Prinz von Oranien, eine Oppositionspartei, die sogenannten Patrioten, erhoben hatten. Des Prinzen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelm's, wollte eine Versöhnung zu Stande bringen und zu diesem Zweck von Nimwegen nach dem Haag reisen. Ein Freicorps von „Patrioten" aber hielt ihren Reisezug gewaltsam an und brachte die Prinzessin nach einem kleinen Ort, wo sie in dem Hause des Commandanten kurze Zeit gefangen gehalten wurde. Friedrich Wilhelm sah diese Behandlung seiner Schwester als einen ihm selbst angethanen Schimpf an, und da er die geforderte Genugthuung von den Holländern nicht erlangen konnte, ließ er unter dem Herzog von Braunschweig ein Heer nach Holland rücken, welches dem Unwesen der „Patrioten" ein Ende machte und den Erbstatthalter in seine alten Rechte wieder einsetzte (1787). Der König schloß bald darauf (1788) mit Holland und England eine Tripleallianz, durch welche sie sich gegenseitig alle ihre Besitzungen gegen jeden feindlichen Angriff gewährleisteten.

Nicht minder kräftig trat Friedrich Wilhelm in Bezug auf den Türkenkrieg auf, welchen Rußland und Oesterreich seit 1787 mit dem offenkundigen Zweck führten, die Osmanen aus Europa zu vertreiben

und ihr Reich zu theilen. Der König von Preußen hielt es für seinen Staat für gefährlich, wenn seine Nachbarn auf diese Weise ihre Macht weiter ausdehnten, und als diese in dem Kriege gegen die Pforte wirklich mit großem Glück vorgingen, verständigte sich Friedrich Wilhelm mit England und Holland und trat mit der Pforte in ein Bündniß, in welchem ihr die bisherigen Besitzungen gesichert wurden **(1790)**. Fast wäre es darüber mit Oesterreich zum Kriege gekommen, schon war auf beiden Seiten gerüstet, da starb Kaiser Joseph II. und an seine Stelle trat der sehr friedlich gesinnte Leopold II. Derselbe war zu einer Verständigung mit Preußen um so mehr geneigt, als er in seinen eigenen Staaten, besonders in den österreichischen Niederlanden, Unzufriedenheit und offenen Aufstand zu überwinden hatte und gleichzeitig die französische Revolution bereits die volle Aufmerksamkeit der deutschen Fürsten in Anspruch nehmen mußte. So kam es denn zwischen Preußen und Oesterreich zum Vertrage von Reichenbach **(1790)**, nach welchem Oesterreich alsbald Frieden mit der Türkei schloß. Im nächsten Jahre geschah dies auch von Seiten der Kaiserin Katharina, jedoch mußte die Pforte mehrere Striche Landes an Rußland abtreten.

Krieg gegen Frankreich. Seit dem Jahre 1789 waren in Frankreich die Wogen der Revolution entfesselt und immer drohender stürmten sie gegen den Thron des schwachen Ludwig XVI. heran, immer tiefer wurde in ihm das Ansehen des Königthums herabgewürdigt, immer weiter artete der Freiheitstaumel der rohen Menge aus und vernichtete alle Grundlagen eines geordneten und gesitteten Staatslebens. Es wäre hier nicht am Ort, den Verlauf der großen französischen Katastrophe zu schildern, wir haben es nur mit dem Eindruck zu thun, welchen die dortigen Begebenheiten auf Preußen machten und mit den Verwickelungen, welche daraus für unsern Staat entstanden.

Die Aufregung der Gemüther bei der Kunde von den ersten großartigen Ereignissen in Frankreich war auch in ganz Deutschland und in Preußen sehr bedeutend: überall waren ja die französischen Schriftsteller gekannt und beliebt, deren Lehren die Revolution vorbereitet hatten, überall hatten die Ansichten von politischer Freiheit und religiöser Aufklärung, von welchen man bei der großen Bewegung zuerst ausging, mehr oder weniger Boden gewonnen, und besonders der Mittelstand in Deutschland begrüßte die französische Revolution als ein erfreuliches Ereigniß, weil er von derselben Abstellung der alten Vorrechte des Adels und eine größere Betheiligung am Staatsleben erwartete. Die Begeisterung für die französischen Neuerer erkaltete jedoch immer mehr, als dieselben den Strom der Leidenschaften nicht mehr zu zügeln ver-

Digitized by Google

mochten und das so stolz begonnene Werk in ein gottloses Treiben der Zerstörung und in blutige Frevel ausartete.

Für die deutschen Fürsten waren die Begebenheiten jenseits des Rheins bereits ein Gegenstand ernster Bedenken und Sorgen geworden, besonders seitdem der unglückliche Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI. (1791) seine Lage noch verschlimmert hatte. Sie sahen die Behandlung, welche demselben widerfuhr, als eine Herabwürdigung des Königthums überhaupt an, und mußten mit Recht besorgen, daß das Beispiel, welches die Franzosen gaben, in gefährlicher Weise auch auf andere Völker wirken würde. Dies veranlaßte den Kaiser Leopold und den König Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft in Pillnitz (August 1791). Dort verständigte man sich darüber, daß die Lage, in welcher sich der König von Frankreich befinde, als ein Gegenstand gemeinschaftlicher Theilnahme für alle Souveraine Europas zu betrachten, und daß demselben nöthigen Falls durch Anwendung von Waffengewalt seine Freiheit wiederzugeben sei.

Als bald darauf die Lage des Königs immer schmachvoller und zugleich die Sprache der französischen Nationalversammlung immer drohender wurde, schlossen (im Februar 1792) Preußen und Oesterreich zu Berlin ein ausdrückliches Bündniß. Kaiser Leopold starb zwar am 1. März, aber sein Nachfolger Franz II. blieb dem Bündniß treu. Die französische Regierung, um ihren Widersachern zuvorzukommen, erklärte nun selbst den Krieg an Oesterreich (20. April 1792); in Bezug auf Preußen dagegen sprach sie das Vertrauen aus, daß der König seine wahren Interessen erkennen, und deshalb am Kriege gegen Frankreich nicht ernstlich Antheil nehmen werde. Doch trat gerade Friedrich Wilhelm leidenschaftlicher, als Franz, in den Kampf für das gedemüthigte Königthum ein und erließ sofort seinerseits eine herausfordernde Kriegserklärung.

Die Täuschungen der Deutschen; das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Den Oberbefehl über die preußischen Truppen, welche gegen Frankreich auszogen, erhielt der Feldmarschall Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, obwohl der König in eigener Person nebst seinen beiden Söhnen dem Feldzug beizuwohnen beschloß.

Die Deutschen ahnten nicht, welche schwere Aufgabe sie sich gestellt hatten; sie wähnten nur einen „Parademarsch“ nach Paris machen zu dürfen, um ihre Zwecke zu erreichen, — von dem gewaltigen Widerstand, dem sie begegnen und unterliegen sollten, hatten sie keine Idee. Theils schwebte ihnen die Erinnerung an die schmähliche Niederlage der Franzosen bei Roßbach vor, theils hatten ihnen die französischen Emi-

Digitized by Google

granten ein falsches Bild von den französischen Zuständen gemacht. In der allgemeinen Verwirrung, so hieß es, welche in Frankreich herrsche, sei an Herstellung einer bedeutenden Armee gar nicht zu denken, und außerdem würden die Deutschen überall als Erretter von der revolutionären Schmach freudig aufgenommen werden und wie im Triumph nach Paris ziehen können. Eines hatte man dabei nicht in Anschlag gebracht, nämlich die Macht der revolutionären Leidenschaften, welche sich mit ganzer Gewalt gegen den äußern Feind kehrten, als dieser die vermeintliche Freiheit bedrohte.

Zuerst zwar rückten die Preußen siegreich vor, Frankreich war auf den Angriff nicht vorbereitet, Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen und schon durfte man hoffen, bald in Paris einzurücken. Unterdeß aber war das französische Volk zu verzweifeltem Widerstand erweckt worden, nicht blos durch die Ermahnungen seiner Führer, sondern mehr noch durch das herausfordernde Manifest, welches der preußische Feldmarschall, Herzog von Braunschweig, an die Franzosen erlassen hatte. Dasselbe ging eben von jener Ueberzeugung aus, daß der bessere Theil der französischen Nation die Schritte der herrschenden Faction verabscheue und den Augenblick mit Ungeduld erwarte, sich offen gegen die verhaßten Unterdrücker erheben zu dürfen. Der Herzog forderte demgemäß alle Behörden, die Nationalgarden, wie die Officiere und Soldaten auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren; den Widerstrebenden aber wurden die ärgsten Strafen angedroht. Die Bezirksbehörden wurden mit ihrem Kopfe und ihrem Vermögen für jedes Verbrechen, welches sie nicht hindern würden, verantwortlich gemacht; die Einwohner der Ortschaften, welche den verbündeten Truppen irgend einen Widerstand entgegensetzen würden, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Die Mitglieder der Nationalversammlung wurden mit Leib und Leben nach Kriegsrecht für jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die königliche Familie verantwortlich gemacht; wenn das Schloß der Tuilerien gestürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugefügt werde, so solle eine exemplarische in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlichen Zerstörung Preis gegeben und die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden.

Das war nicht der Ton, in welchem man zu einer in wildem Fanatismus verirrten Nation reden durfte, durch solche Drohungen konnte man nur Oel ins Feuer gießen. Die Volksführer verbreiteten recht geflissentlich das harte Manifest, wohl einsehend, wie tief das Frei-

heitsgefühl und der Nationalstolz der Franzosen dadurch verletzt sein mußte. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Massen herbei, um das bedrohte Vaterland zu vertheidigen. Dem König brachte das Manifest, welches zu seinen Gunsten erlassen war, nur herberes Elend, Absetzung und endlich den Tod auf der Guillotine, der Sache der Revolution aber einen neuen begeisterten Aufschwung, indem Angesichts der Gefahr, die dem Lande von außen drohte, sich Alles im Gefühl der verletzten Nationalehre vereinigte.

Die Kriegführung bis zum Baseler Frieden. Der General Dumouriez erhielt den Oberbefehl über das französische Heer; bald sah er sich im Stande, den vorrückenden Preußen den Weg zu versperren, und da in dem öden Lande der Unterhalt für die Truppen fehlte und Krankheiten im preußischen Lager ausbrachen, da endlich bei Valmy (20. Septbr. **1792**) der französische General Kellermann einen Angriff glücklich zurückschlug, so mußte der Herzog von Braunschweig an den Rückzug denken und führte seine Truppen über den Rhein zurück. Die Franzosen dagegen schlugen unter Dumouriez die Oesterreicher bei Jemappes (5. u. 6. November 1792), wodurch dem Kaiserhaus der Besitz der Niederlande verloren ging; der französische General Custine rückte unterdeß an den Mittelrhein vor und brachte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände.

Als am Beginn des Jahres **1793** der König Ludwig XVI. auf dem Blutgerüst gemordet worden war und die Schreckensherrschaft in Frankreich immer rückhaltsloser hervortrat, ja auch den fremden Völkern immer frecher der Aufruhr und Königsmord gepredigt wurde, vereinigten sich die bedeutendsten Staaten Europas, England, Holland, Preußen, Oesterreich, das deutsche Reich, Neapel und Spanien zu einer ersten Coalition gegen das revolutionäre Frankreich. Die ersten Schritte der Verbündeten waren vom Sieg begleitet: ein neues gemeinschaftliches Heer rückte unter dem Herzog von Coburg in den Niederlanden vor und schlug Dumouriez bei Neerwinden, worauf derselbe von den Jakobinern in Paris in Anklagestand versetzt wurde und deshalb zu den Feinden überging. Sein Nachfolger Dampierre wurde gleichfalls geschlagen und eine Reihe von Festungen, Valenciennes, Condé u. a. fielen den Verbündeten in die Hände. Der Weg nach Paris schien denselben wiederum offen zu stehen, denn auch am Mittelrhein hatten die Preußen und Oesterreicher Mainz wieder erobert, und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen belagerte Landau. Dazu kam, daß die republikanische Regierung in Frankreich mit inneren Aufständen zu kämpfen hatte, indem sich die Anhänger der alten Königsfamilie in der Vendée,

Digitized by Google

in der Bretagne und in vielen Theilen des Südens erhoben hatten. Aber in dieser äußersten Bedrängniß griff die Republik auch zu den äußersten Mitteln: die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern wurden als ein sogenannter Wohlfahrtsausschuß mit unumschränkter Allgewalt bekleidet, um für das Wohl des Landes jedes ihnen gut dünkende Mittel zu ergreifen und dazu über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger frei zu gebieten. Durch die blutigste Schreckensgewalt wurde unter Robespierre's Leitung aller Widerstand im Innern unterdrückt, gegen die auswärtigen Feinde der Republik aber nach Carnot's Plan die gesammte Volkskraft aufgeboten. „Ganz Frankreich", so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift Alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheirathete ziehen an die Grenzen, Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der wegziehenden Krieger." Und so geschah es auch, ganz Frankreich glich einer Kriegswerkstatt: viele Tausende füllten sogleich die Lager, und in Kurzem hatten die französischen Feldherren über eine größere Truppenzahl zu gebieten, als die Verbündeten. Fehlte es den neuen Soldaten auch an militärischer Uebung, so waren sie dagegen um so mehr von Kühnheit und Siegesmuth erfüllt, und wenn ihre ersten Reihen sanken, so rückten immer neue Schaaren unter begeisterten Schlachtgesängen über die Leichen vor, bis die Kraft der Gegner erschöpft war. Zugleich traten neue geschickte Feldherren, Pichegrü, Jourdan, Hoche, an die Spitze der gewaltigen Heere, und schon am Ende des Jahres 1793 neigte sich der Sieg auf ihre Seite, Landau und der ganze Oberrhein wurde befreit, so tapfer auch die Preußen den wiederholten Sturm der Franzosen bei Kaiserslautern (November 1793) zurückgeschlagen hatten. Im folgenden Jahre (1794) wandte sich das Waffenglück noch mehr zu Gunsten der Franzosen; zwar siegten die Verbündeten zuerst in den Niederlanden bei Chateau-Cambresis, bald aber machten die Feldherren Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf ihre Stellungen und schlugen sie in mehreren blutigen Schlachten, besonders bei Tournay (im Mai) und bei Fleurus (im Juni). In Holland und am Rhein drangen die Franzosen unaufhaltsam vor; schon im Juli nahmen sie Brüssel in Besitz; um Holland zu retten, wurden alle Schleusen geöffnet und das Land weithin überschwemmt, aber ein strenger Winter kam den Franzosen zu Hülfe, sie konnten über die gefrorenen Gewässer ungehindert vorrücken und standen schon im Januar 1795 in Amsterdam. Der Erbstatthalter mußte ent-

Digitized by Google

fliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt. Ebenso hatte Jourdan die Oesterreicher aus Brabant zurückgedrängt, und Lüttich, Aachen, Köln, Bonn und Koblenz waren in die Hände der Franzosen gefallen. Unterdeß hatten sich die Preußen am Oberrhein lange ruhmvoll behauptet. Am 22. Mai 1794 war von ihnen in Gemeinschaft mit den Oesterreichern bei Kaiserslautern ein vollständiger Sieg über die Franzosen davon getragen worden, aber diese zogen hierauf neue gewaltige Verstärkungen an sich und wiederholten unaufhörlich ihre Angriffe gegen die Verbündeten; am 15. Juli kam es zu einer zweiten Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher die Franzosen acht Mal mit großem Verlust zurückgeschlagen, zum neunten Mal den Sturm wagten und glücklich gewannen. Gegen das Ende des Jahres mußten sich die Verbündeten auch dort über den Rhein zurückziehen.

Der Friede zu Basel. Die glänzenden Erfolge der Franzosen hätten für ganz Deutschland ein neuer Grund sein sollen, gemeinsam alle Kräfte anzustrengen, um die gefährlichen Reichsfeinde wieder zurückzudrängen; denn diese hatten es bereits offen ausgesprochen, daß sie alles Land bis zum Rhein für Frankreich zu gewinnen beabsichtigten, weil der Rheinstrom, wie sie meinten, die natürliche Grenze ihres Landes bilde. Schon seit Ludwig's XIV. Zeiten war dies immerdar der Franzosen Anspruch und Lieblingshoffnung gewesen: jetzt waren sie der Erfüllung mit einem Male nahe gerückt. Unfehlbar hätte ihnen das eroberte Land noch entrissen werden können, wenn alle Verbündeten mit voller Kraft und Einigkeit gegen den gemeinsamen Feind aufgetreten wären; statt dessen aber trat unter denselben in Folge des ersten unglücklichen Feldzuges gerade der traurigste Zwiespalt hervor. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: Jeder gab dem Andern Schuld am Mißlingen, Jeder forderte vom Andern größere Anstrengungen, meinte dagegen selbst schon genug gethan zu haben, und was das Schlimmste war, Jeder dachte daran, sich an seinem Theil aus der Verlegenheit womöglich ohne größeren Verlust herauszuziehen. Leider war es dies Mal Preußen, welches sich zuerst von der gemeinsamen Sache lossagte. Schon vor Beginn des Feldzugs von 1794 hatte der König theils im Aerger über vermeintliche Fehler seiner Bundesgenossen, theils wegen der Erschöpfung seiner Geldmittel die Absicht zu erkennen gegeben, sich vom Kriege zurückzuziehen oder wenigstens nur einen kleinen Theil seiner Armee am Rhein zu lassen. Nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges von 1794 wurden die Bedenken des preußischen Cabinets gegen die weitere Theilnahme am Kriege immer größer: Friedrich Wilhelm war damals gegen den österreichischen Hof wegen dessen Verfahren in

Digitized by Google

den polnischen Angelegenheiten verstimmt, dazu kamen erneuerte gegenseitige Vorwürfe über die Kriegführung am Rhein und, was das wichtigste war, neue Geldverlegenheiten. Während so das preußische Cabinet nur noch wenig geneigt war, einen Krieg in großer Entfernung von dem Kern der preußischen Lande mit fast unerschwinglichen Kosten fortzuführen, verlautete, daß auch Oesterreich bereits sich anschicke, mit Frankreich wegen eines besonderen Friedensvertrags in Unterhandlung zu treten. Dies bestärkte Friedrich Wilhelm in seinem Vorhaben, sich mit der französischen Republik zu vertragen, wozu der Minister von Haugwitz, sowie der General von Bischoffswerder überaus dringend riethen. Die Friedensunterhandlungen wurden erst vom Grafen Goltz, nachher von dem später berühmten Herrn von Hardenberg mit französischen Bevollmächtigten in der Schweiz in großem Geheimniß geführt, und am **5. April 1795** kam zwischen Frankreich und Preußen der berühmte Friede zu Basel zu Stande, nach welchem Preußen sich vom Krieg gegen Frankreich zurückzog, seine jenseits des Rheins gelegenen Länder aber bis zum Reichsfrieden in französischen Händen ließ, wogegen Frankreich versprach, insofern es seine Grenzen bis zum Rhein ausdehnen sollte, Preußen anderweit zu entschädigen, ferner, bei Fortdauer des Krieges, seine Waffen nie über eine gewisse Demarcations- (Grenz-) Linie zu tragen, insofern die diesseits dieser Linie gelegenen Reichsstände binnen drei Monaten dem Frieden beitreten wollten. Preußen übernahm die Verwendung für diejenigen Fürsten, welche wegen des Friedens in Unterhandlung mit Frankreich treten wollten.

Die angeführten Gründe, weshalb Preußen von dem Bündniß gegen Frankreich zurücktrat, reichen nicht hin, diesen Schritt zu rechtfertigen. Der Baseler Frieden erleichterte den Franzosen die weiteren Erfolge in dem bereits so glücklich begonnenen Kriege, und zu spät erst mußte Preußen einsehen, daß jener vorzeitige Friedensschluß seinem eigenen, wie dem allgemeinen Vortheil zuwider war; denn nachdem Frankreich seine übrigen Feinde besiegt hatte, kam doch auch für Preußen wieder der Augenblick, wo es zu neuem Kampf gegen den übermüthigen Feind heraustreten mußte, da aber war die Stellung viel schwieriger geworden, weil inzwischen Frankreich gestärkt, die alten Bundesgenossen Preußens aber geschwächt waren.

Vor Allem verlor jedoch Preußen durch den Baseler Frieden sein Ansehen in Deutschland: das Cabinet hatte gerade darauf gerechnet, als Vermittler des Friedens für alle übrigen deutschen Staaten an deren Spitze zu treten und sie dem Einflusse Oesterreichs zu entziehen. Aber nur Hannover und Hessen-Kassel folgten dem preußischen Beispiel, alle

Digitized by Google

übrigen Reichsstände blieben mit Oesterreich zum Krieg verbündet und erhoben auf dem Reichstag zu Regensburg die bittersten Vorwürfe gegen Preußen, weil es die gemeinsame deutsche Sache im Stich gelassen. Oesterreich wußte dies vortrefflich zu benutzen und so ging durch den Baseler Frieden der größte Theil des Einflusses verloren, welchen Preußen seit Friedrich dem Großen in Deutschland gewonnen hatte. Erst später ist derselbe mühsam wieder erkämpft worden.

Die zweite und dritte Theilung Polens. Während ganz Europa mit den französischen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte das alte Polenreich durch seine eigenen inneren Verwirrungen und durch die Gewaltthat seiner Nachbarn unerwarteten Untergang gefunden. Einen Augenblick schien es, als sollte die wiederkehrende Besonnenheit der Polen selbst und Preußens Schutzbündniß einen neuen Aufschwung der polnischen Nation herbeiführen, aber es war nur ein kurzes Aufflackern besserer Hoffnung, nach welchem das Verderben um so fürchterlicher hereinbrach.

Zu der Zeit, wo Rußland und Oesterreich sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern strebten, hatte Friedrich Wilhelm nicht blos diese zu schützen versucht, sondern auch mit Polen ein Bündniß geschlossen (1790), worin er dem Lande seinen Schutz zusicherte, besonders auch für den Fall, daß es seine Verfassung verbessern wollte. Dies wurde in der That vom polnischen Reichstag ins Werk gesetzt, und es kam ein Entwurf einer neuen Verfassung zu Stande, nach welchem Polen ein erbliches Königreich werden sollte, mithin der Einmischung fremder Mächte bei der Thronfolge kein Einfluß mehr gestattet gewesen wäre. Dieser Entwurf fand im preußischen Cabinet laute Billigung, wogegen Rußland Alles daran setzte, die neue Verfassung nicht ins Leben treten zu lassen, weil es eben seinen Zwecken nicht entsprach, wenn in Polen eine feste, kräftige Regierung hergestellt wurde. Zum Unglück für das zerrüttete Land fand sich in demselben eine Partei von Magnaten, welche sich theils wegen der beabsichtigten Beschränkung der Adelsvorrechte, theils auf russischen Antrieb gleichfalls der Neuerung widersetzte, und die Kaiserin Katharina säumte nicht, diesen Widerspruch offen zu unterstützen. Ein russisches Heer rückte in Polen ein (1792). Die Hoffnungen der polnischen „Patrioten" auf Preußens Schutz blieben unerfüllt, weil im preußischen Cabinet, wo der Minister von Haugwitz an die Stelle des Grafen Hertzberg getreten war, sich die Ansichten geändert hatten. Nach der Beendigung des Türkenkriegs schien Rußlands Machterweiterung nicht mehr so drohend, mit Oesterreich war Preußen in ein enges Bündniß getreten, und die ganze Sorge der preußischen Regierung war

Digitized by Google

auf die Bekämpfung des revolutionären Geistes gerichtet, welcher von Frankreich aus die Völker zu ergreifen drohte. Nun hatten aber auch in Polen die Vertheidiger der neuen Verfassung sich theilweise zu den revolutionären Ideen Frankreichs hingeneigt, und nach und nach traten in den Versammlungen und Clubs der sogenannten patriotischen Partei Anzeichen hervor, welche auf den Einfluß der französischen Jakobiner schließen lassen mußten. Friedrich Wilhelm sagte sich daher geradezu von ihrer Sache los. Die Patrioten verzweifelten jedoch nicht. Kosziusko, ein tapferer Edelmann, welcher in Amerika unter dem Freiheitshelden Washington gefochten, trat an die Spitze des auf allen Seiten begeistert aufstehenden Volks und widerstand bei Dubienka ruhmvoll der russischen Uebermacht. Aber die inneren Parteiungen und der Wankelmuth des Königs Stanislaus lähmten Kosziusko's Kraft, welcher nach vergeblichen Anstrengungen mit seinen eifrigsten Anhängern das Vaterland verließ. Rußland hatte nun ganz Polen in seiner Gewalt und bot Preußen eine neue Theilung des ohnmächtigen Landes an. Preußen ging darauf ein und ließ seinerseits ein Heer in Polen einrücken. In einer öffentlichen Erklärung vom 6. Januar 1793 hob Friedrich Wilhelm besonders die Gefahr hervor, welche von der Verbreitung des französischen Demokratismus in Polen durch die Grundsätze der jakobinischen Clubs seinen eigenen Ländern gedroht habe. Im Begriff, einen neuen Krieg gegen die Revolution in Frankreich zu führen, dürfe er nicht den Revolutionärs in seinem Rücken freie Hand lassen, müsse vielmehr die Aufrührer unterdrücken helfen, Ordnung und Ruhe wiederherstellen und die Wohlgesinnten in seinen Schutz nehmen. Wohl hatte der König einiges Recht zu solcher Erklärung; denn so eben hatte eine polnische Deputation vor dem französischen Nationalconvent versichert, daß die ganze polnische Nation die jakobinischen Grundsätze theile, und die französischen Schreckensmänner hatten Kosziusko zum Ehrenbürger ernannt.

In der bald darauf erfolgten zweiten Theilung Polens (**16. April 1793**) erhielt Preußen die Städte und Gebiete von Danzig und Thorn und den größten Theil von Großpolen. Diese Länder (im Ganzen über 1000 Q.-Meilen, mit mehr als einer Million Einwohner) wurden unter dem Namen Südpreußen mit der Monarchie verbunden. Der polnische Reichstag mußte nothgedrungen seine Zustimmung zu der neuen Verkleinerung des Königreichs geben, aber das tief gekränkte Volk erhob sich noch einmal unter der Leitung des heimlich zurückgekehrten **Kosziusko** und seines Freundes **Madalinski (1793)**.

Kosziusko, zum unumschränkten Befehlshaber ernannt, erließ von Krakau aus einen Aufruf an's Volk, zur Wiederherstellung der Freiheit

27*

und Wiedereroberung der entrissenen Landestheile. Ein erster Sieg der Patrioten trieb auch die Hauptstadt Warschau zum Aufstand: die ganze russische Besatzung wurde niedergemacht, die bekanntesten Anhänger Rußlands an den Galgen gehängt, Kosziusko rückte glücklich vor, während Madalinski im Rücken der Preußen den Aufstand schürte und sie hierdurch zum Rückzug zwang. Bald aber rückte unter Rußlands erstem Feldherrn Suwaroff ein gewaltiges Heer in Polen ein, während auch die Preußen von Neuem vorgingen und Kosziusko bei Scelze (1794) besiegten; kurz darauf (10. October) wurde der polnische Freiheitsheld von Suwaroff bei Madziewie geschlagen und gefangen genommen. Mit dem Rufe Finis Poloniae (Polens Ende) war er verwundet vom Pferde gesunken, und seine düstere Ueberzeugung sollte bald bestätigt werden, denn schon am 9. November hielt Suwaroff nach blutigen und grausamen Scenen in der mit Sturm genommenen Vorstadt Praga seinen siegreichen Einzug in Warschau und im März 1795 erfolgte durch Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich die dritte und letzte Theilung Polens, durch welche Preußen das Land links der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau (wiederum etwa 1000 Quadratmeilen mit fast einer Million Einwohner) erhielt.

Polen war durch selbstverschuldete Schwäche und durch innere Unordnung ein Opfer fremder Gewaltthat geworden. Wenn Preußen sich bei der Vernichtung der polnischen Selbständigkeit betheiligte, so wirkte außer den erwähnten Gründen sicherlich auch die Rücksicht mit, daß andernfalls Rußland allein oder Rußland mit Oesterreich die leichte Beute an sich gerissen hätten. Jedenfalls aber hat die preußische Regierung vom Augenblick der Erwerbung der polnischen Lande an mit allem Eifer dahin gestrebt, ihre neuen Unterthanen den Verlust der nationalen Selbständigkeit durch Erhöhung ihrer bürgerlichen Wohlfahrt vergessen zu machen. Große Summen sind seitdem immer von Neuem auf die Emporbringung der polnischen Provinzen verwandt worden. Der Landmann, seit Jahrhunderten von dem Edelmann unterdrückt, fühlte zum ersten Male wieder den wohlthuenden Schutz der Gesetze und bürgerlichen Freiheit, die Bildung des armen, verwilderten Volks wurde auf alle Weise verbessert, der Gewerbfleiß geweckt und unterstützt.

Friedrich Wilhelm II. hatte noch durch eine andere Ländererwerbung das Gebiet Preußens erweitert. Der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth war kinderlos und schloß im Jahre 1791 mit dem König von Preußen einen Vertrag, nach welchem er demselben bald darauf (1792) die Regierung in jenen Fürstenthümern, den alten Erblanden des brandenburgischen Hauses, abtrat. Friedrich Wilhelm übertrug

die Verwaltung der neu erworbenen Provinz dem Freiherrn von Hardenberg, welcher dort seine hohe Begabung für die Regierungsgeschäfte glänzend bekundete. Der Uebergang der Fürstenthümer an Preußen wurde auch Veranlassung, daß der von den früheren Markgrafen gestiftete rothe Adlerorden erneuert und nächst dem schwarzen Adlerorden zum zweiten Ritterorden der Monarchie erklärt wurde.

Friedrich Wilhelm's Ende. Seit dem polnischen Feldzuge von 1794 war des Königs Gesundheit wankend, im August 1797 kehrte er von der Brunnenkur zu Pyrmont kränker als zuvor nach Potsdam zurück, seitdem bezog er das Marmorpalais am sogenannten heiligen See, wo er dem Tode mit starken Schritten entgegenging. Am 15. November hatte er mit seiner Gemahlin und dem Kronprinzen die letzte Unterredung, am **16. November 1797** in früher Morgenstunde verschied er, in einem Alter von 53 Jahren nach 11jähriger Regierung.

Der preußische Staat war während dieser Regierung in Bezug auf das Ländergebiet von 3393 bis auf 5307 Quadratmeilen, an Einwohnerzahl von 5,380,000 bis auf 8,687,000 angewachsen. Friedrich Wilhelm's Herrschaft wird jedoch nicht zu Preußens guten Zeiten gerechnet; das Vertrauen und Ansehen in Deutschland und in Europa, welches Friedrich der Große errungen hatte, war unter seinem Nachfolger zum Theil erschüttert, der Schatz verausgabt und eine bedeutende Schuldenlast auf die Monarchie gehäuft worden; was aber das Schlimmste war, auch das rechte Vertrauen des Volks zur Regierung war gelähmt. Hierzu hatte vor Allem der Einfluß der Günstlinge des Königs und seiner langjährigen begünstigten Freundin, der Gräfin Lichtenau, viel beigetragen. Willig glaubte man in weiten Kreisen selbst viele böswillig erfundene Erzählungen über das angebliche Treiben der unbeliebten Günstlinge des Königs, welchen überdies ein großer Antheil an der Zersplitterung der Staatsgelder zur Last gelegt wurde. So erregte es denn ein gewisses freudiges Aufsehen, als sofort nach des Königs Tode die Gräfin Lichtenau verhaftet wurde, weil man sie im Besitz großer, zu Unrecht erworbener Schätze und bedenklicher Geheimnisse glaubte. Die Untersuchung ergab jedoch kein derartiges Resultat, und hatte ihre Freilassung mit einer Pension zur Folge. Den König und seinen Günstlingskreis aber trifft sicherlich der begründete Vorwurf, daß sie durch die bei Hofe eingeführte üppige Lebensweise ein verführerisches Beispiel für die Bewohner Berlins und für das ganze Land gaben.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).

41. Friedrich Wilhelm als Kronprinz; seine Thronbesteigung.

Friedrich Wilhelm's Jugendzeit. Friedrich Wilhelm III., der älteste Sohn des vorigen Königs, hatte am 3. August 1770 zu Potsdam das Licht der Welt erblickt, in einem schlichten Bürgerhause, wo sein Vater Friedrich Wilhelm als Kronprinz ein Absteigequartier hatte. Der große Friedrich saß damals noch auf dem Throne; er begrüßte den neugeborenen Prinzen als dereinstigen Thronerben mit herzlichen Freudenthränen und bewahrte demselben stets eine große Theilnahme, um so mehr, als Friedrich Wilhelm schon als Kind tüchtige Eigenschaften des Herzens und Willens erkennen ließ. „Der wird mich wieder von vorn anfangen“ soll einst der alte König, auf den Prinzen deutend, ausgerufen haben.

Sowie Friedrich Wilhelm das Knabenalter erreicht hatte, wurde ihm ein Erzieher in der Person des Geheimenraths Behnisch gegeben. Die Wahl war nicht durchaus glücklich zu nennen; zwar diente des Lehrers strenger Ernst dazu, dem jungen Prinzen ein treues Pflichtgefühl, sowie Fleiß und Ordnungssinn mitzutheilen, aber andrerseits war Behnisch's kränkliches und oft mürrisches Wesen nicht dazu geeignet, einen frischen, freien und zuversichtlichen Sinn bei dem Zögling aufkommen zu lassen, vielmehr wurde derselbe durch den Erzieher ängstlich, schüchtern und unsicher in seinem Benehmen gemacht. An und für sich hatte es Friedrich Wilhelm schon als Kind durchaus nicht an Festigkeit gefehlt: davon zeugt auch jene oft erzählte Scene mit Friedrich dem Großen. Der alte König hatte dem Großneffen, der in seiner Stube spielte, den Ball weggenommen, der kleine Prinz bestand aber mit solcher Festigkeit auf seinem Eigenthum und guten Recht, daß der König ihm den Ball lächelnd mit den Worten zurückgab: „Du wirst Dir Schlesien nicht wieder nehmen lassen.“ Nicht minder erfreute den alten Fürsten die Aufrichtigkeit des jungen Friedrich Wilhelm. Einst ließ er ihn eine Fabel von Lafontaine übersetzen und belobte ihn wegen der Geläufigkeit,

Digitized by Google

mit welcher er dies ausführte. Der Knabe bemerkte jedoch, daß er die Fabel erst vor Kurzem bei seinem Lehrer übersetzt habe, worauf ihm Friedrich mit noch größerer Freude die Wangen streichelte und dabei sagte: „So ist's recht, lieber Fritz; immer ehrlich und aufrichtig. Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst.“ Friedrich Wilhelm hat selbst oft gesagt, wie diese Ermahnung einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und wie ihm Verstellung und Lüge jeder Zeit zuwider gewesen. In der letzten Unterredung, welche er mit dem großen Friedrich hatte, schloß dieser seine Ermahnung mit den Worten: „Nun, Fritz, werde was Tüchtiges. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Tage und mein Tagewerk ist bald vollbracht. Ich fürchte, Du wirst 'mal einen schweren bösen Stand haben. Rüste Dich, sei firm! Denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine. Halte es stets mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst du stark und glücklich sein.“ Er maß mich, so erzählt Friedrich Wilhelm weiter, mit festem Blicke von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und sagte: „Vergiß diese Stunde nicht!“

Bald nach Friedrich's Tode erhielt der junge Thronfolger den Grafen Karl von Brühl zum Gouverneur; den Confirmationsunterricht ertheilte ihm der Hofprediger Sack, von welchem er am 4. Juli 1787 eingesegnet wurde. Das von dem Prinzen damals ausgearbeitete Glaubensbekenntniß zeigt, daß des Geistlichen Hauptaugenmerk bei dem Religionsunterricht auf die praktische Seite des Christenthums gerichtet war und daß er dem königlichen Jüngling die Pflichten seines künftigen Berufs ernst und eindringlich vorgehalten hatte. In jenem Bekenntniß sagte der Prinz unter Anderm: „Wie ich Religion und Christenthum für die Quelle der menschlichen Ruhe und für die beste Stütze der Tugend halte, so erkenne ich es auch als die allgemeine Schuldigkeit aller Menschen, Gott nach ihrem besten Wissen zu verehren und seinem Willen gehorsam zu sein. Weit gefehlt, daß die Mächtigen und Glücklichen in der Welt dazu weniger verpflichtet sein sollten, so sind sie im Gegentheil dazu noch mehr verbunden, als die Armen. Gott ist aller Menschen Oberherr, Wohlthäter und Richter, und diejenigen, denen er am meisten Gewalt und Macht und die meiste Gelegenheit, eine gute Erkenntniß zu erlangen, gegeben hat, die müssen ihm auch am dankbarsten und ergebensten sein. Ich halte mich auch für verpflichtet, meinen Glauben als ein Christ selbst und zu jeder Zeit freimüthig vor den Menschen zu bekennen. Ich werde nie das verleugnen oder verhehlen,

was ich für meine Ehre und mein Glück halte. — Unglauben und Aberglauben will ich als die beiden gefährlichsten Abwege von der wahren Religion sorgfältig vermeiden. Da ich aber weiß, daß Religion und Glaube sich nicht befehlen und nicht erzwingen lassen, so will ich darin Jedermann nach seiner Einsicht und seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und will die Irrenden weder hassen, noch verfolgen, und erkenne als die einzigen Mittel zu ihrer Zurechtweisung, daß man sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. — Mein Bemühen soll vornehmlich dahin gerichtet sein, daß ich die besondern Absichten, welche die Vorsehung über mich hegt, nicht nur vor Augen behalte, sondern sie auch nach meinem besten Vermögen erfülle. Diese Absichten können keine anderen sein, als daß ich in Nachahmung der göttlichen Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe ein Beschützer und Wohlthäter anderer Menschen sei, und überall, so weit meine Macht reicht, Ordnung und Recht, Zufriedenheit und Glückseligkeit verbreite und befördere; denn darum hat mir Gott mehr Ansehen und Gewalt verliehen, als Anderen. Meine Entschließung ist, in allen Dingen mit Verstand und Ueberlegung zu handeln und die besten Mittel zur Ausführung guter Absichten anzuwenden. Da aber mein Verstand eingeschränkt ist und ich sehr leicht irren kann, so will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiser, erfahrener und guter Menschen suchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als recht vor Gott und für meine Pflicht erkenne, und dann will ich auf Gott hoffen und mir alle seine Schickungen gefallen lassen. — Ich erkenne mich für verbunden, vorzüglich diejenigen Pflichten als ein Christ auszuüben, die ich nach dem besondern Stande und Berufe, den mir die Vorsehung angewiesen, zu erfüllen habe. Ich bin zu einem Beschützer und Wohlthäter ausersehen. Ich muß also vor Anderen gerecht, freigebig, großmüthig und gütig sein. Ich muß für die Wohlfahrt Anderer sorgen und arbeiten, und mich in allen meinen Handlungen als ein Vorbild der Tugend zeigen. Ich erkenne es daher als heilige Pflicht, die ich gegen mich selbst zu beobachten habe, daß ich nach nützlicher Erkenntniß strebe, daß ich mich der Mäßigkeit und Ordnung in allen Stücken befleißige und das allgemeine Beste für höher achte, als meinen eigenen Vortheil."

Mit diesem Bekenntniß und diesen Vorsätzen ist es dem Prinzen tiefer Ernst gewesen: davon hat sein ganzes Leben Zeugniß abgelegt und schon in jener frühen Zeit hatten sich die Keime aller jener Tugenden und fürstlichen Eigenschaften kräftig entwickelt, nach denen er streben zu müssen sich bewußt war. Besonders waren es die Vorzüge des Gemüths, welche ihn von jeher auszeichneten: ächtes Wohlwollen,

Digitized by Google

herzliche Nächstenliebe, wahre Demuth und Bescheidenheit, dabei ein lebendiges Gefühl für Ehre und Recht und ein hohes Bewußtsein von dem Beruf und den Pflichten der Fürsten. Der Unterricht des jungen Prinzen in den Wissenschaften wurde nicht so sorgfältig behandelt, wie man es hätte erwarten sollen: ihm selbst fehlte es nicht im Geringsten an einer tüchtigen geistigen Befähigung, noch an redlichem Willen und anhaltendem Fleiß, doch scheint die ihm ertheilte Anleitung weder in den alten Sprachen, noch in der Geschichte eine recht gründliche gewesen zu sein. In der deutschen Sprache und Literatur unterwies ihn der bekannte Schriftsteller Engel. — Auch die Theilnahme an den Staatsgeschäften war selbst in den späteren Jahren für den Kronprinzen keine regelmäßige, und er verdankte es nur seinem eigenen ernsten Interesse für seinen künftigen Beruf, daß er denselben dennoch mit einer gewissen Sachkenntniß antreten konnte.

In den Jahren 1792 bis 1795 nahm der Kronprinz an den Feldzügen gegen Frankreich und gegen Polen Theil und zeichnete sich durch Tapferkeit und Unerschrockenheit aus, zugleich erwarb er sich durch seine herzliche Theilnahme und Menschenfreundlichkeit die Liebe und das Vertrauen des ganzen Heeres.

Luise, Friedrich Wilhelm's Gemahlin.*) Zu jener Zeit, nach dem Feldzug von 1792 war es, wo Friedrich Wilhelm das schönste Kleinod kennen lernte, welches ihm und mit ihm seinem Volke beschieden war, seine edle Gattin Luise. Dieselbe war am 10. März 1776 geboren, eine Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, welcher damals noch als Feldmarschall in hannöverschen Diensten stand, im Jahre 1794 aber seinem Bruder in der Regierung des Herzogthums Mecklenburg folgte. Ihre Mutter war eine darmstädtische Prinzessin: dieselbe starb schon im Jahre 1782, der Herzog verließ nach ihrem Verlust Hannover, um in der Stille des Schlosses Herrenhausen Beruhigung und Trost zu suchen. Luise wurde mit ihren drei Schwestern der Obhut eines durch Geistesgaben ausgezeichneten Fräulein von Wolzogen übergeben, bis der Vater sich mit der Schwester seiner verewigten Gemahlin wieder verehelichte. Als auch diese durch den Tod ihm wieder entrissen wurde, zog er nach Darmstadt, wohin zur Erziehung der jungen Prinzessinnen eine Schweizerin, Fräulein Gelieux, berufen wurde, welcher Luise ihr ganzes Leben hindurch Dank wußte und welche auch Friedrich Wilhelm nach dem Tode seiner Gemahlin noch durch das rührendste

*) Nach: Luise Königin von Preußen, von Adami, 1851, welcher Schrift das von der Frau von Berg gezeichnete „Lebensbild" zu Grunde liegt.

Andenken ehrte. Nur über Eines pflegte Luise sich zu beklagen, nämlich daß ihr Unterricht ein mehr französischer als ein deutscher gewesen, doch traf dieser Vorwurf weniger die Lehrerin, als den herrschenden Geist jener Zeit. Um die schmerzlich gefühlte Lücke auszufüllen, ließ es die Fürstin später, noch als Königin und Mutter, an Fleiß und Eifer nicht fehlen, und sie erkor dabei vorzugsweise die Geschichte zu ihrer Lehrmeisterin. Vor Allem aber hat es die Fürstin immer mit innigem Dankgefühl anerkannt, daß ihre Erziehung durchweg einen Zug nach dem Höheren hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Irdischen brachte. Im Einklange damit fühlte sie von Kindheit an den göttlichen Beruf in sich, wohlzuthun. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Pallast in die Hütten der Armuth und das holde Fürstenkind erschien den Dürftigen und Leidenden als ein Engel der Milde. Daher die Leutseligkeit, welche der Königin auf dem Throne alle Herzen gewann. Fern von allem Zwang unfreiwilliger Herablassung, schien ihr solche zur anderen Natur geworden, ohne die eingeborene Majestät ihres hohen Wesens irgend zu verdunkeln.

Als junges Mädchen machte Luise mit ihrer Großmutter und den Schwestern Ausflüge nach Straßburg, nach Thüringen, nach Frankfurt. Im Frühjahr 1793 fügte es sich, daß sie eben da zum ersten Male mit dem Kronprinzen von Preußen zusammen traf. In Folge einer Einladung des Landgrafen von Hessen kam die Großmutter mit den Prinzessinnen im März nach Frankfurt, stellte dort ihre Enkelinnen dem König Friedrich Wilhelm II. vor und wollte noch denselben Abend wieder abreisen; der König aber lud sie ein, nach dem Schauspiel bei ihm zu Abend zu speisen. So blieb Luise, und an diesem Abend war es, wo ihr erster Blick den Kronprinzen dauernd fesselte. Selbst lange nachdem der Tod schon das dort geschlossene Band gelöst, dachte Friedrich Wilhelm III. besonders gern des ersten merkwürdigen und ihm immer neu und frisch gebliebenen Eindrucks, welchen die Erkorene auf ihn gemacht, als er sie zum ersten Mal in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei auch zugleich der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt: „Die ist es, oder keine sonst auf Erden." „Habe mal", sagte der König in späten Jahren zu seinem geistlichen Freunde, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Anblick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schiller's Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner Luise zu Muthe war, als wir uns zum ersten Male sahen." Er hatte dabei die Stelle aus der „Braut von Messina" im Sinne:

Digitized by Google

„Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens —
Woher sie kam und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage ich. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt, —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

Und in der That, nicht blos der erste Blick, nicht blos die jugendliche Schönheit und der lebensfrische Zauber der Anmuth, welcher Luisen's Wesen umschwebte, nicht dieser erste Eindruck blos war für das innige Lebensband entscheidend, sondern die Macht dieses ersten Eindrucks steigerte sich noch, als Friedrich Wilhelm bei näherer Bekanntschaft inne wurde, daß ihr holdes Aeußere nur der Abglanz ihrer schönen Seele war, deren angeborener Adel und Schwung sich in jedem Blicke, in jedem ihrer Worte, in jeder ihrer Geberden aussprach.

Wie Friedrich Wilhelm zu Luise, so fühlte sich sein Bruder, Prinz Ludwig zu deren jüngeren Schwester hingezogen, und schon am 24. April 1793 feierten sie zu Darmstadt das schöne Fest einer Doppel-Verlobung. Während des nun bald darauf folgenden Feldzugs besuchten die fürstlichen Bräute ihre Verlobten öfter im Feldlager und Göthe feiert in seinen Berichten aus jenen Tagen diese „himmlischen Erscheinungen."

Bald nach Beendigung jenes Feldzugs, Anfangs December, kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück, und kurze Zeit darauf schied seine holde Braut aus ihrem trauten Familienkreise, um sich nach der Hauptstadt des Reichs zu begeben, dessen hochgefeierte Königin sie werden sollte. Unter großen Festlichkeiten wurde sie von der erfreuten Bürgerschaft eingeholt. Hundert Scenen und kleine Vorfälle bekundeten schon

Digitized by Google

damals die trefflichen Herzenseigenschaften der Neuvermählten. Die Hauptstadt und das ganze Land wurden von dem Ruhm der Schönheit nicht nur, sondern auch der Herzensgüte Luisens erfüllt, und von jenem Tage an war das Volk überzeugt, daß sie, wie die Königin, auch die Mutter des Landes sein würde.

Vor Allem wurde jene fürstliche Ehe das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in solch reiner Liebe und treuer Tugend sich leider an den Höfen immer seltener kund gegeben hatte, seitdem man sich statt in guter vaterländischer Sitte immer mehr in der französischen Galanterie gefiel. Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Thron als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, ebenso stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine wahrhaft deutsche Hausfrau zur Seite. Nicht bei Hofe, sondern nur zu Hause fühlten sich der Kronprinz und seine Gemahlin recht heimisch. Wenn sie aus dem Geräusch eines Festes in die Stille ihres kleinen Palastes heimkehrten, wenn die „Fürstin der Fürstinnen", wie Friedrich Wilhelm II. seine Schwiegertochter nannte, die feierlichen Gewänder und den äußerlichen Schmuck wieder abgelegt, und wieder in ihrer einfachen Natürlichkeit dastand, alsdann pflegte der Kronprinz die Gemahlin seines Herzens immer „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder gewonnene Perle anzuschauen." Luisens Hände in den seinigen haltend, seinen frohen Blick in den reinen Aether ihres blauen Auges gesenkt, hörte man ihn in einem dieser glücklichen Augenblicke des häuslichen Wiederfindens ausrufen: „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist." — „Wie," fragte Luise lächelnd, „bin ich denn das nicht immer?" — „Ach nein," erwiederte Friedrich, „Du mußt nur zu oft Kronprinzeß sein." — Die Oberhofmeisterin freilich, welche die Pflicht hatte, auf strenge Hofetiquette zu halten, war mit dem vertraulichen Ton und Wesen, in welchem die jungen Eheleute mit einander verkehrten, durchaus nicht zufrieden, doch wußten dieselben sie immer mit gemüthlicher Laune abzuweisen. Es gab mit dieser „Dame d'Etiquette", wie der Kronprinz sie immer nannte, manche scherzhafte Scene.

Eines schönen Sommertags, es war in Oranienburg, kündigte die Kronprinzessin der Frau Oberhofmeisterin an, daß sie mit ihrem Gemahl eine Spazierfahrt in den Wald hinaus beabsichtigte. Sie fordert die Gräfin auf, mit von dieser Partie zu sein und dieselbe fühlt sich dadurch hoch geehrt. Doch welch ein Schreck für sie, als sie das Fuhrwerk erblickt, welches die hohen Herrschaften vorfahren lassen und in welchem sie einen gewöhnlichen Leiterwagen erkennt. Die Königlichen Hoheiten

Digitized by Google

klettern behende hinauf, vergebens aber wiederholt die Kronprinzessin ihre für die Oberhofmeisterin kurz vorher noch so schmeichelhafte Einladung; vergebens vereinigt der Prinz sein freundliches Zureden mit dem seiner Gemahlin. Die „Dame d'Etiquette" ist nicht zu bewegen, diesen Wagen zu besteigen. Wenn auch Ihre Königlichen Hoheiten selbst aller Etiquette Hohn sprechen, mindestens von ihr, der Oberhofmeisterin, soll Niemand sagen, daß sie sich zur Mitschuldigen solcher Vergehen gemacht. Und so kutschiren denn der Kronprinz und die Kronprinzessin auf dem Leiterwagen ohne die Frau Oberhofmeisterin herzlich lachend von dannen.

Die gemüthlichsten Tage verlebte das fürstliche Paar auf dem Gute Paretz, welches der Kronprinz eigens zu einem stillen Landaufenthalt ausersehen hatte. Dort wollte er selbst am liebsten nur als „Schulze von Paretz" angesehen sein, und seine Gemahlin gefiel sich gleichfalls ausnehmend als „gnädige Frau von Paretz." Friedrich Wilhelm's vertrauter Freund, der General von Köckeritz, schreibt: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz, zwei Meilen von Potsdam, frohe Tage verlebt. — Sie genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur. Entfernt von allem Zwang nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Sinne „Freiheit und Gleichheit."

Köckeritz, der tägliche Tischgast des hohen Paares, entfernte sich gleich nach dem Tisch immer sehr bald; Luise befragte ihren Gemahl nach der Ursache dieses schnellen Aufbruchs, erhielt aber nur zur Antwort: „Laß Du den alten Mann in Ruhe; der muß nach Tische seine Bequemlichkeit haben." Einige Tage darauf, als Köckeritz sich eben wieder erheben will, tritt die Fürstin ihm rasch entgegen, in der einen Hand eine gestopfte Pfeife, in der andern einen brennenden Fidibus, indem sie mit feinem Lächeln sagt: „Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie mir nicht wieder entschlüpfen, Sie werden hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen." Sie hatte nämlich ergründet, daß nichts Anderes ihn immer so schnell wegrief, als die Gewohnheit, beim Nachtisch ein Pfeifchen zu rauchen.

Ein erhebender Anblick war es, die hohe Frau bei den jährlichen Dorffesten mitten unter den Bauern fröhlich verkehren zu sehen, wie sie umringt von der Dorfjugend von Bude zu Bude ging, kleine Geschenke einzukaufen und zu vertheilen, und die Kinder hinter ihr herschrieen: „Mir auch was, Frau Königin!"

Digitized by Google

Luise kannte keine Freude für sich, wenn sie nicht zugleich Anderen Freude bereiten konnte. Als der König sie an ihrem Geburtsfeste durch allerlei Gaben so recht nach ihrem Sinne erfreut hatte, fragte er, ob sie noch einen Wunsch habe. Da wünschte sie noch eine Hand voll Gold, um die Armen von Berlin ihre Zufriedenheit theilen zu lassen. Lächelnd bemerkte Friedrich Wilhelm II., es komme darauf an, wie groß das Geburtstagskind sich die „Hand voll Gold" denke, und die Antwort der Kronprinzessin war: „so groß, als — das Herz des gütigsten aller Könige." Die Armen der Hauptstadt erhielten eine reichliche Hand voll königlicher Freigebigkeit; und wie hier, so nahm Luise ihr Lebelang jede Gelegenheit wahr, ihre eigenen Freudenthränen mit den fremden Thränen des Dankes für ihre Wohlthaten zu vermischen.

Die schönen Tage, welche Friedrich Wilhelm an ihrer Seite in Paretz verlebte, blieben ihm unvergeßlich. Daher seine dauernde Vorliebe für diesen stillen Landsitz, daher die Zeichen des Andenkens, mit denen er in der Folge die Stätten schmückte, wo die Heimgegangene am liebsten geweilt hatte.

Der hohe Sinn der trefflichen Fürstin konnte sich erst recht in vollem Maaße bewähren, als sie mit ihrem Gemahl den Thron bestiegen hatte: von dem Anbeginn ihrer Regierung bis an ihr frühes Ende gab es keinen Tag, welcher nicht durch rührendes Wohlthun, durch Zeichen ächter Hochherzigkeit und edlen Fürstensinnes bezeichnet gewesen wäre. Auf den Reisen, welche sie mit Friedrich Wilhelm zur Huldigung der Provinzen unternahm, gewann sie durch ihr ungekünstelt herzliches und wohlwollendes Wesen Aller Herzen, und überall hörte man die begeistertsten Segenswünsche für das treffliche Königspaar.

Aber auch als Königin lebte sie, so oft es anging, am liebsten in stiller Häuslichkeit in Potsdam, Paretz oder Charlottenburg. Da führte sie ganz das Leben der Gattin und Mutter und erfüllte ihre Pflichten mit größter Treue und zugleich mit der ihr eigenen Anmuth. In der Muße, die ihr diese Zeiten gewährten, reifte auch ihr Geist immer mehr. Ein tiefer frommer Sinn, ein treffender Verstand, ein frisches, frommes und ernstes Streben nach Erkenntniß des Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit getrachtet: darum war ihr auch früh Klarheit und Wahrheit geworden. Früh schon hatte sie alles Sichtbare, Irdische an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt. Wenig geblendet durch äußere Vorzüge wurde sie auch durch die glänzende Außenwelt nicht in ihrem inneren Stillleben gestört, und schon um jene Zeit keimte in ihr auf

Digitized by Google

tief religiösem Boden jene Gottergebenheit, in der sie nachmals unter allen Schlägen des Schicksals Ruhe fand für ihre Seele.

Die klaren Sonnentage stillen Glücks neigten sich leider frühzeitig zum Untergange. Als eine treue Landesmutter erblickte Luise auch in ihren Landeskindern ihre Familie: was ihrem Volke Leides geschah, das war auch eine tiefe Heimsuchung für sie. Des Eroberers eiserne Hand, die bald schwer auf Preußen lasten sollte, griff, wie wir sehen werden, auch der Königin an's Leben, brach ihr das Herz.

Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte. Friedrich Wilhelm III. bestieg in seinem 28sten Jahre den Thron seiner Väter (am 16. November 1797) mit dem reinen festen Willen, das Wohl seines Volks nach bestem Gewissen zu fördern. Der junge König, eine schlanke, hohe Gestalt, von fester militairischer Haltung, ernstem, mildem Ausdruck, zeigte sich einfach in seinem Benehmen, in Bedürfnissen und Gewohnheiten, er war von ächter, tiefer Frömmigkeit und von einer unbefangenen Liebe zum Guten beseelt, wohlwollend, gerecht, ordnungsliebend, sparsam, gewissenhaft, mit einem treuen Gedächtniß, ruhigen scharfen Verstande, einem sicheren Blick begabt, der ihn jedesmal das Richtige finden ließ, wo er sich nur selbst vertraute. Die öffentliche Meinung kam ihm mit verdienter Gunst entgegen, und seine ersten Schritte waren wohl dazu angethan, diese Gunst zu erhöhen. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt erließ er eine eigenhändig niedergeschriebene Cabinetsordre an sämmtliche Landesbehörden zu dem Zweck, dieselben von den Mitgliedern zu säubern, welche ihre Schuldigkeit gegen den Staat nicht erfüllten. Alle Präsidenten wurden verpflichtet, die untauglichen Beamten namhaft zu machen, sowie ihre sämmtlichen Untergebenen wegen der eingeschlichenen Mißbräuche mit Strenge zu überwachen. „Der Staat sei nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden, ein solches müsse ausgestoßen werden. Eine regelmäßige Regierung könne nirgends bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrsche, und wo über das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden werde. Daß dies geschehe, darüber müsse unermüdet gewacht werden. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt sei, so werde, wie der König hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Er selbst werde über dem Allen mit der größten Sorgfalt wachen, den redlichen, wackern Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht sein, den Pflichtsäumigen aber mit gerechter Strenge zu treffen wissen." Diese Kundmachung königlichen Ernstes und Pflichteifers erregte bei vielen unfähigen oder nachlässigen Beamten heilsames Schrecken.

Digitized by Google

Der Minister von Wöllner benutzte die Bekanntmachung der Königlichen Ordre an seine Untergebenen zugleich, um das Religionsedict von Neuem einzuschärfen. Der König aber gab dem Minister auf herbe Weise zu verstehen, daß in der Cabinetsordre kein Wort vorhanden sei, welches zur Einschärfung des Religionsedicts hätte Anlaß geben können. „Ich selbst ehre die Religion," fügte er hinzu, „und folge gern ihren beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll." Statt nach dieser scharfen Zurechtweisung seinen Abschied zu nehmen, zeigte sich Wöllner jetzt willfährig, sein eigenes früheres Werk wieder umzustoßen; dies brachte ihn beim König vollends so um alles Ansehen, daß er in Ungnade entlassen wurde. Die von ihm eingesetzte Ober-Examinations-Commission wurde gleichfalls wieder aufgehoben.

Wie der Minister von Wöllner, so verlor auch zur großen Befriedigung des Landes der General von Bischoffswerder seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Die beiden Männer, dagegen, welche den Gang der auswärtigen Angelegenheiten unter Friedrich Wilhelm II. vorzugsweise bestimmt hatten, der Minister von Haugwitz und der Cabinetsrath Lombard, blieben nach wie vor in ihren wichtigen Stellungen. Doch wurde ihr Einfluß zum Theil wenigstens durch das Vertrauen geschmälert, welches der König anderen Männern, dem Grafen Hardenberg und Anderen schenkte, die mit ihrem Rath in allen wichtigen Angelegenheiten gern gehört wurden. Die obere Leitung der Finanzen erhielt der General Graf Schulenburg-Kehnert, die Angelegenheiten des Heeres wurden dem König durch den vortragenden Generaladjutanten, die inneren Angelegenheiten durch den Geheimen Cabinetsrath Mencken vorgelegt, einen freidenkenden, gebildeten, wohlwollenden Mann, von den edelsten Gesinnungen und Absichten, welcher jedoch wegen Kränklichkeit frühzeitig seinen Abschied nahm und durch den Cabinetsrath Beyme ersetzt wurde. Dieser hatte bei großer Gewandtheit im Einzelnen und einer gewissen Rechtlichkeit doch keine höhere Auffassung und war eines Aufschwungs zu großartigen Gedanken nicht fähig. Zu seinem Unglück gerieth er bald in eine gefährliche Abhängigkeit von dem Cabinetsrath Lombard.

Eine ganz eigenthümliche Stellung war dem General von Köckeritz angewiesen, in dessen Redlichkeit der König unbedingtes Vertrauen setzte.

Digitized by Google

Derselbe war bei allen Berathungen gegenwärtig, ohne sich an denselben zu betheiligen; der König wollte nur Jemand haben, mit dem er zu gelegener Zeit über das Vorgekommene wieder sprechen könnte. Köckeritz sollte ferner Gesellschaften besuchen, beobachten, hören, dem König Mittheilungen über die öffentliche Stimmung machen, nicht etwa als Angeber, sondern zur Belehrung des Königs; er sollte ihn aufmerksam machen, wenn er in Gefahr käme, sein Zutrauen mißbrauchen zu lassen, er sollte ihn, den königlichen Gebieter selbst, an seine Pflichten erinnern, wenn er Augenblicke des Vergessens bemerkte, — mit einem Worte, er sollte der erste Vertreter des Volks und das zweite Gewissen des Königs sein. Am Abend seiner Thronbesteigung hatte ihm Friedrich Wilhelm dieses Amt durch ein eigenhändiges Schreiben übertragen und dabei unter Anderm verlangt, der Freund solle recht streng gegen ihn sein und diese Strenge verdoppeln, wenn er bemerkte, daß seine Ermahnungen übel aufgenommen würden. — Gewiß ein solches Vertrauen und eine solche Forderung ehren vor Allem den sittlichen Ernst des Fürsten, welcher seiner Unumschränktheit und willkürlichen Selbstbestimmung eine solche Schranke setzen wollte; nur wäre, um die Aufgabe mit Erfolg und Nutzen zu erfüllen, ein hohes Maaß von Geist und Kraft erforderlich gewesen, Köckeritz aber besaß bei großer Gutherzigkeit und Ehrlichkeit nur eine gewöhnliche, nicht hervorragende Einsicht und wußte daher seine Stellung nicht entsprechend auszufüllen.

Im Frühjahr 1798 reiste der König mit seiner Gemahlin in die einzelnen Provinzen, um die Huldigung der Stände nach alter Weise entgegenzunehmen; zuerst nach Königsberg, dann nach Warschau und Breslau, zuletzt fand in Berlin die Huldigung sämmtlicher Provinzen statt. Ueberall wurde das königliche Paar mit freudiger Begeisterung begrüßt, überall, selbst in dem neu eroberten Polen, durften sie sich mit vollem Vertrauen dieser Begeisterung hingeben. Bei der Ankunft und der Abreise fuhren sie durch die Reihen der bewaffneten Bürger; jede militärische Begleitung durch Polen hatte der König abgelehnt. „Ich bin gewohnt," sagte er, mich in meinen alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen geleiten zu lassen, ich besorge nicht, hier andere Gesinnungen zu finden."

Die ersten Jahre der neuen Regierung wurden, so viel es die Staatseinkünfte gestatteten, in jeder Beziehung zu nützlichen Einrichtungen angewendet. Das in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's II. wieder eingeführte Tabacksmonopol wurde aufgehoben; wiewohl hierdurch die Landeseinnahmen geschmälert wurden, wußte die Regierung doch durch anderweitige Ersparnisse und durch strenge Ordnung in der Finanzver-

Digitized by Google

waltung die Mittel zu beschaffen, um den gar zu niedrigen Sold der Truppen zu erhöhen, um den Waisenanstalten in Halle reichliche Unterstützung zu gewähren, Armen- und Arbeitshäuser zu gründen, Kanäle anzulegen, die Einrichtungen von Schulen und den Bau von Kirchen zu erleichtern, — und gleichzeitig von der bei Friedrich Wilhelm's II. Tode hinterlassenen Schuld von 40 Millionen bis zum Jahre 1806 fast die Hälfte zu tilgen und noch einen Schatz von 17 Millionen anzusammeln. Dies war nur möglich in Folge der heilsamen Strenge, welche in Bezug auf die Beaufsichtigung der gesammten Staatsausgaben eingeführt worden war, Zu diesem Zweck hatte Friedrich Wilhelm III. gleich nach seinem Regierungsantritt die zuerst von Friedrich Wilhelm I. errichtete Ober-Rechnungs-Kammer wieder in alle ihre Rechte zur Ueberwachung der ganzen Verwaltung eingesetzt. Dieselbe erhielt die Aufgabe, die Rechnungen aller königlichen Kassen durchzusehen, und wurde ermächtigt, wo es nöthig schien, von allen Behörden genaue Rechenschaft über die Richtigkeit und den Grund aller einzelnen Ausgaben zu verlangen. Bald trat in allen Zweigen der Verwaltung die größte Ordnung und Sparsamkeit ein, wovon der König selbst das schönste Beispiel gab.

42. Die auswärtige Politik bis zum Tilsiter Frieden.

Preußens Neutralität; der Reichsdeputations-Hauptschluß. Durch den Frieden von Basel war Preußen von der Theilnahme an den europäischen Kämpfen zurückgetreten: Friedrich Wilhelm III. war seinem ganzen Wesen nach dem Frieden zugeneigt, und richtete sein aufrichtiges Bestreben darauf, denselben zu erhalten. Er meinte seinem Volk keine größere Wohlthat erweisen zu können, als wenn er während der verheerenden und zerrüttenden europäischen Kämpfe seinem Lande die Ruhe sicherte, sich von den geschlagenen Wunden zu erholen und durch die Künste des Friedens immer mehr zu erblühen. Der edle Fürst ahnte dabei freilich nicht, und es waren damals Wenige, die es ahnten, daß die Gefahr, welche von dem entfesselten Frankreich her den übrigen Völkern drohete, mit jedem Jahre anwachsen und zuletzt auch ihn trotz aller Friedensliebe zum verzweifelten Kampfe für Preußens Unabhängigkeit drängen würde. Hätte er dies vorausgesehen, so würde er gewiß schon früher die preußischen Waffen mit denen der übrigen Mächte vereinigt haben, um den überfluthenden Strom französischer Anmaßung in seine Grenzen zurückzuweisen; so aber war ihm selbst und dem preußischen Vaterland, wie ganz Deutschland, erst die herbste

Digitized by Google

Erfahrung und die bitterste Demüthigung vorbehalten, ehe sie sich gegen den gemeinsamen Erbfeind mit voller Einheit und Kraft erhoben.

Der Kampf gegen Frankreich hatte von Seiten Oesterreichs und des übrigen Deutschlands im Bunde mit England fortgedauert. Durch das siegreiche Vordringen der Franzosen in Italien, wo der General Bonaparte seinen großen Feldherrnruhm begründete, sah sich aber Oesterreich im Jahre 1797 zum Abschluß des Friedens zu Campo-Formio genöthigt, in welchem es die österreichischen Niederlande und seine alten lombardischen Besitzungen, welche unter französischer Vormundschaft in eine cisalpinische Republik verwandelt wurden, preisgeben mußte, und dagegen Venedig, Istrien und Dalmatien erhielt. Die deutschen Verhältnisse sollten auf dem Congreß zu Rastatt geordnet werden, wo die französischen Unterhändler mit dem unerhörtesten Hochmuth über das Schicksal der deutschen Länder und Fürsten zu Gericht saßen. Aber ehe es noch zum Abschluß der schmählichen Friedensbedingungen kam, brach in Folge der steigenden Willkür der französischen Regierung, welche auch den Kirchenstaat und die Schweiz in Republiken unter französischer Oberhoheit verwandelte, ein neuer allgemeinerer Krieg gegen Frankreich aus, der Krieg der zweiten Coalition, an welcher Rußland (unter dem gegen die französische Republik erbitterten Kaiser Paul I.), Oesterreich, England und die Türkei Theil nahmen (1799). Auch Friedrich Wilhelm III. wurde schon damals von allen Seiten dringend aufgefordert, sich an dem neuen Kampfe zu betheiligen; aber so sehr auch seine vertrautesten Rathgeber ihn zu einer kriegerischen Entscheidung zu drängen suchten, so blieb er doch nach vielen Gewissenskämpfen dabei stehen, eine innere Stimme sage ihm, daß er Unrecht thun würde, sein Wort und den Frieden zu brechen.

So konnte denn Frankreich, dessen Regierung jetzt der kühne, kluge und glückliche Bonaparte als erster Consul an sich gerissen hatte, seine ganze neugehobene Kraft nach dem Süden wenden. Der Sieg Bonaparte's bei Marengo und Moreau's glückliche Feldzüge in Süddeutschland entschieden den Ausgang dieses zweiten Coalitionskrieges. Als Moreau bereits nahe bei der Hauptstadt Oesterreichs stand, wurde zuerst ein Waffenstillstand, dann der Friede zu Lüneville geschlossen (9. Februar 1801), durch welchen der Friede zu Campo-Formio bestätigt und zugleich die vorbehaltene Entscheidung über die Umwandelungen im deutschen Reich herbeigeführt wurde. Deutschland trat an Frankreich das ganze linke Rheinufer, ein Gebiet von 1200 Quadratmeilen mit vier Millionen Menschen ab. Die Fürsten, welche hierbei Verluste an ihrem bisherigen Gebiete erlitten, sollten diesseits des Rheins durch

Digitized by Google

die Umwandlung der geistlichen Ländergebiete in weltlichen Besitz (die Säcularisation) und durch die Aufhebung der meisten freien Reichsstädte entschädigt werden. Um die Höhe dieser Entschädigung im Einzelnen zu bestimmen, wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, bei deren Verhandlungen die Franzosen in herrischer Weise über das Wohl und Wehe deutscher Landestheile verfügten. Es war ein schmachvolles, für alle Zeiten tief beschämendes Schauspiel, wie dort die einzelnen deutschen Fürsten um die Gunst der fremden Machthaber buhlten, um bei der Vertheilung der Länder ein möglichst günstiges Loos zu erhaschen. Noch niemals war Deutschland so tief gedemüthigt, so sehr aller Selbständigkeit baar gewesen, wie in jenen traurigen Tagen, wo die Fürsten und ihre Bevollmächtigten es nicht unter ihrer Würde hielten, in Paris bei den Untergebenen, den Schreibern und sogar den Buhlerinnen des mächtigen Ministers Talleyrand zu schmeicheln und zu kriechen, um eine günstige Entscheidung für sich zu erbetteln.

Außer Frankreich war es besonders noch Rußland, welches auf jene Verhandlungen einen wesentlichen Einfluß übte. Der Kaiser Alexander I., welcher seinem Vater Paul I. (1801) auf dem Throne gefolgt war, und als Verwandter der Häuser von Würtemberg, Baden und Baiern an der Entschädigungsfrage großen Antheil nahm, wünschte sich mit Preußen über dieselbe zu einigen, zu welchem Zweck er eine Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. in Memel vorschlug. Dieselbe fand am 9. Juni 1802 statt. Dort wurde der Grund zu der dauernden Freundschaft gelegt, welche seitdem die beiden Fürsten vereinigte. Besonders war es der Eindruck der trefflichen, eben so geistvollen, als anmuthigen Königin Luise auf den ritterlichen Herrscher Rußlands, wodurch das Band der Freundschaft zwischen beiden Häusern noch enger geknüpft wurde. Alexander I. erklärte sich den Forderungen Preußens in Betreff der Entschädigung für die am linken Rheinufer abgetretenen Landestheile durchaus günstig, und so geschah es, daß auch Frankreich, um den Einfluß Rußlands in Preußen nicht zu groß werden zu lassen, sich willfährig zeigte und einen besonderen Vertrag mit Preußen über dessen Entschädigung abschloß. Durch den sogenannten Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar **1803** wurden alle Ländervertheilungen endgültig festgestellt. Preußen erhielt dabei für die 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, welche es jenseits des Rheins aufgegeben, die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, nebst einem Theile von Münster, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westphalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben

Digitized by Google

Million Einwohner. So war der Verlust jenseits des Rheins durch den bewilligten Ersatz weit überwogen, aber Preußen konnte solchen Gewinns nicht froh werden; denn mit dem Lüneviller Frieden war die Selbständigkeit des deutschen Reichs dahin, und bald sollte der Eroberer, welcher an Frankreichs Spitze stand, sich noch drohendere Eingriffe in die deutschen Verhältnisse gestatten.

Zeit des Schwankens im preußischen Cabinet; Haugwitz und Lombard. Unmittelbar an Preußens Grenze selbst geschah einer der wichtigsten Schritte, durch welche Bonaparte zeigte, daß er in seinem Siegesübermuth nicht gesonnen sei, sich an Verträge oder Völkerrecht zu binden, wo es die Erreichung seiner ehrgeizigen Plane galt. Nach kurzem Frieden war ein neuer Krieg mit England ausgebrochen (1803), und ohne Weiteres ließ Napoleon das dem König von England gehörige Kurfürstenthum Hannover besetzen. Es war dies eine doppelte Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland und Preußen; denn Hannover gehörte, obwohl es demselben Fürsten, wie England, unterthan war, nicht zu England, sondern zum deutschen Reich, mit welchem Frankreich damals in Frieden stand, und überdies war das Kurfürstenthum unter den Ländern mitbegriffen, welche laut der ausdrücklichen Festsetzung des Baseler Friedens bei fortgesetztem Kriege nicht berührt werden durften.

Jetzt nach solcher Verletzung des Rechts und der Verträge wäre es an der Zeit gewesen, daß Preußen sich der immer kühner auftretenden Anmaßung Frankreichs mit bewaffneter Hand entgegengesetzt hätte; auch fehlte es nicht an Stimmen, welche den König hierzu zu drängen versuchten, oder ihm wenigstens riethen, seinerseits Hannover bis zur Beendigung des Krieges zu besetzen und gleichsam in Verwahrung zu nehmen. Aber Friedrich Wilhelm hoffte noch immer auf dem friedlichen Wege mehr für sein Land und für Europas Beruhigung wirken zu können, als durch eine Theilnahme am Krieg. Ueberdies meinte er, daß Preußen die Mittel zu einem größeren Kriege nicht besitze. Dazu kam endlich, daß er auch kein rechtes Vertrauen zu den allmälig veralteten Einrichtungen seiner Armee hatte, besonders im Vergleich mit den frischen, siegesmuthigen französischen Armeen. Aus allen diesen Gründen war er zum Kriege nicht zu bestimmen, ließ es vielmehr ruhig geschehen, daß Bonaparte Hannover besetzte, und sich zugleich zum Herrn der Elb- und Wesermündungen machte.

Der französische Herrscher fühlte wohl, daß ihm Preußen, wenn es sich mit seinen übrigen Feinden verbände, sehr gefährlich werden könnte; deshalb suchte er das preußische Cabinet durch Schmeicheleien

Digitized by Google

und günstige Vorspiegelungen einzuschläfern. Bei jeder Gelegenheit heuchelte er ein großes Wohlwollen für Preußen und die Absicht, dasselbe, wie er sagte, zu einer wirklichen Großmacht zu erheben. „Preußen ist zu schwach," äußerte er einmal, „ich will es unterstützen, will es groß machen." Preußen sollte, im Bunde mit Frankreich, bessere Grenzen, ein abgeschlossenes Gebiet und eine größere Bevölkerung, ja vielleicht die Kaiserkrone und einen ersten Rang unter den Staaten erhalten. Für jeden Einsichtigen mußte es klar sein, daß dies nur Vorspiegelungen waren, um fürerst die Hülfe von Preußens 200,000 Mann gegen die übrigen Mächte zu erreichen, daß aber nach der Ueberwindung Oesterreichs dann auch die Stunde der Demüthigung für Preußen um so sicherer kommen mußte. Bonaparte war nicht der Mann, irgend eine starke Macht neben sich zu dulden, wieviel weniger selbst eine zu schaffen. Er wollte allein herrschen und alle übrigen Staaten nur seiner Willkür unterthänig machen.

Leider ab gab es am preußischen Hofe damals eine Partei, welche sich durch die gleißnerischen Versprechungen der Franzosen verblenden ließ und wirklich die Ansicht aufstellte, daß Preußen durch den Anschluß an Frankreich nach Vergrößerung streben und im Gefolge des französischen Eroberers die Beute erhaschen müsse, welche er für seinen Bundesgenossen abfallen lasse. An der Spitze der so Gesinnten stand der Cabinetsrath Lombard. Er gehörte zur französischen Colonie in Berlin, welche lange Zeit für eine Pflanzschule der Diplomaten galt; er besaß Geist, lebhaften Verstand, gründliche Kenntniß der alten und der französischen Literatur, Dichtertalent und große Gewandtheit im Arbeiten, aber sein Leichtsinn, seine liederlichen Sitten beraubten ihn jeden inneren Halts, er war weichlich, schlaff, genußsüchtig, ohne Unternehmungsgeist und ohne wahren Ehrgeiz. Ein festes politisches System ließ sich von einem solchen Mann nicht erwarten, und weil ihm von französischer Seite sehr geschmeichelt, vielleicht auch geradezu Geldmittel zur leichteren Durchführung seines ausschweifenden Lebens geboten wurden, ließ er sich ganz für das französische Interesse gewinnen. Er beherrschte seinerseits wieder den Minister Grafen von Haugwitz, einen Mann, der eben so wenig Festigkeit der Gesinnung und des Charakters besaß, und mit Lombard durch ein gleich genußsüchtiges Leben genau verbunden war.

Die Königin Luise und alle Prinzen des königlichen Hauses, besonders der ritterliche (leider dabei sehr leichtsinnige) Prinz Louis Ferdinand, waren gegen Lombard eingenommen, ebenso eine Anzahl von tüchtigen Staatsmännern und Militärs, vor Allem die Minister

Digitized by Google

Stein und Hardenberg und die Generale Blücher und Rüchel; sie Alle aber vermochten fürerst mit ihren Rathschlägen beim König nicht durchzudringen, wiewohl derselbe sich eben so wenig von der andern Seite zu einem enschiedenen Bündniß mit Frankreich fortreißen ließ. Als Bonaparte ein Bündniß geradezu anbot, wurde zwar Lombard zu ihm nach Brüssel geschickt, von wo er höchst entzückt von den Gesinnungen des ersten Consuls und voll Bewunderung für seinen Geist zurückkam, — aber bald darauf erklärte der König, daß er ein eigentliches Bündniß nicht für nöthig halte, dagegen einen Neutralitätsvertrag abschließen wolle. Hierüber waren die Verhandlungen noch im Gange, als Bonaparte durch einen neuen Gewaltstreich das Rechtsgefühl Friedrich Wilhelm's verletzte. Unter dem Vorwand, daß der bourbonische Prinz Herzog von Enghien um ein in Frankreich entdecktes Complott gewußt habe, ließ Bonaparte denselben plötzlich auf deutschem Gebiet ergreifen, nach Vincennes bringen und kriegsrechtlich erschießen. Diese That erregte in Berlin, wie anderwärts, den größten Unwillen; besonders hielt die edle Königin den Ausdruck ihrer tiefen Entrüstung darüber nicht zurück, der französische Gesandte sah sich bei den Hofzirkeln überall gemieden, und der König ließ die Verhandlungen mit Frankreich in's Stocken gerathen. Zwar wurden dieselben nachher wieder aufgenommen und Friedrich Wilhelm trug auch kein Bedenken, die von Napoleon Bonaparte am 4. Juni angenommene Kaiserwürde sofort anzuerkennen, aber sein Vertrauen zu dem französischen Gewalthaber war seit jener Zeit tief erschüttert und ist nie wieder zurückgekehrt. Dieser Sinnesänderung entsprach es auch, daß er den für Napoleon gestimmten Minister Haugwitz entließ und an dessen Stelle den Minister von Hardenberg, der mehr zu England hinneigte, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragte.

Verletzung der preußischen Neutralität; Kaiser Alexander in Berlin; der Potsdamer Vertrag. England, Oesterreich und Rußland hatten inzwischen mit immer größerer Besorgniß Napoleon's willkürliches Verfahren in Italien beobachtet: er hatte dort die italienischen Republiken zu einem Königreich Italien umgestaltet, sich selbst zum erblichen Könige von Italien ernennen lassen und in Mailand die alte eiserne Krone auf sein Haupt gesetzt. Sein Stiefsohn Eugen Beauharnois wurde zum Vicekönig von Italien ernannt, Parma, Piacenza und Guastalla, sowie Genua ganz mit Frankreich vereinigt. Um dem weiteren Vorschreiten der drohenden Weltherrschaft Halt zu gebieten, vereinigte der englische Minister Pitt von Neuem England, Oesterreich und Rußland zu einer dritten Coalition gegen Frankreich. Auch

Digitized by Google

Schweden trat dem Bündniß bei, Preußen dagegen wies die Theilnahme wiederum von sich.

Sowie Napoleon von dem großen, gegen ihn vorbereiteten Schlage Kunde erhielt, suchte er nach seiner Gewohnheit den Gegnern zuvorzukommen. Die in Boulogne versammelte und zum Theil schon gegen England eingeschiffte Armee wurde plötzlich unter dem Namen „die große Armee" gegen die deutschen Grenzen in Bewegung gesetzt und gleichzeitig marschirte Marschall Bernadotte aus Hannover nach dem Oberrhein. Noch einmal versuchte der Kaiser in diesem entscheidenden Augenblick Preußen zu einem Bündniß zu bestimmen; sein vertrauter Adjutant Duroc kam mit dem Auftrage nach Berlin, die förmliche Abtretung Hannovers als Preis des Bündnisses anzubieten, aber der König blieb auch diesmal der Neutralität getreu und behauptete dieselbe mit gleicher Festigkeit gegen Rußland, als der Kaiser Alexander eine Heeresabtheilung durch preußisches Gebiet ziehen lassen wollte.

Je ernster aber Friedrich Wilhelm seine Pflichten gleichmäßig nach allen Seiten erfüllte, desto tiefer war er verletzt, als bald darauf die Franzosen ungeachtet seiner ausgesprochenen Neutralität sich erlaubten, durch preußisches Gebiet zu marschiren. Um nämlich den Oesterreichern, welche unter General Mack in Baiern standen, unerwartet in den Rücken zu fallen, ging der Marschall Bernadotte wider alles Völkerrecht durch das neutrale Gebiet der preußisch-anspachischen Fürstenthümer hindurch. Er erreichte seinen Zweck; denn General Mack mußte mit seiner ganzen, auf diese Weise überraschten Heeresabtheilung bei Ulm das Gewehr strecken.

Friedrich Wilhelm, durch das rücksichtslose und gewaltthätige Verfahren der Franzosen tief beleidigt, ließ Napoleon eröffnen, daß er sich nun seinerseits aller Verpflichtungen in Betreff der Neutralität Norddeutschlands enthoben finde und seine Armee diejenige Stellung werde einnehmen lassen, die ihm für die Vertheidigung seines Staats nothwendig scheine. Hardenberg, Stein und die Männer, welche Preußens Theilnahme am Kriege für eine unvermeidliche Nothwendigkeit hielten, stellten dem König vor, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, das Schwert in die Wagschaale zu werfen. Die Königin Luise theilte ihre patriotische Begeisterung, und als in jenen Tagen (October 1805) der Kronprinz zu seinem zehnten Geburtstag Hut und Degen erhielt, und zum ersten Mal in Uniform vor der Mutter erschien, da äußerte sie ihre tiefe Bewegung in den Worten: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rock, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine Brüder zu rächen."

Digitized by Google

In derselben Zeit war es auch, wo der Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin kam, um den König zu einem entscheidenden Schritt zu drängen (October 1805). Das Königspaar empfing ihn mit wehmüthiger Rührung: in die Freude des Wiedersehens und in die Erinnerung der glücklichen Tage von Memel mischte sich das Gefühl eines nahenden schweren Verhängnisses. In Potsdam fanden die vertraulichen Berathungen Statt, in welchen Alexander vor der Gefahr einer weiteren Neutralität Preußens warnte. Preußen könne sich nicht mehr von der Sache Deutschlands, von der Sache Europas trennen, es dürfe nicht durch seine Unthätigkeit dem gemeinsamen Feinde den Sieg erleichtern; noch werde es zwar von demselben geschont, aber seien erst Oesterreich und Rußland besiegt, so werde es allein der Uebermacht eines hochmüthigen Eroberers gegenüberstehen. In Luisens hochherziger Brust fanden diese Vorstellungen den lebhaftesten Anklang, sie wurden noch unterstützt durch den Erzherzog Anton von Oesterreich, welcher im Auftrage des Kaisers Franz gleichfalls nach Potsdam gekommen war. Auch Friedrich Wilhelm ließ sich endlich zu einer Parteinahme bestimmen, aber der erneuerte Einfluß der Haugwitz'schen Partei brachte es dahin, daß in einem Vertrage (vom 3. November 1805) zunächst nur beschlossen wurde, daß Preußen *eine bewaffnete Vermittelung* zwischen den kriegführenden Mächten übernehme; habe dieselbe *bis zum 15. December* nicht zum Ziel geführt, so sollte dann auch Preußen den Krieg an Frankreich erklären.

Am Morgen nach Abschluß dieses Vertrages gedachte der Kaiser abzureisen. Bei der Abendtafel äußerte er sein Bedauern, Potsdam zu verlassen, ohne den Manen Friedrich's des Großen seine Ehrfurcht bezeigt zu haben. „Dazu ist noch Zeit," sagte der König, und ließ alle Anstalten treffen, um seinen hohen Gast noch in der Nacht an Friedrich's Grab zu begleiten. Nach elf Uhr erhoben sich Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise, um Mitternacht begaben sie sich in die von Wachskerzen erleuchtete Fürstengruft. Ueberwältigt von seinen Empfindungen, neigt Alexander seine Lippen auf Friedrich's Sarg, küßt ihn, reicht über dem Sarge Friedrich Wilhelm und der Königin die Hand, gelobt ihm und seinem königlichen Hause ewige Freundschaft und schwört zugleich mit ihm den Eid *der Befreiung Deutschlands*. Dieses Gelübde, in so ernster Stunde, an so geweihter Stätte gethan, die beiden Fürsten haben es erfüllt, wenn auch später, als sie wähnten, wenn auch erst nach dem Tode der edlen Fürstin, welche den Bund mit ihren Thränen weihte, welche aber bald im Schmerz über die Demüthigung des Vaterlandes vorzeitig dahin welken sollte.

Digitized by Google

Austerlitz; neuer Vertrag mit Frankreich. Geringschätzige Behandlung Preußens. Die Friedensvermittelung, welche Preußen durch den Potsdamer Vertrag übernommen hatte, wurde leider vom König nicht den besten Händen anvertraut. Der seit einiger Zeit wieder thätige Graf von Haugwitz wurde damit beauftragt. Friedrich Wilhelm mochte ihn dazu ausersehen haben, weil er ihn theils durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, theils und besonders durch seine günstigen Beziehungen zum kaiserlichen Cabinet für vorzüglich geeignet hielt, aber nur allzubald sollte es sich zeigen, daß in einem Augenblick, wo Preußen endlich ein entscheidendes Wort in den Weltereignissen mitsprechen wollte, auch ein Mann von entschiedenerem, festerem Charakter als Haugwitz am Platz gewesen wäre. Derselbe nahm noch dazu bei seiner Sendung den französisch-gesinnten Lombard mit sich. Am 14. November (1805) machten sich die Beiden auf den Weg, um Napoleon in seinem Hauptquartier aufzusuchen. Die Franzosen waren bereits in Sturmeseile bis Wien vorgedrungen, hatten diese Hauptstadt ohne Schwertstreich besetzt, und waren von da ohne Aufenthalt den vereinigten Russen und Oesterreichern nach Mähren entgegengerückt. Haugwitz reiste dem Kaiser nach, ließ sich aber durch mancherlei Vorwände hinhalten, so daß er erst am 26. November zur Audienz zugelassen wurde. Napoleon lag daran, erst einen Hauptschlag gegen seine Feinde auszuführen, ehe er sich mit Preußen auf neue Verhandlungen einließ; dann hoffte er damit leichtes Spiel zu haben. So ging er denn in jener Audienz gar nicht auf die Sache ein, sondern hielt den preußischen Unterhändler, den er durch persönliche Schmeicheleien für sich einzunehmen wußte, durch allerlei Nebendinge hin, und verschob die Erklärung über Preußens Anträge bis auf eine weitere Zusammenkunft. Inzwischen aber fiel die wichtige Schlacht bei Austerlitz in Mähren (2. December 1805) zum Verderben der Verbündeten aus, Kaiser Franz bat um Frieden, Alexander zog seine Truppen zurück, und nun stimmte Napoleon gegen den preußischen Minister einen ganz andern Ton, als vorher, an. Ohne Schonung schalt er über das Einverständniß, in welches Friedrich Wilhelm wider ihn mit seinen Feinden getreten. Nach sehr demüthigen Erklärungen Haugwitz's erbot er sich stolz, das Geschehene zu vergessen, wenn sich Preußen mit Frankreich durch unauflösliche Bande vereinige. Haugwitz ließ sich durch die Erwägung der plötzlich veränderten Umstände dazu bestimmen, statt der Erfüllung des ihm gewordenen Auftrags, in Schönbrunn einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen sich Preußen zu einem engen Bündniß mit Frankreich, zugleich aber zur Abtretung des Fürstenthums Anspach an

Digitized by Google

Baiern, wie des Fürstenthums Neufchatel und der Festung Wesel an Frankreich verpflichtete, wofür ihm als Ersatz das Kurfürstenthum Hannover übergeben werden sollte, welches Frankreich selbst noch gar nicht rechtmäßig besaß, und durch dessen Besetzung Preußen mit England in neuen Zwist gerathen mußte. Dieser Vertrag wurde am 15. December 1805 unterzeichnet, an demselben Tage, welcher zu Potsdam als letzte Frist für Preußens kriegerische Entscheidung bestimmt worden war. Als Haugwitz dem König das Schönbrunner Actenstück überbrachte, wurde derselbe äußerst schmerzlich überrascht, die Königin und die ihr Gleichgesinnten im höchsten Grade entrüstet. Nach langen Berathungen wurde beschlossen, den Vertrag nur mit einigen Veränderungen anzunehmen; ihn ganz zu verwerfen schien dagegen um so weniger thunlich, als Oesterreich inzwischen (am 26. December 1805) den Frieden zu Preßburg unter den demüthigendsten Bedingungen geschlossen hatte und Napoleon mehr als je Herr der deutschen Geschicke geworden war. Wiederum war es Haugwitz, der nach Paris gesandt wurde, um einen günstigeren Bundesvertrag zu erwirken. Er wurde zuerst freundlich aufgenommen und rühmte sich in seinen ersten Berichten nach Berlin, bald Alles abgemacht zu haben. Auf diese Kunde rieth man dem König, zum besseren Beweis seiner Friedensliebe auch die früheren Rüstungen wieder aufzugeben. Dies geschah, aber es war nicht zum Heile Preußens; denn Napoleon, der jetzt gegen den preußischen Hof, besonders gegen die begeistert-patriotische Königin, von heftigem Haß erfüllt war, sah in der freiwilligen Entwaffnung nur ein Zeichen der Zaghaftigkeit und trat nun um so hochfahrender auf. Erst nach Vollendung der Entwaffnung ließ er Haugwitz vor sich kommen; er stellte sich über das Verhalten Preußens aufs Höchste erzürnt. „Sie, Graf Haugwitz," rief er aus, „achte ich und werde Sie immer achten, aber ich will nicht mit mir spielen lassen. Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin. Einige Unsinnige treiben Ihren König zum Kriege. Ich sage es Ihnen, Graf Haugwitz, es nimmt noch ein schlechtes Ende." Da Preußen, so erklärte Napoleon weiter, den Schönbrunner Vertrag nicht ohne Weiteres angenommen, so halte auch er sich nicht mehr dadurch gebunden und wolle einen andern vorlegen lassen. Dies geschah, und der neue Vertrag war schlimmer, als der frühere, besonders mußte sich Preußen dadurch noch verpflichten, dem englischen Handel alle Küsten und Häfen zu verschließen. Dennoch hatte Friedrich Wilhelm jetzt fast keine Wahl mehr, und vollzog den gefährlichen Vertrag (15. Februar 1806). Wie selbst französische Schriftsteller eingestehen, legte es Napoleon damals geradezu darauf an, Preußen seinen

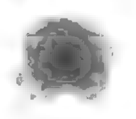
Digitized by Google

Unwillen und seine Geringschätzung empfinden zu lassen. Der neue Vertrag war überdies darauf berechnet, Friedrich Wilhelm in offene Feindschaft mit England zu verwickeln. In der That belegten die Engländer alle preußischen Schiffe mit Beschlag und blockirten die Nordseehäfen. Rücksichtslos ging jetzt Napoleon dem Ziel der gänzlichen Unterjochung Preußens entgegen. Der Minister von Hardenberg, den er als einen Widersacher der französischen Politik kannte, mußte auf seinen ausdrücklichen Willen entlassen werden; ein preußischer Bezirk am Rhein wurde ungeachtet aller Gegenvorstellungen von Napoleon's Schwager Murat besetzt. Es wurde immer klarer, daß trotz aller Willfährigkeit Preußens doch zuletzt Nichts übrig bleiben würde, als zum Schwerdt zu greifen. Auch Napoleon schien dies zu erwarten und sich auf jedes Ereigniß zu rüsten: er wollte den letzten entscheidenden Schlag in Deutschland führen.

Um das deutsche Reich vollends zu zerrütten und zu vernichten, stiftete er am 12. Juli 1806 zu Paris den sogenannten Rheinbund, durch welchen sich Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt und andere Staaten vom deutschen Reich trennten und unter Frankreichs Schutzherrschaft begaben. Zugleich erklärte Napoleon, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne. In Folge dieser Erklärung legte Franz II., der schon zwei Jahre früher den Titel als Kaiser von Oesterreich angenommen hatte, die Römische Kaiserwürde nieder.

Napoleon hatte es nicht der Mühe werth gefunden, Preußen irgend welche Kenntniß von den Verhandlungen zu geben, welche der Auflösung des deutschen Reichs vorhergingen. Gleichzeitig erfuhr aber das preußische Cabinet, daß er mit England insgeheim wegen der Rückgabe Hannovers unterhandele und Rußland Preußisch-Polen angeboten habe. So sehr hierdurch Friedrich Wilhelm's Mißtrauen erhöht wurde, so wußte ihn doch der ränkevolle Korse noch einmal durch einen neuen Trug zu beschwichtigen: er forderte nämlich den König auf, nach Art des Rheinbundes einen norddeutschen Bund unter Preußens Schutz und Vorrang zu stiften. Natürlich ging das preußische Cabinet sehr gern auf diesen Plan ein; bald aber mußte dasselbe erfahren, daß Napoleon insgeheim dem Zustandekommen des Bundes auf jede Weise entgegenarbeite.

Kriegserklärung; Schlacht bei Jena. Trotz aller solcher Vorgänge, welche den Bruch fast unvermeidlich machten, trotz aller dringenden Ermahnungen der königlichen Prinzen, des Ministers von Stein und seiner Gesinnungsgenossen, hatte der König noch immer den Krieg



Digitized by Google

zu vermeiden gewünscht. Unter seinen Gründen war einer der wichtigsten sein Mißtrauen in die Tüchtigkeit des Heeres, dessen veraltete Einrichtungen den Vergleich mit den feindlichen Heeren nicht aushielten, und dessen höhere Offiziere meist alt und gebrechlich, die Festungscommandanten zum Theil matte, hinfällige Greise waren. Es war nicht zu verwundern, daß unter diesen alten Befehlshabern selbst keine rechte Lust zum Kriege mehr vorhanden war; nur unter den jüngeren Offizieren herrschte eine lebhafte Begeisterung für den Kampf gegen die Franzosen. Im Ganzen enthielt die Armee gewiß so viele tapfere, muthvolle Kräfte, daß bei rascher, richtiger Leitung wenigstens ein erster großer Erfolg gegen die Franzosen möglich war, aber es fehlte eben die Einheit und der Nachdruck der obersten Leitung, und die Strenge der Kriegszucht hatte durch den langen Frieden gelitten. Ungeachtet dieser Ueberzeugung vermochte aber der König zuletzt der kriegerischen Stimmung, welche sich in Berlin und im Lande geltend machte, nicht mehr zu widerstehen. An der Spitze der Kriespartei stand der Prinz Louis Ferdinand. Offiziere der Berliner Besatzung zogen des Abends vor die Wohnung des Ministers Haugwitz und des französischen Gesandten und wetzten an den steinernen Auffahrten der Hotels ihre Degenklingen. Ueberall hörte man, Preußen sei beschimpft und der König werde den seiner Krone angethanen Schimpf nicht einstecken; im Theater und an allen öffentlichen Orten machte sich die Volksmeinung laut, und es schien gefährlich, sich derselben zu widersetzen. Endlich konnte selbst Haugwitz dieser Stimmung nicht mehr widerstehn und rieth zum Kriege. **Am 9. August 1806** erging der Befehl des Königs, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Friedrich Wilhelm forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, der Bildung eines nordischen Bundes kein weiteres Hinderniß bereiten und die Festung Wesel herausgeben sollte; da diese Punkte verweigert wurden, **erklärte Friedrich Wilhelm den Krieg.** Auch Rußland brach sofort alle Verhandlungen mit Frankreich ab; freilich aber konnten seine Truppen nicht zeitig genug herbeikommen, um den Angriff gemeinschaftlich mit den Preußen zu eröffnen. Oesterreich aber lehnte die Theilnahme an dem neuen Kampfe ab, und so war Preußen in dem verhängnißvollen Augenblick auf sich allein angewiesen. Nur der Antrieb der Ehre und die allgemeine patriotische Entrüstung konnten den König bestimmen, den gefährlichen Kampf dennoch zu unternehmen.

Napoleon zog seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, eilig zusammen und ließ sofort die Pässe des Thüringer Waldes besetzen. Diesseits desselben stand das preußische Heer unter

Digitized

dem Herzog von Braunschweig, welcher zu alt und zu ängstlich geworden war, um mit derjenigen Entschiedenheit zu handeln, welche in jener schwierigen Lage nöthig war. Im October rückte Napoleon durch das Saalthal zum Angriff vor. Prinz Louis Ferdinand, welcher die Avantgarde der Fürst Hohenlohe'schen Heeresabtheilung befehligte, wollte diesem Angriff zuvorkommen und brach am **10. October 1806** vor Tagesanbruch mit 6000 Mann von Rudolstadt nach **Saalfeld** auf. Dort, in der Nähe der Stadt, stößt er auf die von den Höhen des Thüringer Waldes in großer Uebermacht herabkommenden Franzosen. Fünf Stunden lang führt er den Kampf gegen den fünffach stärkeren Feind. Noch zuletzt an der Spitze seiner Reiter wagt er einen kühnen Angriff auf die französische Cavallerie, aber eine rasche Wendung der Feinde bringt die Seinigen in verwirrte Flucht. Vergebens stemmt der Prinz sich dem Strom der Fliehenden entgegen, er wird unaufhaltsam mit fortgerissen, und seine in die Augen fallenden Ordenssterne bringen ihn in die dringendste Gefahr. Sein Pferd erhält einen Schuß und bricht zusammen. Der Prinz wirft sich aus dem Sattel und nimmt seine Pistolen aus den Halftern. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein: er schießt nach ihnen, der eine Schuß streift den Husaren, der andere fehlt den Wachtmeister. Dieser ruft ihm zu: „General, ergebt Euch!" Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb, kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter, empfängt mehrere leichte Wunden, bis ihn ein Hieb in den Hinterkopf zu Boden streckt. Der Husar wirft sich vom Pferde, durchbohrt die Brust des Gefallenen und wüthet noch gegen den todten Feind. Bauern brachten den Leichnam, mit dreizehn Wunden bedeckt, nach Saalfeld.

Das unglückliche Treffen bei Saalfeld eröffnete den Franzosen die Pässe der Saale, und mit starken Massen durchbrechend, umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen, sowie von allen Vorräthen ab. Hierdurch entstand unter den Preußen der bitterste Mangel und in dessen Gefolge Unordnung und Entmuthigung.

Der Theil des Heeres, welchen der Herzog von Braunschweig selbst führte, stand bei **Auerstädt**, eine andere Abtheilung unter Fürst Hohenlohe bei **Jena**, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage, am **14. October 1806**, angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt führte Marschall Davoust die Franzosen, bei Jena der Kaiser selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen, sein Fall brachte Verwirrung und Planlosigkeit in die weitere Führung des Kampfes.

Digitized by Google

Die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens nicht ersetzen, von mehreren Seiten umgangen, wich das preußische Heer zurück. Dasselbe wollte sich nach Weimar zurückziehen, um an der Hohenlohe'schen Heeresabtheilung eine Stütze zu gewinnen, als es klar wurde, daß auch diese bereits von gleichem Unglück betroffen war. Beide geschlagene Theile flohen gegen einander, es erfolgte eine allgemeine Auflösung, das Heer wurde in einzelne Haufen zersprengt, welche von den nachrückenden Feinden einer nach dem andern vernichtet wurden.

Schmählicher aber als die Niederlage der preußischen Waffen war die unwürdige Verzweiflung, womit man sich fast überall beeilte, dem Feinde ohne Gegenwehr Alles dahinzugeben. Fast keine Behörde dachte an Widerstand, die meisten Festungen wurden dem Feinde ohne alle Vertheidigung überliefert. Die altersschwachen Befehlshaber, statt durch den äußersten Widerstand Zeit bis zur Herankunft der Russen zu gewinnen, zogen es vor und meinten, dem König am besten zu dienen, wenn sie den Feind durch schleunige Uebergabe zu versöhnen suchten.

Schon am ersten Tage nach der Schlacht bei Jena (15. October) wurde Erfurt übergeben, und nachdem der Herzog Eugen von Würtemberg (am 17. October) bei Halle besiegt, die Preußen unter Hohenlohe, Kalkreuth und Blücher über die Elbe gedrängt waren, konnte Napoleon am 23. October bereits von allen zwischen dem Rheine und der Elbe liegenden preußischen Ländern, sowie von Braunschweig, Fulda, Hessen-Kassel und den Hansestädten Besitz ergreifen. Am 27. October hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Minister hatten zuerst dort nochmals Gegenwehr versuchen wollen, doch mußten sie darauf verzichten, indem der Gouverneur, Fürst Hatzfeldt, sich sogar weigerte, die großen Kriegsvorräthe wegschaffen zu lassen, um nicht den Zorn des Siegers auf die Stadt zu ziehen. Alle Vorräthe fielen Napoleon in die Hände. In rascher Aufeinanderfolge capitulirten die Festungen Spandau (am 25. October), Stettin (29. October), Küstrin (1. November) und selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des Landes, wo sich die Generale von Kleist und von Wartensleben mit noch 19 anderen Generalen an der Spitze von 22,000 Mann am 8. November schmachvoll ergaben. Der Fürst von Hohenlohe hatte mit seiner Truppenabtheilung am 28. November bei Prenzlau capitulirt, nur der General von Blücher rettete die Ehre der preußischen Armee, indem er gegen drei französische Armeecorps in und bei Lübeck heldenmüthig focht, bis auch er bei Ratkau, jedoch mit allen militärischen Ehren, capitulirte (7. November).

Napoleon ließ nun durch seine Feldherren die Marken und Pommern besetzen, und während seine Verbündeten, die Baiern und Würtemberger, gegen Schlesien marschirten, zog er selbst nach dem polnischen Südpreußen, wo er unterdeß durch einen Aufruf von Berlin aus die Polen zum Aufstand gerufen hatte. Mit dem Kurfürsten von Sachsen, der bisher auf Preußens Seite gestanden, schloß er den Frieden zu Posen, durch welchen derselbe dem Rheinbunde beitrat, seine Truppen zum Kriege gegen Preußen hergab und um diesen Preis ebenso wie früher die Fürsten von Baiern und Würtemberg den Königstitel erhielt. Wiewohl durch ganz Polen der Aufruhr entzündet wurde, mußten die Franzosen doch jenseits der Weichsel ihr siegreiches Vordringen unterbrechen, indem sie dort auf die inzwischen herbeigerückten Heere der Russen trafen.

Vergebens hatte Friedrich Wilhelm versucht, den verderblichen Krieg durch Anknüpfung neuer Unterhandlungen aufzuhalten: Napoleon hatte in seinem Siegesrausch jede Spur von Mäßigung verloren und wollte von ehrenhaften Friedensbedingungen Nichts mehr wissen. Von Berlin aus erließ er, um endlich, wie er hoffte, auch England zu demüthigen, ein Decret über die Continentalsperre, wodurch aller Handel und Verkehr mit England streng untersagt wurde. Freilich wurden hierdurch die Engländer weniger hart betroffen, als die Staaten des Festlandes; denn jene suchten für ihre Waaren andere Handelswege und nahmen unterdeß den Europäern alle überseeischen Colonien fort, während die Staaten des europäischen Continents durch das Stocken alles Handels sehr schwer zu leiden hatten.

Eylau und Friedland. Der Uebermuth des Siegers stieg noch, als auch die schlesischen Festungen eine nach der andern sich ergeben hatten, Glogau (am 2. December), Breslau (5. Januar 1807), Brieg (16. Januar), Schweidnitz (7. Februar), Neiße (16. Juni), Kosel (18. Juni), Glatz (25. Juni). Im ganzen Lande widerstanden nur noch Silberberg, Danzig, Kolberg, durch den Oberst Gneisenau im Verein mit den Freischaaren des Lieutenant Schill tapfer vertheidigt, und Graudenz, wo der greise Courbière befehligte und den Franzosen auf die Meldung, der König von Preußen habe sein Königreich verloren, mit Festigkeit erwiederte: „Nun, so werde ich König in Graudenz sein."

Die Russen hatten unterdeß den Kampf gegen die Franzosen zuerst in Polen eröffnet, bald verlegten sie denselben nach Ostpreußen, wo eine preußische Heeresabtheilung unter L'Estocq, später noch eine unter Kalkreuth zu ihnen stieß. Bei Eylau, nicht weit von Königsberg,

Digitized by Google

trafen die beiden feindlichen Heere auf einander, dort wurde am 7. und 8. Februar (1807) in bitterer Kälte unter Schnee und Windessturm eine der blutigsten Schlachten geliefert, welche die Geschichte kennt. Zweimalhunderttausend Mann wütheten gegen einander. Der Kern der französischen Garden wurde aufgeopfert, der Sieg aber dennoch von den Franzosen nicht errungen. Die Russen unter Benningsen fochten mit unerschütterlicher Tapferkeit, und die Preußen, noch zur rechten Zeit eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide schrieben sich den Sieg zu. Vielleicht würde ein neuer Angriff am dritten Tage die Franzosen zum Rückzug vermocht haben, Benningsen glaubte jedoch seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengungen nicht zumuthen zu dürfen, und führte dasselbe nach Königsberg, Napoleon das seinige nach der Passarge zurück. Vergeblich bot jetzt der Kaiser dem König Friedrich Wilhelm einen besondern Frieden an; dieser war zu ehrenhaft, um seinen Bundesgenossen im Stich zu lassen; er wollte, wenn es sein sollte, lieber mit Ehren untergehen. In der Convention zu Bartenstein vereinigte er sich von Neuem mit Rußland zu gemeinschaftlichem Handeln. Die Franzosen hatten inzwischen die Eroberung der Festung Danzig zum nächsten Ziel ihrer Operationen gemacht: General Kalkreuth vertheidigte dieselbe drei Monate hindurch mit großem Heldenmuth, dann übergab er sie unter ehrenvollen Bedingungen. Nach mehreren kleineren Gefechten kam es am **12. Juni 1807** zu einer neuen und entscheidenden Schlacht bei Friedland. Von früh bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Russen, da erschlaffte ihr Eifer, während auf Seiten der Franzosen neue Heereshaufen, besonders die Kaisergarden, anlangten. Endlich war der blutige Tag zu Gunsten Napoleon's entschieden. Die Russen wurden auf allen Seiten zurückgeworfen und wendeten sich nach dem Grenzfluß ihres Reiches, nach dem Niemen hin. Am 19. Juni zog Napoleon in die äußerste Grenzstadt Preußens, in Tilsit ein.

Der Friede zu Tilsit. Sogleich nach dem Rückzug über den Niemen wurden zwischen Rußland und Frankreich Friedensunterhandlungen angeknüpft; bei denselben gelang es Napoleon, den Kaiser Alexander durch einschmeichelndes Betragen und Eröffnung großer Aussichten für sich und für seine weiteren Zwecke zu gewinnen. Er wußte ihn anscheinend zu überzeugen, daß Frankreich und Rußland sich die Weltherrschaft, jenes im Westen, dieses im Osten theilen müßten, und zwar zu dem Zwecke, dem festen Lande endlich den Frieden wiederzu-

Digitized by

geben und zugleich durch Demüthigung der Engländer die Freiheit der Meere zu sichern. In allen seinen Worten nahm Napoleon den Schein an, als wünschte er Alexander's Freundschaft nur dazu, damit beide vereint, als Schiedsrichter in Europa, den Frieden und das Glück aller Völker fest begründen könnten. Alexander's wohlwollendes Herz war für solche Ideen immerdar begeistert gewesen und er ließ sich daher durch die gleißnerischen Vorstellungen Bonaparte's leicht bethören. So vereinigten sich die beiden Kaiser zu gemeinsamer Beherrschung Europa's; ein Bund aller Mächte des Festlands gegen die englische Seeherrschaft sollte nöthigen Falls mit Gewalt erzwungen werden. Preußen sah sich zum Lohne für sein hingebendes Vertrauen nun auch von Rußland verlassen: ja bei der bald darauf vollzogenen Zerstückelung des preußischen Reichs ließ sich Rußland selbst noch einen Grenzbezirk (Bialystock) zutheilen.

Die Friedensunterhandlungen mit Preußen wurden gesondert geführt; Napoleon zeigte dabei von Neuem seine heftige Erbitterung gegen das Königshaus: er wurde um so mehr gereizt, als Friedrich Wilhelm sich auch im Unglück nicht überwinden konnte, sich vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen, vielmehr dessen höhnendem Uebermuth durchweg mit edlem Stolz und hoher Würde begegnete. Auch die Königin zeigte in jenen unseligen Tagen ihre ganze Hochherzigkeit. Als Napoleon geringschätzig seinen Unwillen äußerte, wie Preußen es habe wagen können, ihn anzugreifen, da sagte sie das schöne, berühmte Wort: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Solcher ächt königliche Stolz verletzte den hochmüthigen Mann, welcher selbst zu niedrig dachte, um diese edle Gesinnung am Feinde zu ehren; der Friede, welchen er für Preußen dictirte, war ein neuer Beweis seiner großen Erbitterung.

Am **9. Juli 1807** wurde der **Friede zu Tilsit** abgeschlossen: Friedrich Wilhelm mußte die Hälfte seiner Staaten opfern, vor Allem die fruchtbaren und blühenden Länder zwischen der Elbe und dem Rhein (selbst einen Theil des alten brandenburgischen Stammlandes, der Altmark), — ferner den Kreis Kottbus in der Lausitz (der an Sachsen fiel), — das ganze preußische Polen (welches theils an Rußland kam, theils zur Bildung eines Herzogthums Warschau dem König von Sachsen übergeben ward), — sowie die Festung Danzig, welche unter dem Namen einer freien Stadt eine französische Besatzung als Vorposten Frankreichs an der Ostsee erhielt. Ferner mußte Preußen alle seine Häfen dem englischen Handel ver-

Digitized by Google

schließen, und endlich die Zahlung einer fast unerschwinglichen „Kriegscontribution" (von fast 140 Millionen Franken) übernehmen. Die Länder zwischen Elbe und Rhein wurden mit einem Theil von Hannover, mit Braunschweig und Kurhessen in ein Königreich Westphalen für Napoleon's jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) umgewandelt.

43. Preußens Wiedergeburt*).

Der Tilsiter Frieden bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens, und doch mischt sich in die Gefühle der Trauer und Beschämung, mit welchen das preußische Volk auf denselben zurückblickt, jetzt nach dem Verlauf der Zeiten zugleich der lebendigste Dank gegen den Lenker der Staaten; denn von jenem tiefen Fall ging Preußens herrliche Wiedererhebung aus, welche nimmer so innerlich bedeutsam und gewaltig geworden wäre, wenn nicht des Staats unsägliches Unglück eine tiefe Einkehr des Volks in sich selbst bewirkt hätte. Das Unglück von Jena und die Schmach der darauf folgenden Tage mußte als eine gemeinsame Schuld empfunden werden und den Blick der Regierenden, wie des Volks in Preußen auf die großen Gebrechen der inneren Einrichtungen, auf die Mängel der Gesinnung, auf die Verirrungen der öffentlichen Geistesrichtung lenken, bevor der neue kräftige Aufschwung eintreten konnte, durch welchen Preußen bald den Völkern voranging. Die gottvergessene, leichtfertige Denkungsweise, welche in den vorigen Jahrzehnten in allen Ständen um sich gegriffen, Eigensucht und Genußsucht genährt, ächte Gediegenheit des Denkens und Trachtens aber untergraben hatte, — sie verschwand in jenen Tagen der herben Prüfung und Züchtigung, um einer würdigeren Gesinnung, ächter Frömmigkeit und wahrer Mannesstärke wieder Raum zu geben. Im innigsten Anschluß an das erhabene Königspaar, welches als schönstes Muster würdiger Ergebung, geistiger und sittlicher Kraft voranleuchtete, strebte das ganze Volk, sich eines bessern Geschicks für die Zukunft durch eine innere Erhebung wieder würdig zu machen, — und so ist das Unglück von Jena und Tilsit, als der Quell der preußischen Wiedergeburt, unter Gottes Beistand ein Segen für Preußen geworden.

Die Lage des Staats nach dem Tilsiter Frieden. Zunächst freilich stand es sehr schlimm um das Vaterland nach jenen unheilvollen

*) Größtentheils nach Pertz, Leben des Freiherrn von Stein.

Tagen: nicht nur war dasselbe um die Hälfte verkleinert, und ein Theil gerade seiner treuesten und ergebensten Söhne losgerissen und fremdem Joch unterworfen, — auch diejenigen, welche unter dem Scepter der Hohenzollern zurückgeblieben waren, sahen ihre Lebenskraft gelähmt und fast keine Möglichkeit, auch nur ein kümmerliches Dasein zu fristen: so schwer lasteten auf dem Lande die harten Bedingungen, welche zur Befriedigung des herzlosen Ueberwinders noch zu erfüllen waren. Napoleon's Haß gegen Preußen war mit dem Tilsiter Frieden nicht erloschen: er betrachtete diesen nur als eine Art Waffenstillstand, welcher die preußische Monarchie seiner ferneren Willkür überlasse, sobald erst der geeignete Augenblick zu ihrer völligen Vernichtung gekommen sei. Durch einen besonderen Vertrag über die Ausführung der einzelnen Friedensbedingungen hatte er sich die Mittel geschaffen, um unter dem Schein und Schutz des Friedens den Krieg gegen das wehrlose Land fortzusetzen. In diesem Vertrag hatte er zwar zugesagt, daß die Länder im Osten der Weichsel und Oder bis zum 5. September, die Marken und Schlesien bis zum 1. October, das übrige Land bis zur Elbe am 1. November von den französischen Heeren geräumt werden sollten, aber nur unter Bedingungen, deren Erfüllung für das erschöpfte Preußen an die Unmöglichkeit grenzte. Es sollte nämlich vorher die ganze ungeheure Summe von 140 Millionen Kriegskosten gezahlt, inzwischen aber die französischen Truppen bis zur Räumung des Landes aus preußischen Magazinen ernährt werden. Vergeblich suchte der König durch die Sendung seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, nach Paris eine Erleichterung in der Abzahlung zu erlangen, derselbe vermochte Nichts durchzusetzen, vielmehr kamen immer neue Forderungen zum Vorschein, während drei französische Armeecorps von 150,000 Mann unter drei Marschällen auf dem unglücklichen Lande lasteten. Kaiser Alexander erlangte von Napoleon endlich bei einer Zusammenkunft in Erfurt die Ermäßigung der Forderung um 20 Millionen, doch sollten bis zur völligen Bezahlung dieser Summe die drei Festungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen des Feindes bleiben und die Besatzung von 10,000 Mann von der preußischen Regierung ernährt werden. Die französischen Behörden zeigten in allen Verhandlungen über die Vollziehung des Friedens den höchsten Grad von Härte, kaltem Uebermuth, Rücksichtslosigkeit und Willkür; jede Provinz wurde durch den darin befehligenden Marschall, jede Stadt durch die Anmaßung und Geldgier eines französischen Commandanten gepeinigt. Dabei waren die furchtbaren Folgen des verheerenden Krieges noch überall sichtbar, alle Kräfte des Landes, besonders in Preußen, erschöpft,

Digitized by Google

der Viehstand zerstört, viele Dörfer und Städte abgebrannt, viele tausend Familien in's Elend getrieben, so daß in einem einzigen Orte fünfhundert Kinder armer verschollener Eltern auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Es war keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen und bei so drückenden Verpflichtungen den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm aber ließ den Muth nicht sinken: im festen Vertrauen auf Gott unternahm er es gerade in jener Zeit tiefster Noth, die Keime einer schöneren Wiedergeburt zu pflegen und zu beleben. In solcher Absicht richtete er seinen Blick auf einen Mann, dessen Einsicht, Thatkraft und Vaterlandsliebe schon längst sein Vertrauen erweckt hatten, auf den berühmten Freiherrn von Stein.

Heinrich Friedrich Karl von Stein, aus einem alt-adeligen Hause, in Nassau geboren, war in ernst-christlicher Weise erzogen, in den alten und neuen Sprachen, in den Staatswissenschaften und besonders in der Bergkunde durch Hauslehrer und auf der Universität Göttingen wohl unterrichtet worden; dann hatte er nach Sitte des reicheren Adels Dienste am Kaiserhofe, später aber in Preußen genommen, wo er schnell emporstieg. Im Jahre 1804 war er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe geworden; aber mit dem damaligen Gange der preußischen Politik nicht einverstanden, machte er dem Könige darüber freimüthige Vorstellungen, und da dieselben unwillig aufgenommen wurden, nahm er seinen Abschied (Anfang 1807). Kaum aber war der Tilsiter Frieden geschlossen, so berief ihn der König von Neuem, schenkte ihm sein Vertrauen, entfernte aus seinem Cabinet die Personen, welche dem neuen Minister nicht geeignet schienen und übergab ihm die Leitung der ganzen inneren Verwaltung, welche der hochsinnige, für das Vaterland begeisterte und von Haß gegen die Fremdherrschaft entglühte Mann trotz der verzweifelten Lage Preußens im Vertrauen auf die Vorsehung und auf die Hülfe gleichgesinnter und würdiger Männer muthig ergriff. Bald schloß sich ihm ein Kreis hochstrebender patriotischer Staatsmänner an, unter welchen wir die Minister von Hardenberg und von Schrödter, die Geheimeräthe Stägemann, Niebuhr, von Altenstein, von Schön, die Obersten Scharnhorst, von Gneisenau nennen.

Als seine nächste Aufgabe betrachtete Stein die Ueberwindung der augenblicklichen Schwierigkeiten, die Befreiung Preußens von dem fremden Heere und von der drückenden Schuldenlast, als weitere Aufgabe aber Weckung eines sittlichen, religiösen, vaterländischen Geistes in der Nation. Es sollte ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhän-

Digitized by Google

gigkeit und Nationalehre eingeflößt werden, um dann die erste günstige Gelegenheit zum Kampf für diese Güter zu ergreifen.

Das erste Ziel, für welches kein Opfer gescheut werden durfte, war, wie gesagt, die Räumung des Landes, daher als Vorbedingung die Zahlung der Contribution. Erst mußte man im eigenen Hause wieder Herr zu werden suchen. Um die Mittel zur Contributionszahlung aufzubringen, und um die Finanzen des Staats überhaupt besser zu ordnen, richtete Stein sein Augenmerk theils auf die Beschränkung der Ausgaben, theils auf die Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen.

Die Ersparungen mußten die erste Hülfe sein. Gleich nach dem Frieden waren manche Einschränkungen eingeführt worden: dieselben wurden jetzt weiter ausgedehnt. Der König ging mit dem Beispiel persönlicher Opfer voran: er schränkte die Hofhaltung sehr ein, behielt nur die unentbehrlichsten Personen bei und entsagte den ihm zukommenden Schatullgeldern. An der königlichen Tafel ging es damals einfacher zu, als in vielen bürgerlichen Familien. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm verzichteten auf ein Drittheil ihrer Apanagen. Das große goldene Tafelservice, ein Nachlaß Friedrich's des Großen, ward in die Münze geschickt und in Friedrichsd'ors ausgeprägt. Umfassende Pläne zu zweckmäßigen Ersparungen, besonders im Heere, wurden vorbereitet. — Die Ersparnisse, sowie die vorhandenen Kassenbestände reichten jedoch zur Contributionszahlung bei Weitem nicht hin; es mußte nach weiteren Mitteln gesucht werden. Es gelang, ein Anlehen von 20 Millionen Gulden bei den Holländern zu machen, — von Rußland erlangte man gegen 20 Millionen Thaler für Vorschüsse und Lieferungen in den letzten Feldzügen. Doch blieb noch immer ein bedeutender Betrag der Contribution übrig, zu dessen Deckung man, so ungern es geschah, doch eine Erhöhung der Steuern, eine sogenannte Contributionssteuer einführen mußte, deren Aufbringung in jeder Provinz mit den Landständen besonders berathen wurde. Den rastlosen Bemühungen der neuen Verwaltung gelang es endlich, bis zum Schluß des Jahres 1808 die übernommenen Verpflichtungen an den Unterdrücker abzutragen und das Land von der feindlichen Occupation zu befreien. **Am 10. December 1808** konnten unter unendlichem Jubel der Bevölkerung wieder preußische Truppen in die Hauptstadt des Landes einziehen.

Neugestaltung der Staatseinrichtungen. Aber mehr noch, als der Gegenwart, war die Fürsorge der neuen Regierung der Zukunft zugewandt. Von dem kleinen Gebiet aus, auf welches der preußische Staat nun beschränkt war, sollte allmälig wieder eine neue beachtens-

Digitized by Google

werthe Macht erschaffen werden: dies konnte nur geschehen, indem alle inneren Kräfte der Nation angeregt und gleichsam verdoppelt wurden. Vor Allem mußte dazu eine kräftige Gesinnung, eine lebendige Thätigkeit und eine rege Theilnahme am öffentlichen Wohl in allen Schichten der Bevölkerung erweckt werden. Der Fluch und das Unglück der jüngst vorhergegangenen Zeiten war es eben gewesen, daß der Sinn für das Gemeinwohl erstorben und persönliche Eigensucht an dessen Stelle getreten war: man hatte nur darnach gestrebt, daß im Staate äußerlich Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werde, um sich dem Genuß des Lebens so frei als möglich hingeben zu können, für alle höheren geistigen und sittlichen Bestrebungen dagegen waren die Meisten gleichgültig gewesen, man hatte kein Herz gehabt für die Nation, für nationale Freiheit und Würde. Aus dieser Gleichgültigkeit war man jetzt durch die harten Schläge von Jena und Tilsit endlich wieder erweckt worden. Die Männer, welche damals die Leitung des Staates in die Hand nahmen, Stein vor Allen, fühlten, daß, wenn es mit Preußen einst wieder besser werden sollte, die Belebung des öffentlichen Geistes selbst die Grundlage alles weiteren Strebens sein müßte. Um in den Einzelnen Theilnahme am Gemeinwohl wiederzuerwecken, hielt er es für nöthig, die Nation wieder mehr als bisher zur Betheiligung an den öffentlichen Geschäften heranzuziehen. Statt daß besoldete Beamte Alles bis zum Kleinsten auch in Gemeinde- und Privat-Angelegenheiten gethan, sollte der Bürger zu einer eigenen lebendigen Thätigkeit angeregt werden. Alle in der Nation vorhandenen Kräfte sollten für ihre eigenen höheren Interessen, für ihre National- und Communal-Angelegenheiten in Anspruch genommen und hierdurch am sichersten Vaterlandsliebe und Gemeingeist erzielt werden. Als leitender Grundsatz der Regierung wurde deshalb ausgesprochen, einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte zu gestatten, und alle hiergegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen. Zugleich sollte besonders auf die Belebung der einzelnen Stände gewirkt, in jedem Stande Thätigkeit, Einsicht, Selbstgefühl und Hingabe für das Vaterland erzeugt werden.

Zunächst richtete die Regierung ihr Augenmerk auf den Bauernstand. Man hatte ein durch den Krieg verödetes, ausgesogenes Land zurückbekommen, vor allen Dingen galt es daher, dem Lande seinen Ackerbau wieder zu verschaffen, den Stand der Landbauer zu heben. Mit einzelnen Unterstützungen war bei der großen Noth wenig gethan, der allgemeinen Bedrängniß mußte durch allgemeine Mittel begegnet,

Digitized by Google

die Selbstthätigkeit der Bauern durch eine günstige Aenderung ihrer ganzen Lage angespornt werden. Der Bauernstand war großentheils noch persönlich unfrei, wenn auch nicht leibeigen, doch dem Gutsherrn erbunterthänig: der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden, seine Kinder durften nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn Wissen und Willen sich verheirathen, — der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch, der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, dem er für die Benutzung vielfache schwere Frohndienste, Natural-Lieferungen und Geldabgaben leisten mußte. Bei einem so gedrückten Verhältniß konnte eine Hebung des Bauernstandes zu lebendiger, freudiger Thätigkeit nicht erwartet werden; denn es fehlte dem Bauer, der nicht selbst Besitzer war, der kräftigste Anreiz, den Grund und Boden zu verbessern. Deshalb beschloß der König, einen freien Bauernstand in Preußen zu schaffen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war seit seinem Regierungsantritt sein Ziel gewesen, jetzt wurde er durch die unglückliche Lage des Landes zur Beschleunigung dieses Schrittes genöthigt. Schon im October 1807 erschien eine Cabinetsordre, betreffend die **Aufhebung der Erbunterthänigkeit** auf sämmtlichen preußischen Domainen. Unter Berufung auf ein Edict Friedrich Wilhelm's I. bestimmte der König, daß auf sämmtlichen Domainen vom 1. Juni 1808 schlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht mehr stattfinden sollte. Er erklärte vielmehr alle Domainen-Einsassen für freie, von allen Folgen der Erbunterthänigkeit unabhängige Menschen und auch entbunden von dem Gesindezwang und Loskaufsgeld beim Verziehen. — Gleichfalls im October 1807 erschien ein Edict, betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, durch welches den Bürgerlichen der Erwerb adeliger Güter und umgekehrt gestattet, sowie überhaupt die freie Verfügung über das Grundeigenthum behufs Verbesserung der Cultur erleichtert und zugleich bestimmt wurde, daß fortan kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entstehen und die vorhandenen aufhören sollten.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verhältnisse. In Preußen, wie in ganz Deutschland war seit dem dreißigjährigen Kriege die Selbständigkeit der städtischen Behörden immer mehr gesunken, und gleichzeitig hatte sich der bessere städtische Gemeingeist fast gänzlich verloren. Die im achtzehnten Jahrhundert eingesetzten

Digitized by Google

Kriegs- und Domainenkammern, sowie die Steuerbehörden hatten in die Selbständigkeit der städtischen Verwaltung noch tiefer eingegriffen, und am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war gar noch die Vorschrift hinzugekommen, daß die obrigkeitlichen Stellen in den Städten mit ausgedienten Militärs besetzt werden sollten. Diese Leute, ohne Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft, den Geschäften und Bedürfnissen der Stadt völlig fremd, suchten in ihren Stellen meistens nur Ruheplätze und setzten den willkürlichen Uebergriffen der königlichen Behörden und der commandirenden Offiziere keinen Widerstand entgegen. Die Kriegs- und Domainenkammern gewöhnten sich immer mehr, alle städtischen Angelegenheiten an sich zu ziehen und zu entscheiden, die Bürgerschaft und der Magistrat dagegen wurden jeder selbständigen Entscheidung über das Gemeinwesen beraubt, und so konnte sich unter den Bürgern Einsicht, Geschäftsthätigkeit und Liebe zur Sache nicht bilden. Ohne Achtung und Vertrauen zu ihrer Obrigkeit, ohne Mitwirkung und Vereinigungspunkt, verloren dieselben allen Eifer und alle Aufopferungsfähigkeit für die Gemeinde. Daher war es gekommen, daß die Städte auch im letzten Kriege sich so ohne alle Kraft und Widerstandsfähigkeit gezeigt hatten. Die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung war einleuchtend. Stein beschloß, die Verfassung der Städte auf dem Grunde einer freien und geordneten Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten herzustellen.

Am 19. November 1808 bestätigte der König die nach diesem Grundsatz ausgearbeitete Städteordnung. Dieselbe überließ den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter (Stadtverordnete). Durch dieses Gesetz wurde in der That bald wieder Liebe zur Gemeinde, Theilnahme an ihren Angelegenheiten und ein erhöhetes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt. Stein selbst sah seine Schöpfung nicht als vollendet an, erkannte vielmehr später mehrere wesentliche Mängel derselben, aber trotz aller seitdem nothwendig gewordenen Aenderungen wird ihm noch heute die Anerkennung zu Theil, daß die Städteordnung damals ein überaus dankenswerther Fortschritt war, und vielen reichen Segen für das Gemeinwesen gestiftet hat.

Die gründliche Verbesserung der Einrichtungen aller einzelnen Stände sollte nach Stein's Absicht auch zur Herstellung zweckmäßiger Provinzialstände und als letztes Ziel zur Errichtung von Reichsständen führen, doch sind diese Pläne damals noch nicht zur Reife gelangt.

Digitized by

Dagegen ist die höchste Verwaltung des Staats selbst auf Stein's Rath und Anlaß durchaus neu geordnet worden. Die vorhandenen, größtentheils von Friedrich Wilhelm I. eingerichteten Behörden standen damals neben einander ohne eigentlichen inneren Zusammenhang; der Vereinigungspunkt sollte der Staatsrath sein; er war jedoch ohne jede erhebliche Wirksamkeit. Der größte Einfluß beruhete nicht bei den Ministern in ihren einzelnen Departements, sondern im königlichen Cabinet, wo die Cabinetsräthe allein den Vortrag hatten. Unter Friedrich dem Großen, welcher selbständig regierte und mit den Ministern mündlich oder schriftlich verhandelte, hatten die Cabinetsräthe nur des Königs Willen als bloße Secretaire ausgeferigt, unter Friedrich Wilhelm II. dagegen hatten sie einen überwiegenden Einfluß gewonnen und sich zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber, die Minister, gedrängt. Diese hatten die ganze Verantwortlichkeit für die Maaßregeln in ihren Departements, und doch hatten sie für gewöhnlich keinen Vortrag beim König, dieser entschied vielmehr auf den Vortrag der Cabinetsräthe, und oft sahen sich die Minister genöthigt, Befehle des Cabinets auszuführen, bei deren Entstehung ihnen keine Mitwirkung gestattet gewesen war. Da nun die Cabinetsräthe nach und nach allen Einfluß an sich rissen, so wurde dadurch auch das persönliche Ansehen der Minister bei ihren Untergebenen untergraben. Das Verhältniß war um so peinlicher geworden, als ein Mann von dem geringen sittlichen Werth und von dem Intriguengeist Lombard's die einflußreiche Stellung eines Cabinetsraths bekleidete. Stein hatte schon im Jahre 1806 dem König dringende Vorstellungen über dieses Mißverhältniß gemacht, damals aber ohne Erfolg. Als er nun nach dem Tilsiter Frieden an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, war die erste Bedingung, die er stellte und die ihm bewilligt wurde, daß der Freund des unterdeß gestürzten Lombard, der Cabinetsrath Beyme, entlassen und überhaupt das rechte Verhältniß der höchsten Verwaltungsbehörden wiederhergestellt würde. Er verlangte sofort die Abschaffung aller überflüssigen Behörden, die Vereinigung sämmtlicher Verwaltungszweige im Ministerium unter Vorsitz des Königs, — die obere Leitung aller Staatsangelegenheiten durch die Minister und tüchtige Berathung aller Dinge derselben in den gemeinschaftlichen Conferenzen. Die Cabinetsräthe sollten dem Könige fortan nur die minder wichtigen Angelegenheiten nach den Anträgen der Minister vorlegen und seine Befehle darüber ausfertigen.

Am 24. November 1808 erhielt die von ihm entworfene Verordnung, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Ver-

Digitized by Google

waltungsbehörden, die königliche Genehmigung. Sie stellte musterhafte Rechtlichkeit als Charakter der neuen Verwaltung, Einheit, Kraft und geistige Regsamkeit als ihr Ziel hin. Diese Verordnung bildet den Kern, aus welchem sich fast Alles entwickelt hat, was seit jener Zeit die Verwaltung in Preußen auszeichnet und was dieselbe in vieler Hinsicht über die Regierung fremder Staaten erhoben hat.

Fast gleichzeitig erschien die Organisation der Provinzialbehörden. In den einzelnen Provinzen wurden nach denselben leitenden Grundsätzen Regierungen eingerichtet mit mehreren Abtheilungen für die innere (Polizei-) Verwaltung, die Domainen und Finanzen. Für die Verwaltung der Kreise wurden die Landräthe beibehalten. Als ein wesentliches Mittelglied aber zwischen den Provinzen und der oberen Staatsverwaltung wurden die Oberpräsidenten hingestellt, welche als nächste Vorgesetzte der Regierungen an Ort und Stelle eine genaue, lebendige Aufsicht über die öffentliche Verwaltung und die Treue und Tüchtigkeit der Beamten führen sollten. Ihnen wurde zugleich die Aufsicht über die ständische Verfassung der Provinzen übertragen, deren allgemeine Interessen überhaupt ihrer Fürsorge anheimgegeben wurden. Sie sollten sich alle Jahre zu einer bestimmten Zeit in Berlin versammeln, im Staatsrath über ihre ganze Verwaltung Bericht erstatten und durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen die Staatsverwaltung möglichst vervollkommnen.

Die neue Wehrverfassung. Während der Minister von Stein so nach allen Seiten hin bemüht war, neue Grundlagen für ein gedeihliches Staatsleben zu schaffen, verlor man auf der andern Seite die Erneuerung der Wehrkraft des Landes nicht aus den Augen.

Gerhard David Scharnhorst war es, der das preußische Heerwesen auf neuen Grundlagen umgestaltete. Scharnhorst war im Hannöverschen aus freibäuerlichem Stande geboren, hatte eine Jugend unter angestrengter Arbeit verlebt, dann aber, da die Verhältnisse des Vaters sich verbesserten, auf der Kriegsschule zu Bückeburg eine gute militärische Erziehung erhalten. Im Jahre 1777 trat er in hannöversche, 1801 in preußische Dienste, 1804 wurde er Oberst, 1807 während des Krieges Generalmajor. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften: ruhige Beharrlichkeit und eine fast prophetische Zuversicht lagen in seinem milden und doch durchaus entschlossenen Wesen, sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit hatte er aus der Hütte seines Vaters bis an die Stufen des Throns gebracht; sorgfältige Beobachtung und angestrengte Forschung hatten seinem Geiste einen großen Reichthum an Hülfsmitteln, sowie die Vorsicht und Entschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen

Digitized by Google

seiner schweren Aufgabe nöthig waren. Ein schlichtes, anspruchloses, selbst vernachlässigtes Aeußere verhüllte die großen Pläne, die tiefen glühenden Gefühle seiner Brust. Wer ihn einmal erkannt hatte, der mußte ihm seine Achtung auf immer gewähren, und er stieg bald in dem Vertrauen des Königs, mit dessen eigenem Wesen sein sanfter, ruhiger, beharrlicher Charakter, sein richtiger, klarer Verstand, seine Besonnenheit im vollkommensten Einklang waren. Er war von Selbstsucht völlig frei, all sein Streben gehörte dem Vaterlande, für das er gelebt hat und gestorben ist.

Ihm zur Seite standen der Oberst von Gneisenau, nach einem Feldzug in Amerika seit 1785 im preußischen Heere, wo er zuletzt durch die einsichtsvolle, tapfere Vertheidigung Kolbergs seinen Ruhm begründet hatte, ferner die ausgezeichneten Militärs von Grolmann und von Boyen.

Das Heer war durch die Unfälle des Krieges auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen, es mußte neu geschaffen werden, zugleich in einem neuen Geiste und mit neuen Mitteln. Der König selbst hatte wenige Tage nach dem Tilsiter Frieden den Anstoß und die kräftige Anregung dazu gegeben, und die Hauptpunkte, auf die es ankomme, aufgesetzt. An seinem Geburtstage, am **3. August 1808**, erschienen die Verordnungen, welche die Grundlage der neuen Kriegseinrichtungen enthielten, in denen Preußen die Rettung aus französischer Knechtschaft, die Herstellung des alten Ruhms und seine Erhebung zu einer der ersten Kriegsmächte Europas gefunden hat. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volks war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; statt des früheren Werbe- und Söldnerwesens sollten fortan alle dienstfähigen Söhne Preußens zwischen 18 und 25 Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sein. Indem so der Kriegsdienst den Charakter einer allgemeinen patriotischen Pflicht erhielt, wurde derselbe von innen heraus veredelt. Rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Officiere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst (in Friedenszeiten nach Maaßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit), Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen, — Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, — das sind einige der Grundgedanken dieser neuen Heereseinrichtung, welcher

Digitized by Google

die Lorbeeren von Lützen, an der Katzbach, Großbeeren, Leipzig, Ligny und Waterloo entblühen sollten.

Nicht mit einem Male durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; denn Napoleon hatte in einer Convention vom 8. September 1808 die Zahl der Truppen, welche Preußen halten durfte, auf 42,000 beschränkt. Dadurch war die offene militärische Thätigkeit beengt; um dennoch eine größere Heeresmasse für die Zukunft auszubilden, ohne den Argwohn des fremden Gewalthabers zu erwecken, mußte man heimlich und mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Von dieser geheimen Thätigkeit war der stille, bedächtige Scharnhorst so recht die Seele. Man führte einen raschen Wechsel in der Mannschaft der Armee ein: ließ die Rekruten eintreten, schnell einexerciren, um sie dann sogleich wieder zu entlassen und andere an ihrer Stelle auszuheben, welche ebenso schnell einexercirt wieder anderen Platz machten. So wurde in wenigen Jahren ein großer Theil des Volks waffentüchtig gemacht, und ohne daß man die Zahl der 42,000 jemals überschritt, hatte man doch in kaum drei Jahren schon 150,000 Mann einexercirte Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. In aller Stille ward durch Einkäufe von Gewehren dafür gesorgt, auch die nöthige Waffenrüstung für eine so große Masse zu besitzen. Die Festungen wurden gleichfalls neu armirt, die Artillerie angemessen wiederhergestellt, Alles, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch bildete.

Parteibestrebungen gegen Stein; der Tugendbund. Während die patriotischen Männer, welche an der Spitze des preußischen Staates standen, auf diese Weise die Stunde der künftigen Befreiung vorbereiteten, gab es freilich auch Manche im Volk, welche theils durch ihr früheres Leben und durch ihre Gesinnung, theils aus eigensüchtigen Interessen der französischen Sache anhingen und im Anschluß an Frankreich größeren Vortheil für Preußen erblickten. In Königsberg bildete sich während des dortigen Aufenthalts des Königs eine Partei, an deren Spitze der alte Feldmarschall von Kalkreuth stand, und welche durch ihre Verbindungen bei Hofe die neue Verwaltung zu untergraben und besonders das Gemüth des Königs gegen Stein einzunehmen bemüht war. Doch waren alle ihre Versuche vergeblich und die neuen Räthe erwarben sich von Tage zu Tage in höherem Grade das Vertrauen ihres königlichen Herrn, wie die dankbare Verehrung des preußischen Volks. In allen Klassen nahm der Unwillen über Napoleon's Gewaltherrschaft täglich überhand, derselbe wurde durch einzelne begeisterte Männer, wie durch Fichte in seinen „Reden an die Deutschen“,

Digitized by Google

durch Dichter, wie E. M. Arndt, Körner, Schenkendorf u. A., noch lebhafter angefacht. Derselbe Geist führte unter Anderm auch zur Stiftung des sogenannten Tugendbundes. Ein ehemaliger Assessor, Heinrich Bardeleben, verband sich im Sommer 1808 mit einigen Officieren und Gelehrten zu einem „wissenschaftlich-sittlichen Verein" mit dem ausgesprochenen Zweck, die Selbstsucht in sich und in den öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren sittlichen Gefühle zu beleben, und die auf denselben Zweck gerichteten Bemühungen der Regierung zu unterstützen. Zu den ersten Mitgliedern gehörten auch Gneisenau und Grolmann; Stein dagegen (welchen man irrthümlich sogar für einen der Mitbegründer gehalten hat) lehnte die Theilnahme ab, weil er meinte, es bedürfe keiner andern Anstalt, als nur der Belebung des christlichen vaterländischen Geistes, wozu der Keim in den bestehenden Einrichtungen des Staats und der Kirche schon liege. Auch Schleiermacher, Niebuhr, Eichhorn u. A. erklärten, daß es für sie keines äußeren Bandes und Erkennungszeichens bedürfe. Der Verein erhielt jedoch die Bestätigung seiner Statuten Seitens des Königs, die Zahl der Mitglieder wuchs überall sehr schleunig, sie ordneten sich unter einem obersten Rath in Königsberg und unter Provinzialräthen, und suchten in jeder Weise auf eine männliche Stimmung in den Gemüthern und auf Sittenreinheit zu wirken. Die heimliche Kunde von ihrem Wirken drang nach und nach bis über die Elbe zu den Völkern, die in französischer Gefangenschaft saßen. Der Argwohn der Franzosen glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben, und auf Napoleon's Befehl sah sich der König im Jahre 1810 genöthigt, den Tugendbund aufzulösen. Der Geist aber, in dem derselbe wirken sollte, bestand unabhängig von ihm fort, vorzüglich gestützt auf den Kreis vaterlandsliebender Männer, die sich von Anfang an um Stein und Scharnhorst geschaart hatten.

Stein's Vertreibung. Stein selbst wurde leider seinem tief eingreifenden Wirken nur zu bald entrissen. Ein Brief von ihm, in welchem er unvorsichtiger Weise geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit auch in Westphalen unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung im Bunde mit Oesterreich bewegen, wurde von den französischen Behörden aufgefangen und zu seinem Sturz benutzt. Er selbst hielt es dem Interesse der preußischen Regierung für angemessen, wenn er seinen Abschied nähme, aber er ahnte nicht, wie weit Napoleon's Rache gehen würde. Kaum war er aus dem Dienst seines Königs geschieden, der ihm beim Abschied noch die ehrendsten Beweise seiner Anerkennung zu Theil werden ließ (Januar 1809), als im französischen

Digitized by Google

Regierungsblatt ein Decret erschien, welches einen „gewissen Stein" (wie es lächerlicherweise hieß) wegen Verraths gegen die französische Nation für vogelfrei erklärte und alle seine außer Preußen gelegenen Güter confiscirte. Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht, welche von den preußischen Behörden begünstigt wurde; er ging zunächst nach Oesterreich, später nach Rußland, und hörte nicht auf, so weit es ihm vergönnt war, auch aus der Ferne an dem begonnenen Werk der Wiedererhebung Preußens mitzuwirken, bis die Stunde der Befreiung ihn wieder unter den Vorkämpfern zurückführte.

Hardenberg. Nachdem nun ein Jahr hindurch Männer von geringerer Energie die Geschäfte geleitet hatten, wurde der Freiherr von Hardenberg Stein's Nachfolger. Einem alten hannöverschen Hause entsprossen und durch Studium und Reisen gebildet, hatte er zuerst im hannöverschen Dienst für die innere Landesregierung gewirkt, dann im preußischen durch die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer das Lob eines unterrichteten, klar sehenden, wohlwollenden und gewandten Geschäftsmannes erworben. Als Cabinetsminister in den Jahren 1805 bis 1807 endlich hatte er sich Haugwitz und Lombard gegenüber als ein Staatsmann von edlem, festem Charakter bewährt. Durch angenehme, gewinnende Formen des Umgangs schien er jetzt besonders geeignet, das schwierige Verhältniß zu den Franzosen günstiger zu gestalten, und der König übertrug ihm daher am 7. Juni 1810 die Leitung der Geschäfte als erster Minister mit dem Titel eines Staatskanzlers; als solcher hatte er in allen Dingen, wo er es für nöthig hielt, selbst den Vortrag im Cabinet des Königs, die Oberaufsicht über jede Verwaltung ohne Ausnahme und den Vorsitz im Staatsrath, außerdem das Ministerium des Innern und der Finanzen. Die Hardenberg'sche Verwaltung beruhete zuerst auf denselben Grundlagen, wie die seines ausgezeichneten Vorgängers, mit welchem er sich in einer geheimen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze über mehrere wichtige Punkte noch besonders verständigte. Um die Verbesserung der Lage des Bauernstandes weiter fortzuführen, wurde am 14. September 1811 ein Edict über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse erlassen, welches die Verwandelung der bäuerlichen Besitzungen in freies Eigenthum, wo solche noch nicht stattgefunden, und die Ablösung vieler von den Bauern zu leistenden Naturaldienste und Pflichten gegen eine billige Entschädigung zum Zweck hatte. Die Verordnung fand freilich bei dem Adel der verschiedenen Provinzen den lebhaftesten Widerstand, worüber die Ausführung vielseitig ins Stocken gerieth und erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb.

Digitized by Google

Der Ordnung und Verbesserung der Finanzen des Staats mußte auch Hardenberg seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden; durch eine Reihe von Edicten aus den Jahren 1810 und 1811 wurden sehr wesentliche neue Einrichtungen in der Besteuerung eingeführt, besonders die Verbrauchs- und Luxussteuern erhöht und viele alt hergebrachte Befreiungen von den allgemeinen Steuern aufgehoben. Auch diese Verordnungen veranlaßten heftige Angriffe gegen den Staatskanzler Seitens derer, welche sich durch die Heranziehung zu den Steuern ungerecht belastet wähnten, doch wurden die Finanzmaßregeln, als durch die Nothwendigkeit geboten, kräftig durchgeführt. — Der Betrieb aller Gewerbe, welcher bis dahin durch die in den einzelnen Zünften gültigen Regeln und Privilegien mannichfach beschränkt war, wurde gegen Einführung einer niedrigen Gewerbesteuer Allen freigegeben (2. November 1810). Hierdurch wurde zunächst der Wetteifer und die Vervollkommnung der Gewerbe erhöht, nach und nach aber stellte sich eine ganz schrankenlose Ueberfüllung der Gewerbe und dadurch eine bedauerliche Verarmung und Zuchtlosigkeit im Handwerksstande ein, welcher die Gesetzgebung erst neuerdings abzuhelfen versucht hat.

Durch ein Edict vom 30. October 1810 wurden sämmtliche geistliche Güter in der Monarchie, alle Klöster, Dom- und andern Stifte der katholischen und protestantischen Kirche für Staatsgüter erklärt (säcularisirt). Sie sollten nach und nach eingezogen, die Nutznießer derselben versorgt, den obersten geistlichen Behörden reichliche Entschädigung, den Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen hinreichende Dotationen ausgemittelt werden. Die katholische Kirche aber hat seitdem nicht aufgehört, den Staat, welcher ihre Güter eingezogen, als ihren Schuldner für große Summen in Anspruch zu nehmen.

Die Verhältnisse der Juden wurden durch ein Edict vom 11. März 1812 verbessert. Bis dahin waren sie nicht als Staatsbürger betrachtet, sondern nur als Fremde geduldet gewesen. Jetzt wurden sie für preußische Staatsbürger erklärt und erhielten, mit einigen Einschränkungen, gleiche Rechte und Pflichten mit den Christen. Erst von jener Zeit an durften sie sich in Städten oder auf dem Lande frei niederlassen, Grundstücke kaufen und alle Gewerbe treiben.

Für die Bildung der Jugend wurde von der damaligen Verwaltung, so weit es die öffentlichen Mittel erlaubten, große Vorsorge getragen; denn nur so konnte man hoffen, einst ein sittlich kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Das Verbot, auswärtige Universitäten zu besuchen, wurde aufgehoben, zugleich aber in der Zeit der schwersten Sorgen eine neue Universität zu Berlin mit königlicher Freigebig-

Digitized by Google

keit begründet (1810) und bald darauf auch die Hochschule zu Frankfurt durch ihre Verlegung nach Breslau und durch die Verbindung mit der dortigen katholischen Facultät zu einem neuen Dasein geführt (1811).

So fuhr die Regierung in jeder Beziehung fort, die Kräfte des Volkes zu sammeln, zu heben und zu stärken, damit dasselbe an dem Tage, den die Vorsehung bestimmen würde, der Freiheit würdig in die Reihe der selbständigen Völker wieder eintreten könnte.

44. Königin Luisens Schmerz und Tod*).

Während Alles in Preußen der glorreichen Wiedererhebung entgegenharrte, wurde ein Herz schon vorher gebrochen, welches wohl am würdigsten gewesen wäre, den Tag der Erlösung zu schauen; doch zu tief war es durch des Landes Kummer berührt worden und schied vorzeitig im frommen Märtyrerthum dahin.

Wir haben die glücklichen Tage, die gemüthlichen Freuden der Königin Luise oben geschildert, jetzt müssen wir ihr in den Tagen der patriotischen Sorgen und Thränen folgen, um das ebenso königliche, als ächt weibliche Wesen der seltenen Frau in seiner ganzen heiligen Glorie zu schauen.

Schon als die Wolken des drohenden Ungewitters sich von Frankreich her immer mehr um Preußen zusammenzogen, hatte die Königin nach und nach immer lebhafteren Antheil an den sich vorbereitenden Ereignissen genommen. Es war sonst nicht ihre Art und Neigung, sich um Staatsgeschäfte zu kümmern, aber was ihren Gemahl tief bewegte und was des Volkes Wohl und Wehe betraf, das konnte ihrem liebenden Herzen nicht fern bleiben. Sie war eben aus dem Bade zu Pyrmont zurückgekommen, wohin sie im Frühjahr 1806 wegen andauernder Leiden gegangen war, als ihr die schwere Kunde mitgetheilt wurde, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei. Napoleon hat unter anderen Schmähungen, mit denen er sie zu beflecken suchte, der Welt einzureden gesucht, Luise habe mit unweiblicher Leidenschaftlichkeit den Krieg verlangt und herbeigeführt, — aber sie erfuhr den bevorstehenden Krieg erst, als er schon beschlossen war. Freilich, als der Beschluß vom König einmal gefaßt war, so erfüllte er auch ihr ganzes Gemüth, und sie sprach sich offenherzig, wie es ihre Art war, dafür aus. Die Königin wollte überhaupt nichts, als was der König wollte und was dem Staat zu

*) Nach Adami's erwähnter Schrift.

Digitized by Google

Ruhm und Ehre gereichte, und so groß war ihre Liebe zu dem König, daß sie gar keine anderen Zwecke hatte, als die seinigen. Sie konnte den Krieg an und für sich nicht wollen, denn ihr liebreiches Herz schätzte alle Segnungen des Friedens und wünschte sie dem Königreiche zu erhalten. Thränen des Mitleids hatte sie oft geweint, wenn sie von den Verheerungen des Krieges in fremden Ländern gehört hatte, aber sie wußte auch, daß es höhere Güter giebt, als das Leben und seinen Wohlstand, und daß an solche Güter das Leben gesetzt werden muß.

Der Haß, von welchem Napoleon gegen die edle Königin erfüllt war, wirkte im preußischen Volk mächtig zur Verstärkung der Erbitterung gegen die Franzosen. Schon vor dem Ausbruch des Krieges hatten die von der französischen Regierung abhängigen Zeitungen wiederholt rohe, verläumderische Ausfälle gegen die Ehre der edlen Königin enthalten, und alle preußischen Gemüther waren dadurch auf's Tiefste erbittert worden. Diese öffentlichen Kränkungen waren von Napoleon darauf berechnet, die Königin in den Augen ihres Volks herabzuwürdigen. Aber so hoch thronte Luise in der allgemeinen Verehrung, daß verleumderische Angriffe eines Napoleon an ihre Erhabenheit nicht heranreichten.

Die Königin blieb nach ihrer Rückkehr aus Pyrmont einige Zeit in Charlottenburg, dann begleitete sie den König nach Naumburg an der Saale, wo die letzten Zurüstungen zum Kriege getroffen werden sollten. Während des ganzen Feldzugs blieb sie, soweit es irgend anging, in der nächsten Nähe ihres Gemahls. Erst unter dem beginnenden fernen Donner der Jenaer Schlacht verließ die Königin das Hauptquartier. Voll trüber Ahnungen ließ sie den König, nach seinem Befehl, allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm getheilt hätte. Die Unglückskunde von der verlorenen Schlacht ereilte die Königin noch vor dem Thore Berlins. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigsten Sachen zusammen zu raffen; am folgenden Tage (17. October) sandte sie die königlichen Kinder nach Stettin voraus, am 18. folgte sie ihnen mit den Prinzessinnen. In jenen Tagen der Schmach und des Verraths, wo eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach Luise ihren Schmerz gegen die ältesten Prinzen in den Worten aus: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand

Digitized by Google

die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt, — entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder: befreiet dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

Das ganze Leben der Königin von dem Jenaer Tage bis zum Tilsiter Frieden und nach demselben ist eine Reihe von Schicksalsschlägen, Demüthigungen und Kränkungen. Eine Schreckensnachricht folgte der andern. Was Luise bei dem Einbruche des unermeßlichen Unglücks ihres Vaterlandes fühlte, — sie hat es selbst mit innigen, seelenvollen Worten in einer Reihe von Briefen an ihren Vater niedergelegt, von denen so schön als treffend gesagt worden ist, „sie seien wie mit einer Feder aus dem Fittich des guten Engels Preußens geschrieben."

Je tiefer ihr Herz unter der Wucht des eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf, und während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren schien und selbst in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut wurden, sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth Luisens, welches fast allein noch festen Muth offenbarte, noch sichern Glauben hielt.

Es ist schon erwähnt worden, daß die hohe Frau auch bei den Friedensverhandlungen in Memel anwesend war. Napoleon selbst hatte gewünscht, sie kennen zu lernen; sie wurde eingeladen und sie kam, mit der Ergebung eines frommen Gemüths und in der Hoffnung, etwas Gutes für ihr Vaterland zu erwirken. In ihrem Tagebuch sagte sie: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott: denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der

Digitized by

den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert: Opfer zu bringen bin ich gewohnt." Mit Würde trat sie dem Gewalthaber, von dem sie sich gehaßt wußte, entgegen: sie sprach es offen aus, sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Die schöne Antwort, die sie ihm auf den Vorwurf wegen des leichtsinnig begonnenen Krieges gab, ist bereits oben erwähnt. Die geistvolle, edle Erscheinung schien selbst auf Napoleon nicht ganz ohne Wirkung zu bleiben, und es wird erzählt, sein kluger Minister Talleyrand habe es für nöthig gehalten, ihm zuzurufen: „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig benutzt haben?"

Luisen's Vorstellungen blieben fruchtlos. Wie schmerzhaft der Frieden von Tilsit der Königin war, verbarg sie nicht: nur Eines tröstete sie, daß ihr Gemahl sich in jeder Beziehung würdig gezeigt, und größer, als sein Widersacher.

Schon vorher, bald nach der Schlacht bei Eylau, hatte sie an ihren Vater geschrieben: „Es ist wieder aufs Neue Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will, Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — — Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück begabt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben."

Nach der Schlacht bei Friedland, kurze Zeit vor dem Tilsiter Frie-

Digitized by Google

densschluß, schrieb sie: „Bester Vater! Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, oder wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsrer Seits würde mich zu Grabe bringen; doch da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch."

Und im Frühjahr 1808 schrieb sie folgenden herrlichen Brief: „Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. — — Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen: er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung.

Digitized by

Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht, deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

„Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist."

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns betroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus der Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unsrer Ehe nur gut Wetter ist. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst gebornes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so miteinander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dieses glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind .... Unsere Kinder sind unsere Schätze und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz*) ist voller

*) Der jetzige König Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. — Unser Sohn Wilhelm*) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft**). Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig, er wird, ohne die Theilnahme am Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen."... Nachdem die Königin ihre „ganze Galerie" vorgeführt, fährt sie fort: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, das sehen sie an dem ernsten Angesicht des Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die mir Niemand entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein."

An Allem, was zur Vorbereitung von Preußens Wiedererhebung, zur Pflanzung eines besseren Geistes im Volke geschah, nahm die Königin den lebhaftesten Antheil. Sie war es besonders gewesen, die den

*) Der jetzige Prinz von Preußen.

**) Es ist die jetzige Kaiserin-Mutter von Rußland.

Digitized by Google

Wiedereintritt Stein's in den Staatsdienst befördert hatte, auch trat sie versöhnend und vermittelnd ein, wenn hier und da empfindliche Gereiztheit das gute Einvernehmen zu stören drohte.

Damals regten sich auch bereits die ersten Zeichen des religiösen Aufschwungs, der in dem Befreiungskriege den Fürsten und Völkern zum Siege verhalf. Die Königin war eine der ersten, die erkannten, daß des Vaterlandes Erhebung durch die sittliche Wiederbelebung vorbereitet werden müsse, und mit Freuden begrüßte sie die Vorboten des Glaubens, dessen Wahrheit das geschwächte Vaterland wieder kräftiger und frei machen sollte. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken," das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Glauben wurde sie die still waltende Gärtnerin jedes edlen Keimes wiedererwachenden christlichen Lebens.

Am Ende des Jahres 1808 war dem Königspaar eine Zeit hohen Genusses zugedacht durch einen Besuch, den dasselbe auf Alexander's Einladung in Petersburg machte. Auf dem ganzen Wege wurde von russischer Seite Alles aufgeboten, um ihnen den festlichsten Empfang zu bereiten. Je tiefer Napoleon sie zu beugen gesucht hatte, desto höher wollte Alexander sie in seinen Landen geehrt wissen. In Petersburg selbst wurden sie mit rührendster Herzlichkeit und zugleich mit beispiellosem Glanz aufgenommen: Festlichkeiten reiheten sich an Festlichkeiten, und Alles war bemüht, den edlen Gästen den Zoll wahrer tiefer Verehrung darzubringen. Aller Glanz und alle Huldigungen vermochten jedoch der Königin keine unbefangene Freude mehr zu bereiten. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen," schrieb sie nach ihrer Rückkehr nach Preußen, „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Am meisten hatten sie auch in Petersburg die Anstalten für Erziehung und für Wohlthätigkeit interessirt. Als die Kaiserin Mutter ihr das adelige Fräuleinstift für 360 junge Mädchen zeigte und Luise sich in der Unterhaltung mit ihnen von der guten Erziehung überzeugte, die ihnen durch die landesmütterliche Fürsorge da zu Theil wurde, wünschte sie, bald so vermögend zu sein, um es diesem Beispiel in Preußen nachzuthun. Sie erlebte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht; erst ihrem Andenken wurde später am ersten Jahrestage ihres Todes die Luisenstiftung geweiht, eine weibliche Bildungsanstalt, welcher Friedrich Wilhelm die edle Bestimmung gab, die Tugenden der Königin, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der Frauenwelt fortzupflanzen.

Schon in Petersburg war Luise leider von Unwohlsein ergriffen

Digitized by Google

worden, welches man einer Erkältung zuschrieb; es ging damals vorüber, kehrte aber bald nach der Rückkehr nach Preußen in bedenklicherer Weise wieder. Den ganzen Sommer 1809 hindurch fühlte sie sich sehr leidend, ein kaltes Fieber zehrte an ihren Kräften. Das erneuerte Waffenglück Napoleon's, welches jetzt auch das österreichische Haus zu vernichten drohte, bereitete der Königin schwere, dunkle Stunden, in denen sie ganz an der Gegenwart verzweifelte. „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen," schrieb sie in einer dieser Stunden. „Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade Germania!"

Am Ende des Jahres 1809 wurde endlich der Königin Sehnsucht erfüllt, wieder nach Berlin zurückkehren zu können, das sie seit dem Jenaer Unglückstage nicht mehr gesehen hatte. Die ganze Reise von Königsberg nach der Residenz sah einem Triumphzuge ähnlich, aller Orten war dem geliebten Königspaar der rührendste Empfang bereitet, ergreifend war das Wiedersehen in Berlin. Aber nicht lange sollte die allgemeine Freude der Heimkehr ungetrübt bleiben. Napoleon drohte wegen der rückständigen Kriegszahlungen mit einer neuen Besetzung des Landes; das nächste Frühjahr besonders war ein sehr sorgenvolles, und der Königin Seele wurde mehr und mehr mit trüben Ahnungen erfüllt, sie fürchtete, daß der König selbst ihr und seinem Volke entrissen werden könnte. Im Jahre 1810 konnte ihr noch einer ihrer langjährigen Wünsche erfüllt werden: sie durfte im Sommer einen Besuch am väterlichen Hofe in Strehlitz machen und dort auch ihre geliebte Großmutter, die Führerin ihrer Jugend, wiedersehen. Sie hatte den Tag ihrer Abreise nicht erwarten können; endlich erschien er, der 25. Juni. Aber sobald sie sich der mecklenburgischen Grenze näherte, wich ihre Heiterkeit und bald wurde sie von einer sichtbaren Wehmuth ergriffen, als ob ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens ihre Seele erfasse. Diese Wehmuth verließ sie nicht mehr, selbst mitten unter den gemüthlichen Freuden, die ihr am Hofe des zärtlichen Vaters bereitet waren. Bei der Cour, die ihr zu Ehren gehalten wurde, machte ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck: ihre schönen, edlen Züge, schreibt ein Augenzeuge, trugen das Gepräge des tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus. Als einige Damen, die ihr von früher vertraut waren, mit Wohlgefallen auf die Perlen, ihren einzigen Schmuck, wiesen, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzu-

Digitized by Google

geben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen."

Der König kam ihr am 28. Juni nach Strehlitz nach, und um die Zeit seines Besuchs in ländlicher Stille zuzubringen, fuhren Alle nach dem Lustschloß Hohen-Zieritz. Dort kam die Königin leidend an: ein heftiger Katarrh hatte sie befallen. Bald stellte sich Husten und Fieber ein; doch besserte sich der Zustand wieder, so daß sich der König entschloß, am 3. Juli wegen dringender Staatsgeschäfte nach Berlin zu reisen. Er ahnte nicht, daß er die ihm so theure Gemahlin erst in der Todesstunde wiedersehen sollte. Die Krankheit schien fürerst abzunehmen, doch war die Königin ungewöhnlich matt: in ihrem Gemüth blieb sie sehr ruhig und ertrug ihre schlaflosen Nächte mit einer himmlischen Geduld. Am 16ten früh wurde sie, Allen unerwartet, von dem heftigsten Brustkrampf befallen und schwebte fünf Stunden lang in der äußersten Lebensgefahr. Am folgenden Tage traf der berühmte Arzt Heim aus Berlin ein und erklärte, daß diese krampfhafte Steigerung der Krankheit nur einen Ausgang haben könne — den Tod. In der Nacht vom 18. zum 19. traten die Brustbeklemmungen wieder ein. In dieser schweren Nachtstunde sagte sie zu Heim: „Ach, bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe." Früh gegen 4 Uhr traf der König mit seinen beiden ältesten Söhnen ein. Welche Freude — es war die letzte für die Sterbende! Der König schien wie zermalmt von Schmerz. Alles, was er bis dahin vom Schicksal hatte erdulden müssen, stand in keinem Vergleich zu dem Leid der Gegenwart. Nicht Herr seiner Gefühle, eilte er auf Augenblicke hinaus, um Fassung zu sammeln. Da sagte die Königin: „Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich." Man wollte den König trösten, es sei ja noch Hoffnung da. „Ach", sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Es trat wieder ein heftiger Anfall ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod," rief die Leidende.

Der König saß an ihrem Bette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Gegenüber kniete ihre Schwester, die Prinzessin Solms, und die Freundin der Königin, Frau von Berg, an deren treuer Brust das Haupt der Sterbenden ruhte. Die Aerzte standen um das Bett, die ganze Familie war in dem Zimmer versammelt.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach'

Digitized by Google

es kurz." Noch einmal athmete sie auf; mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben. Der König war zurückgesunken: er raffte sich bald wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet."

Preußen und ganz Deutschland trauerte mit dem König, mit dem Königshaus um Luise. Der tiefste Schmerz eines ganzen Volks begleitete ihren Leichenzug nach Berlin und Charlottenburg, wo ihr der edle Gemahl eine Ruhestätte bereitet hat, wie sie ihrer und seiner würdig ist, ein Heiligthum ächter Fürsten- und Menschengröße.

„Und so ruhe denn, erhabener Geist", ruft ihr die Freundin in ihren Gedenkblättern nach, — „ruhe von Deinen Mühen und Sorgen hier auf Erden! Deine eigentliche Heimath war ja der Himmel, und der Erde warst Du nur geliehen, daß Du sie auf kurze Zeit verherrlichen solltest und ihr offenbaren die ewige Kraft des Heiligen und seine Bedeutung und sein Fortwirken auch nach seinem irdischen Vergehen; und daß Du solltest verkündigen auf Erden die Liebe, welche vom Himmel kommt und zu dem Himmel führt und die Zeiten trägt und hält. Nun sei und bleibe Deinem Volk ein leuchtender und leitender Stern durch die ferne Nacht der Zeiten, welche unserm Auge noch verhüllt sind."

Im Hinblick auf das herrliche, unvergleichliche Marmorbild der schlafenden Königin, welches der Bildhauer Rauch für das Mausoleum in Charlottenburg geschaffen hat, sang Theodor Körner:

„Du schläfst so sanft! die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns zum Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache."

Digitized by Google

45. Preußens Erhebung.

Napoleon's Macht und Uebermuth. Seit dem Tage von Tilsit war Napoleon unablässig und mit gewaltigen Schritten auf sein Ziel, die Begründung einer allgemeinen Weltherrschaft, weiter losgegangen. Vergeblich suchte Oesterreich ihm noch einmal entgegenzutreten. Der unglückliche Ausgang des Feldzugs vom Jahre 1809 führte in dem Wiener Frieden zu einer neuen Länderabtretung, sodann zu einer engeren Verbindung des Kaisers Franz mit Napoleon, welcher zur Besiegelung des Bundes, nach der Verstoßung seiner achtungswerthen Frau Josephine, eine Erzherzogin, Marie Luise, heirathete. Jetzt konnte er um so freier an die Verwirklichung seiner hochfahrenden Entwürfe gehen, welche von Tag zu Tag immer drohender hervortraten. Durch die fortwährenden Erweiterungen des französischen Gebiets zeigte er, daß es für seine Launen kein Gesetz, keinen Vertrag und keine Rücksicht auf Ehre und Treue mehr gebe. Die weltliche Herrschaft des Papstes hob er auf und erklärte den Kirchenstaat für einen Theil des französischen Reichs, indem er sich als Nachfolger Karl's des Großen das Recht beilegte, dessen Schenkung an die katholische Kirche zurückzunehmen, — sein Bruder Louis, dem er das Königreich Holland gegeben, mußte mehrere wichtige Bezirke desselben an Frankreich abtreten, — das südliche Tyrol, welches er zuerst an Baiern bewilligt, wurde wieder losgerissen und mit dem Königreich Italien vereinigt, — endlich erklärte er, es sei nothwendig, zu sicherern Beschränkung des englischen Handels, das französische Reich bis zur Ostsee auszudehnen und vereinigte mit demselben die Länder der ganzen deutschen Nordseeküste, deren Verwaltung dem Marschall Davoust übergeben wurde. Während das sogenannte „große Reich" nunmehr von den Pyrenäen bis zur Ostsee reichte, in Italien aber, in Spanien, der Schweiz, dem Rheinbunde und Dänemark seine Vasallen oder Verbündeten herrschten, Preußen erschöpft, Oesterreich durch Familienbande gefesselt schien, standen nur England und Rußland noch unbezwungen dem Eroberer gegenüber. England unterhielt den Freiheitskampf der Spanier und Portugiesen, sein Feldherr Wellington bereitete die Befreiung der pyrenäischen Halbinsel vor, während die englischen Flotten alle französischen Colonien eroberten. Da verfiel der maßlose Ehrgeiz des verwegenen Kriegsmannes, der in seinem gottvergessenen Uebermuth alle Besonnenheit verloren zu haben schien, auf den abenteuerlichen Gedanken, die britische Macht, welcher er zur See nicht beikommen konnte, in Asien, in den

Digitized by Google

ostindischen Besitzungen zu vernichten. Das Ungeheure eines Feldzugs zu Lande nach Ostindien schien dem Verblendeten kein Wagniß mehr; aber Eines mußte er vorher noch vollbringen, wenn er ohne Besorgniß nach Asien ziehen wollte, — Rußland mußte erst noch gedemüthigt sein. Dem Kaiser Alexander war die Gefahr, welche ihm drohte, nicht entgangen, und schon seit Jahren hatte er nur noch aus List eine gewisse Freundschaft und Verehrung für den gefährlichen Bundesgenossen zur Schau getragen, im Stillen aber Alles für den drohenden Bruch vorbereitet. Die Vergrößerung des ihm feindlichen polnischen Reichs an seiner Grenze, sowie die Wegnahme des mit Rußland durch Verwandtschaft eng verbündeten Herzogthums Oldenburg zeigten ihm vollends, was er von Napoleon zu erwarten habe, und schon seit dem Jahre 1811 wurden die Beziehungen zwischen beiden Höfen so gespannt, daß der Krieg unvermeidlich schien. Von beiden Seiten wurde gerüstet: Napoleon schob seine Heere gegen Osten vor, in kurzer Zeit waren zwischen dem Rhein und der Weichsel Truppenmassen bis zu einer halben Million versammelt: das größte Heer, welches die neuere Geschichte kennt, des ersten Winks gewärtig, um in das russische Reich einzufallen, und Rußland strengte gleichfalls seine ungeheuren, aber zerstreuten Hülfsmittel an, um ähnliche Truppenmassen zu sammeln. Diese gewaltigen Ströme, welche sich von Osten und Westen heranwälzten, mußten die dazwischen liegenden Länder mit fortreißen oder erdrücken. Preußen besonders konnte nicht unbetheiligt bleiben, durch sein Gebiet hindurch mußten sich die beiden Gegner suchen, und es war für die preußische Regierung unumgänglich, sich einem derselben anzuschließen.

Vorboten von Preußens Erhebung; gezwungenes Bündniß mit Frankreich. Die Begeistertsten und Kühnsten unter den preußischen Patrioten drängten damals zu einem entscheidenden Entschluß gegen Frankreich. Jetzt oder nie, meinten sie, sei die Stunde gekommen, die Sklavenketten wieder abzuschütteln. Schon mehrere Jahre früher hatten einzelne Verwegene den Kampf zu entzünden versucht, waren aber als Opfer ihrer eigenen vorzeitigen patriotischen Zuversicht gefallen.

Der Major von Schill, welcher schon zur Zeit der Vertheidigung Kolbergs tapfere Männer zu Freischaaren versammelt hatte und der Schrecken der Feinde in jener Gegend gewesen war, begann zur Zeit des letzten österreichischen Krieges an der Spitze einer unternehmenden Husarenschaar und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, auf eigene Hand den Kampf in Norddeutschland. Als die Niederlage der Oesterreicher und die Furcht der Völker vor dem französischen Tyrannen

Digitized by Google

den Erfolg seines Unternehmens vereitelte und er sich überall in seinen Hoffnungen und Erhebungen der Massen getäuscht sah, warf er sich mit seinen Freischaaren in das feste Stralsund, um sich dort gegen die Feinde zu vertheidigen, bis es ihm gelänge, nach England zu entkommen. Aber bei einem Sturm fand er mit den meisten seiner Waffenbrüder unter den Säbeln feindlicher Reiter den Heldentod. Seine Gefährten, soweit sie nicht gefallen waren, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, die Officiere erschossen, die Gemeinen auf französische Galeeren gebracht (1809). Doch ist das Andenken dieser ersten unglücklichen Vorboten der Wiedererhebung Preußens in den deutschen Herzen treu bewahrt worden; ebenso wie die Erinnerung an den glücklicheren Herzog Wilhelm von Braunschweig, den heldenmüthigen Sohn des bei Auerstädt verwundeten preußischen Feldmarschalls. Mit einer tapferen Schaar schwarzer Husaren, der sogenannten „schwarzen Schaar" war er den Oesterreichern zu Hülfe gezogen und schlug sich nach deren Niederlage mit unglaublicher Kühnheit durch feindliche Länder und Heere bis an die Nordsee durch, wo er sich mit seinen Gefährten nach England einschiffte, um dort günstigere Zeiten für Deutschlands Befreiung abzuwarten.

Solche Zeiten glaubten nun Viele gekommen, als der Zug Napoleon's gegen Rußland vorbereitet wurde; aber noch hielt es Friedrich Wilhelm nicht an der Zeit, mit dem gewaltigen Bedrücker des Landes offen zu brechen, weil die französischen Heereshaufen schon dicht an den Grenzen Preußens standen, die Russen dagegen noch nicht gesammelt und nicht nahe genug waren, um den ersten Angriff des erbitterten Feindes von Preußen abzuwehren. Die Rüstungen, welche der König vornehmen ließ, um bei dem Herannahen des großen Kampfes nicht wehrlos mitten inne zu stehen, erweckten bereits den Argwohn des französischen Herrschers, welcher in gebieterischer Weise deren Einstellung forderte. Schon setzten sich die von allen Seiten angesammelten ungeheuren Truppenmassen, welche Preußen wie in einem Netz umsponnen hielten, in Bewegung, und Friedrich Wilhelm, das Aergste für sein Land besorgend, konnte der schweren Nothwendigkeit nicht ausweichen, er mußte ein ihm von Napoleon angetragenes Bündniß annehmen. Seinem Gesandten in Paris war im Namen des Kaisers eröffnet worden, der Augenblick sei gekommen, wo das Loos Preußens entschieden werden solle, es sei eine Frage auf Leben und Tod; schon zu Tilsit habe der Kaiser strenge Absichten gegen Preußen gehabt, diese würden jetzt zur Ausführung kommen, wenn nicht Preußen Frankreichs treuer Verbündeter würde. Der König unterzeichnete denn einen Ver-

Digitized by Google

trag zu Paris, nach welchem das französische Heer durch ganz Preußen mit Ausnahme eines Theils von Schlesien marschiren, die preußische Armee nach wie vor nur 42,000 Mann betragen, von diesen aber 20,000 Mann mit den Franzosen gegen Rußland ziehen sollten (5. März **1812**). Nach kurzer Zeit erfüllten nun die französischen Heere das Königreich und lebten darin nach Feindesart, indem Napoleon alle Mittel, welche das Land darbot, für seine Truppen zu verwenden befahl, und die Einwohner oft dem Hunger und der Verzweiflung überließ; Berlin erhielt eine französische Besatzung und einen französischen Gouverneur. Kaum hätte der Krieg selbst eine schlimmere Behandlung bringen können.

Gottes Strafgericht in Rußland. Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit viermalhunderttausend auserlesenen Kriegern zu Fuß und sechzigtausend zu Roß, nebst 1200 Stück Geschützen in das große russische Reich ein. Er hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europas gesammelt, sie waren in allen Künsten der Waffen wohl geübt und mit allem Kriegszeuge aufs Beste versehen, so daß seit des stolzen Xerxes Zeiten ein solches Heer nicht war gesehen worden. Aber in jenem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte Gott dem stolzen Eroberer ein Ziel. Nachdem die Russen an zwei blutigen Tagen bei Smolensk und Borodino sich zwar ruhmvoll geschlagen, aber doch das Schlachtfeld geräumt und sich tief in das Land hinein nach Moskau gezogen hatten, und der verwegene französische Feldherr gegen den Rath seiner einsichtigsten Generale ihnen dahin gefolgt war, da ereilte ihn in der alten russischen Czaarenstadt der Strahl der rächenden göttlichen Gerechtigkeit. Am 14. September war er siegestrunken in das ehrwürdige Schloß, den Kreml, eingezogen, aber schon in der folgenden Nacht brachen dort über seinem Haupte die Flammen aus, welche nach des russischen Statthalters Rostopschin verderblichem Plan in viertägigem Brand die ganze von den Russen verlassene Stadt in Asche legten und unsäglichen Schrecken in dem französischen Heere verbreiteten. Als nun Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und auf den Muth seines Volks, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte am Ende Octobers das aller Vorräthe beraubte Heer den Rückzug durch das feindliche Land antreten. Hierauf hatten die Russen gewartet: mit den Schwärmen ihrer Kosacken verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht, und wer sich nur etwas von dem Hauptheer entfernte, wurde niedergemacht. Plötzlich brach durch des Höchsten Hand Tod und Verderben noch unwiderstehlicher über das gewaltige Heer herein. Früher als in dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Lauf des Jahres trat in den öden Steppen Rußlands ein grauser Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinen Schutz gegen seine Strenge; ihre Kleider waren zerrissen, die Füße zitterten halb entblößt auf den unabsehbaren Schneeflächen, die Dörfer und Städte waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst verwüstet, nirgends ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind, kein Bissen Brots, den nagenden Hunger zu stillen. Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrornen um die ausgebrannten Wachtfeuer, und wen die Kälte verschonte, den verdarb der Hunger. Wir haben hier nicht den weiteren grausigen Verlauf des Rückzugs, nicht den Jammer an der Beresina und die übrigen schrecklichen Tage zu erzählen, welche für alle Zeiten ein warnendes Gedenkzeichen gegen frevelnden Uebermuth sein werden. Als das Heer die Grenze wieder erreichte, waren fast 200,000 Gefangene, worunter 48 Generale und 4000 Officiere, sowie über 1000 Kanonen in Rußland zurückgeblieben; im Inneren Rußland's wurden gegen 200,000 Leichname verbrannt und verscharrt.

Die York'sche Convention; Preußens Rüstungen. So lange als möglich hatte Napoleon die Welt über das furchtbare Schicksal der großen Armee zu täuschen gesucht. Um so erschütternder wirkte jetzt die Kunde von ihrem völligen Untergang, der grausenhafte Anblick der jammervollen Reste, welche über die preußische Grenze zurückkehrten. Preußen war Zeuge des Stolzes gewesen, mit welchem die beispiellos schöne, glänzende Armee zum Kriege ausgezogen war; jetzt sollte es auch zuerst Zeuge sein der tiefen Demüthigung, welche den Uebermüthigen widerfahren war.

Da erkannte das preußische Volk die Zeichen des göttlichen Gerichts, und durch alle Herzen ging zugleich die freudige Ueberzeugung, daß jetzt die Stunde der Befreiung auch für das theure Vaterland gekommen sei. Alle Gefühle der Entrüstung und des bittern Hasses, welche Jahre lang durch den schweren Druck der fremden Tyrannei erzeugt waren, schlugen mit einem Mal in lodernden Flammen patriotischer Begeisterung hervor, und überall war man zugleich von der Gewißheit erfüllt, daß nun die Regierung nicht mehr säumen werde, mit dem Beispiel kräftiger Erhebung voranzugehen.

Diese Zuversicht war es, die den General von York, den Anführer des mit den Franzosen verbundenen preußischen Armeecorps, bewog, auf eigene schwere Verantwortung einen ersten wichtigen Schritt auf der Bahn der Befreiung zu thun. Ohne noch zu wissen, was seine Regierung beschlossen, gab er die Sache der Franzosen auf und unter-

Digitized by Google

zeichnete eine **Convention** mit dem russischen General Diebitsch, nach welcher er die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte (**30. Decbr. 1812**). Diesen wurde es hierdurch möglich gemacht, den französischen Marschall Macdonald, der allein noch ein beträchtliches französisches Heer befehligte, mit Nachdruck über die Grenze nach Preußen zu verfolgen. Die preußischen Truppen nahmen die Convention mit Begeisterung auf, York aber schrieb an den König: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße das Beste meines Vaterlandes gewollt zu haben.“ An den General Bülow schrieb York: „Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. — Die Armee will den Krieg gegen Frankreich; das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen, ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Mürat läßt sich York nicht richten oder verurtheilen. Ich handele kühn, aber ich handele als treuer Diener und wahrer Preuße.“

Zwar wurde York's kühner Schritt von der Regierung fürerst öffentlich gemißbilligt, weil man mit Frankreich noch nicht gebrochen hatte, und weil der König in Berlin noch von einer französischen Besatzung argwöhnisch umgeben war, aber bald wurde des Fürsten Abreise nach Breslau ein erstes Anzeichen, daß die Stunde freien Handelns gekommen war.

Schon war die Provinz Preußen in patriotischer Hingebung dem Rufe des Königs zuvorgekommen. Dort hatte York's Beispiel und die befreiende Erscheinung der russischen Heere die begeisterte Erhebung beschleunigt. Man wußte, daß der Kaiser Alexander, der sich selbst an die Spitze seiner Armee gestellt, beschlossen hatte, Europa endlich die Freiheit und den Frieden wiederzugeben. Der russische Feldmarschall Kutusoff verkündigte bereits am 21. December, daß sein Kaiser den Völkern, welche bis jetzt gezwungen gegen ihn gekämpft, die Unabhängigkeit anbiete, wenn sie Napoleon's Sache verlassen wollten, — und zugleich, daß Alexander die Absicht habe, dem Könige von Preußen Beweise seiner Freundschaft und der Monarchie Friedrich's ihren frühern Glanz und ihre alte Ausdehnung zu geben. Diese Verkündigungen

Digitized by Google

erweckten bereits überall die freudigsten Hoffnungen; da erschien als Abgesandter des Kaisers von Rußland in Königsberg der Freiherr v. Stein, um das Feuer der neu erweckten Freiheitsgefühle zu schüren. Er vorzüglich hatte Alexander zu dem hohen Beruf aufgemuntert, die erhabene Rolle des Wohlthäters und Herstellers der Welt zu spielen, jetzt kam er, seine preußischen Genossen zur Theilnahme an dem großen Werk aufzurufen. Er setzte sich mit dem General York und andern patriotischen Männern in Verbindung, auf deren Ruf sofort Abgeordnete der preußischen Stände zusammentraten. In einer Adresse an den König betheuerten dieselben, daß ihnen kein Opfer zu groß dünken solle, um die Unabhängigkeit Preußens wieder gewinnen zu helfen. Zum Beweise solcher Opferfähigkeit beschlossen sie die Ausrüstung von 13,000 Mann Reserve für das York'sche Corps, die Errichtung einer Landwehr von 20,000 Mann Landsturm, sobald der Feind über die Weichsel dringen sollte, und die Bildung einer Schaar von 700 Freiwilligen zu Pferde, die sich selbst auszurüsten hätten.

Bald sollte das ganze Land durch des Königs eigenen Entschluß Gelegenheit erhalten, gleiche Opferfreudigkeit zu beweisen. Am 25. Januar war Friedrich Wilhelm in Breslau angekommen, wo er durch keine französische Besatzung in seinen Handlungen mehr beengt war; um ihn sammelten sich die edelsten Männer des Landes, Scharnhorst übernahm wieder das Kriegsministerium, und der siebzigjährige General Blücher wollte nicht fehlen, wo es galt, des Vaterlandes und des Kriegsheeres Ruhm und Ehre wiederherzustellen.

Am **3. Februar 1813** erließ der König einen **„Aufruf an das Volk“**, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu bewaffnen. Noch war nicht ausgesprochen, gegen wen die Vertheidigung gerichtet sei, aber das allgemeine Bewußtsein kam dem Rufe des Fürsten entgegen: man wußte, daß es der Befreiung von dem verhaßten französischen Joch gelte. Der König hatte nach den vielen bittern Erfahrungen seines Lebens kaum zu hoffen gewagt, daß der Aufruf eine tiefe Wirkung hervorbringen würde, nur auf wiederholtes Andringen Scharnhorst's hatte er nachgegeben. Wie sollten aber die kühnsten Hoffnungen weit übertroffen werden! Die Begeisterung ergriff alle Stände: Jünglinge und Männer entzogen sich ihren Beschäftigungen und den Kreisen ihrer Lieben, um der Befreiung des Vaterlandes ihre Kräfte zu widmen. Studirende und Lehrer verließen die Hörsäle, Beamte ihre Stellen, die Edelleute ihre Güter und stellten sich mit Flinte und Tornister in die Reihen der Freiwilligen neben den Handwerker, der aus der Werkstätte, den Bauer, der vom Pfluge herbeikam. In Berlin allein ließen sich neuntausend

Digitized by Google

junge Leute in die Listen eintragen. Als der König von solcher Begeisterung hörte, entrollten Thränen freudigen Dankes seinen Augen; er erkannte sein Volk und führte nun festen Willens und nimmer wankenden Muthes mit seinen Helden den Kampf bis zum Ziele.

Unterdeß waren mit dem russischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, um das Werk der Befreiung gemeinsam auszuführen: wiederum war es Stein, den der Kaiser Alexander mit der Aufforderung zum Bündniß nach Breslau sandte, wo er bei Hardenberg und Scharnhorst die eifrigste Unterstützung fand. Kaiser Alexander war selbst nach Kalisch geeilt, wo am 28. Februar ein Bündniß zwischen Preußen und Rußland zu Stande kam, welches die Befreiung Europas und zunächst Deutschlands von der Fremdherrschaft zum Zweck hatte. Der Kaiser verpflichtete sich auf das Feierlichste, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen in dem Umfange und mit der Kraft, die es vor 1806 besessen, wieder hergestellt sei. Zu dem Kriege, den man zunächst in Norddeutschland führen wollte, sollten alle Kräfte aufgeboten, von Seiten Rußlands zunächst 150,000 Mann, von Preußen wenigstens 80,000 Mann Linientruppen ins Feld gestellt werden. England sollte zum Beitritt aufgefordert werden, — nicht lange, da brachte Gneisenau, aus England herbeieilend, schon die Verheißung englischer Hülfe an Waffen, Kriegsvorräthen und Kleidung für ein Heer von 20,000 Mann und die Aussicht auf Landung englisch-schwedischer Hülfstruppen.

So war denn der Krieg beschlossen, in allen Thaten Preußens war dies bereits zu erkennen, am 16. März erfolgte die ausdrückliche **Kriegserklärung an Frankreich**.

Des Königs Ruf und des Volkes Begeisterung. Am 17. März aber erließ der König den denkwürdigen **„Aufruf an mein Volk“**.

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche“, so sprach der edle Fürst, „bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinn vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs, der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, sowie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleon's Verträge mehr noch, wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir

Digitized by Google

den Kampf nicht ehrenvoll endigen! Große Opfer werden von Allen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

Zugleich wurde eine Verordnung wegen Errichtung der Landwehr im ganzen Umfange des Reichs erlassen. „**Mit Gott, für König und Vaterland**" sollte ihr schöner Wahlspruch sein. Mit demselben Wahlspruch hatte der König wenige Tage zuvor, am Geburtstag der Königin Luise (10. März), den Orden des eisernen Kreuzes als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges gestiftet, um der patriotischen Begeisterung durch das Andenken der theuern Verklärten eine höhere Weihe zu ertheilen.

Des Königs Aufruf entflammte diese Begeisterung zu dem herrlichsten Feuer. „Der König rief, und Alle, Alle kamen" ist das erhebende Gedenkwort jener herrlichen Zeit geblieben. Das gesammte Volk wollte lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung als einer neuen Knechtschaft fassen. Ganz Preußen war wie eine große Waffenstätte, alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische. Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, — Alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Aber nicht die Männer allein, es waren auch Greise und Kinder, und vor Allem die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut oder die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die Ringe aus ihren Ohren, — und edle Jungfrauen gab es, die, weil sie nichts Anderes zu bringen hatten, ihr langes, schönes Haar abschnitten und den Erlös dem Vaterlande darbrachten.

Unvergeßlich wird in der Geschichte des Vaterlands das Frühjahr

Digitized by Google

und der Sommer 1813 sein! Wäre auch nichts errungen worden, so würde doch der Geist, welcher damals durch das Volk wehete, demselben fort und fort zum Stolz gereichen, der hehre Geist, welcher alles irdische Gut, Ruhe und Freuden, und selbst das Leben gern zum Ofer darbringen will für unsichtbare Güter, für die Liebe der Freiheit und des Vaterlands. Und das war das ewig Denkwürdige und Einzige in jener Zeit, daß sie selbst den gemeinen Sinn mit sich fort riß: sie erhob die Herzen mit solcher Allgewalt, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß alle Leidenschaften, Sinnlichkeit und Eigennutz zurücktraten. Der große Zweck weihete die Einzelnen, ein Jeder fühlte, daß der schwere Sieg nur im Glauben und in der Zucht gewonnen werden könnte. So ist die Zeit der Freiheitskämpfe zugleich die Zeit der Befreiung von den Banden des Unglaubens und der Zweifelsucht geworden: ein lebendiger Aufschwung zu Gott dem Herrn begleitete den Aufschwung zu bürgerlicher Freiheit und weihete das großartige Beginnen des deutschen Volks, welchem der Segen des lebendigen Gottes nicht fehlen sollte.

46. Die Freiheitskriege bis zu Napoleon's Rückzug aus Deutschland.

Napoleon's Rüstungen. Napoleon war, als in Rußland Alles verloren war, nach Paris geeilt und dort in der Stille der Nacht am 18. December eingetroffen. Er machte den Franzosen bekannt, daß in Rußland viel Geschütz und Gepäck, auch 30,000 Pferde verloren gegangen seien, die Größe des Verlustes an Menschen verschwieg er. Das Heer sei noch stark genug, die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen im Zaum zu halten, aber zur Fortsetzung und schnellen Beendigung des Krieges seien 350,000 Mann frischer Truppen erforderlich, deren schleunige Aushebung angeordnet wurde. Als Preußens Kriegserklärung bekannt wurde, befahl er, noch andere 180,000 Mann auszuheben. Noch war der Zauber seines großen Kriegsruhms und die Allgewalt, mit der er in Frankreich herrschte, mächtig genug, um in kürzester Zeit diese neuen ungeheuren Truppenmassen wirklich ins Feld zu rufen. Nach wenigen Monaten schon rückte zum Staunen Europas die junge Mannschaft wohl gerüstet über den Rhein, unter ihnen eine berittene Ehrengarde aus allen Städten des Landes, Söhne wohlhabender Eltern, die ihm als Geißeln der Treue seiner Städte dienen sollten. Aus Italien zog er 50,000 Mann bewährter Truppen herbei, und die Rheinbundsfürsten mußten von Neuem ihre vertragsmäßigen Hülfstruppen zum

Digitized by

Kampfe gegen die deutschen Brüder stellen. So konnte er schon im April mit mehreren Hunderttausenden nach Sachsen ins Feld ziehen, während eben so große Heereshaufen, bis zur Gesammtstärke einer halben Million, ihm folgten. Vom Frieden, den Oesterreich zu vermitteln bestrebt war, wollte er nicht reden hören; denn er hatte keine Ahnung von der unerhörten Begeisterung, welche dies Mal die gegen ihn zu Felde ziehenden Preußen beseelte; er wähnte, daß die deutsche Erhebung vor seinen sieggewohnten Armeen wie Spreu im Winde verwehen würde. Durch Hochmuth verstockt, wußte er die Zeichen der Zeit nicht mehr zu fassen: „Und wenn die Feinde auf dem Montmartre vor Paris ständen, so würde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben," so ließ er am 31. März verkünden, „der preußische Name aber solle gänzlich ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker." Am 31. März des folgenden Jahres aber rückten die Preußen siegreich in Paris ein, und wenige Tage darauf wurde Napoleon des Thrones verlustig erklärt. So hat es der Herr gewollt!

Groß-Görschen und Bautzen. Noch ehe der Kaiser selbst in Deutschland erschienen war, suchte sein Stiefsohn, der Vicekönig Eugen, mit 30,000 Mann, mit welchen er bei Magdeburg stand, Berlin zu überfallen, um diese Hauptstadt des Landes in seine Gewalt zu bekommen. Aber der russische Heerführer Wittgenstein und die preußischen Generale York und von Bülow sammelten schleunigst die nächsten zerstreuten Schaaren und drangen am 5. April bei **Möckern** so ungestüm auf die Franzosen ein, daß diese, obwohl stärker an Zahl, zurückweichen mußten. Besonders hieb das preußische Fußvolk hier zum ersten Male statt vielen Schießens wacker mit den Kolben drein, was seitdem mit gleichem Erfolg öfter wiederholt wurde. Eugen hielt es nun für gerathener, sich wieder hinter die Wälle von Magdeburg zurückzuziehen, bis gegen Ende Aprils Napoleon mit seinen neuen Heerhaufen eintraf.

Dem Gewaltigen rückte das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn Wittgenstein entgegen; die Preußen unter dem General York (dessen Verfahren inzwischen vom König öffentlich gerechtfertigt und belobt worden war), unter Blücher, der von Schlesien die preußische Hauptmacht herbeigeführt, und unter Kleist.

Napoleon setzte über die Saale und rückte nach den Ebenen von Leipzig vor, wo er seinen Gegnern eine Schlacht zu liefern gedachte. Am 1. Mai übernachtete er in Lützen, wo zweihundert Jahre zuvor Gustav Adolph gefallen war. Kaum war er am andern Morgen aufgebrochen, da erscholl Kanonendonner in seinem Rücken. Die Preußen

Digitized by Google

und Russen wollten ihm dies Mal zuvorkommen, ehe er sich selbst das Schlachtfeld gewählt, und drangen plötzlich gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görschen u. a., die der Marschall Ney noch besetzt hielt, mit aller Kraft vor. Zuerst erstürmte Blücher mit Ungestüm Groß-Görschen; um die anderen Dörfer entspann sich ein mörderischer Kampf. Obwohl die Stellung der Franzosen günstiger war, siegte doch überall der Preußen und Russen unwiderstehliche Tapferkeit, und schon waren die meisten Dörfer im Sturm genommen, als Napoleon selbst, der auf den Schall des Kanonendonners mit seinen Garden umgekehrt war, auf dem Schlachtfeld ankam. Mit feurigen Worten begeisterte er seine Schaaren, um den Verbündeten die errungenen Vortheile zu entreißen. Von Neuem entbrannte der erbittertste, blutigste Kampf; schon hatten die preußischen Garden die Hauptstellung des Feindes gestürmt und mehrere Bataillone des Feindes in die Flucht geschlagen. Da ließ Napoleon achtzig Stück Geschütz auf einen Punkt versammeln, um durch ein unwiderstehliches Feuer die Gegner niederzuschmettern. Ganze Reihen der unerschrockenen Kämpfer wurden mit einem Male zu Boden gestreckt, die Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden. Zugleich führte der Vicekönig Eugen neue Schaaren herbei und drängte die russische Schlachtordnung. Dennoch wichen die Verbündeten nur Schritt vor Schritt dem mörderischen Feuer und hielten standhaft den größten Theil des Schlachtfelds bis zum Einbruch der Nacht. Ja noch in tiefer Dunkelheit wagte der nie rastende Blücher einen plötzlichen Reiterausfall auf die überraschten Feinde, welche die ganze Nacht über, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen blieben. Die Verbündeten hatten mit nur 70,000 Mann gegen 120,000 Feinde gekämpft, aber kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren. Blücher selbst, immer mitten im heftigsten Kampf, war verwundet worden; schwerer als er, der General Scharnhorst, welcher leider nach kurzer Zeit starb und so die Früchte seines hingebenden Sorgens und Mühens für das Vaterland nicht mehr reifen sah.

War auch der Sieg von den Verbündeten nicht errungen, so gab doch die Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai 1813) rühmliches Zeugniß von dem Geist unerschrockenen Heldenmuths, welcher die Freiheitskämpfer beseelte. Durch ganz Deutschland ging die erhebende Kunde von der Kühnheit und Todesverachtung der jungen preußischen Krieger.

Die verbündeten Herrscher, welche selbst der Schlacht beigewohnt hatten, wollten ihre ermüdeten Heere nicht sofort noch einmal gegen den zahlreicheren Feind führen und beschlossen deshalb den Rückzug an die Elbe, der in der größten Ruhe und Ordnung bewerkstelligt wurde.

Digitized by

Napoleon rückte nun in **Dresden** ein (8. Mai). Der König von Sachsen hatte zwar dem Ruf der Verbündeten zum Anschluß an ihre Sache nicht Folge geleistet, doch strebte er danach, sich von den Fesseln der französischen Abhängigkeit los zu machen und unterhandelte in Prag mit dem Kaiser von Oesterreich, um sich eine neutrale Stellung zu sichern. Napoleon aber ließ ihm sofort entbieten, sich nach seiner Hauptstadt zurückzubegeben und seine Truppen zur Verfügung der Franzosen zu stellen, widrigenfalls Sachsen als erobertes Land behandelt werden solle. Der König kehrte darauf am 12. Mai nach Dresden zurück, wo ihn Bonaparte als treuen Bundesgenossen festlich begrüßen ließ. Bald eilte der gewaltige Krieger nun weiter, den Verbündeten nach, die bei **Bautzen** in der Lausitz ein festes Lager bezogen hatten. Sie standen dort 100,000 Mann stark, aber der Feind zählte nahe an 150,000. **Am 21. Mai** kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Verbündeten, wie bei Groß-Görschen, die größte Tapferkeit bewiesen, aber zuletzt doch der Uebermacht weichen mußten. Alexander und Friedrich Wilhelm wollten es auch hier noch nicht zum Aeußersten kommen lassen; denn sie hatten noch viel neugerüstetes Volk aus Rußland und Preußen zu erwarten und überdies hofften sie jetzt gerade auf den baldigen Zutritt von Oesterreich. Darum wollten sie nicht durch vorzeitige Wagnisse ihre Truppen aufreiben lassen, sondern dieselben schonen, bis sie vereint mit dem gehofften Zuwachs dem Feinde die Spitze bieten könnten. Sie befahlen denn nach dreistündigem Kampf ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen, und bei hellem Tage um drei Uhr Nachmittags geschah der Rückzug vom Schlachtfelde mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an kein Verfolgen, an kein Beutemachen denken konnten. Vergeblich trieb Napoleon, auf einer Trommel seiner Garde sitzend, mit hastiger Eile seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen, die leichten preußischen Reiter und die Kosacken wiesen alle Angriffe der Verfolgenden zurück, und er mußte froh sein, das Schlachtfeld behauptet zu haben, auf welchem 12,000 von den verbündeten Truppen, aber 20,000 Franzosen das Leben eingebüßt hatten.

Waffenstillstand; Oesterreichs Kriegserklärung. Die Verbündeten zogen sich nach Schlesien zurück; Napoleon folgte ihnen auf dem Fuß, aber er vermochte ihnen keinen Schaden beizubringen, vielmehr hatten seine eigenen Truppen durch plötzliche Angriffe der unverhofft umkehrenden Feinde manchen schweren Verlust zu erleiden. Am schmerzlichsten war dem Kaiser der Tod seines einzigen persönlichen Freundes, des Marschalls **Duroc**, welchen bei einem solchen Ausfall eine Kugel vom Pferde riß.

Digitized by Google

Napoleon mußte einsehen, daß er den Sieg dies Mal nicht so leichten Kaufs erlangen würde, und er nahm einen ihm angebotenen Waffenstillstand auf 6 Wochen gern an. Am 4. Juni wurde derselbe zu Breslau abgeschlossen. Zuerst nahm das Volk in Preußen diese Waffenruhe unwillig auf: in ungeduldiger Begeisterung murrte man über den Verzug, der dem kampfentbrannten und durch die Tage von Groß-Görschen und Bautzen keineswegs entmuthigten Heere auferlegt wurde. Der König aber beruhigte sein Volk; der Waffenstillstand solle der Nationalkraft, die sich schon so ruhmvoll gezeigt, nur Zeit geben, sich völlig zu entwickeln. „Bis dahin", sagte der König, „war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen: wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen."

So wurde denn rastlos fortgewirkt, gewaffnet, geübt und alle Kräfte der Nation von Neuem angespannt.

Während des Waffenstillstandes zog das Schicksal einer muthigen Kriegerschaar die Theilnahme von ganz Deutschland auf sich. Der Major von Lützow hatte sich mit einem Haufen kühner Reiter, aus Jünglingen aller Stände bestehend, in des Feindes Rücken bis an die Grenze Frankens gewagt und überall durch seine verwegenen Angriffe Schrecken unter den Franzosen verbreitet. Er erhielt zu spät die Kunde von dem Waffenstillstande und konnte nicht mehr zu dem festgesetzten Zeitpunkt über die Elbe zurück. Da befahl Napoleon, „die Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden," und so wurden sie am 17. Juni, als sie ohnweit Leipzig ruhig und sorglos daherzogen, von feindlichen Reitern in Ueberzahl überfallen und größtentheils niedergehauen. Nur eine geringe Anzahl schlugen sich mit Lützow selbst durch den Feind durch.

Unterdeß versuchte Oesterreich, die augenblickliche Waffenruhe in einen bleibenden Frieden zu verwandeln, zu welchem Zweck Kaiser Franz einen Friedenscongreß nach Prag berufen hatte. Auch Napoleon schickte seine Gesandten hin, aber bald zeigte sich, daß er nur Zeit gewinnen wollte, um unterdeß noch weitere Verstärkungen an sich zu ziehen, welche von Mainz und Straßburg in großen Massen herbeikamen. Als nun der letzte Tag des Waffenstillstands abgelaufen war, erklärte endlich der Kaiser von Oesterreich, daß auch ihn Ehre und Pflicht zum erneuerten Kampf gegen Frankreich rufen. In Bezug auf Preußen äußerte damals der Kaiser von Oesterreich: „Preußens Schicksal liege ihm vor Allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußische

Digitized by Google

Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oesterreich die schönste der preußischen Provinzen, Schlesien, angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!"

Groß-Beeren. Durch den Beitritt Oesterreichs waren die Heere der Verbündeten den französischen nunmehr an Stärke gleich, fast überlegen. Als erwünschter Bundesgenosse erschien überdies der Kronprinz von Schweden (der frühere französische Marschall Bernadotte) mit 24,000 seiner Krieger in Norddeutschland. England hatte sich in einem zu Dresden abgeschlossenen Vertrage zur Zahlung bedeutender Hülfsgelder verpflichtet. Das Heer der Verbündeten zerfiel in drei große Abtheilungen: 1) **Der Kronprinz von Schweden** befehligte 150,000 Mann in Norddeutschland, unter ihm die Preußen Bülow und Tauentzien und der russische General Winzingerode; 2) **General von Blücher** führte den Oberbefehl über die 95,000 Mann der schlesischen Armee, unter ihm York und die Russen Sacken und Langeron; sein oberster Generalstabsofficier war Gneisenau; 3) **Fürst Schwarzenberg** führte die Hauptarmee in Böhmen, bei welcher Preußen unter Kleist, Russen unter Wittgenstein und die russischen Garden unter dem Großfürst Constantin fochten, im Ganzen etwa 230,000 Mann. Fürst Schwarzenberg sollte zugleich den Oberbefehl über das gesammte verbündete Heer führen.

Napoleon, welcher mit seiner Hauptmacht an der Elbe stand, beschloß, während Marschall Oudinot mit 60,000 Mann auf Berlin marschirte, sich selbst ohne Zeitverlust auf die schwächste der drei Armeen, auf die schlesische, zu werfen und dieselbe womöglich zu erdrücken, um dann gegen die beiden anderen freie Hand zu haben. Blücher aber wußte ihm auszuweichen, und unterdeß rückte das Schwarzenberg'sche Heer von Böhmen nach Sachsen vor und nöthigte den Kaiser, in Eilmärschen zur Rettung von Dresden zurückzugehen (23. August).

Auch Oudinot's Unternehmen gegen Berlin sollte vereitelt werden. Schon war er bis 2 Meilen vor die Hauptstadt gekommen, hatte das Dorf Groß-Beeren besetzen lassen und gedachte am andern Morgen triumphirend in Berlin einzuziehen; da bringt spät am Abend des 23. unter dichten Regengüssen General Bülow mit seinen Preußen plötzlich auf **Groß-Beeren** ein. Mit lautem Kriegsgeschrei schrecken sie den überraschten Feind auf; die Gewehre wollen im Regen nicht Feuer geben, aber die braven Landwehrmänner kehren die Waffen um und schlagen, wie bei Möckern, mit den Kolben drein. Die ersten Haufen der Franzosen fliehen vor solchem Ungestüm, bringen Verwirrung auch unter die übrigen

Digitized by Google

und bald zerstreut sich das ganze Heer in Busch und Sumpf, wo die Nacht sie vor weiterer Verfolgung schützt (**23. August 1813**). Mehrere Tausend Gefangene und 26 erbeutete Kanonen bezeugten den Triumph des Bülow'schen Corps, — noch deutlicher Oudinot's Zurückweichen bis zur Elbe. In Berlin aber, wo man mit banger Angst dem Einrücken des Feindes entgegengesehen, erscholl jetzt unbeschreiblicher Jubel, Tausende strömten hinaus auf das nahe Schlachtfeld, um den braven Kriegern Dank und Erquickung zu bringen.

Die Schlacht an der Katzbach. Bald wurde die Freude der Patrioten durch eine Siegeskunde erhöht, welche fast gleichzeitig aus Schlesien von Blücher's Armee gebracht wurde. Blücher ist recht eigentlich der große Held der deutschen Freiheitskriege geworden, darum ziemt es, daß wir vor der Erzählung seiner ersten großen Waffenthat im Freiheitskriege einen Blick auf seine frühere Laufbahn werfen.

Gebhardt Lebrecht von Blücher*) wurde zu Rostock den 16. December 1742 geboren; sein Vater, früher in hessischen Diensten, lebte damals als Landedelmann in Mecklenburg. Im Alter von 14 Jahren wurde Lebrecht mit einem etwas älteren Bruder zu einem Onkel nach Rügen gegeben. Von Unterricht und Erziehung scheint dort, wie im älterlichen Hause, nicht viel die Rede gewesen zu sein, Sinn und Gemüth der Jünglinge entwickelten sich frei unter den Lebenseindrücken, — stete Uebungen zu Roß und kühne Wagnisse am Felsenufer weckten in ihnen Geschick und Muth und eine gewisse Verwegenheit. Bald zeigte sich bei ihnen eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegsleben und beide Brüder traten als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen 1760 öftere Streifzüge in die Mark Brandenburg; Blücher ritt bei jeder Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einmal aber rief ihm ein Husar drohend zu: „Wart nur, Bübel, werd di schon schlachte," sprengte auf ihn ein, und da Blücher's Pferd stürzte, nahm er ihn gefangen. Der preußische Husarenoberst fand Gefallen an der kecken Weise des Jünglings, behielt ihn bei sich und gewann ihn für den preußischen Dienst. Schon im nächsten Jahre wurde er Seconde- und bald Premierlieutenant; er nahm an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Antheil und focht besonders bei Kunersdorf tapfer mit. Der bald eintretende Friede aber war seinem jugendlichen Thatendrang zu einförmig: alle Nachrichten stimmen

*) Nach Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt.

Digitized by Google

überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Officier gewesen und sorglos in das Leben hineingestürmt habe. Jagd, Spiel und lustige Streiche theilten seine Zeit, doch verleugnete sich auch auf diesen Abwegen niemals sein kühnes Kriegerherz, sein ehrenhafter, tüchtiger Sinn und sein theilnehmendes Gemüth. Als Rittmeister wegen willkürlicher Schritte im Avancement übergangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große mit gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren" (1773). Blücher begab sich nach Polen, wo er ein Fräulein von Mehling heirathete und Landwirthschaft trieb; bald darauf übernahm er ein Gut in Pommern. Als 1778 der baiersche Erbfolgekrieg ausbrach, mochte es der eifrige Kriegsmann nicht mehr auf dem Lande aushalten, er bat in wiederholten dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrich's Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husarenregimente, wie früher, verschaffte (1786). Blücher lebte nun ganz wieder im Kriegswesen und ganz in der alten ungebundenen Weise. Er machte den Zug nach Holland (1787) mit, zeigte überall Gewandtheit und Entschlossenheit und avancirte schon 1790 zum Oberst. Vom Jahre 1793 an nahm er am Feldzuge gegen Frankreich Theil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vortheilhaft aus; selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. In der Armee wurde er ehrenvoll der „neue Zieten" genannt. Sein Regiment hatte während der beiden Feldzüge 1793 und 1794 den Franzosen gegen 4000 Gefangene genommen, wogegen von seinen Leuten nur ein einziges Mal 6 Mann in Gefangenschaft gerathen waren. Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom König, im Heer, im gesammten Volke. Friedrich Wilhelm III. hatte als Kronprinz am Rhein persönlich Gelegenheit gehabt, Blücher's Wirken kennen zu lernen und ließ ihm von vorn herein die größte Anerkennung zu Theil werden. Im Jahre 1801 wurde er zum Generallieutenant, bald darauf zum Gouverneur von Münster ernannt. An der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Blücher Theil, jedoch nicht in der Ausdehnung, wie er gewünscht hatte; der größte Theil der Reiterei stand noch schlagfertig, als die Schlacht aufgegeben wurde. Blücher, auf die Ehre des Tages noch nicht verzichtend, suchte im Gewühl den König auf und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl hierzu, kaum ertheilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug

Digitized by Google

angeordnet. Wenn es dem braven General nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzug die alte preußische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer von allen Seiten zusammengerafften Reiterschaar wollte er versuchen, durch Mecklenburg hindurch sich dem Feind in den Rücken zu werfen und wo möglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Uebermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünf Mal überlegenen Feind mit solchem Heldenmuth, daß ihm der feindliche Feldherr, Marschall Bernadotte, endlich vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug gethan, nun solle er, da ihm nichts Anderes übrig bliebe, sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er betheuerte, daß er sich auch der Uebermacht nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht, zu fechten, auch habe er kein Pulver, kein Brot, noch Futter mehr, darum wolle er sich ergeben, doch vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren ausrücken. Das wurde bewilligt. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg. Dort lebte er, zwar gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark und voll muthigen Vertrauens. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen bis zum Tilsiter Frieden rührigen Antheil. Seitdem hatte er den Befehl über die pommerschen Truppen.

Als in den folgenden Jahren (1808 und 1809) sich in Preußen Stimmen erhoben, welche einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Jochs herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagniß bereit. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne und eilte, seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten; mit Unmuth empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung sogleich wieder einzustellen. Auch er wurde durch den Tod der Königin Luise sehr ergriffen, und schrieb darüber in seiner Weise an einen Freund: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel auf einander folgendes Unglück treffen kann, wie den unsrigen…"

Mit welcher Freude begrüßte nun Blücher die Tage, wo aus dem Norden neue Hoffnungsstrahlen für Preußens Wiedererhebung durch das Dunkel der bisherigen Unglücksnacht hereinleuchteten; mit welcher Be-

Digitized by Google

geisterung eilte er nach Breslau, um des Königs patriotische Entschlüsse beschleunigen zu helfen, welche Glückseligkeit für ihn, als er nun an der Spitze der schlesischen Truppen gegen den übermüthigen Feind einherziehen konnte.

Bei Groß-Görschen schon wurde ihm Gelegenheit gegeben, seinen alten Heldenmuth neu zu bewähren, und der Kaiser von Rußland schrieb ihm bei Uebersendung des St. Georgenordens: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." — Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Antheil, noch strahlender aber sollte sein eigenthümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzug glänzen.

Der Tag an der Katzbach. Es ist bereits erwähnt, daß Napoleon wegen des Anrückens des Schwarzenberg'schen Corps gegen Sachsen sich mit der Hauptarmee aus Schlesien wieder dorthin gezogen hatte. Der Marschall Macdonald aber war mit seinem Heere gegen Blücher zurückgeblieben. Dieser stand bei Jauer am rechten Ufer der Katzbach. Als Napoleon abgezogen war, beschloß er, über die Katzbach zu gehen und die zurückgebliebenen Franzosen anzugreifen. Macdonald hatte dieselbe Absicht, und so rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wissend, unter strömendem Regen am 26. August gegen einander vor. In drei Truppenzügen näherte sich Nachmittags um 2 Uhr das schlesische Heer der Katzbach; doch ehe diese Züge den Fluß erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in den Ebenen von Wahlstatt in vollem Anzuge. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer umändern, und schnell waren seine Maßregeln ergriffen. Er redet zu den Soldaten, als komme Alles, wie er es gewollt und erwartet: er reitet umher, den schlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie Alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackere Preußen." Unter dem stürmischen Ruf: „Es lebe der König!" setzt sich sogleich Alles in Bewegung.

Digitized by Google

Das französische Fußvolk kommt ungestüm entgegen, aber der Regen hindert das Gewehrfeuer; es entsteht ein Handgemenge und die Preußen haben mit Bajonett und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigt sich überall voran; die Truppen, Anfangs in finsterem Schweigen, jauchzen ihm bald freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" Sie rücken unaufhaltsam vor und ihr Geschütz begleitet wirksam ihre Bahn. Inzwischen kommen böse Nachrichten vom linken Flügel unter Langeron, dort sei die feindliche Reiterei durchgebrochen. Blücher setzt sich an die Spitze seiner Reiter, schreit „Vorwärts" und stürmt mit Ulanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld; in den Engwegen des Neißethals aber geräth Alles in Verwirrung. Der Regen strömt noch immer herab, die Gebirgsflüsse wachsen mit jedem Augenblick und ihre tobenden Fluthen reißen Brücken und Stege fort. Vergebens suchen die Flüchtigen Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit läßt Tausende in der wüthenden Neiße, in der Katzbach den Tod finden **(26. August 1813).**

Blücher's Eifer war sofort auf die Verfolgung des Feindes gerichtet. York erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heerestheile dem Feinde nachzudringen. Indeß stiegen die Gewässer jeden Augenblick, das Fußvolk durchwatete bis an den halben Leib im Wasser die wüthende Neiße. Blücher selbst feuerte unaufhörlich die Verfolgung an. Den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder, um eine neue Schlacht zu sparen!" Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und „Vater Blücher lebe!" ging es weiter bis an den Bober und Queiß. Dort ließ Blücher am 1. September Victoria schießen und ein Tedeum halten. Wohl hatte er Grund zum Dank gegen Gott; denn große Ergebnisse waren mit geringem Verlust erkauft. Das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes, ein allgemeiner Jubel durchlief seine Reihen, als Blücher in einem Tagesbefehl so zu ihnen sprach: „Soldaten des schlesischen Heeres, Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. ... Mit Kälte, Nässe, Entbehrung habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen. Ueber 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine große Anzahl Obriste und andere Officiere,

Digitized by Google

18,000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch gegenüberstanden, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. — Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann sucht euern Feind aufs Neue auf." Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der der Verbündeten höchstens 1000 Mann.

Größer noch, als dieser augenblickliche Erfolg, war die Nachwirkung der herrlichen Waffenthat. Das ganze Heer war zu begeisterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck für ihre Freude zu finden. Dieselbe Stimmung theilte sich bald den übrigen Heeren mit, und ganz Preußen, ganz Deutschland jauchzte in freudiger Hoffnung auf.

Blücher aber war nun für seine Soldaten, oder seine Kinder, wie er sie nannte, „General Vorwärts" oder, wie es bald heißen konnte, „der Marschall Vorwärts", denn er wurde zum Lohn für seine ausgezeichneten Thaten zum Feldmarschall ernannt und später zum Fürsten von Wahlstatt.

Die Schlachten bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Wartenburg; der Vertrag zu Töplitz. Die Kunde von dem Siege an der Katzbach wurde überall um so freudiger aufgenommen, weil zu derselben Zeit, wo Blücher gegen Macdonald kämpfte, die Schwarzenberg'sche Armee durch Napoleon in einer zweitägigen Schlacht bei Dresden (26. und 27. August) eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, durch welche Fürst Schwarzenberg zum Rückzug nach Böhmen gezwungen wurde. Dorthin rückte ihm von einer andern Seite der Marschall Vandamme mit einem trefflichen Heere entgegen und die böhmische Armee wäre zwischen Vandamme und Napoleon in eine verzweifelte Lage gerathen, wenn nicht die russischen Garden unter General Ostermann, nur 8000 Mann an der Zahl, aber angefeuert durch den persönlichen Muth des Königs Friedrich Wilhelm III., den 30,000 Franzosen Vandamme's den heldenmüthigsten Widerstand geleistet hätten, bis in der Schlacht bei Kulm, wo zur glücklichen Stunde der preußische General von Kleist über die Nollendorfer Höhen dem Feinde in den Rücken herbeikam, der französische Marschall umzingelt, besiegt und mit 12,000 Mann gefangen genommen wurde (30. August). Als die in der Schlacht Verwundeten in Prag, wohin man sie brachte, vom Volke

theilnehmend umgeben wurden, rief ein Unterofficier: „Der König von Preußen ist es, dem ihr eure Rettung verdankt, ich habe ihn gesehen, wie er Alles wiederherstellte, ich vergaß meine Wunde vor Freude, ihn so als König handeln zu sehen.“ Friedrich Wilhelm aber erkannte die Ehre des Tages dem General Kleist zu, dem er den Namen „Kleist von Nollendorf“ verlieh.

Fast gleichzeitig mit dem Sieg bei Kulm erfuhren die verbündeten Herrscher die frohen Nachrichten von Groß-Beeren und an der Katzbach. Sie kamen damals in Töplitz zusammen, um neuen Rath zu pflegen, vorher aber gaben sie Gott die Ehre und den Dank für den bisherigen gnädigen Beistand, ohne den auch das thatkräftigste Wollen der Völker vergeblich gewesen wäre. Am 3. September feierten sie ein großes Dankfest für die errungenen Siege.

In Töplitz wurden (am 9. September) neue Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich abgeschlossen, indem erst hier auch Kaiser Franz dem großem Bunde in seiner ganzen Ausdehnung beitrat. Die Herrscher erklärten in dem Töplitzer Vertrag, daß sie von gleichem Wunsch beseelt, den Leiden Europas ein Ziel zu setzen und dessen künftige Ruhe durch die Wiederherstellung eines billigen Gleichgewichts der Mächte zu sichern, sich entschlossen haben, den Krieg mit ihren gesammten Streitkräften fortzusetzen. Um aber das wohlthätige Einverständniß auch für die Zukunft segensreich zu machen, haben sie sich über folgende Punkte geeinigt: Erhaltung von Freundschaft und aufrichtiger, beständiger Eintracht zwischen den Herrschern, so wie auch ihren Erben und Nachfolgern, gegenseitige Gewährleistung für alle ihre Besitzungen, gemeinsames Wirken und gegenseitige Hülfe für diesen Zweck. Es war dies die Grundlage des später (1815) geschlossenen sogenannten heiligen Bundes. Jede der drei Mächte verpflichtete sich ferner, für die Dauer des Krieges wenigstens 150,000 Mann zu unterhalten.

Inzwischen hatte Napoleon einen neuen Versuch machen wollen, die Hauptstadt Preußens in seine Gewalt zu bekommen, und zu diesem Zweck den Marschall Ney mit 80,000 Mann ausgesandt. Bei **Dennewitz** traf derselbe jedoch (am 6. September) auf den General von Bülow, welcher ihm mit nur 40,000 Preußen den verzweifeltsten, aber glücklichsten Widerstand leistete, wobei besonders die schlesische Landwehr sich auszeichnete. Als am Abend schwedische und russische Truppen zu Bülow's Unterstützung herbeikamen, stürzten die Franzosen in die wildeste Flucht. Ganze Haufen warfen die Waffen weg und suchten auf verschiedenen Wegen in die Heimath zu entfliehen. Ney selbst berichtete

an seinen Kaiser: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich völlig aufgelöst.“ — Der tapfere Bülow aber erhielt von seinem König den Namen Bülow von Dennewitz.

Napoleon machte vergebliche Versuche, bald durch einen Einfall nach Schlesien, bald nach Böhmen hin wieder eine günstigere Stellung zu erzwingen: dort wurde er von Blücher, hier von den österreichischen und russischen Generalen gebührend zurückgewiesen und mußte sich bequemen, in seine vorige Stellung nach Sachsen zurückzukehren. Seine Lage wurde aber immer mehr bedroht, als nun Blücher sich der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden näherte, und General Bertrand, der dies verhindern sollte, von dem General York in dem glänzenden Treffen bei **Wartenburg** (am 3. October) geschlagen wurde (daher der Ehrenname Graf York von Wartenburg). Die Vereinigung Blücher's mit der Nordarmee wurde jetzt wirklich ausgeführt, und für Napoleon entstand die Besorgniß, durch dieses vereinigte Heer von Frankreich abgeschnitten zu werden. Dazu kam, daß einzelne der Rheinbundfürsten bereits von ihm abfielen, besonders Baiern, welches durch den Vertrag von Ried zu den Verbündeten übertrat. Es kam die Zeit heran, wo ein entscheidender Schlag geführt werden mußte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Das Nordheer zog sich nach der Saale hin, weil die Schwarzenberg'schen Schaaren sich bei Leipzig sammeln sollten. Da beschloß auch Napoleon, sich nach Leipzig zu begeben, wo sich in den Tagen nach dem 12. October die gewaltigen Heere zur großen Entscheidung zusammenzogen: die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen (Bernadotte), zusammen an 300,000 Mann. Die französische Armee, über 200,000 stark, hatte den Vortheil, unter einem einzigen, ruhmreichen und bewunderten Befehlshaber zu stehen. Napoleon ahnte, daß sich hier sein Geschick entscheiden müßte, und versäumte kein Mittel, den Eifer seiner Soldaten bis aufs Höchste anzuspornen und zur Begeisterung zu erheben. Aber auch unter den Verbündeten war das Bewußtsein lebendig, um welche herrlichen Güter gekämpft werden sollte. Fürst Schwarzenberg rief es noch mit begeisterten Worten seinem Heer ins Gedächtniß. „Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Russen, Preußen, Oesterreicher, ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen

Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist euer!"

Am 16. October begann die ungeheure Schlacht, in welcher die Völker von den fernen Grenzen Asiens, vom mittelländischen und vom atlantischen Ocean zusammentrafen, um über das Schicksal Europas die blutigen Würfel zu werfen, — die große **Völkerschlacht bei Leipzig.** Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch; aber als nach 9 Uhr auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen der Donner des Geschützes sich erhob, da theilten sich die Wolken und die Sonne beschien das weite Schlachtfeld. So schrecklich aber war das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im weiten Umkreise erbebte, und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Donnern der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Wohl 600 Kanonen von Seiten der Franzosen, 800 bis 1000 der Verbündeten waren in ihrer grausigen Arbeit. Auf drei Seiten zugleich entbrannte der fürchterliche Kampf: das große Heer der Verbündeten kämpfte im Südosten der Stadt bei Wachau, ein anderer Theil gegen General Bertrand im Westen von Leipzig bei Lindenau, Blücher aber schlug im Norden eine besondere Schlacht bei Möckern. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuth wurde von beiden Seiten der Kampf geführt. Am Nachmittag des 16. schien es, als sei die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entschieden, und schon hatte Napoleon eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen geschickt; aber er hatte zu zeitig triumphirt, denn als sich die Sonne zum Untergang neigte, stand es bei Wachau für beide Seiten fast wie beim Beginn des furchtbaren Kampfes, während bei Möckern Blücher die größten und unzweifelhaftesten Vortheile errungen hatte. Dort hatten die Preußen, besonders das ausgezeichnete York'sche Corps den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: drei Mal mußten sie das Dorf im Sturm nehmen und drei Mal wurde es ihnen wieder entrissen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg, welcher freilich durch den Heldentod einer ungemein großen Anzahl muthiger Jünglinge und Männer erkauft war.

Napoleon mochte schon nach diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe: sein Vertrauen zum Siege wankte, darum versuchte er am folgenden Tage, die Oesterreicher durch große Versprechungen zum Verrath und Abfall von ihren Waffenbrüdern zu verführen. Seine Anerbietungen aber wurden zurückgewiesen, und er mußte sich zum erneuerten entscheidenden Kampf vorbereiten. Am 17. October geschah nichts von Bedeutung; desto heftiger wurde die Schlacht am 18. wieder begonnen. Napoleon hatte seine Stellung an

Digitized by Google

diesem Tage in Probstheida genommen; sein Standort war auf einem Hügel bei einer halb zerstörten Windmühle. Um dieses Dorf entbrannte der schrecklichste Kampf, welcher zahllose Opfer hinraffte, so daß die Kämpfenden zuletzt kaum noch über die Haufen der Leichen hinwegsteigen konnten. Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um halb 5 Uhr beschlossen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen, denn schon war an mehreren Punkten der Sieg errungen. Besonders hatten der Kronprinz von Schweden und Blücher dem Marschall Ney auf dem andern Flügel eine gänzliche Niederlage beigebracht, und um die Hoffnungen Napoleon's vollends zu vernichten, waren während der Schlacht die sächsischen Truppen, welche schon längst nur gezwungen unter den Franzosen gekämpft, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu ihren deutschen Brüdern übergegangen. Napoleon konnte nur noch daran denken, seinen Rückzug zu sichern. Auf dem Hügel neben der zerfallenen Mühle saß er auf einem hölzernen Schemel und dictirte mit zerstörtem, bleichen Angesicht die Befehle zum Rückzug; dann sank er, von Erschlaffung übermannt, bei einbrechender Nacht in einen leichten Schlummer. Schon nach einer Viertelstunde aber sprang er auf und eilte nach Leipzig, dort sein letztes, flüchtiges Nachtlager zu halten.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der unermeßlichen Schaaren, welche der französische Gewalthaber zur Befestigung seiner Weltherrschaft herbeigeführt hatte, und welche jetzt, tief gedemüthigt, froh waren, wenn sie den sichern Rückweg in die Heimath gewinnen konnten. So ängstlich und hastig war ihr Drängen nach dem einen Stadtthor, durch welches sie ziehen mußten, daß Napoleon selbst, als er am Morgen hinausfahren wollte, keinen Durchgang durch das wirre Treiben zu finden vermochte und auf einem andern Wege heimlich davonziehen mußte. Während die Franzosen so ihre Flucht beeilten, wurde plötzlich die Brücke über den Elsterfluß, welche sie passiren mußten, in die Luft gesprengt und ein großer Theil der Fliehenden abgeschnitten. Viele versuchten hinüber zu schwimmen, wobei der polnische Fürst Poniatowsky nebst vielen Anderen seinen Tod in den Fluthen fand. Ueber 15,000 Mann mit den Generalen Bertrand, Lauriston u. A. wurden gefangen genommen, dazu 25,000 Verwundete und Kranke. Im Ganzen zählten die Franzosen in jenen Tagen 38,000 Todte und Verwundete und 30,000 Gefangene; auch fielen den Verbündeten 370 Geschütze und viel Beute in die Hände, doch bezahlten sie den schweren Sieg ihrerseits mit 42,000 Todten und Verwundeten. Tief beweinens-

Digitized by Google

werth war das Loos der vielen Tausende, die noch lebensfähig, aber aus schweren Wunden blutend auf der meilenweiten Wahlstatt umherlagen, mit Todten und Sterbenden, Freunden und Feinden vermischt, nach Hülfe und Rettung jammernd, ohne daß sie Hülfe fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Octobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt gerettet zu sein, waren sie hier für neue, unglaubliche, namenlose Leiden aufgespart. 34,000 Kranke und Verwundete von allen Nationen waren in den Lazarethen aufgehäuft und litten solchen Mangel, daß sie an Entbehrungen aller Art starben. „Es frommt, daß die deutsche Jugend erfahre, mit welchen bittern Opfern und Leiden ihre Freiheit erkauft ist, damit sie das köstliche Kleinod zu würdigen und zu wahren wisse."

Am 19. October nach ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, bald darauf auch Kaiser Franz mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruß ihrer tapferen Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als sich die drei Fürsten nun die Hände reichten, um sich zur Errettung Deutschlands und zur Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück zu wünschen. Sie erkannten aber vor Allem, daß der endliche Sieg nicht die That der Menschen, sondern Gottes That war. Schon als des Tages zuvor der Fürst Schwarzenberg ihnen die Sicherheit des errungenen Sieges brachte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten in stillem, brünstigem Gebet dem gewaltigen Herrn der Schlachten und der Völker.

Die Folgen des Sieges bei Leipzig. Napoleon konnte nach der gänzlichen Niederlage, die sein großes Heer betroffen, nicht mehr daran denken, sich in Deutschland zu behaupten, sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, die ihm gebliebenen Truppen über den Rhein zurückzuführen und unterdeß durch Friedensunterhandlungen möglichst gute Bedingungen für seine weitere Herrschaft zu erlangen. Die Verbündeten dagegen waren nicht gewillt, ihn in Ruhe den Rückzug vollenden zu lassen, vielmehr wollten sie ihren Sieg zunächst bis zum Rhein, und wie die Entschiedeneren gleich damals verlangten, über den Rhein hinweg bis zur Vernichtung der Napoleon'schen Herrschaft verfolgen. In Eilmärschen flohen die Franzosen dem Rhein zu, verfolgt von dem Yorkschen Corps, welches ihnen gleich am Tage nach der Leipziger Schlacht nachgesandt wurde. Auch die Baiern entsandten ihren Feldherrn Wrede, um ihren früheren Bundesgenossen den Rückweg nach Frankreich zu versperren, doch gab dies Napoleon nur Gelegenheit, mit einem letzten

Digitized by Google

Siege aus Deutschland zu scheiden, indem er in der Schlacht bei Hanau (30. und 31. October) das baiersche Heer durchbrach und schon am 2. November über den Rhein ging.

47. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

Deutschland war nun befreit: die erste Sorge der Verbündeten war die, eine Regierung für die neu eroberten Länder einzurichten. Zu diesem Zweck setzte man eine Verwaltungs-Commission in Dresden nieder, deren Leitung von den verbündeten Herrschern dem Freiherrn von Stein übertragen wurde. Das Königreich Sachsen wurde zuerst unter diese Verwaltung gestellt, da der König zunächst als Kriegsgefangener nach Berlin gehen mußte. Bald trennten sich die gesammten Fürsten Deutschlands wieder vom Rheinbunde und schlossen sich mit bedeutenden Heeresmassen dem Bunde gegen Frankreich an. In Folge der gänzlichen Befreiung Deutschlands traten wichtige Veränderungen in den Besitzverhältnissen ein: die zwischen der Elbe, der Weser und dem Rhein gelegenen ehemaligen preußischen Besitzungen kehrten natürlich ohne Weiteres unter das preußische Scepter zurück, ebenso die Länder von Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig und Oldenburg unter ihre vorigen Dynastien. Das Königreich Westphalen war aufgelöst, ebenso die Großherzogthümer Berg und Frankfurt.

Bald wurde durch Bülow's erfolgreiches Vordringen auch Holland wieder den Franzosen entrissen und dem aus England zurückgekehrten Fürsten von Oranien zurückgegeben, welcher alsbald dem Bunde gegen Frankreich beitrat.

Napoleon war jetzt zwar bereit, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, aber noch stellte er die hochmüthigsten Bedingungen; denn er wollte sich noch keineswegs für überwunden erkennen. Das französische Volk hatte freilich keinen Glauben mehr an seine Siegeskraft, und besonnene Männer riethen zur Nachgiebigkeit, aber der Kaiser wies in seiner Vermessenheit solchen Rath zurück. Trotzig sprach er: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. Ihr wollt den Frieden: in drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein.“ So blieb er denn bei den ungemessensten Forderungen. Die Verbündeten dagegen, welche zu Frank-

Digitized by Google

furt am Main im December 1813 nochmals gemeinsamen Rath pflogen, vereinigten sich endlich in der besonders von Stein und Blücher lebhaft unterstützten Ansicht, daß die Ruhe Europas erst dann gesichert sein werde, wenn man den unermüdlichen Friedensstörer Napoleon gänzlich besiegt und von seinem Thron gestoßen habe. Die kräftige Fortsetzung des Krieges wurde daher beschlossen.

Der Krieg in Frankreich. Während Bülow in Holland weiter vordrang, setzte Blücher über den Mittelrhein, Schwarzenberg aber zog durch die Schweiz nach Südfrankreich, und gleichzeitig gingen von Spanien her die Engländer über die Pyrenäen. In Italien sagte sich Napoleon's eigener Schwager Mürat von ihm los.

Es war gerade in der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814 mit dem Schlage zwölf, als das preußische Hauptheer unter Blücher bei Mannheim, Kaub und Koblenz über den Rhein ging. Der alte Feldmarschall hatte schon vorher an seine Truppen folgende Ermahnung gerichtet: „Soldaten! den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzuerlegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen, ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde."

In der Champagne traf Blücher mit Schwarzenberg, der von Süden her vorrückte, zusammen (1. Februar); da aber die beiden verbündeten Armeen sich wegen der Schwierigkeit der Verpflegung wieder trennen mußten, so gelang es Napoleon's auch hier glänzend bewährtem Feldherrntalent, nachdem Blücher zuerst bei Brienne und bei La Rothière einige Vortheile über die Franzosen davon getragen hatte, dem Blücher'schen, wie dem Schwarzenberg'schen Heere nach einander bei Montmirail, Chateau-Tierry und Montereau wieder Niederlagen beizubringen. Da wurden in Chatillon nochmals Friedensunterhandlungen eröffnet, und es wäre dem Kaiser nicht schwer geworden, den Thron von Frankreich zu behalten, wenn er auf die übrigen bezwungenen Länder hätte verzichten wollen; aber auch hier trat er wieder mit großem Uebermuth auf und sprach die vermessenen Worte: „Was denken meine Feinde von mir? Ich bin jetzt näher zu Wien, als sie zu Paris."

Unterdeß war es dem unermüdlichen Blücher gelungen, bei Craonne und bei Laon (9. März) neue Siege zu erkämpfen, und in Folge derselben wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Marsch

Digitized by Google

auf Paris und Napoleon's Entthronung beschlossen. Bei Arcis an der Aube von Neuem geschlagen, verfiel der Kaiser in eine ungewohnte Unentschlossenheit. Er versäumte es vor Allem, die bedrohte Hauptstadt zu schützen und zog in nutzlosen Märschen hin und her, vermuthlich in der Hoffnung, noch die Gelegenheit zu einem unerwarteten Schlage gegen die Feinde zu ersehen. Es wurde ihm gerathen, in seiner äußersten Noth einen Volksaufstand im Rücken der Feinde zu erregen, aber mit dem Vertrauen zu sich selbst war auch das Vertrauen zum Volk dahin, und er wies diesen kühnen Versuch zurück. Er zog es vor, selbst in den Rücken der feindlichen Armee zu ziehen, um sie wo möglich von Paris wieder abzulenken, aber die Verbündeten hatten gute Zuversicht und gingen geradezu auf Paris los, indem sie gegen den Kaiser nur eine Heeresabtheilung von 10,000 Mann zurückließen. Ihr Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache wurde noch erhöht, als die Kunde eintraf, daß die Oesterreicher in Lyon und Wellington mit seinen Engländern in Bordeaux siegreich eingerückt seien. Das vereinigte Schwarzenberg'sche und Blücher'sche Heer besiegte bald darauf bei La-Fère in der Champagne noch die Marschälle Marmont und Mortier, trieb dieselben vor sich her und traf am 29. März vor Paris ein. Die Marschälle zogen in der Eile alle Truppen zusammen, die in der Nähe waren, und standen mit 25,000 Mann auf den Höhen des Montmartre, sehnsüchtig ihres Herrn und Meisters harrend. Dieser hatte zu spät die große Gefahr seiner Hauptstadt erkannt und eilte nun zwar den Verbündeten nach, war aber zu weit entfernt, um Paris zu retten. Am **30. März** wurde auf den Höhen des Montmartre die letzte Schlacht dieses Feldzugs geschlagen. Wiewohl die französische Artillerie auch hier die alte Kraft und Tapferkeit bewährte, so vermochte sie doch den muthigen Angriffen der feindlichen Uebermacht nicht zu widerstehen, und am Abend des 30. März lag die große Welthauptstadt wehrlos zu den Füßen der verbündeten Heere. Joseph Bonaparte, des Kaisers Bruder, floh mit den eifrigsten Anhängern des kaiserlichen Hauses zur entgegengesetzten Seite der Stadt hinaus; die ganze Bevölkerung aber schwebte in banger Erwartung des Schicksals, welches ihr vorbehalten war. Sie fühlte wohl, daß sie auf den Edelmuth der Sieger kein Anrecht hatte; denn zu groß war das Maaß des Uebermuths und des Frevels, den ihr Herrscher im Namen des französischen Volks an allen Nationen Europas, besonders aber an Preußen geübt hatte.

Der Einzug in Paris; der Pariser Frieden. Am folgenden Tage **(31. März 1814)**, um Mittag, hielten Kaiser Alexander und

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm (Kaiser Franz war noch in Lyon), umgeben von den Prinzen ihres Hauses und einem glänzenden Gefolge, unter dem Zulaufe einer ungeheuren Menschenmenge ihren Einzug in die gedemüthigte Stadt; hinter ihnen ein großer Theil ihrer Armeen, Reiterei und Fußvolk nebeneinander, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, in schönster kriegerischer Haltung. Das gesinnungslose Volk aber, welches kurz vorher noch Napoleon auf Händen getragen, jauchzte jetzt den Verbündeten als Errettern von der langen Tyrannei entgegen und empfing sie mit freudigem Wehen der Tücher, mit Blumenschmuck und allen demüthigen Schmeicheleien. Dieselbe Erbärmlichkeit des tief gesunkenen Volks zeigte sich bald ebenso in den Beschlüssen der höchsten Staatskörper, welche von Napoleon geschaffen und bis dahin aller seiner Winke in kriechender Unterthänigkeit gewärtig, jetzt nach seiner Ueberwindung sich beeilten, ihn im Namen der Nation aller Macht und aller Ehren zu entkleiden.

Napoleon selbst weilte in Fontainebleau, seine Gemahlin, der er die Regentschaft übertragen, in Blois. Die verbündeten Fürsten aber nahmen die Regierung in die Hände, und zur Ausführung ihrer Pläne war sofort Napoleon's bisheriger Minister, der weltkluge Herzog von Talleyrand bereit, welcher mit seiner kalten, glatten, wohlberechneten aber gewissenlosen Schlauheit sich seit 20 Jahren schon immer zuerst in jede neue Wendung der Dinge zu finden gewußt hatte. Er ging ohne Weiteres auf Kaiser Alexander's Plan ein, die Bourbonen auf dem französischen Thron wieder herzustellen. Schon am 1. April sprachen auf seine Anregung die Senatoren die Absetzung ihres Kaisers aus. Napoleon, jetzt endlich seine ohnmächtige Lage erkennend und nothgedrungen demüthig, machte einen Versuch, die Krone wenigstens seinem (vierjährigen) Sohne zu retten, und entsagte am 4. April zu dessen Gunsten dem Throne: doch wurde diese Entsagung von den Verbündeten nicht angenommen. Da unterzeichnete der einst so stolze, unbeugsame Mann, den aber in jenen Tagen des Unglücks fast alle männliche Würde verlassen hatte, mit Thränen seine unbedingte Entsagung (**7. April 1814**). Die Verbündeten dachten edelmüthig genug, ihm eine gewisse fürstliche Würde und fürstlichen Glanz zu lassen, sie wiesen ihm die Insel Elba und ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Thalern an, nebst der Vergünstigung, 4000 Mann seiner treuen Garde um sich zu behalten. Am 20. April verließ er Frankreich unter den Schmähungen desselben Volks, das ihn kurz vorher vergöttert hatte, und das ihn bald darauf von Neuem mit Jubel aufnahm, um ihn dann noch einmal gleichgültig fallen zu lassen.

Digitized by

Die verbündeten Fürsten, großmüthig gegen das französische Volk, wie gegen den gefallenen Beherrscher desselben, überließen es Frankreich selbst, die Bestimmung über die neue Regierung zu treffen. Die öffentliche Meinung wandte sich der Wiederherstellung (Restauration) des alten bourbonischen Königshauses zu. Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwig's XVI., bestieg den Thron, und mit ihm schlossen die Mächte am **30. Mai** den (ersten) **Pariser Frieden**, durch welchen Frankreich in der früheren Ausdehnung (von 1792) anerkannt wurde. Die Heere der Verbündeten verließen darauf das feindliche Land. Auf einem nach Wien berufenen Congreß aber sollte die neue Ordnung der Dinge in Europa festgestellt werden.

Friedrich Wilhelm kündigte seinem Volk das Ende jenes ersten Freiheitskrieges mit folgenden Worten an: „Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff; glücklich geendet durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch den Muth, den jeder Preuße in diesem Kampfe bewiesen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß sind eure Anstrengungen und Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie, und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt! — Mit Ruhm gekrönt steht Preußen da, bewährt im Glück und Unglück. Ihr eiltet Alle zu den Waffen, im ganzen Volke nur Ein Gefühl, und so war auch der Kampf! — Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnt Gott! Er hat ihn gelohnt und wird ihn jetzt noch lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Nicht für Fremde wird der Landmann säen, er wird säen für sich und die Seinigen! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft werden wieder aufleben und die Wunden heilen, die langes Leiden schlug."

Dem Heere dankte der König für seine Treue und Tapferkeit, die Feldherren belohnte er auf würdige Weise. Wie Blücher zum Fürsten von Wahlstatt, so wurden York, Bülow, Gneisenau und Tauentzien zu Grafen ernannt. Zugleich befahl der König, daß alle Theilnehmer an dem Befreiungskampf eine Kriegsdenkmünze aus dem Metall eroberter Kanonen erhalten, die Namen aller im Kriege für König und Vaterland Gefallenen aber in den Kirchen ihres Kirchspiels auf einer Ehrentafel eingeschrieben werden sollten.

Besuch in England; die Rückkehr. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm folgten, ehe sie in ihre Länder zurückkehrten, erst noch einer Einladung des Prinz-Regenten von England zu einem Besuch in London. Mit großer Herzlichkeit und unbeschreiblichem Jubel wurden die edlen Fürsten von dem ganzen englischen Volk aufgenommen;

Digitized by Google

vorzüglich aber war der alte Blücher, welcher gleichfalls eine Einladung erhalten hatte, der begünstigte Volksheld in jenen festlichen Tagen. Wo immer sich der greise Feldmarschall blicken ließ, konnte er sich der lauten, stürmischen Huldigungen des begeistertsten Volks nicht erwehren. Die Universität Oxford machte ihn zum Ehrendoctor; der alte Haudegen aber, der kaum richtig schreiben konnte, fand die Sache sehr spaßhaft und sagte: „Nu, wenn ich Doctor werden soll, so müssen Sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!“ — Auch die Rückkehr des tapfern Heerführers nach Preußen war ein fortwährender Triumphzug.

Am 7. August 1814 hielt der König, umgeben von den Prinzen seines Hauses und den Feldherren seines Heeres, an der Spitze der Garden seinen feierlichen Einzug in Berlin unter tausendfach bewillkommendem Hurrah der begeisterten Bevölkerung. Bei des Königs Ankunft wurde die „Victoria“ auf dem Brandenburger Thor, welche von den Franzosen im Jahre 1806 weggeschleppt, jetzt aber wieder herausgegeben und nach Berlin geschafft worden war, wieder enthüllt. Auf dem im Lustgarten errichteten Altare wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienst gehalten und unter Kanonendonner und Glockengeläute dem Herrn der Heerschaaren ein Lobgesang gesungen.

48. Der Wiener Congreß.

Die glänzende Congreß-Versammlung. Die Fürsten Europas waren übereingekommen, daß auf einem zu Wien abzuhaltenden allgemeinen Congreß die neue Gestaltung Europas festgesetzt werden sollte. Die Eröffnung dieser Versammlung war auf den 1. August bestimmt worden, doch fand sie erst am 1. November statt. Die ausgezeichnetsten Personen aller Länder strömten dort zusammen: Europa sah den Glanz seiner Throne und Höfe, seine größten Staatsmänner und Feldherren, die höchsten Blüthen der Bildung, der Schönheit, der Kunst und des Geschmacks auf einem Punkt versammelt, und abgesehen von der Wichtigkeit der Dinge, welche in Wien verhandelt werden sollten, bot die Kaiserstadt ein seltenes Schauspiel glänzenden geistigen und geselligen Verkehrs.

Außer den Kaisern, Königen und Fürsten, welche in Person bei dem mächtigen Congreß erschienen, waren die bedeutendsten der Gesandten und Minister: der Cardinal Consalvi (für den Papst), Fürst Metternich (für Oesterreich), Graf Nesselrode (für Rußland), Lord

Digitized by Google

Castlereagh und Wellington (für England), Talleyrand (für Frankreich), von Seiten Preußens waren der zum Fürsten erhobene Staatskanzler Hardenberg und der ausgezeichnet begabte, geistreiche Minister Wilhelm von Humboldt (Bruder des berühmten Gelehrten Alexander von Humboldt) erschienen; einen gewichtigen Einfluß übte außerdem durch sein vertrautes Verhältniß zum Kaiser Alexander der Freiherr von Stein.

Man einigte sich ohne große Schwierigkeiten über den Grundsatz, daß die legitimen Fürstenhäuser auf ihre in Folge der Revolution oder französischer Gewaltthat verlorenen Throne wieder eingesetzt, die republikanischen Staatsformen aber, wo irgend möglich, abgeschafft werden sollten, dagegen machte die Vertheilung der wieder eroberten Länder in Deutschland und Italien, sowie die Feststellung einer neuen Verfassung für Deutschland sehr große Schwierigkeiten.

Preußens Anspruch auf Sachsen war es, der die längsten und heftigsten Unterhandlungen zur Folge hatte. Nach den Verträgen von Kalisch und Töplitz sollte die preußische Monarchie in ihrem Bestande von 1806 hergestellt werden, zugleich mit möglichst günstigen Grenzen für die Vertheidigung des Landes. Preußens bedeutendste Staatsmänner hielten nun im Einverständniß mit Herrn von Stein dafür, daß die Vereinigung des ganzen königlich sächsischen Gebiets mit Preußen zur Abrundung des Staats unbedingt wünschenswerth sei, und es wurde diese Forderung beim Wiener Congreß um so entschiedener geltend gemacht, als Rußland seinerseits ganz Polen, mithin auch die ehemaligen preußisch-polnischen Besitzungen in Anspruch nahm. Preußen fand jedoch den heftigsten Widerspruch nicht blos beim König von Sachsen, sondern auch von Seiten Baierns und anderer deutschen Staaten, welche das mächtige Aufblühen der preußischen Monarchie von jeher mit besonderer Eifersucht betrachtet hatten. Dieselben fanden bereitwillige Unterstützung bei den französischen Staatsmännern, welche diese Mißhelligkeiten geschickt benutzten, um durch geheime Intriguen und Verbindungen den Einfluß ihres so eben gedemüthigten Landes schnell wieder zu erheben. Rußland war geneigt, Preußens Ansprüche auf Sachsen zu unterstützen, um den Preis, daß Friedrich Wilhelm den Plänen Alexander's in Bezug auf Polen nicht entgegenträte, aber Oesterreich und England verbanden sich mit den Gegnern beider Mächte, und die gegenseitige Gereiztheit war schon so weit gediehen, daß England, Frankreich und Oesterreich ein geheimes Bündniß gegen Rußland und Preußen schlossen, als die Kunde der neuen Gefahren, welche noch einmal von Napoleon drohten, eine Einigung der Mächte herbeiführte. Rußland sah sich

Digitized by Google

genöthigt, auf den alleinigen Besitz des gesammten Polens, Preußen auf die ungetheilte Erwerbung des Königreichs Sachsen zu verzichten.

Für seine Opfer, Anstrengungen und Verluste in den Freiheitskriegen wurde Preußen schließlich durch die Zurückgabe aller vor dem Tilsiter Frieden besessenen Länder, durch die Verleihung der Hälfte des Königreichs Sachsen (mit 845,000 Einw.), eines Theils von Polen (unter dem Namen des Großherzogthums Posen), des Großherzogthums Berg und einer Reihe blühender Gebiete an beiden Ufern des Rheins, besonders der ehemaligen Trierschen und Kölnischen Besitzungen entschädigt, wogegen von früheren preußischen Gebieten die Herzogthümer Anspach und Baireuth an Baiern fielen und das schöne Fürstenthum Ostfriesland, welches Friedrich der Große nach dem Tode des letzten Fürsten auf Grund alter Anwartschaft in Besitz genommen hatte, an Hannover abgetreten wurde. Der Ertrag und Gewinn ist für Preußen zwar nicht der gewünschte und wohl verdiente, doch aber noch immer ein außerordentlicher gewesen. Es war allerdings zu beklagen, daß unser Vaterland bei dieser günstigen Gelegenheit nicht ein zusammenhängendes und abgerundetes Gebiet erhielt: Neid und Eifersucht der kleinen und der großen Nebenbuhler Preußens haben dies verhindert. Indem sie jedoch dahin wirkten, daß die preußische Monarchie lang hingestreckt die Gebiete des ganzen Nordens von Deutschland durchzieht, haben sie Preußen zugleich in die Nothwendigkeit gebracht, seinen Einfluß auf ganz Norddeutschland und auf Deutschland überhaupt zu richten. So haben sie vielleicht gerade für Preußens künftige Machtentwickelung und Größe in Deutschland mehr gethan, als sie augenblicklich zu verhindern gedachten.

Die Verfassung des deutschen Bundes konnte gleichfalls nur mit den größten Schwierigkeiten auf dem Congreß neu festgestellt werden. An die Wiederherstellung des alten deutschen Reichs mit Kaiser und Reichsfürsten war nicht mehr zu denken: Preußen so wenig wie die übrigen souverän gewordenen Staaten hätten dazu ihre Zustimmung gegeben. Nach langwierigen Verhandlungen einigten sich zuletzt die deutschen Staaten zur Gründung eines unauflöslichen **deutschen Bundes**, dessen Gesetze in der sogenannten deutschen Bundesacte (von 8. Juni 1815) niedergelegt wurden. Die Hauptbestimmungen derselben waren folgende:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten. — Alle Bundesglieder haben als solche

Digitized by Google

gleiche Rechte. — Die gemeinsamen Bundesangelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, welche ihren Sitz in Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oesterreich den Vorsitz führt. — Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. — Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln oder richten und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen u. s. w."

Die zum Congreß versammelten Mächte würden sich hierüber, wie über die Gebietsvertheilungen in Europa schwerlich schon damas geeinigt haben, wenn nicht plötzlich die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen und in Frankreich wieder erschienen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel Alles mit Schrecken erfüllt und die Gemüther zur friedlichen Einigung gestimmt hätte.

49. Napoleon's Rückkehr von Elba; seine endliche Ueberwindung.

Napoleon's Rückkehr. Napoleon, in seiner Verbannung von dem Gang der europäischen Ereignisse fortwährend unterrichtet, vernahm mit Freude und mit neu erwachender Hoffnung die Kunde von der Uneinigkeit der Mächte, und gleichzeitig von der Unzufriedenheit, welche das unbesonnene Auftreten der Bourbonen in Frankreich schon vielfach hervorgerufen hatte; der Augenblick schien ihm günstig, durch einen kühnen Streich noch einmal die verlorene Herrschaft an sich zu reißen. Mit 1100 seiner alten Soldaten verließ er am 26. Februar 1815 die Insel Elba, entging glücklich den im Mittelmeer kreuzenden Schiffen der Engländer und stieg am 1. März zu Cannes in der Provence ans Land. Er hatte sich in Bezug auf das französische Volk nicht getäuscht, in Südfrankreich mit Begeisterung aufgenommen, sah er von Schritt zu Schritt die Zahl seiner Anhänger wachsen. Mit seiner alten stolzen Zuversicht rief er aus: „Mein Adler wird von Kirchthurm zu Kirchthurm vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurm von Notre-Dame in Paris niederlassen wird." Ueberall gingen die Truppen zu dem einst sieggewohnten und noch verehrten Feldherrn über, und auch die Feldherren, welche Ludwig XVIII. zu seiner Bekämpfung aussandte, standen ihm kaum gegenüber, als sie den König verriethen und sich der Sache des gefallenen Kaisers anschlossen. Ludwig XVIII., von Allen verlassen,

Digitized by Google

floh nach Gent in Belgien; Napoleon aber zog am 20. März in Paris ein und wußte durch gleißnerische Proclamationen, in denen, wie früher, von Freiheit und Ruhm viel die Rede war, die Massen schnell für sich zu begeistern.

So wie aber die überraschende Kunde zu den in Wien versammelten Fürsten gelangte, da vergaßen sie allen Streit und Hader, um nur des Einen gedenk zu sein, des Uebermuths und der Tyrannei, welche der korsische Emporkömmling so lange über ganz Europa geübt hatte: einmüthig erhoben sie sich zu einem großen Entschluß, — sie erklärten Napoleon, als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen, feierlich in die Acht aller europäischen Völker. Unverzüglich wurde von Neuem zum allgemeinen Kampfe gerüstet.

Der neue Kampf. Preußen that es an Eifer und Anstalten zum Kriege wiederum allen Mächten zuvor: die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen. Die jungen Freiwilligen, kaum an den Heerd der Ihrigen zurückgekehrt, legten mit derselben Freudigkeit, wie vor zwei Jahren, den Waffenschmuck wieder an. Blücher wurde zum Oberbefehlshaber der am Rhein zu versammelnden Heeresmacht ernannt. Gleich als die erste Nachricht von Napoleon's Flucht gekommen war, rief Blücher aus: „Wir müssen wieder von vorn anfangen," und sofort legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab und zeigte sich unter den Linden in Berlin in der Feldmarschallsuniform. Das Volk freute sich des Kriegszeichens und jauchzte dem 73jährigen Helden Beifall zu. Am 19. April kam er in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm; Wellington mit Engländern, Hannoveranern u. s. w. stand weiter hin in Holland, Fürst Schwarzenberg mit Oesterreichern, Baiern u. s. w. nahm seine Stellung von der Schweiz bis zum Mittelrhein. Napoleon war rasch entschlossen: er wandte sich zuerst gegen Blücher, hoffte diesen leicht zu vernichten und dann mit Schwarzenberg fertig zu werden. Am 11. Juni rückte er von Paris aus. „Soldaten," so sprach er zu seinem Heer, „heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sind wir und sie nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!" Sein Heer war so glänzend, so zahlreich und so kampfeslustig als je. Mit 130,000 Mann griff er

die 80,000 Mann, die ihm Blücher entgegenzustellen hatte, bei Ligny an (16. Juni 1815). So tapfer und heldenmüthig die Preußen kämpften, so mußten sie doch das Feld räumen. Wenig fehlte, so wäre Blücher selbst gefangen oder getödtet worden. Sein Pferd wurde durch einen Schuß in den Leib, das seines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Nostitz in den Hals verwundet. „Nostitz, nun bin ich verloren!“ rief der greise Feldherr und in dem Augenblick stürzte das Pferd zusammen und mit ihm Blücher. Halb unter dem Pferde lag er betäubt am Wege; sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel erst der Preußen, dann der verfolgenden Franzosen vorüberjagen, und hielt sich ruhig und unbeweglich. Doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Noch mehrmals sprengten feindliche Reiter vorüber; Preußen kamen hinterher. Schnell hielt nunmehr Nostitz die vordersten an, sie halfen Blücher unter dem Pferde hervorziehen, und auf ein Ulanenpferd gesetzt, konnte er nur eben noch den in verstärktem Anlauf zurückkehrenden Franzosen entfliehen.

An demselben Tage (16. Juni) hatte der Marschall Ney bei Quatrebras einem Angriff Wellington's tapfern Widerstand geleistet.

Die Entscheidung bei Belle-Alliance. Am 17. Juni führten Wellington und Blücher ihre Heere jeder etwas rückwärts, um sich enger vereinigen zu können. Napoleon aber wähnte, daß die Preußen sich zum Rückzug nach dem Rhein anschickten und sandte ihnen den Marschall Grouchy mit dem übermüthigen Befehl nach, „sie in den Rhein zu stürzen.“ In gleicher Verblendung urtheilte er auch von den Engländern, daß sie wohl nur noch darauf dächten, ihm zu entrinnen. Wie bald sollte er aus solchen Träumen des Hochmuths erweckt werden!

Wellington hatte sich eine treffliche Stellung auf den Hügeln von Mont-St.-Jean (vier Stunden von Brüssel) ausersehen, im Rücken gedeckt durch den Soigner Wald. Wenn Blücher ihm nur zwei Heereshaufen schicken könnte, ließ er ihm sagen, so wolle er getrost mit 80,000 Mann gegen Napoleon's 120,000 den Kampf wagen. Es war Nacht, als man Blücher die Meldung brachte; man weckte den greisen Feldherrn. „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere,“ sagte er, „will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, wollen wir sie angreifen.“ Dann legte er sich wieder hin und schlief weiter. Als er am andern Morgen gleich vom Lager auf's Pferd wollte, hielt ihn der Wundarzt zurück, um ihn noch einzureiben. „Ach was,“ rief er, „noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl auf Eins heraus-

Digitized by Google

kommen." Wie er aber dichte Regengüsse vom Himmel fallen sah, da sprach er in zuversichtlicher Ahnung: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Das Heer war noch niedergeschlagen wegen Ligny und wegen des gefürchteten Rückzugs; als nun aber der greise Feldherr sein: „Vorwärts, Kinder!" hören ließ, da ging es im Jubel von einem Haufen zum andern: „es geht wieder vorwärts," und am frühen Morgen war das ganze Heer in Bewegung.

An jenem Morgen des **18. Juni 1815** war Napoleon freudig überrascht, als er das englische Heer auf den Höhen von St. Jean vor sich sah. „Ha, nun hab' ich sie, diese Engländer!" rief er aus, ordnete Alles zur lang ersehnten Entscheidungsschlacht und führte seine ganze Heeresmacht mit unbeschreiblichem Ungestüm gegen die englische Schlachtreihe heran. Von beiden Seiten wurde mit der fürchterlichsten Erbitterung und mit dem ausgezeichnetsten Heldenmuth gekämpft, und es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Heere der Preis der Tapferkeit gebührte. Napoleon war der Zuversicht, daß zuletzt doch die Uebermacht siegen müsse: drei, vier Mal zurückgeschlagen trieb er immer neue Heeresmassen die Höhen hinan gegen den unerschütterlichen Feind. Schon war dieser bis aufs Aeußerste erschöpft, 10,000 Engländer lagen auf dem Schlachtfelde hingestreckt, mit schwerer Besorgniß sagte der englische Feldherr: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!" Da auf einmal erschallt Kanonendonner von der andern Seite im Rücken der Franzosen. „Gott sei Dank, da ist der alte Blücher!" ruft mit inniger Rührung der neu ermuthigte englische Feldherr und belebt seine Truppen mit frischer Zuversicht. Blücher hatte Alles gethan, um den Zug zu beschleunigen, doch war er von vorn herein durch eine Feuersbrunst zu einem Umwege genöthigt worden. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede Tiefe zu einer Pfütze gemacht. Das Fußvolk und die Reiterei konnten nur mit Mühe vorwärts, das Geschütz vollends machte unsägliche Beschwerde. Blücher, in lebhafter Sorge, sein Wort nicht lösen zu können, rief anfeuernd sein „Vorwärts, Kinder" in die Reihen der Krieger hinein. Sie erlagen fast den Mühseligkeiten; in Schlamm und Pfützen fortarbeitend, murmelten sie: „es gehe nicht mehr, es sei schier unmöglich." Da redet Blücher sie mit tiefster Bewegung und Kraft an: „Kinder, wir *müssen* vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es *versprochen*, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und

Digitized by Google

so ging es denn wiederum weiter, und er konnte, wenn auch nicht um 2 Uhr, doch um 4 auf dem Schlachtfelde eintreffen. Sowie auch nur die ersten Haufen angelangt waren, gab er durch sein Geschütz dem englischen Waffenbruder das Freudensignal und rückte in geschlossenen Reihen die Höhen im Rücken des Feindes hinab, erst im Schritt, dann in schnellem Lauf und mit schmetternder Schlachtmusik. Napoleon ließ einen Theil seines Heeres gegen die Preußen umwenden, zugleich aber wollte er den letzten Augenblick benutzen, um die ermatteten Engländer durch einen nochmaligen stürmischen Angriff niederzuwerfen. Mit fürchterlicher Gewalt rückte seine berühmte Garde gegen die englischen Reihen heran: aber auch Wellington nimmt seine letzten Kräfte zusammen, bricht mit der Reiterei zum Angriff heraus und es entspinnt sich ein wahrhaft furchtbarer mörderischer Kampf. Die Garde wird hart bedrängt und weicht in Vierecken geschlossen endlich zurück: da kommt sie in Bülow's Geschützfeuer und zugleich von der Reiterei umzingelt, ruft man ihr zu, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Unterdeß rückten die Preußen von der andern Seite im Sturmschritt immer zahlreicher heran, und ihrem Andringen, vereint mit der Engländer heftiger Gegenwehr, vermochten die Franzosen nicht mehr zu widerstehen. Plötzlich erscholl unter diesen das unheilvolle: „Sauve qui peut!" (Rette sich, wer kann!) und sofort trat eine gänzliche Auflösung der ganzen Schlachtordnung und die wildeste Flucht ein. Alles Geschütz fiel den Verbündeten in die Hände und nur der vierte Theil der französischen Armee wurde gerettet.

Das war die große Entscheidungsschlacht von **Waterloo** oder **La Belle-Alliance**, von den Preußen so genannt, weil an einem Meierhofe dieses Namens, von wo an Napoleon seine Befehle ertheilt hatte, Blücher und Wellington sich nach der Schlacht trafen und freudig umarmten. Blücher erließ einen herrlichen Tagesbefehl zum Dank an seine Truppen. Derselbe schloß mit den Worten: „Empfangt meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

Die Verfolgung des flüchtigen Feindes übernahm an der Spitze der Jäger und der leichten Reiterei der General Gneisenau. Fast wäre Napoleon selbst noch in die Hände der Preußen gefallen: bei Ge-

Digitized by Google

mappe mußte er in solcher Eile seinen Wagen verlassen, daß sein Hut, Degen und der schwarze Adlerorden zurückblieb, mit dem Friedrich Wilhelm nun Gneisenau's Brust zierte.

Napoleon's Geschick war erfüllt: auf St. Helenas einsamen Felsen hat der Gewaltige geendigt, der einst die Welt unter seinem Machtgebot hielt. Dort hat er nachdenken können über die große Bestimmung, die ihm der Höchste in dem Lauf jenes denkwürdigen Zeitalters gegeben, und über die sittliche Willkür, durch die er seinen tiefen Fall verschuldet. Die fromme Königin Luise hatte es richtig erkannt, als sie schrieb: „Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand," ein Werkzeug, um die Völker Europas durch den Raub ihrer Freiheit, ihrer Ehre und aller sittlichen Güter aus dem tiefen Sündentaumel zu erwecken und sittlich zu verjüngen. „Er ist von seinem Glück geblendet," sagte weiter die große Dulderin auf Preußens Thron, „und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maaß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung." In der That: welch' ein überwältigenderes Zeugniß für eine sittliche Weltordnung und für das Walten göttlicher Gerechtigkeit, als die Erinnerung an — St. Helena!

Der zweite Pariser Frieden. Die Verbündeten marschirten nach dem Siege bei Waterloo eilig auf Paris; der ohnmächtige Widerstand Davoust's und Grouchy's vermochte sie nicht aufzuhalten, am 7. Juli rückten sie in Paris ein. Die leichtsinnige Hauptstadt wurde jetzt strenger behandelt, als bei der ersten Besetzung. Besonders war es Blücher, der auf eine fühlbare Züchtigung drang. Als man ihn bat, die Pariser Bürger, wie im Jahre 1814, von Einquartirung befreit zu lassen, sagte er: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben." Er drang darauf, der Stadt Paris eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken aufzuerlegen. Ohne Weiteres ließ er anfangen, aus dem Museum im Louvre alles auszuräumen, was sich an Kunstschätzen, die aus Deutschland geraubt waren, da vorfand; zugleich traf er Anstalten, die Brücke von Jena, die zur Erinnerung an Preußens Schmach so benannt war, in die Luft zu sprengen, und als man ihn im Namen des Fürsten von Talleyrand um die Erhaltung derselben bat, antwortete er: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher draufsetzte, welches ich bitte, ihn wissen zu lassen." Die Ankunft des

Digitized

Königs Friedrich Wilhelm hinderte jedoch zu Blücher's großem Verdruß die Ausführung seines Vorhabens.

Ueber eine halbe Million der verbündeten Truppen zogen in die verschiedenen Provinzen Frankreichs ein; die Monarchen schlugen wiederum ihren Sitz in Paris auf und richteten ihr Bestreben darauf, die Herrschaft der Bourbonen dies Mal auf die Dauer begründen zu helfen. Bei den Friedensunterhandlungen drangen preußische und andere deutsche Staatsmänner darauf, daß die ehemals Deutschland entrissenen Provinzen Elsaß und Lothringen jetzt von Frankreich wieder eingelöst würden, doch fanden sie lebhaften Widerstand bei den andern Mächten, besonders bei England. Blücher brachte damals auf einem Gastmahl bei Wellington einen berühmten Toast aus. Zum englischen Gesandten gewandt, sagte er: „Na, Castlereagh, nu will ich euch auch mal was ausbringen. Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden.“ Die deutschnationale Forderung konnte jedoch nicht zur Geltung kommen, und im **zweiten Pariser Frieden**, welcher am **20. November 1815** abgeschlossen wurde, beschränkte man sich darauf, Frankreich (unter einigen Abtretungen an die Niederlande, Sardinien und an der deutschen Grenze) auf sein Gebiet von 1790 einzuschränken, alle geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft zurückzunehmen und 700 Millionen Franken Kriegsentschädigung zu fordern. Ferner sollte auf fünf Jahre ein Bundesheer von 150,000 Mann in den Grenzfestungen des besiegten Landes bleiben. Preußen erhielt bei jenen Länderabtretungen die Gebiete Saarlouis und Saarbrücken, durch welche seine rheinischen Besitzungen vervollständigt wurden. In Folge einiger Ländertauschungen mit Hannover, Kurhessen und Sachsen-Weimar u. a. wurde der Bestand der preußischen Monarchie endlich so festgestellt, wie er bis heute geblieben ist.

50. Regierung Friedrich Wilhelm's III. seit den Befreiungskriegen.

Die heilige Allianz. Die ganze Geschichte Europas seit dem Beginn der französischen Revolution hatte an den Tag gebracht, daß die tiefe Zerrüttung der Staaten nicht durch einzelne Fehltritte und Vergehen der Fürsten, nicht durch zufällige Auflehnungen der Völker herbeigeführt wurde, sondern daß das Uebel tiefer lag, daß es der Geist des Abfalls von Gott und von seiner sittlichen Ordnung gewesen, welcher die Throne und die Völker in den Strudel des Verderbens und an den

Digitized by Google

Rand des Abgrunds geführt hatte. Die Staatskunst der vorigen Jahrhunderte, wie sie sich besonders in Frankreich ausgebildet, war eine unsittliche, blos auf kluger Berechnung des äußern Vortheils begründete gewesen, und das Beispiel einer frivolen Lebensanschauung war von oben herab immer mehr durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet worden. Die Früchte solchen sittlichen Verfalls waren nun in dem äußeren Verderben der Throne und in der Züchtigung der Völker durch die Greuel der Revolution und den Druck der Tyrannei warnend für alle Zeiten hervorgetreten.

Die edeln Fürsten, welche durch ihren innigen Bund dem über Europa verhängten Verderben endlich Einhalt gethan, besonders Preußens König und sein Freund Kaiser Alexander, hatten von Anfang an jenen tieferen Grund der allgemeinen Zerrüttung ins Auge gefaßt, und schon als sie sich zum ersten Male die Hand zum brüderlichen Bunde reichten, geschah es nicht blos für die Wiederherstellung eines leidlichen äußeren Zustands der Staaten, sondern in dem lebendigen Bewußtsein, daß sie höhere, ernstere Pflichten gegen Gott und gegen ihre Völker zu erfüllen hätten. Seitdem war durch alle ihre gemeinschaftlichen Handlungen, durch alle ihre Pläne und Verträge, in Potsdam, Kalisch und in Töplitz, der feste Vorsatz und Grundgedanke hindurchgegangen, daß sie eine neue, bessere, sittlichere Ordnung der Dinge in Europa wieder herstellen wollten. Der ächt ritterliche, hochherzige Alexander, der einer fast schwärmerischen Begeisterung für hohe Ideen fähig war, wurde durch den Freiherrn von Stein, der seit der gegen ihn erlassenen Achterklärung bis zum Wiener Congreß unaufhörlich den größten und wohlthätigsten Einfluß auf denselben ausübte, in jener erhabenen Anschauung von seinen Herrscherpflichten ungemein bestärkt, und als er nach Napoleon's Unglück in Rußland sich an die Spitze seiner Armeen stellte, um zu dem großen Vernichtungskampf auszuziehen, geschah es in der festen Absicht, Europas Zustände auf christlichen Grundlagen neu und dauernd zu befestigen. Der frommen Denkungsart und dem sittlichen Ernst Friedrich Wilhelm's entsprachen solche Pläne vollkommen, und Kaiser Franz ließ sich unschwer zur Beistimmung gewinnen. So schlossen denn die drei Fürsten noch in Paris am **26. September 1815** den sogenannten **heiligen Bund**. Derselbe sollte an die Stelle der bisherigen, nur auf Weltklugheit und Eigensucht begründeten Politik eine christliche Staatsweisheit treten lassen, — die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens sollten fortan sowohl bei der inneren Verwaltung der Staaten, wie auch bei ihren Beziehungen unter einander zu Grunde liegen. Die Fürsten verpflichteten sich, die höchsten

Digitized by Google

und heiligsten Zwecke der Völker und Regierungen immer zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen. Sie gelobten, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Liebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren." — Alle anderen Fürsten, welche diesen Grundsätzen beizutreten geneigt wären, sollten in den Bund aufgenommen werden. In kurzer Zeit traten außer dem König von England und dem Papst alle Fürsten Europas demselben bei.

Wenn auch der heilige Bund die schönen Früchte christlicher Staatenregierung und herzlicher Eintracht nicht in dem Umfange gebracht hat, wie es die Stifter wünschten, wenn auch später mancher fremdartige, trübende Einfluß sich im Namen jener christlichen Grundsätze geltend machte und Viele mit Mißtrauen erfüllte, so haben doch die Begründer des Bundes sicherlich das wahre Wohl und Heil ihrer Völker nach bestem Wissen zu fördern beabsichtigt, und es war ein erhebender, für alle Zeiten denkwürdiger Vorgang, die Beherrscher Europas in solcher Demuth ein christliches Bekenntniß ihrer Regentenpflichten ablegen zu sehen.

Die Verwaltungseinrichtungen unter Friedrich Wilhelm III. Für den trefflichen Fürsten, welcher auf Preußens Thron saß, war freilich kein Sporn von außen, kein Gelöbniß gegen andere Fürsten nöthig, um ihn das Beste seiner Unterthanen treu fördern zu lassen; er trug die Liebe zu denselben und die pflichttreue Sorge für ihr Heil im edeln, landesväterlichen Herzen. Was er in den Tagen der Noth und der Bedrückung begonnen, das setzte er nach Preußens glorreicher Wiederherstellung mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit fort. Ihm war es ein tiefer, heiliger Ernst, durch weise Ordnung aller öffentlichen Einrichtungen das Wohl seines Landes fest und dauernd zu begründen, und hierauf blieb in jeder Beziehung seine fürsorgliche Thätigkeit unablässig gerichtet. Der Staatskanzler Fürst von Hardenberg blieb sein vorzüglichster Rathgeber und Minister und setzte, wenigstens in den ersten Zeiten nach Beendigung des Krieges, die Bestrebungen seines Vorgängers, des Ministers von Stein, für die Verbesserung der Staatseinrichtungen fort.

Die preußische Monarchie, wie sie aus den letzten Friedensschlüssen neu hervorgegangen war, umfaßte 5092 Quadratmeilen und

Digitized by Google

eine Einwohnerzahl von 15 Millionen (welche sich seitdem auf 17 Millionen gesteigert hat). Sie wurde (durch eine Verordnung v. 30. April 1815) wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden in zehn, später acht Provinzen eingetheilt, jede Provinz wieder in zwei oder mehrere Regierungsbezirke (im Ganzen 25). Die acht Provinzen, wie sie jetzt bestehen, sind:

1. Preußen, mit den Regierungen für Ostpreußen zu Königsberg, für Litthauen zu Gumbinnen, für Westpreußen zu Danzig und Marienwerder.
2. Pommern mit den Regierungen zu Stettin, Stralsund und Cöslin.
3. Brandenburg mit den Regierungen zu Potsdam und Frankfurt.
4. Schlesien mit den Regierungen zu Breslau, Oppeln und Liegnitz.
5. Posen mit den Regierungen zu Posen und Bromberg.
6. Sachsen mit den Regierungen zu Magdeburg, Merseburg und Erfurt.
7. Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arnsberg.
8. Rheinprovinz mit den Regierungen zu Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen und Trier.

In jeder Provinz leitet ein Ober-Präsident die allgemeinen Angelegenheiten der ganzen Provinz und überwacht die Thätigkeit der einzelnen Regierungen. In jedem der genannten Regierungsbezirke besteht eine Regierung, an der Spitze derselben befindet sich ein Regierungs-Chef-Präsident; wo jedoch der Ober-Präsident seinen Sitz hat, ist derselbe zugleich Chef-Präsident der Bezirksregierung, neben ihm steht zur besonderen Leitung der Bezirksangelegenheiten ein Vice-Präsident. Jede Regierung hat zwei oder drei Abtheilungen, eine für die inneren (Landes-Polizei-, Gemeinde- u. a.) Angelegenheiten, eine für die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten und eine für die Finanz- oder Domainen-, Forst- und Steuer-Angelegenheiten. Jede Abtheilung steht unter einem Ober-Regierungsrath, unter welchem die Regierungsräthe, Assessoren und Referendarien die einzelnen Zweige der Geschäfte bearbeiten. Wichtigere Sachen müssen im Collegium, d. h. in einer Sitzung aller Mitglieder der Abtheilung, die wichtigsten im Plenum, d. h. in gemeinschaftlicher Sitzung aller Abtheilungen berathen werden. Jeder Regierungsbezirk ist in eine Anzahl Kreise getheilt, deren Verwaltung unter Aufsicht und Leitung der Regierung

Digitized by Google

einem Landrath obliegt. Nach altem Herkommen wird der Landrath, welcher die wichtigsten Kreisangelegenheiten im Einverständniß mit den Kreisständen behandeln soll, aus den Rittergutsbesitzern des Kreises selbst gewählt. Die Kreisstände schlagen drei Candidaten vor, unter welchen der König wählt. Die besonderen Angelegenheiten der Städte werden unter Aufsicht des Landraths oder der Regierung von den Magisträten (Bürgermeister und Stadträthe oder Rathmänner) unter Mitwirkung der Stadtverordneten, diejenigen der Dörfer von dem Ortsgericht, welches aus dem Schulzen und Ortsvorstehern zusammengesetzt ist, besorgt.

In jeder Provinz steht unter der Leitung des Oberpräsidenten ein Medicinal-Collegium, welches Gutachten und Rathschläge in Betreff der öffentlichen Gesundheitspflege abzugeben hat, außerdem befindet sich bei jeder einzelnen Regierung ein Regierungs-Medicinalrath, welcher die ärztlichen Einrichtungen des Bezirks zu überwachen hat.

Während die Regierungs-Abtheilungen für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten nur die Aufsicht und Leitung der Elementar- und Bürgerschulen ihres Bezirks haben, stehen die höheren Lehranstalten der ganzen Provinz, insbesondere die Gymnasien und Schullehrer-Seminarien unter einem Provinzial-Schul-Collegium, dessen Chef wiederum der Oberpräsident ist.

Die inneren evangelischen Kirchen-Angelegenheiten werden in jeder Provinz von einem Consistorium geleitet, während die Regierungen nur die äußeren Kirchensachen (Kirchenkassen, Bauangelegenheiten) und die Rechte und Pflichten des Königlichen Patronats über einzelne Kirchen wahrzunehmen haben. Neben dem Consistorium wird die Aufsicht über die Kirchenangelegenheiten der Provinz durch einen General-Superintendenten, in kleineren geistlichen Bezirken durch Superintendenten geführt. Die katholischen Kirchen-Angelegenheiten leiten die Bischöfe und nach deren Anweisung in den einzelnen Bezirken die Erzpriester.

Zur sorgfältigen Ausarbeitung der Gesetze und zur höchsten Berathung der Grundsätze, nach denen die Verwaltung stattfinden sollte, war schon früher der Staatsrath eingesetzt; durch eine Verordnung vom Jahre 1817 wurde derselbe neu und fest organisirt. Der Staatsrath sollte unter dem Vorsitz des Staatskanzlers (später eines vom König besonders ernannten Präsidenten) bestehen: aus den Prinzen des Königlichen Hauses, welche das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben, aus einer Anzahl von Staatsdienern, welche durch ihr Amt selbst Mitglieder desselben sind (nämlich den Feldmarschällen, den Ministern, dem General-

Digitized by Google

Postmeister, den Chefs des Ober-Tribunals und der Ober-Rechnungskammer, den Geheimen Cabinetsräthen, Ober-Präsidenten und commandirenden Generalen) und außerdem aus Staatsdienern, welche das besondere Vertrauen des Königs dazu beruft. Zum Geschäftskreis des Staatsraths gehören: alle Vorschläge zu neuen, oder zur Abänderung und Erklärung bestehender Gesetze, alle Pläne und leitende Grundsätze zu Verwaltungsmaßregeln, — ferner alle Streitigkeiten über den Geschäftskreis der Ministerien, — sowie alle Sachen, welche der König in einzelnen Fällen an den Staatsrath verweisen will (z. B. Beschwerden der Unterthanen über die Minister u. s. w.).

Was die Militär-Verfassung des Landes betrifft, so hatte der König dieselbe schon am 3. September 1814 im Wesentlichen für die Dauer so festgestellt, wie sie von Scharnhorst ausgearbeitet und im Drange der Zeiten vorläufig eingeführt worden war. Das Landwehrreglement vom 21. November 1815 vervollständigte die Vorschriften über unsere Heereseinrichtung. Die Grundlage derselben ist die allgemeine Dienstpflicht, der zufolge jeder Preuße, sobald er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, zum Dienst für die Landesvertheidigung verpflichtet ist. Die bewaffnete Macht zerfällt aber in das stehende Heer, die Landwehr (ersten und zweiten Aufgebots) und den Landsturm; jeder Dienstpflichtige wird auf drei Jahre zum Dienst im stehenden Heere herangezogen, gebildete junge Leute, wenn sie sich selbst bewaffnen und kleiden, nur auf ein Jahr (die sogenannten Freiwilligen). Jeder tritt, nachdem er die bestimmte Zeit im stehenden Heere gedient hat, zur Landwehr über, deren erstes Aufgebot die Männer bis zum 32sten Lebensjahre, das zweite Aufgebot diejenigen bis zum 39sten Lebensjahre umfaßt. Das stehende Heer ist somit zugleich die Bildungsschule für die Landwehr; jenes allein steht immer gerüstet und schlagfertig da, auch die Landwehr aber ist mit den Waffenübungen so vertraut und ihre Einberufung so vortrefflich geordnet, daß Preußen zum Angriff oder zur Vertheidigung in Zeit von wenigen Tagen eine Armee von mehr als 400,000 Mann wohlgerüsteter Truppen aufstellen kann. Alles, was zu ihrer Ausrüstung an Kleidungsstücken, an Waffen und Kriegsgeräth nothwendig ist, muß jederzeit vorräthig gehalten werden. Nur im Falle der äußersten Noth soll zur Vertheidigung im Innern des Landes der Landsturm aufgerufen werden, welcher alle dienstfähigen Männer vom 40sten bis zum 60sten Lebensjahre umfaßt, aber nicht regelmäßig bewaffnet ist.

Was die preußische Armee aber vor anderen auszeichnet, ist der Geist der Ehre und wirklicher geistiger und sittlicher Zucht, welcher in

Digitized by Google

derselben gepflegt wird. Officiere sollen, ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, nur diejenigen werden, welche neben praktischer Dienstkenntniß auch eine gewisse geistige und wissenschaftliche Bildung nachgewiesen haben und gegen deren sittliche Führung kein Bedenken vorliegt; auch für die gewöhnlichen Soldaten aber ist das Heer eine Pflanzstätte guter Gewöhnung und Ausbildung. Ueberall ist dafür gesorgt, daß die mangelhaften Kenntnisse derselben ergänzt werden, und für Viele, die in der Kindheit vernachlässigt worden sind, werden erst die Dienstjahre eine Zeit rechter geistiger Erweckung und wenigstens nothdürftiger Bildung. Mit Recht steht daher das preußische Heer nicht nur wegen seiner Schlagfertigkeit und trefflichen Waffenübung, sondern auch wegen seines würdigen Geistes allgemein geachtet da und hat neuerdings in schweren Zeiten diese hohe Achtung gerechtfertigt.

Die Provinzialstände. Während nun der Ausbau der preußischen Staatseinrichtungen nach allen Seiten hin eifrig betrieben wurde, sollte auch dem lebhaften Wunsche Derjenigen Genüge geschehen, welche mit Stein die Betheiligung des Volks selbst an den öffentlichen Angelegenheiten erstrebt hatten. Schon von Wien aus erließ Friedrich Wilhelm (am 22. Mai 1815), wahrscheinlich auf den Rath Stein's, eine Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks. Der König sagte darin: „Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch fester begründet, die preußische Nation ein Pfand Unsers Vertrauens und die Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unsers Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer Urkunde, als Verfassung des preußischen Reichs dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.
2. Zu diesem Zwecke sind a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden sind, solche anzuordnen.
3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.
4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die

Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen."

Es sollte sofort eine Commission niedergesetzt werden, um die Ausführung dieser Maßregel vorzubereiten.

Diese Verordnung ist ein schöner Beweis des ehrenden Vertrauens, welches der König in seine Unterthanen setzte, und des aufrichtigen Willens, dieselben bei der Berathung ihrer wichtigen Interessen selbst zu betheiligen. Es geht aus dem mitgetheilten Text hervor, daß der König zuerst die Provinzialstände neu befestigen und dann aus ihnen heraus allgemeine Reichsstände bilden wollte. Nicht mit einem Male sollte das schwere Werk ausgeführt, sondern mit reiflicher Ueberlegung wollte man erst die Erfahrungen, die man mit den Provinzialständen machen würde, für die höhere Stufe der Landesverfassung benutzen. Der damalige Kronprinz, unser jetziger König, war es besonders, der sich mit der Ausbildung der ständischen Verfassung in Preußen lebhaft beschäftigte und sich darüber in Briefwechsel mit Stein setzte. Er erbat sich von demselben unter Anderm auch Rath darüber, ob es angemessen sei, die Reichsstände zugleich mit den Provinzialständen oder erst später ins Leben treten zu lassen, worauf der berühmte Staatsmann in einem ausführlichen, trefflichen Schreiben sich schließlich dahin entschied: „er halte die Provinzialstände für eine Vorübung zu dem schwierigen Beruf der allgemeinen Stände, und in diesen werde man theils den Geist erkennen, der sich ausspricht, theils manche Erfahrungen sammeln, die man bei der Bildung der Reichsstände benutzen könne."

In der That wurde auch fürerst die Errichtung von Provinzialständen allein in's Auge gefaßt. Am 3. August 1823 (am Geburtstag des Königs) erschien das Gesetz wegen allgemeiner Anordnung von Provinzialständen. Die Stände jeder Provinz, sowohl die Kreis- wie die Provinzialstände, werden nach diesem Gesetz lediglich aus den Grundbesitzern in Stadt und Land gewählt: die Besitzer der ehemaligen Standesherrschaften und die Rittergutsbesitzer bilden den ersten Stand, welcher die Hälfte aller Mitglieder des Provinziallandtags wählt, die andere Hälfte wird von dem Stande der Städte und dem der Bauern bestellt. Die Provinzialstände, welche gewöhnlich alle drei Jahre zusammentreten, haben über die Gesetzentwürfe, welche ihre Provinz angehen, zu berathen und ihr Gutachten darüber abzugeben, — ferner sollten sie, so lange keine allgemeine Ständeversammlung Statt fände, auch die allgemeinen Gesetze über Personen, Eigenthum und Steuerveränderungen u. s. w. berathen.

Digitized by Google

Die weitere Ausbildung der ständischen Gesetzgebung wurde der Zukunft vorbehalten.

Betrübende Stimmungen in Deutschland. Die ersten Jahre, welche auf die ruhmvolle Kriegszeit folgten, waren für Deutschlands inneren Frieden nicht so glücklich, wie man wohl hätte erwarten sollen. Nach den großartigen Kämpfen gegen den fremden Feind machten sich beklagenswerthe innere Meinungskämpfe geltend, welche an die Stelle der jüngsten freudigen Begeisterung bald eine unglückselige Verbitterung der Gemüther treten ließen. Zwischen Fürsten und Völker schlich sich hier und da ein Geist des Mißtrauens ein, welcher die Früchte der neuen Friedenszeit zum Theil verkümmerte. Während des Kampfes gegen Frankreich hatte nur ein Gedanke und ein Wille alle Herzen beseelt, der Gedanke, das Vaterland zu befreien, und der Wille, dabei zu siegen oder zu sterben. Als jedoch das glorreiche Ziel erreicht war, wurde vielfach lebhaft darüber verhandelt, wie nun überall die Verfassungen der Staaten neu geregelt werden sollten. Ein Theil von denjenigen gerade, welche die Befreiung des Vaterlandes am thätigsten vorbereiten geholfen hatten, stellten jetzt Anforderungen an die Regierungen, welche diese fürerst nicht befriedigen zu können glaubten. Besonders auch unter den Mitgliedern des früheren Tugendbunds nahm jetzt die Vaterlandsliebe und der schwärmerische Geist für Freiheit eine andere Richtung. In ihrer Begeisterung für das deutsche Vaterland waren sie mißvergnügt darüber, daß Deutschland nicht wieder zu einem einigen mächtigen Reich werden sollte, und machten ihrem Unwillen über das nur unvollkommene Band der Einigkeit, welches der Wiener Congreß geschaffen hatte, in gereizten Schriften Luft. Viele unter ihnen waren überdies von den Freiheitsideen, welche die französische Revolution verbreitet hatte, lebhaft ergriffen und verlangten Umänderung der bestehenden Staatseinrichtungen im Sinne der größten Freiheit und der Betheiligung des Volks an der Regierung.

Die Spannung der Gemüther erreichte einen bedenklichen Grad, als bei mehreren Nationalfesten der Geist der sogenannten Freiheitsbestrebungen sich öffentlich bekundete, besonders bei der Feier auf der Wartburg, welche zum dreihundertjährigen Andenken der Reformation und zugleich zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht veranstaltet wurde (18. October 1817). Die aufregenden Reden über die damaligen Zustände, welche dort gehalten wurden, trugen dazu bei, den Schwindelgeist, welcher zum Theil die besten, edelsten Kräfte verwirrte, bis zur gefährlichsten Höhe zu steigern. In Jena vor Allem bildete sich ein wahrhaft revolutionärer Club, wo man unter vielen jakobinischen Grund-

Digitized by Google

sätzen auch die Lehre predigte, der Baum der Freiheit müsse mit **Blut** gedüngt werden. Nur allzubald sollte die blutige Lehre durch eine schnöde That erfüllt werden. Ein russischer Staatsrath **Kotzebue** (auch als Verfasser vieler beliebter Theaterstücke bekannt) lebte in Weimar, von wo er an den russischen Hof über die erwähnten Zustände Berichte schrieb. Einer dieser Berichte war aufgefangen und veröffentlicht worden. In dem genannten Club zu Jena befand sich nun ein Jüngling, Namens **Karl Sand**, von feurigem Gemüth und großer Entschlossenheit: er war durch die Wartburgfeier tief ergriffen worden, die dort ausgesprochenen Mahnungen zum Haß gegen die Verräther und zur Selbstopferung für das Vaterland hatten ihn durchdrungen und in ihm eine Verblendung entwickelt, die ihn in Kotzebue den schlimmsten Feind des deutschen Volks erblicken ließ. Er sah daher dessen Ermordung nicht nur als erlaubt, sondern als verdienstlich an. Im März **1819** begab er sich denn nach Mannheim, wo Kotzebue sich gerade aufhielt, und ließ sich bei ihm melden, unter dem Vorwand, ihm einen Brief zu überbringen. Kaum war er aber in das Zimmer getreten, als er einen Dolch hervorzog und ihn mit den Worten: „Hier, Verräther des Vaterlands!" tödtlich traf. Als auf des Sterbenden Angstruf dessen Familie herbeikam, drückte Sand den Dolch in die eigene Brust, eilte auf die Straße hinaus und rief hinsinkend dem Volke zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" Er wurde in's Hospital gebracht und zunächst am Leben erhalten, bald darauf aber hingerichtet.

Nachdem schon die Wartburgsfeier die größte Mißstimmung bei den Regierungen erzeugt hatte, rief diese neue blutige That, welcher bald ein ähnlicher Mordversuch auf den nassauischen Regierungspräsidenten Ibell folgte, an den Höfen eine allgemeine Entrüstung hervor. Es wurde in den höheren Kreisen zur festen Ueberzeugung, daß in Deutschland ein Geheimbund bestehe, um die mißliebigen Staatsmänner aus dem Wege zu räumen und eine allgemeine Umwälzung herbeizuführen.

Schon als im Jahre 1818 die Fürsten sich zu einem neuen **Congreß in Aachen** versammelten, wo wegen der Räumung Frankreichs von den Occupationstruppen Beschluß gefaßt wurde, erkannten sie die Nothwendigkeit, den revolutionären Bestrebungen mit aller Kraft entgegenzutreten. Im **Congreß zu Carlsbad** vereinigten sich demzufolge die Bevollmächtigten der deutschen Regierungen zu gemeinsamen Maßregeln (1819). Es wurde eine allgemeine Untersuchungscommission für die gesammten „demagogischen Umtriebe" in Mainz niedergesetzt, die burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten verboten, die Turnvereine aufgehoben, alle Universitäten unter die genaue Aufsicht

Digitized by Google

besonderer Regierungsbevollmächtigten gestellt und einzelne, besonders verdächtige Universitätslehrer verhaftet und entlassen.

Durch diese Parteistreitigkeiten wurde auch die milde, väterliche Regierung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen getrübt und die Erfüllung mancher seiner Pläne für die Entwickelung der öffentlichen Freiheiten vereitelt oder wenigstens aufgeschoben. An seinem Hofe bildete sich eine starke Partei gegen die von Fürst Hardenberg anfangs lebhaft gewünschten weiteren Reformen und der Staatskanzler mußte sich den Ansichten derselben mehr und mehr bequemen. Seine bisherigen Collegen Wilhelm von Humboldt und von Boyen aber wurden entlassen. Die demagogischen Untersuchungen nahmen durch den übertriebenen Eifer und Parteihaß Einzelner oft einen sehr gehässigen Charakter an, sie erhielten später neue Nahrung, als die deutschen Regierungen in Folge der Julirevolution in Frankreich (1830) und der aufständischen Bewegungen in einem Theil der deutschen Staaten sich zu verschärften Vorsichtsmaßregeln veranlaßt sahen. Der Geist allgemeinen Mißtrauens und Mißbehagens ließ nur allmälig wieder ein besseres gegenseitiges Vertrauen aufkommen, wozu in Preußen die unverkennbaren Früchte einer weisen und auf das wahre Landeswohl bedachten Verwaltung, sowie die hohe Verehrung für die Person des trefflichen Monarchen viel beitrug.

51. Friedrich Wilhelm's spätere Regierungsjahre.

Nach und nach sanken die bedeutendsten der Männer, welche des Königs Sorgen in den Jahren des Drucks und der darauf folgenden Erhebung getheilt hatten, in's Grab. Der Feldmarschall Blücher, vom König wie vom Volk bis in seine letzten Tage durch die mannigfachsten Zeichen vaterländischer Dankbarkeit geehrt, war am 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien gestorben; ihm folgte am 27. November 1822 der Fürst Hardenberg.

Die Finanzverwaltung und der Zollverein. Friedrich Wilhelm selbst, wiewohl durch die Irrungen der Zeit und durch die mannigfachen Parteiungen oft verletzt und betrübt, fuhr unablässig fort, nach bestem Wissen und Gewissen das leibliche und geistige Gedeihen des Volks zu fördern. Der Staatshaushalt war schon in den Jahren 1820 und 1821 fest geregelt worden, und einer sparsamen und strengen Verwaltung gelang es, die Finanzen des Staats bald in eine musterhafte, bei andern Völkern bewunderte Ordnung zu bringen. Die Abgaben waren verhältnißmäßig nicht drückend, und doch wurde es ermög-

Digitized by Google

licht, außer den großen Kosten, welche der Unterhalt des für Preußens Machtstellung nöthigen Kriegsheeres und die Landesverwaltung verursachten, jährlich noch bedeutende Summen auf die Verbesserung des Landbaues, auf die allseitige Anlegung von vortrefflichen Chausseen und anderen Straßen zur Belebung des Verkehrs, auf die Hebung des Gewerbfleißes, sowie auf die Unterstützung von Kunst und Wissenschaft zu verwenden.

Die wohlthätige Fürsorge des Königs für Handel und Gewerbe bekundete sich in dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung besonders durch eine wichtige Schöpfung, welche zugleich dem Streben des deutschen Volkes nach einer engeren Einigung in hohem Grade entsprach: es war dies der **Zollverein**, welchen Preußen mit dem größten Theil der deutschen Staaten (außer Oesterreich, Hannover, Braunschweig und den Hansestädten) abschloß (1833) und wodurch die ärgerlichen Schranken, welche bis dahin den Handel und Verkehr der einzelnen Staaten trennten, aufgehoben worden sind. Während hierdurch einerseits die Industrie in dem Zollvereinsgebiet einen immer lebhafteren Aufschwung gewann, gelang es Preußen ferner, einen Theil der kleineren Staaten durch die gemeinschaftlichen Interessen immer fester an sich zu ketten.

Sorge für die Volksbildung. Aber nicht nur die äußeren Bedürfnisse, sondern vor Allem auch die geistige Hebung seines Volkes wollte Friedrich Wilhelm als ein wahrhaft christlicher Regent gefördert wissen: deshalb wurde die Sorge für das Schulwesen eine der glänzendsten Seiten seiner landesväterlichen Thätigkeit. Durch reichliche Unterstützung der bestehenden Hochschulen, durch die Verbindung der Universitäten Halle und Wittenberg zu einer der bedeutendsten Hochschulen unter dem Namen der vereinigten Universität Halle-Wittenberg (1817), durch die Stiftung eines Seminars für Candidaten des Predigtamts in Wittenberg (1817), sowie durch die Gründung einer neuen Universität zu Bonn für die Rheinprovinzen (1818) bewährte der König von Neuem den Eifer für die höhere Wissenschaft, welchen schon in früheren Jahren die Gründung der Universitäten Berlin und Breslau bekundet hatte. Nicht minderes Verdienst erwarb sich seine Regierung um die Leitung, Ausstattung und allseitige Ausbildung der Gymnasien und der eigentlichen Volksschulen. Seit 1817 ist die höhere Schulverwaltung, welche damals von dem Ministerium des Innern getrennt und einem besonderen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten übertragen wurde, rastlos thätig gewesen, um durch angemessene Bestimmungen und Reglements, durch strenge Prüfungsvorschriften, wie durch geistige Anregung die preußischen Lehr-

Digitized by Google

anstalten nach und nach zu Musteranstalten zu machen. Dem Bedürfniß der neueren Zeit kam die Regierung durch die Gründung und Förderung der sogenannten Realschulen entgegen, welche sich, wie die Gymnasien, zu rascher Blüthe entwickelten. Zur besseren Ausbildung der Lehrer für das höhere Schulamt wurden bei den Universitäten philologische Seminarien errichtet. Mit gleicher Liebe und Sorgfalt wurde endlich der Unterricht der großen Masse des Volks in Elementar- und Bürgerschulen behandelt: die vielfachen Bestrebungen berühmter deutscher Pädagogen für Verbesserung und Vereinfachung der Unterrichtsmethoden fanden bei der preußischen Schulverwaltung die einsichtigste Beachtung, und durch die in allen Provinzen vermehrten Schullehrer-Seminarien, in welchen sich das regste Leben entfaltete, wurde die Methode des Unterrichts in den Elementargegenständen mit überraschend glänzenden Erfolgen ausgebildet. Um den Unterricht in der Volksschule allen Kindern und gerade auch den ärmsten wirklich angedeihen zu lassen, wurde der heilsame Grundsatz der allgemeinen Schulpflichtigkeit neu eingeschärft; jedes Kind auf dem Lande, wie in der Stadt muß vom sechsten Jahre an bis zur Confirmation von seinen Aeltern oder Pflegern in die Schule geschickt werden und keines darf confirmirt werden, wenn es nicht die nothdürftigsten Schulkenntnisse erworben hat. Der Ortsgeistliche führt überall als Revisor in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Schulvorstand die Aufsicht über die Schule; die Superintendenten und die katholischen Erzpriester oder Schulinspectoren haben in ihren Sprengeln alle Schulen sorgfältig zu überwachen.

Durch die fortgesetzte einsichtige Pflege ist es dahin gekommen, daß schon unter Friedrich Wilhelm III. die Einrichtungen unseres Schulwesens einen solchen Ruf in Europa erlangten, daß fast alle fremden Regierungen hohe Beamte nach Preußen schickten, um diese Einrichtungen genauer kennen zu lernen. Doch hat sich die preußische Regierung durch die erlangten Erfolge nicht etwa blenden lassen, sondern ist fortdauernd bemüht gewesen, die selbst erkannten Mängel und etwa eingeschlichene falsche Richtungen zu beseitigen, vor Allem aber die Pflege ächter Gottesfurcht mehr und mehr zur Grundlage der gesammten Volksbildung zu machen.

Kirchliche Verhältnisse; die Union. So sehr Friedrich Wilhelm's wahrhaft frommer und milder Sinn sich auch in der Behandlung kirchlicher Dinge bewährte, so wurden doch seine späteren Regierungsjahre gerade durch manche ärgerliche Streitigkeiten mit den kirchlichen Behörden, besonders mit der katholischen Geistlichkeit getrübt. Wiewohl der

Digitized by Google

König, ganz im Sinn und Geist seiner Vorfahren, den Katholiken eine Rücksichtsnahme zu Theil werden ließ, wie dieselben sie in keinem andern Staate genießen, so wurde doch der Frieden unter den beiden christlichen Bekenntnissen zur tiefen Betrübniß des edeln Regenten durch einen Streit über die sogenannten gemischten Ehen zwischen Protestanten und Katholiken getrübt. Es kam so weit, daß sich die Regierung gegen einige hohe katholische Geistliche zu ernsten Maßregeln veranlaßt sah.

In der protestantischen Kirche erregten die eigenen, sehr wohlgemeinten Absichten Friedrich Wilhelm's eine Zeit lang eine gewisse Bewegung. Dem von ächt christlicher Liebe erfüllten Herzen des Königs war es von jeher ein Aergerniß gewesen, daß die Lutheraner und die Reformirten trotz ihrer Einigkeit in den wichtigsten Glaubenslehren wegen einiger dogmatischer Unterschiede kirchlich getrennt blieben. Schon bei der Confirmation des Kronprinzen (20. Januar 1813) sagte er zu den anwesenden hohen Geistlichen: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen ein Evangelium des Friedens und sind doch von einander getrennt durch die Confession; die Einen nennen sich lutherisch, die Andern reformirt. Bilden zwei verschiedene Kirchen, sind von einander getrennt. Sollten mit einander verbunden sein." Diesen Gedanken trug er fortan mit sich herum, und allmälig reifte derselbe in ihm zu einem Lieblingsplan. Als im Jahre 1817 die dritte Jubelfeier der Reformation begangen wurde, glaubte der König das Andenken des großen Ereignisses nicht besser begehen zu können, als durch eine Vereinigung oder Union der beiden protestantischen Kirchen, jedoch mit rücksichtsvoller Wahrung des Eigenthümlichen im beiderseitigen Lehrbegriff. Am 27. September 1817 erließ der fromme Fürst eine Cabinetsordre des Inhalts:

„Schon meine in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren, der Kurfürst Johann Sigismund, der Kurfürst Georg Wilhelm, der große Kurfürst, König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I. haben mit frommem Ernst sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen zu einer evangelisch-christlichen in ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe Ich Mich gern an sie an und wünsche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sectengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen Eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heil der christlichen Kirche in meinem Staate zu Stande gebracht und bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht

Digitized by Google

zu sehen. — Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten Kirchen ist den großen Zwecken des Christenthums gemäß, sie entspricht den ersten Absichten der Reformation, sie liegt im Geiste des Protestantismus, sie befördert den kirchlichen Sinn. ... Dieser heilsamen Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neue, belebte, evangelische, christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, den wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren. — Aber so sehr ich wünschen muß, daß die reformirte und evangelische Kirche in Meinem Staate diese Meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit Mir theilen möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Freiheiten achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit Etwas verfügen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgeht und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat. Sowie Ich Selbst in diesem Geiste das bevorstehende Säcularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiere und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe Ich, daß dies Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in Meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geist und in der Wahrheit finden möge. Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden überlasse Ich die äußere Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem gern folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlauteren Nebenabsichten, auf das Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so das Aeußere aus dem Inneren einfach, würdevoll und wahr von selbst hervorgehen wird. Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe und in Einer Hoffnung sich zu Einer Heerde bilden wird."

Digitized by Google

Die königliche Absicht fand in einem großen Theile der protestantischen Kirche sehr freudige Aufnahme, obwohl sich von vorn herein auch viele Stimmen gegen die Ausführbarkeit des edel gedachten Plans vernehmen ließen. Als jedoch später auf Befehl des Königs eine gemeinsame Agende (Formulare für die gottesdienstliche Ordnung) im Sinn und Geist der Union zur Einführung in allen protestantischen Kirchen, auch wo die Union von den Gemeinden nicht angenommen war, ausgearbeitet worden, widersetzte sich eine Anzahl lutherischer Gemeinden (besonders in Schlesien) diesem Vorhaben, indem sie das Wesentliche des lutherischen Bekenntnisses in der unirten Agende vernachlässigt fanden und deshalb ihre alte lutherische Liturgie beibehalten wollten. Vergeblich erklärte der König durch eine Cabinetsordre vom Jahre 1834, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeute und die Autorität der besonderen lutherischen oder reformirten Bekenntnißschriften dadurch nicht aufgehoben werden solle; vielmehr werde durch den Beitritt zur Union nur der Geist der Milde ausgedrückt, welcher ungeachtet der Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte doch die äußerliche kirchliche Gemeinschaft mit der anderen Confession annehmen wolle; mit der Einführung der gemeinsamen Agende solle endlich kein Zwang zur Union stattfinden. Die vorhandene Aufregung in jenen Gemeinden wurde durch die unvorsichtige Anwendung einzelner Gewaltmaßregeln nur erhöht, und es bildeten sich neben der unirten Landeskirche eine nicht unerhebliche Anzahl von sogenannten alt-lutherischen Gemeinden, welche durch die Verfolgung gerade zu einem um so regeren inneren Leben angereizt wurden und später (1845) die Anerkennung des Staats als eine erlaubte Religionsgesellschaft mit einem besonderen Kirchenregiment erlangten.

Wie Friedrich Wilhelm in seinen Bestrebungen für eine Union dem Beispiel seiner Ahnen folgte, so auch darin, daß er sich als der Schirm- und Schutzherr der evangelischen Kirche, selbst in fremden Ländern, erwies. Als die evangelischen Christen im Zillerthal in Tyrol Bedrückungen in der Ausübung ihres Glaubens erfuhren, bot ihnen der König von Preußen ein neues Vaterland in Schlesiens lieblichen Fluren an. Gegen 500 an der Zahl, durften sie sich in einer Colonie nahe bei dem königlichen Gut und Lustschloß Erdmannsdorf niederlassen, der König baute ihnen eine Kirche und Schule und gewährte ihnen reichliche Unterstützung zu der neuen Niederlassung, welche nach dem heimathlichen Namen gleichfalls Zillerthal genannt wurde.

Die Segnungen, welche Friedrich Wilhelm's weise, landesväterliche Regierung über Preußen verbreitete, wurden durch den langen Frieden,

Digitized by Google

dessen sich Europa seit 1815 erfreute, befördert und erhöht. Auch an der Erhaltung des Friedens hatte aber des Königs persönlicher Einfluß einen wesentlichen Antheil. Seinem festen Willen und seinem hohen Ansehen unter den Fürsten Europas war es großentheils zu danken, daß nach der französischen Julirevolution, welche die Ruhe von ganz Europa zu erschüttern drohete, dennoch der Friede aufrecht erhalten wurde.

Friedrich Wilhelm's Charakter und häusliches Leben*). Friedrich Wilhelm war schon durch die Zeit des Leidens und des Kampfes, die er in inniger Gemeinschaft mit seinem Volk durchlebt hatte, ein populärer Fürst im besten Sinne des Worts geworden; sein ferneres öffentliches und häusliches Leben hatte sodann die Zuneigung, Achtung und Liebe des Volks für ihn noch erhöht.

Friedrich Wilhelm III. war in seinem Aeußern von der Natur königlich bedacht: er hatte eine hohe, wohlgebildete Gestalt, sein edles Antlitz trug den Ausdruck des Ernstes und der Milde, sein Blick war fest, klar, ruhig, offen und wahr, immerdar der reine Spiegel seines Innern. Seit den Tagen des öffentlichen Unglücks und besonders seit dem Tode seiner Gattin Luise war jedoch in den Ausdruck der Klarheit, Frische und inneren Heiterkeit ein gewisser Zug der Wehmuth gemischt. In der Bewegung seines Körpers lag Anmuth und hohe Würde; sein Gang war fest, ruhig und sicher, bis in sein Alter rüstig und kräftig. In seiner Kleidung, wie in seinem ganzen Wesen liebte er die Einfachheit: gewöhnlich trug er einen schlichten blauen Oberrock bis oben zugeknöpft und eine einfache Landwehrmütze. Aber in jedem, auch in dem einfachsten Kleide, sah man in ihm den König; dieser trat in angeborener Würde hervor, man mochte ihn im königlichen Schmucke am Ordensfeste oder im einfachen Oberrock unter den Einwohnern Potsdams ohne Begleitung gemüthlich auf- und abgehen sehen. Auch in seiner Wohnung war die Einfachheit seiner Neigungen sichtbar: er wählte nicht das prächtige Schloß seiner Vorfahren, sondern blieb in dem kleinen, behaglichen Palais, das er schon als Kronprinz bewohnt, und das zwar heiter und geschmackvoll, aber ohne allen Glanz und Prunk eingerichtet war.

Der König erhielt sich seine kräftige Gesundheit bis ins Alter durch eine festgeregelte, einfache Lebensweise. Alles ging in strenger Ordnung den ganzen Tag hindurch, Alles war planmäßig vertheilt und jedes Geschäft hatte seine bestimmte Zeit. In seinem Palais ging Alles so still, geordnet und gemüthlich zu, wie in einem glücklichen Privathause. In allen Dingen war er mäßig, vorzüglich im Genusse der Speisen und

*) Vorzüglich nach Eylert.

Digitized by Google

Getränke: im Kreise seiner Familie war seine Tafel nur die eines wohlhabenden Privatmannes, und für sich selbst wählte er vollends nur die einfachsten und gesundesten Speisen aus. Als der Hofmarschall den König bei dessen Rückkehr nach Berlin im Jahre 1809 fragte, ob er nun wieder Champagner kommen lassen dürfe, ward ihm die Antwort: „Noch nicht und nicht eher, bis alle meine Unterthanen, auch die Aermsten, wieder Bier trinken können."

Friedrich Wilhelm III. gehörte nicht zu den genialen Herrschern, welche, wie Friedrich der Große, durch das Uebergewicht ihres Geistes einen bestimmenden Einfluß auf den Geist ihrer Zeit ausüben und gewaltige Geistesschöpfungen aus sich selbst erzeugen, aber er war ein Fürst voll schöner Gaben und Talente, welche vermöge des trefflichen Willens und des tiefen sittlichen Ernstes, der ihn beseelte, einen der vorzüglichsten Fürsten aller Zeiten aus ihm machten. Er besaß zunächst in einem seltenen Grade die für einen Fürsten unschätzbare Gabe eines klaren, gesunden Blicks, vermöge dessen er in den schwierigsten und verwickeltsten Dingen nach gewissenhafter Prüfung das Richtige und praktisch Wichtige leicht herauserkannte. Selbst Männern wie Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt gegenüber, deren geistige Ueberlegenheit er selbst am meisten anerkannte, machte sich dieses einfache, gerade Urtheil oft geltend, indem der König nach den lebhaftesten Widersprüchen seiner Minister mit sicherem Takt das Richtige erfaßte und aussprach. Der König hatte ferner ein vortreffliches Gedächtniß für Personen und Sachen, was ihm bei der Behandlung der Staatsgeschäfte sehr zu Hülfe kam. Es werden manche merkwürdige Fälle erzählt, wie er Personen, die er einmal gesehen, nach langer Zeit leicht wieder erkannte. In vielen Fällen hing diese Treue des Gedächtnisses mit der Treue seines Herzens, mit der dankbaren Erinnerung für jeden ihm erwiesenen Dienst zusammen. Der Werth seiner geistigen Begabung wurde überhaupt ungemein erhöht durch die Vorzüglichkeit seines Charakters. Der Grundzug desselben war die innere Wahrhaftigkeit. Alles Unwahre, alle Lüge, aller Schein war ihm innerlich zuwider. Anders meinen und scheinen, anders reden und sein war ihm unmöglich; immer wußte man, wie man mit ihm daran war; sein Ja war ein Ja, sein Nein war Nein, darum war er auch kurz und kategorisch in allem Reden und Befehlen. Auch an Anderen wollte er vor Allem Wahrhaftigkeit finden, und Schmeichler waren ihm in den Tod verhaßt. Wo er von der Aufrichtigkeit überzeugt war, war er jedoch für Anerkennung empfänglich und dankbar. Als die Herzöge von Orleans und von Nemours, die Söhne König Ludwig Philipp's, im Jahre 1836 am Berliner Hofe zum Besuch waren, versuchte beim

Digitized by Google

Abschied der Herzog von Orleans wiederholt, die Hand des Königs zu küssen, der sie immer zurückzog und auf den Rücken legte. Aber der liebenswürdige und ritterliche Prinz ergriff sie noch einmal mit den Worten: „Mein Vater hat mir befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt hat." Nun reichte ihm der König die Hand, aber umarmte ihn auch sogleich. — Mit der Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens hing die Sicherheit, Festigkeit und Ruhe desselben zusammen, — es beruhete eben auf einem sicheren Grund und blieb sich deshalb in allen Lagen gleich. Allseitig bewährt war er aus der Feuerprobe heißer Drangsale hervorgegangen, hierdurch erstarkt ging er dann festen und gleichen Muthes durch das Leben hindurch. Mit jenen großen Eigenschaften war bei ihm eine ächte Milde, das aufrichtigste Wohlwollen und selbst ein tiefer Zartsinn vereint. Auch dem heiteren Scherz war sein klares, liebevolles Gemüth, besonders im trauten Familienkreise sehr zugänglich.

Sein ganzes Wesen aber wurzelte vor Allem in ächter Gottesfurcht und wahrer Herzensdemuth: er war von einer einfachen, kindlichen Frömmigkeit, erfüllt von der tiefsten Ehrfurcht vor Gott und dessen heiligen Willen, und hatte sich gewöhnt, in allen Dingen mit seinem Gewissen ernst zu Rathe zu gehen. Die Gottesfurcht wollte er auch als Grundlage bei aller Erziehung und Bildung beachtet wissen, und als ihm einst ein Lehrplan vorgelegt wurde, wo der Religion nach vielem Anderen nur nebenbei Erwähnung geschah, rief er unwillig: „Ei, ei, doch der Religion auch noch so beiläufig ein Compliment gemacht; damit läßt sie sich aber nicht abfinden. Muß die belebende Seele des Ganzen sein, wenn was Tüchtiges daraus werden soll." Seine eigene Gottesfurcht äußerte sich auch in dem lebendigen, festen Vertrauen auf Gott, welches er in den Tagen der Prüfung und sein ganzes Leben hindurch in der tiefsten christlichen Ergebung bewährt hat, und das ihn zu seinem letzten Willen die Gedenkschrift wählen ließ: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Wie aus diesen Worten bei aller Freudigkeit doch der Ton der Wehmuth hervorklingt, so war, wie erwähnt, auch das Leben Friedrich Wilhelm's überhaupt von einem Hauch der Wehmuth durchzogen, seitdem seines Herzens höchstes Gut, seine theure Luise, von ihm genommen war. Nichts vermochte ihm dieses köstliche Kleinod mehr zu ersetzen, und die Erinnerung an ihr liebliches Walten ging durch sein ganzes Leben und Sein dahin. So gern er in den schönen Gärten um Sanssouci und um das neue Palais bei Potsdam, auf der Pfaueninsel oder in Erd-

Digitized by Google

mannsdorf im herrlichen schlesischen Gebirge weilte, — am liebsten war er doch in dem stillen, einsamen Paretz, wo er einst die frohen Tage mit seiner Luise verlebt. Er hatte dort auf einem Punkt, den die Verewigte liebte, ein Belvedere bauen lassen, dort ging er oft hin, immer allein und ohne Begleitung. Auch Charlottenburg wurde ihm nach dem Tode der Unvergeßlichen noch lieber. Dort hatte er neben dem großen Schlosse, das ihm zu prächtig war, eine kleine Wohnung mit freundlicher, heiterer Ausstattung bauen lassen. In seinem Schlafzimmer lag neben dem einfachen Ruhebette ein großes, schönes Umschlagetuch, welches die verewigte Königin gern und lange getragen hatte und welches der König, wenn er sich schlafen legte, jedes Mal selbst als Decke ausbreitete. Glänzende Hoffeste wurden fortan nur selten in Charlottenburg gegeben; eine heilige Stille umschwebte den Ort, wo die unvergeßliche Königin ihr frühes Grab gefunden. Einsam und in ernster Wehmuth wandelte der König oft durch die düstern Baumgänge, die zu ihrem Mausoleum führen, er allein hatte den Schlüssel zu dem unteren Grabgewölbe.

Als theures Andenken an die treffliche Königin war ihm der Kreis der Nachkommen geblieben, welche sie ihm gegeben und in welchem er mit herzlicher Freude weilte. Das Beispiel eines wahrhaft glücklichen, häuslichen Lebens wirkte weithin im Lande segenbringend. Vier Söhne hatte der König und drei Töchter. Sämmtliche Söhne waren verheirathet, der Kronprinz seit 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern, der Prinz Wilhelm (jetzt Prinz von Preußen) mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, der Prinz Karl mit deren Schwester Marie von Sachsen-Weimar, der Prinz Albrecht mit der Prinzessin Marianne der Niederlande; auch die drei Töchter waren vermählt, die älteste, Charlotte, mit dem Kaiser Nicolaus von Rußland, die zweite, Alexandrine, mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, die dritte, Luise, mit dem Prinz Friedrich der Niederlande. Schon umgab den guten Hausvater ein zahlreicher Enkelkreis.

Die Fürstin von Liegnitz. Als auch die letzte Tochter Luise, die mit kindlicher Seele an ihm hing und ihm alle seine häuslichen Geschäfte besorgt, seine einsamen Stunden versüßt hatte, als auch sie durch ihre Verheirathung ihm entrissen worden, da fühlte der König, daß ihm ein anderer verständiger und gemüthlicher Umgang mit einem weiblichen Wesen nöthig sei. Derselbe war ihm durch seine Frau und Tochter zum Bedürfniß geworden. Eine zweite Königin wollte er nicht: „Eine Luise bekomme ich nicht wieder,“ sagte er, „die Zeiten sind hin, für immer hin.“ So wollte er denn nach wahrer Neigung eine Frau aus nicht

fürstlichem Stande heirathen, in rechtmäßiger, christlicher Ehe, aber zur linken Hand, d. h. ohne Uebertragung fürstlicher Rechte auf sie und ihre Kinder. Der König hatte in Teplitz, wohin er jährlich ins Bad ging, die Gräfin Auguste von Harrach kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet: sie hatte die Eigenschaften der Weiblichkeit, des gesunden Verstandes, die Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit, wodurch er beglückt zu werden hoffte, und so hatte er sie denn zu seiner zweiten Frau erkoren. Am 9. November 1824 ließ er sich in Gegenwart des Kronprinzen, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und mehrerer hoher Hofbeamten in der Hofkapelle zu Charlottenburg mit ihr trauen, und verkündete bald darauf das Ereigniß seinem Volke. Die Gemahlin des Königs wurde zugleich zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhoben. Dieselbe ist dem königlichen Gatten gewesen, was er erwartete: eine zärtliche Freundin und Pflegerin und theure Gefährtin bis an sein Lebensziel. Sie steht noch heute in hohen Ehren beim Volk, wie in der ganzen königlichen Familie.

Friedrich Wilhelm's Ende und letzter Wille. Bis in sein siebenzigstes Jahr lebte Friedrich Wilhelm in gewohnter Thätigkeit und Fürsorge für des Landes Heil, und ganz Preußen blickte mit Stolz und Freude auf den greisen Fürsten. Im Frühjahr 1840 aber begann derselbe zu kränkeln und im Monat Mai wurde er bedenklich krank; nach wenigen Wochen vermehrte sich das Fieber und die Ermattung, — Brustkrampf und ein bedenklicher Husten stellten sich ein. Der wichtigen Feier der Grundsteinlegung für das Denkmal, welches Friedrich dem Großen beim hundertjährigen Gedächtniß seiner Thronbesteigung auf dem Opernplatz in Berlin errichtet werden sollte, konnte er nur noch hinter dem Fenster seines Palais zusehen (am 1. Juni 1840). Als die Nachrichten über seinen Zustand sich verschlimmerten, sammelte sich täglich das Volk von Berlin in dichten Schaaren um die königliche Wohnung, theilnehmend weiterer Kunde harrend. Die Kinder des Königs waren alle versammelt, auch die Kaiserin von Rußland war herbeigeeilt, den letzten Segen des theuern Vaters zu empfangen. Am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, **am 7. Juni 1840**, (Nachmittags 3¼ Uhr) hauchte Friedrich Wilhelm, die Hand dem Kronprinzen reichend, seinen Geist aus, so ruhig und sanft, daß der Leibarzt erst der Familie ein Zeichen geben mußte, daß ihr königlicher Vater bereits dahingegangen sei. Der Kronprinz drückte dem Vater die Augen zu: alle Anwesende, deren Zahl noch durch den herbeigeeilten Kaiser von Rußland vermehrt worden war, sanken auf die Kniee und beteten am Sterbelager des trefflichen Vaters, des erhabenen Fürsten. Mit ihnen trauerte bald ein ganzes Volk in

Digitized by Google

Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Selten ist ein Fürst von der Gesammtheit seiner Unterthanen so aufrichtig betrauert worden, weil selten eine so wahrhaft väterliche Liebe zum Volk, ein so ernster Gerechtigkeitssinn und so viel weise, einsichtsvolle Mäßigung bei einem Fürsten vereint waren. An wahrer Seelengröße, an ächtem Seelenadel und an hehrer Fürstenwürde hat ihn kein gekröntes Haupt jemals übertroffen. In Zeiten schwerer Prüfung und großen Kampfes hatte er seinem Volk als ein Muster christlichen Ernstes und ächter Vaterlandsliebe vorangeleuchtet; seitdem war das Volk an ihn mit unzerreißbaren Banden der Verehrung, der Dankbarkeit und der Liebe gekettet.

Am 10. Juni war die hohe Leiche im königlichen Schlosse ausgestellt: in einen schlichten Mantel gehüllt, die Feldmütze auf dem Haupt, lag der Entschlafene da. Am 11. Juni war das feierliche Leichenbegängniß; in der Domkirche wurde der Sarg geweiht, in der folgenden Nacht brachte man die theure Leiche nach Charlottenburg, wo Friedrich Wilhelm nun wieder mit seiner Gattin Luise vereint ist. Am Gedächtnißtag ihres Todes aber wurde nach des Königs Bestimmung im ganzen Lande die Trauerpredigt über die Worte Jacobi 1, 12 gehalten:

> „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfahen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

Des Königs Friedrich Wilhelm letzter Wille. Am 17. Juni erließ der Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. folgende Bekanntmachung:

„Ich befehle, zwei kostbare Dokumente der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche Mir, nach dem Willen Meines in Gott ruhenden königlichen Vaters und Herrn am Tage seines Heimganges eingehändigt worden, wovon das eine bezeichnet ist

„Mein letzter Wille", und das andere
„Auf Dich, meinen lieben Fritz ꝛc."

anfängt, und welche beide von seiner eigenen Hand geschrieben und vom 1. December 1827 datirt sind.

Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen, eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, seinen Sohn und Nachfolger, übergehen lasse, der ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theuern

Digitized by Google

Kleinods, das Er uns im Schweiße Seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat. — Das weiß Ich — sollte dies Kleinod je gefährdet werden — was Gott verhüte — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch ein Volk ist werth und fähig, königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schönern Act, als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann.

Sanssouci, den 17. Juni 1840.

Friedrich Wilhelm."

Mein letzter Wille.

Meine Zeit mit Unruhe. Meine Hoffnung in Gott. An Deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen! Verleihe Mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte.

Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner theueren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: — Gedenke der Abgeschiedenen — auch Meiner liebevoll gedenken!

Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in Seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du Uns Alle wieder vereinen, möchtest Du Uns dessen in Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, Unsers Heilandes, willen, Amen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Rathschluß zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen (insbesondere als Er Mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war), als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott, ewiger Dank sei Ihm dafür, auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. Unter die letztern, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder, sowie die besondere, un-

Digitized by Google

erwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.

Meinen wahren, aufrichtigen, letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren.

Ich vergebe allen Meinen Feinden: auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen Meines Volks, Meines größten Schatzes, (doch, Gott Lob, nur selten mit Erfolg) Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm.

Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen, — wenigstens darnach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorieen, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber auch vor einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.

Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist.

Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber mögen Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Digitized by Google

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieses bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll mir dieser Gedanke Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das theure Vaterland!

Gott behüte und beschütze unser Haus jetzt und immerdar!

Er segne Dich, mein lieber Sohn, und Deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu und gebe Dir gewissenhafte, treue Räthe und Diener und gehorsame Unterthanen. Amen!

Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV. (seit 1840).

52. Friedrich Wilhelm als Kronprinz.

Friedrich Wilhelm IV., des vorigen Königs ältester Sohn, ist am 15. October 1795 geboren. Unter der treuen mütterlichen Pflege der trefflichen Königin Luise entwickelten sich in ihm frühzeitig die reichen Anlagen einer bevorzugten Natur; besonders war es der frommen Fürstin eine rechte Herzenssache, die Keime ächter Gottesfurcht in ihren Kindern zu beleben und zu kräftigen.

Die Ausbildung Friedrich Wilhelm's fällt großentheils in die Zeit vaterländischer Trübsal und Noth, durch welche das Herz der edlen Königin so tief bekümmert und zuletzt gebrochen wurde: in jener schweren Prüfungszeit hat der junge Kronprinz eine geistige Weihe für seinen künftigen Beruf erhalten, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden ist. Wie Friedrich Wilhelm III. selbst und seine fromme Gemahlin in Folge der harten Schläge des Schicksals nur noch mehr veredelt und in wahrer Gottergebenheit und Glaubenszuversicht gehoben wurden, so ist gewiß auch für die königlichen Kinder die Trübsal jener Tage eine Quelle reichen geistlichen Segens geworden. Die erhabene Seelengröße, welche das treffliche Königspaar in der schweren Prüfung bekundete, mußte auch auf die jungen Herzen der Ihrigen einen läuternden und kräftigenden Einfluß üben und den Grund zu einer sittlich ernsten und tief religiösen Richtung legen, welche sich in der That in dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm jeder Zeit bewährt hat. Ueberdies wurde durch die bittere Noth jener Zeiten die ernste Fürsorge der Königin Luise, welche vorzüglich die Zukunft des Vaterlandes tief im hingebenden Herzen trug, gerade auch dahin geleitet, der Erziehung und Ausbildung des Kronprinzen für seine dereinstige hohe Bestimmung die gewissenhafteste Aufmerksamkeit zu widmen. Ihm wollte sie die feurige Vaterlandsliebe einpflanzen, von der sie selbst beseelt war, in ihm alle die Eigenschaften und Tugenden entwickeln, durch die er einst sein Volk beglücken könnte.

Digitized by Google

Die ersten Mittheilungen, welche wir aus der Jugendzeit Friedrich Wilhelm's IV. haben, sind sämmtlich mit der Erinnerung an die Königin Luise innig verwebt: fürwahr die herrlichste Aegide, unter welcher je ein Fürst in die Geschichte eingeführt worden.

Frühzeitig, schon vor der Niederlage der preußischen Waffen, versäumte die Königin keine Gelegenheit, das deutsche Gefühl des königlichen Knaben gegen die Fremdherrschaft zu entzünden. Es war kurz nach der Verletzung des preußisch-anspachischen Gebietes, welche die Niederlage der Oesterreicher bei Ulm herbeiführte, als die königliche Familie in Paretz den zehnten Geburtstag des Kronprinzen feierte. Derselbe erhielt damals als Festgeschenk Hut und Degen und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Tief bewegt richtete sie an ihn jene bereits erwähnten Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Wie ergreifend die edle Fürstin nach dem Unglück von Jena zu ihren Söhnen gesprochen, wie sie dieselben angefeuert, ihre Kräfte zu entwickeln, um dereinst das Vaterland von der Schande und Erniedrigung zu befreien, wie sie dieselben vor der Entartung jenes Zeitalters gewarnt, und sie aufgefordert, sich des Namens als Enkel des großen Friedrich würdig zu zeigen, — das ist bereits bei der Darstellung von Luisen's Leidenszeit näher mitgetheilt. Dort ist auch erwähnt, wie sie nach dem Tilsiter Frieden ihren liebsten Trost im trauten Familienkreise, in der Liebe ihres Gemahls und in der Sorge für ihre Kinder fand. Das Bild, welches sie damals ihrem Vater von dem Wesen des Kronprinzen entwarf, müssen wir hier als die erste Nachricht über Friedrich Wilhelm wiederholen:

„Der Kronprinz ist voller Leben und Geist," schreibt die Königin im Jahre 1808. „Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist."

Je mehr der Kronprinz sich von den Grenzen der Kindheit entfernte, in desto höherem Grade erregte seine Erziehung die mütterliche Theilnahme und Vorsorge. Sein erster männlicher Erzieher war der

Digitized by Google

Geheimerath Delbrück, welcher mit strenger Gewissenhaftigkeit die Entwickelung des reich begabten Prinzen leitete und besonders in Uebereinstimmung mit dem Streben der königlichen Aeltern den Grund eines innigen christlichen Glaubens zu befestigen bemüht war. Als jedoch Friedrich Wilhelm das dreizehnte Jahr erreicht hatte, schien es der Königin, als bedürfe der Prinz, der mit großer Lernbegierde, mit lebhafter und fruchtbarer Einbildungskraft rasch vorgeschritten war, und dessen geistiger Lebendigkeit die etwas trockene Art des bisherigen Lehrers nicht mehr entsprach, einer anderen Leitung. Sie wurde hierin durch den Rath des Freiherrn von Stein bestärkt. Derselbe schrieb damals: „Soll der Kronprinz zu seinem zukünftigen Beruf gebildet werden, so ist es mit der allgemeinen Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Mann nicht hinreichend, sondern es muß frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf die Kenntniß der Geschichte der Nationen und ihrer Beherrscher, auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalles geleitet werden, durch einen Mann, der mit diesen Ideen vertraut ist und damit Welt- und Menschenkenntniß verbindet, der einen Reichthum von Ideen besitzt, die er mittheilt und dadurch den Geist des Zöglings belebt und auf ihn wirkt." Die Wahl fiel auf den Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin, Ancillon. Derselbe war ein Mann von kräftigem, sehr gebildetem Geist und von Adel und Würde in seiner ganzen Haltung; sein Ausdruck war beredt und glänzend, seine Unterhaltung anregend und geistreich. Stein hoffte, daß er durch die Stärke seines Charakters Einfluß auf den Prinzen gewinnen und ihn durch den Reichthum seines Geistes anziehen würde. Seine Erwartungen sind reichlich in Erfüllung gegangen und der Kronprinz ist seinem Lehrer für die lebendige, geistige Anregung, die er von ihm erhalten und unter deren Einfluß sich seine schönen Gaben hoffnungsvoll entfalteten, in dankbarer Liebe ergeben geblieben.

In einer bedeutungsschweren Zeit, am 20. Januar 1813, zwei Tage vor der Abreise des Hofes nach Breslau, fand zu Potsdam die Confirmation des Kronprinzen Statt. Der würdige Bischof Sack, welcher bereits Friedrich Wilhelm III. getauft, unterrichtet, eingesegnet und getraut hatte, war auch der Lehrer des Kronprinzen im Christenthum und baute auf dem in früher Jugend gelegten ernsten Grunde fort. Bei der Prüfung seines königlichen Zöglings richtete er an denselben auch die Frage: „Was soll der Glaube an Gottes allweise und allgütige Weltregierung in einer dunkeln Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?" und nach kurzer Sammlung antwortete der siebzehnjährige Prinz aus der Fülle seines fromm bewegten Herzens: „Dieser

Digitized by Google

Glaube soll und wird mich erheben, stärken und kräftigen. Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuth spricht: „„Bis hieher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.““ Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht lässet aufgehen in der Finsterniß und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige, gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuem Volke sein. Amen!“

Der Kronprinz folgte dem König nach Breslau; mit Begeisterung nahm er an den Vorbereitungen zu Preußens ruhmvoller Erhebung Theil und mit freudigem Muthe begleitete er dann den hochherzigen Vater in den Krieg. Zuerst lernte er den Ernst der Schlachten in den Tagen von Groß-Görschen kennen. Während des böhmischen Feldzugs, wo des Königs lebendiges Eingreifen den Verbündeten den Sieg gegen Vandamme verschaffte, schrieb Wilhelm von Humboldt aus dem Hauptquartier: „Der Kronprinz ist beständig beim König, er entwickelt sich aufs allerbeste und behält stets seine naive Fröhlichkeit inmitten seiner sehr ernsten Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen.“ — Auch an dem Feldzug in Frankreich nahm der Prinz mit seinem königlichen Vater Theil.

Nach der Wiederherstellung des Friedens war des Königs Sorgfalt in hohem Grade darauf gerichtet, seinen Thronerben immer tiefer in den Gang der Verwaltung einzuweihen. Schon damals war der Geist und Charakter des jungen Fürsten so weit gereift, daß ihm der König während seiner Abwesenheit zum Wiener Congreß mit vollem Vertrauen die Regierung übertragen konnte. Gleichzeitig aber erhielt er durch einen der ausgezeichnetsten damaligen Gelehrten und Staatsmänner, den berühmten Niebuhr, noch eine überaus segensreiche weitere Belehrung und Anregung für seinen hohen Beruf. Niebuhr, ein Mann von der seltensten Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Wissens, der merkwürdigsten Klarheit des Denkens, der überraschendsten Lebendigkeit des Geistes, der großartigsten Tiefe der Auffassung und der edelsten und gediegensten ernst religiösen Gesinnung, — war einer der bedeutendsten Geister jenes einflußreichen Kreises gewesen, der in Gemeinschaft mit dem Freiherrn von Stein die Wiedergeburt des Vaterlandes vorbereitet hatte. Ihn berief der König im Jahre 1814, um den Kronprinzen in der Finanz- und Verwaltungskunde zu unterrichten. Bei Friedrich Wilhelm's geistiger Frische und Lebendigkeit und bei einem Lehrer von Niebuhr's hohem, umfassendem Standpunkt blieb der Unterricht natürlich nicht streng auf den nächsten Gegenstand beschränkt, sondern Niebuhr übte in freiester

Digitized by Google

Weise den größten, befruchtendsten Einfluß auf die treffliche Geistesentwickelung seines königlichen Zöglings aus. Niebuhr's Lebensgeschichte sagt uns: er lernte den Prinzen in diesen Stunden näher kennen und innig lieben. Geist, Gesinnung und Charakter machten ihm denselben theuer. Niebuhr's Herz hing bis an sein Lebensende mit wahrhaft zärtlicher Liebe an ihm: und vielfältige Andeutungen zeugen davon, daß auch der Prinz ein Herz für ihn hatte. In einem seiner Briefe schreibt Niebuhr über den Kronprinzen: „Ich freue mich, wenn der Tag kommt, zu ihm zu gehen. Er ist aufmerksam, nachfragend, voll Interesse — und alle die herrlichen Gaben, womit die Natur ihn so reich ausgestattet hat, entfalten sich in diesen Stunden vor mir. — Sein fröhlicher Sinn thut tieferem Ernst keinen Eintrag, und sein Herz ist so tief bewegt, wie seine Phantasie leicht beflügelt. Er sucht Urtheil und Belehrung, ohne sich irgend einer Autorität hinzugeben. Ich habe nie eine schönere Jünglingsnatur gesehen."

Aus einer späteren Zeit, wo Niebuhr den Kronprinzen öfter wiedersah, haben wir manche ebenso rühmende Aeußerung. Im Jahre 1824 schrieb Niebuhr an seine Frau über den Prinzen: „Wenn er ganz gekannt wäre, müßte er noch viel höher gewürdigt werden, als er es ist. Man sollte Gott auf den Knieen danken, daß das Land einen solchen Thronerben hat, der in ganz Europa nicht seines Gleichen hat."

Friedrich Wilhelm III. ließ den Kronprinzen auch durch die einzelnen Minister in die Geschäfte näher einführen; derselbe nahm ferner an den Arbeiten des Staatsraths den thätigsten Antheil, ebenso an den Sitzungen des Staatsministeriums, in welchem er später den Vorsitz und hierdurch an der Verwaltung der wichtigsten Landesangelegenheiten den größten Theil erhielt. Es ist bereits oben mitgetheilt, wie ihm die Leitung der Ständeangelegenheiten insbesondere übertragen war und wie sehr ihm dieselbe am Herzen lag. Wir werden bald sehen, wie er sie auch als Regent mit besonderer Vorliebe behandelte. Auch der militärischen Ausbildung des Kronprinzen wurde die größte Sorgfalt gewidmet; seit dem Jahre 1820 trat derselbe zu dem Armeecorps als commandirender General und als Gouverneur von Pommern in ein besonderes nahes Verhältniß. Mit Recht konnte der hochselige König in dem „letzten Willen" an seinen „lieben Fritz" die freudige Ueberzeugung aussprechen, daß derselbe auf die Bürde und Schwere der Regierungsgeschäfte mehr als mancher andere Thronerbe vorbereitet sei, um so mehr, als er schon als Kronprinz öfter vorübergehend die Regentschaft geführt hatte.

Am 29. November 1823 vermählte sich Friedrich Wilhelm mit der

Digitized by Google

Prinzessin Elisabeth Luise von Baiern. Der ihr vorangehende Ruf hoher weiblicher Würde, großer Bildung, Einsicht, Besonnenheit und edeln, herzlichen Wohlwollens wurde nach ihrem freudig begrüßten Erscheinen in Preußen aufs schönste bestätigt, und bald verbreitete sich besonders die Kunde von ihrem stillen christlichen Wohlthun, wie sie den Nothleidenden durch wohlüberlegte, zweckmäßige Unterstützung zu Hülfe kam und wie ihr frommer Sinn sich vorzüglich auch der Pflege und Förderung der weiblichen Erziehungsanstalten zuwendete.

In der Theilnahme an den Regierungsgeschäften, im lebendigen Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Wissenschaft, in der einsichtigsten, durch eine Reise nach Italien noch geförderten Beschäftigung mit der Kunst, in der Anregung und Beförderung alles geistigen und christlich-sittlichen Lebens, sowie in dem herzlichsten, rührendsten Familienleben kam die Zeit heran, welche Friedrich Wilhelm IV. nach dem seligen Heimgang seines allverehrten Vaters auf den Thron berief.

53. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. bis zum Märzaufstand 1848.

Die Huldigung. Friedrich Wilhelm IV. bezeichnete seinen Regierungsantritt durch mehrere Beweise königlicher Milde, welche zugleich als Andeutungen einer heranbrechenden freieren Entwickelung des öffentlichen Lebens aufgefaßt wurden.

Die Hoffnungen, welche schon hierdurch erweckt wurden, steigerten sich zur lebhaftesten Begeisterung, als Friedrich Wilhelm IV. bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin (am 10. September und am 15. October 1840) mit erhabenen, wahrhaft königlichen Worten das Bewußtsein von seinen hohen Regentenpflichten und den ernsten Willen aussprach, dieselben mit Gottes Hülfe zu erfüllen; als er gelobte, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König zu sein," wie sein unvergeßlicher Vater; als er in Königsberg die schönen Worte sprach: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre!" — und in Berlin: „Ich weiß zwar, und Ich bekenne es, daß Ich Meine Krone allein von Gott habe, und daß es Mir wohl ansteht, zu sagen: „„Wehe dem, der sie anrührt!"" — Aber Ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu Lehn trage von dem Allerhöchsten Herrn, und daß Ich Ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem

Digitized by Google

Tage und jeder Stunde Meiner Regierung." — „Ich gelobe Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. — Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird."

Des Königs Absichten für die Landesverfassung. Wie aus des Königs herrlichen Worten ein erhabener Geist und eine wahrhaft edle Denkungsweise hervorleuchteten, so bekundeten auch seine Handlungen die trefflichsten Absichten für Preußens und Deutschlands heilsame Entwickelung. Hohe königliche Gedanken erfüllten des Fürsten Sinn, in mehr als einer Beziehung brachte er schöpferische Pläne mit auf den Thron, — leider war es ihm nicht vergönnt, dieselben ungestört und nach dem Wunsch seines landesväterlichen Herzens zur Ausführung zu bringen.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm der Ausbildung einer reichsständischen Verfassung für Preußen eine vorzügliche Beachtung gewidmet; dasselbe Streben hielt er auch als König fest. Dabei war es freilich sein Grundsatz, nicht etwas ganz Neues zu schaffen, sondern die in Preußen seit alter Zeit vorhandenen Elemente einer allgemeinen Landesverfassung zu benutzen, zu entwickeln und zu vervollkommnen: er wollte aus den Provinzialständen allmälig die allgemeinen Reichsstände herausbilden, weil aus den Erfahrungen fremder Länder, besonders Frankreichs, zu erkennen war, daß Verfassungen, die man ohne Zusammenhang mit den alten Einrichtungen, blos nach glänzenden Ideen schafft, eben so schnell, wie sie entstehen, von dem Winde der öffentlichen Meinung wieder verweht werden. Bei der Huldigung in Königsberg, wo man den König an die von seinem Vater verheißenen Reichsstände erinnerte, sagte er: „In Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Entwickelung Preußens seien allen Theilen der Monarchie bereits Provinzialstände gegeben. Dieses Werk immer treu zu pflegen und einer für das geliebte Vaterland immer ersprießlicheren Entwickelung entgegen zu führen, sei eine der wichtigsten und theuersten Pflichten des königlichen Berufs." Er fügte hinzu: „Unsere getreuen Stände können in vollem Maaße unseren Absichten über die Institution der Landtage vertrauen."

Digitized by Google

Zwar gab es Viele, denen des Königs bedächtiges Vorgehen nicht genügte, und die mit ungeduldigem, ungestümem Drängen eine gänzliche Aenderung der Staatsverfassung herbeiwünschten; doch ließ sich Friedrich Wilhelm hierdurch nicht irre machen, mit ernster, gewissenhafter Besonnenheit bereitete er die weiteren Schritte für die Entwickelung der preußischen Verfassung vor.

Mordversuch gegen den König. Im Jahre 1844 wurde das preußische Vaterland durch die Kunde einer in unserer Landesgeschichte bis dahin unerhörten Frevelthat erschüttert: — ein Nichtswürdiger hatte einen Mordversuch auf die Person des Königs unternommen. Am 26. Juli, als Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin eben in den Wagen stieg, um eine Reise nach Schlesien anzutreten, drängte sich aus der versammelten Volksmenge ein Mann hervor und drückte ein Doppelpistol auf den König ab. Die Vorsehung bewahrte jedoch das Leben des Monarchen, er war unverletzt und rief der erschrockenen Menge zu: „Es ist Nichts, Kinder! Ich bin unversehrt, beruhigt euch!" Der Thäter war sofort ergriffen worden und die Wuth des Volkes würde über ihn blutiges Gericht gehalten haben, wenn ihn nicht die Schloßwache geschützt hätte. Die Untersuchung ergab zu einigem Trost des preußischen Volkes, daß das Verbrechen nicht die That eines politischen Parteigängers, sondern lediglich eine Handlung der Privatrache war. Der Verbrecher war ein wegen schlechter Amtsführung abgesetzter Bürgermeister Tschech, der den König oft, aber vergeblich, um Wiederanstellung gebeten hatte. Er büßte seine nichtswürdige That auf dem Blutgerüst. Im ganzen Lande aber gab sich bei Gelegenheit der wunderbaren Errettung des Königs das Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit an denselben lebhaft kund; der edle Fürst dankte seinem Volke in einer öffentlichen Ansprache und schloß mit den vertrauensvollen Worten: „Solcher Liebe gewiß lege ich getrost mein Haupt in den Schooß jedes einzelnen meiner Unterthanen im Lande." Auch ließ er sich in der Ausführung seiner landesväterlichen Absichten für Gewährung größerer Freiheiten nicht stören.

Der vereinigte Landtag. Am 3. Februar 1847, am Jahrestage des berühmten Aufrufs, durch welchen Friedrich Wilhelm III. das Volk zum Freiheitskampfe begeistert hatte, erschien eine königliche Bekanntmachung, durch welche aus sämmtlichen Provinzialständen der Monarchie ein vereinigter Landtag gebildet wurde. Der König gewährte dieser allgemeinen Landesvertretung das wichtige Recht, bei der Einführung neuer Steuern die Zustimmung zu geben oder zu verweigern und zugleich das Recht des Beiraths bei der Gesetzgebung.

Digitized by Google

Am 11. April eröffnete der König die erste Versammlung des vereinigten Landtags mit einer feierlichen Anrede. Nachdem er die Vertreter der Stände „am Tage der Vollendung eines großen Werkes des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm's III.“ herzlich willkommen geheißen, fuhr er fort: „Der edle Bau ständischer Freiheiten, dessen acht mächtige Pfeiler*) der hochselige König tief und unerschütterlich in die Eigenthümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. — — — Segnen wir noch heute das Gewissen des treuen lieben Herrn, der eigene, frühe Triumphe verschmähete, um sein Volk vor späterem Verderben zu bewahren, und ehren wir sein Andenken auch in dem Stück, daß wir sein eben vollendetes Werk nicht gleich durch ungenügsame Neuerungssucht in Frage stellen. — Lassen wir die Zeit und vor Allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir dies Werk, das, wenn es gut, auch bildsam ist, wie sich's gebührt, glaubensvoll den bildenden, fördernden Händen der göttlichen Vorsehung. — — Mein und Meines Vaters freies und treues Volk hat alle die Gesetze, die Wir Beide ihm zum Schutze seiner höchsten Interessen gegeben haben, mit warmer Dankbarkeit empfangen, und Wehe dem! der ihm seinen Dank verkümmern oder ihn gar in Undank verkehren wollte. Jeder Preuße weiß seit 24 Jahren, daß alle Gesetze, die seine Freiheit und sein Eigenthum betreffen, zuvor mit den Ständen berathen werden. Von dieser Zeit an aber weiß Jedermann im Lande, daß Ich keine Staatsanleihe abschließen, keine Steuer erhöhen, keine neue Steuer auflegen werde ohne die freie Zustimmung aller Stände. — Ich weiß, daß Ich mit diesen Rechten ein kostbares Kleinod der Freiheit Ihren Händen anvertraue, und Sie werden es treu verwalten. — — — Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwerdt groß zu machen, durch das Schwerdt des Krieges nach außen, durch das Schwerdt des Geistes nach innen; aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Wie im Feldlager nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe herabfallen, nur von Einem Willen geleitet werden, und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit des Knechtes forderte, so würde er wahrlich einen noch viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von Ihnen fordern wollte, was die Krone des freien Mannes ist, den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. — — — Zwischen uns

*) Die acht Provinzialverfassungen.

sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. (Und wer könnte das, der sich durch die Geschichte belehren läßt?) Ich strebe allein darnach, Meine Pflicht nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er Mir auch nimmer zu Theil werden." — Mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse sagte dann der König: „Ein Bekenntniß vermag Ich heute unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entsetzlichen Beginnens, Mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen, um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntniß aber lautet: „Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen." „Wohlan denn," so schloß der Fürst, „gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich (des bin ich in Hoffnung gewiß), während ganz Europa die Augen auf Sie gerichtet hat, als ächte Preußen zeigen. Dann bleibt auch, glauben Sie mir, das Eine, was Noth thut, nicht aus, nämlich Gottes Segen, an dem allein Alles gelegen. — — Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens willkommen."

Des Königs Vertrauen sollte jedoch nicht ganz erfüllt werden, denn kaum war der Landtag eröffnet, als sich im Schooße desselben viele Stimmen erhoben, welche für die Stände ganz andere als die ihnen zugewiesenen Befugnisse in Anspruch nahmen. Dieselben vereinigten sich sogar zu einem förmlichen Protest gegen die Bestimmungen des königlichen Patents und verweigerten ihre Mitwirkung bei der Berathung wichtiger, von der Regierung vorgelegter Gesetzentwürfe.

Nach mehr als zweimonatlicher Versammlung trennte sich der vereinigte Landtag (am 26. Juni) wieder; der königliche Landtagsmarschall beklagte in seiner Schlußrede, daß die Ergebnisse weniger fruchtbringend für das Land gewesen seien, als der König erwartet habe. Er fügte den Ausdruck des leider nur allzubald vereitelten Vertrauens hinzu, daß die allwaltende göttliche Vorsehung, welche Preußen immer schützend zur Seite gestanden, den Samen des Guten und Edlen, welches dort ausgestreut, auf einen fruchtbaren Boden fallen gelassen habe.

Streben des Königs für die deutsche Einheit. Noch in einer andern wichtigen Beziehung war der König von Beginn seiner Regierung an ernstlich bemüht, die Wünsche der deutschen und preußischen Patrioten zu erfüllen. Die festere Begründung der Einigkeit und Einheit des deutschen Vaterlands hatte von jeher in des Königs eigenem ächt deutschem Streben eine wichtige Stelle eingenommen. Bei der Grundsteinlegung zum Wiederbeginn des seit drei Jahrhunderten unterbrochenen Dombaues in Köln (1842) ergriff er die Gelegenheit,

Digitized by Google

seiner hohen Begeisterung für jene Idee in beredtesten Worten Ausdruck zu geben, und weithin in ganz Deutschland fanden diese Worte lebendigen und lauten Wiederhall. In Uebereinstimmung mit solcher Bekundung ächt deutschen Sinnes versuchte er es auch, beim deutschen Bundestag gewisse bessere Einrichtungen zur Kräftigung des Einheitsbandes herbeizuführen, doch scheiterten seine Bemühungen an dem Widerstand der österreichischen Regierung. Dieses Mißlingen trug viel dazu bei, die unheilvolle Stimmung zu nähren, welche seit längerer Zeit schon in einem Theil der Bevölkerung um sich griff, und durch welche den traurigen revolutionären Ereignissen der späteren Jahre die Bahn geöffnet wurde.

Kirchliche und politische Wühlerei. Auch religiöse Streitigkeiten kamen hinzu, um den öffentlichen Geist in Preußen und in ganz Deutschland zu verwirren und zu trüben. Friedrich Wilhelm's ernstes Bestreben, die christliche Religion als wesentlichste Grundlage der allgemeinen Volksbildung neu zu befestigen, sowie seine Absicht, in der evangelischen Kirche selbst auf dem Grunde eines tieferen, lebendigen Glaubens eine kräftige Entwickelung anzubahnen, gab zu falschen Deutungen und unbegründeten Befürchtungen Anlaß, als sei es dabei auf eine Beschränkung der Glaubensfreiheit abgesehen. Im Widerspruch gegen die strenggläubige Richtung des Kirchenregiments traten in mehreren Provinzen sogenannte „Lichtfreunde" auf, welche vorgaben, das Christenthum nach den Forderungen des Zeitgeistes zu vereinfachen, und zu diesem Zweck „freie Gemeinden" gründeten. Gleichzeitig gingen auf dem Gebiete der katholischen Kirche ähnliche Bewegungen vor.

Der Bischof Arnoldi in Trier ließ im Jahre 1844 nach geraumer Zeit zum ersten Mal wieder den in der dortigen Kathedrale unter anderen Reliquien aufbewahrten „ungenähten Rock" Jesu ausstellen, welchem die gläubigen Katholiken eine gewisse Wunderkraft zuschrieben. Tausende wallfahrteten in feierlichen Processionen nach Trier, und man berichtete von mancher dort geschehenen wunderbaren Heilung. Dies gab einem entlassenen katholischen Kaplan Johannes Ronge in Schlesien Veranlassung, mit einem heftigen Sendschreiben gegen den Bischof Arnoldi aufzutreten und eine sogenannte deutsch-katholische oder christ-katholische Nationalkirche zu gründen, welche freilich von den eigentlichen christlichen Glaubenslehren wenig beibehielt. Obwohl sich der neue „Reformator" sehr bald als ein unbedeutender hohler Mensch erwies, so fand seine Sache doch vielfachen Anklang. Die sich bildenden christ-katholischen Gemeinden aber wurden ebenso wie die erwähnten „freien Gemeinden" der Lichtfreunde vorzüglich als Mittelpunkte einer gefährlichen Aufregung

in den unteren Volksklassen benutzt und halfen die herannahenden Stürme in Deutschland vorbereiten.

So wurde von mehreren Seiten zugleich der Same der Unzufriedenheit und öffentlichen Zwiespalts ausgesäet. Die meisten Führer der sogenannten liberalen Partei ahnten nicht, welche Stürme sie damit über das Vaterland heraufbeschwören halfen. Sie waren zum großen Theil weit davon entfernt, eine wirkliche Revolution in Preußen herbeizuwünschen, aber sie beachteten nicht, wie die von ihnen beförderte Erregung des Volkes es verwegenen Geistern möglich machte, im Stillen ihre schlimmeren revolutionären Zwecke zu verfolgen. Demokratische Wühler bearbeiteten das Volk insgeheim durch die lockende Vorspiegelung besserer glücklicherer Zustände. Es kam ihnen dabei sehr zu Statten, daß gerade damals in mehreren Theilen unseres Vaterlandes bittere Noth herrschte: in Schlesien zumal hatte eine Mißernte und die Kartoffelkrankheit den Ausbruch des Hungertyphus herbeigeführt, und gleichzeitig war die seit langer Zeit verarmte Weberbevölkerung im schlesischen Gebirge durch die Noth der Zeit doppelt hart betroffen. Das Elend war so groß, daß es den Wühlern leicht gelingen konnte, in den ärmeren Klassen Haß und Erbitterung gegen die Wohlhabenderen und gegen die bürgerlichen Einrichtungen überhaupt zu erwecken. So war das Feld für die revolutionäre Saat bestellt, welche zuletzt von Frankreich herübergebracht wurde und wider alle Erwartung rasch aufging.

54. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. seit dem Märzaufstande 1848.

Preußen und die Revolution. Als im Februar 1848 die überraschende Kunde aus Frankreich erscholl, daß Ludwig Philipp vom Throne gestoßen und durch den kühnen Handstreich einer demokratischen Rotte die Republik eingeführt sei, als hierauf in Italien, in der Schweiz und in einem Theile von Deutschland die demokratische Partei sich mächtig erhob, da begannen auch in Preußen alle Hoffnungen und Bestrebungen der liberalen Partei sich neu zu beleben und im ganzen Lande entstand ein mächtig erregtes politisches Treiben. Niemand aber wollte glauben, daß es auch bei uns zu einem wirklichen Aufstand kommen könne, weil Alles, was andere Völker durch die blutigen Waffen der Revolutionen zu erkämpfen suchten, in Preußen auf dem segensreicheren Wege friedlicher Reform theils schon erreicht, theils hoffnungsvoll angebahnt war. Seit Jahrhunderten durfte Preußen stolz sein auf eine fast ununterbrochene Reihe von Fürsten, welche des Landes Ehre,

Digitized by Google

Größe und Wohlstand als den höchsten Leitstern ihres Strebens angesehen, seit Jahrhunderten war kein Staat in so unaufhörlicher Entwickelung vorgeschritten, nicht nur durch die Erweiterung seiner Grenzen, sondern vor Allem durch das Wachsthum der inneren Kraft und des politischen Ansehens: — in allen Zweigen des äußeren, wie des geistigen Lebens waren die Keime eines heilbringenden Fortschritts sorgsam gepflegt und die glücklichsten Erfolge erzielt worden. Seit den Jahren vorübergehender nationaler Prüfung zumal war ein frisches, fruchtbringendes Leben in alle Theile der Verwaltung gekommen, — alle Verbesserungen für die Gesammtheit oder für die Lage einzelner Stände, welche in anderen Ländern nur im Gefolge gewaltsamer Umwälzungen eingetreten waren, hatten bei uns durch die allmäligen folgerichtigen Schritte einer gewissenhaften Staatsweisheit festen Boden gewonnen, — in vieler Beziehung wurden unsere Staatseinrichtungen in fremden Ländern als Muster betrachtet. Wenn endlich bis vor Kurzem in einer wichtigen Beziehung, nämlich in Betreff der eigenen Betheiligung des Landes an den öffentlichen Angelegenheiten, die Wünsche Vieler noch nicht erfüllt gewesen waren, so hatte doch die Einrichtung des vereinigten Landtags auch hierin die allmälige Befriedigung angebahnt. Wie konnte man glauben, daß bei solchen Zuständen ein gewaltsamer Umschwung der Dinge versucht werden könnte! Es schien als müßte das preußische Volk aus Achtung vor sich selbst und im Bewußtsein seiner ruhmvollen Vergangenheit, sowie aus dankbarer Ergebenheit gegen sein Königshaus fest stehen, wenn Alles rings umher wankte, sich stolz um den Thron schaaren, wenn ringsum die Throne erschüttert wurden.

Manche von denjenigen, welche in jenen Tagen die Bewegung schüren halfen, mögen in der That dieselbe Zuversicht gehegt haben, daß in Preußen hierdurch eine größere Umwälzung nicht herbeigeführt werden könne: hätten sie geahnt, wohin die Bewegung ausarten sollte, so würden sie schwerlich ihr Theil dazu beigetragen haben. Diese übertriebene Zuversicht auf die Festigkeit der öffentlichen Zustände täuschte auch die Regierung: sie ließ es geschehen, daß radicale Wühler, welche nach den französischen Ereignissen in großer Anzahl und mit unerhörter Kühnheit auftraten, überall die leichtgläubige Volksmasse verführten.

In ganz Deutschland war die revolutionäre Partei bereits am Werke, in den meisten Staaten hatte sie die Herrschaft schon an sich gerissen, aber sie fühlte sehr wohl, daß sie einen bleibenden Sieg nicht erringen könnte, so lange sie nicht auch in Preußen herrschte, weil Preußen in politischer und in geistiger Beziehung im größten Theil von Deutschland einen maaßgebenden Einfluß ausübt. So war denn ihr

Digitized by Google

ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Gewalt der preußischen Regierung zu brechen, um dann ungehindert in ganz Deutschland ihr zerstörendes Treiben fortsetzen zu können. Berlin wurde zu einem Hauptschauplatz ihrer aufregenden Thätigkeit gemacht. Tag für Tag wurden dort von geschickten Demagogen feurige Reden an Tausende von Zuhörern aus den unteren Volksklassen gehalten. Um die Mitte des Monats März war die Aufregung bereits so weit gediehen, daß es in den Straßen der Hauptstadt zu einzelnen blutigen Conflicten kam. Gleichzeitig entsandten die großen Provinzialstädte Deputationen nach Berlin, welche dem König die sogenannten „Forderungen des Volks" vortrugen.

Friedrich Wilhelm IV. war zwar von vorn herein nicht abgeneigt, in Verfolg seiner früheren Pläne, gewisse Erweiterungen der von ihm bereits gewährten Freiheiten zu bewilligen, aber er mochte sich diese Zugeständnisse nicht gleichsam abtrotzen lassen; deshalb zögerte er mit deren Bewilligung, bis er am 18. März ein Patent erließ, in welchem den wesentlichsten Wünschen Befriedigung verheißen und zugleich eine gründliche Umgestaltung der deutschen Bundeseinrichtung in Aussicht gestellt war.

Als diese wichtige königliche Verheißung bekannt wurde, überließ sich der größte Theil des Volks aufrichtiger Freude und der tröstlichen Hoffnung, daß nun die Wogen der öffentlichen Aufregung beruhigt werden würden. Solch' friedlicher Ausgang aber entsprach den Wünschen der revolutionären Wühler nicht, und sie hatten bereits ihren Plan gemacht, um den allgemeinen Jubel in neue Erbitterung und blutigen Schrecken zu verwandeln.

Der Aufstand. Die Bevölkerung Berlins war auf die Nachricht von des Königs neuen Bewilligungen zahlreich auf den Platz vor dem königlichen Schloß geeilt, um sich der Wahrheit der erfreulichen Kunde zu versichern. Der König verkündete von dem Balcon des Schlosses herab noch einmal seinen wichtigen Entschluß: freudiger Jubel der befriedigten Bevölkerung begleitete ihn, als er sich wieder zurückzog. Während dessen hatte sich aber an dem einen Portal des Schlosses viel verdächtiges Volk versammelt, welches einen Conflict mit dem dort aufgestellten Militär herbeizuführen suchte. Zwei Schüsse, von denen niemals ermittelt worden, von wo sie ausgingen, gaben das Signal zu den blutigen Scenen der Empörung, durch welche die Hauptstadt befleckt wurde. Durch die Vorspiegelung angeblichen Verraths und eines von den Soldaten vorgeblich unter den friedlichen Bürgern angerichteten Blutbads wurde die Bevölkerung Berlins getäuscht und theilweise zu einer gewaltsamen Erhebung verführt. Vergeblich wurden vom Schlosse

Digitized by Google

aus Botschaften in die einzelnen Stadttheile gesandt, um die traurige Wendung der Dinge aus einem Mißverständniß zu erklären: die revolutionären Führer des Volks ließen dasselbe nicht mehr zur Besinnung kommen, sondern trieben es durch glühende Reden in immer größere Erbitterung hinein. Es entbrannte ein fürchterlicher Straßenkampf, dessen Heftigkeit von Stunde zu Stunde stieg. Als jedoch nach der blutigen Nacht der Morgen des 19. März hereinbrach, waren die Truppen des Königs überall Sieger.

Weitere Bewilligungen. Der König, inmitten seiner Familie im Schloß verweilend, hatte mit dem größten Widerstreben den Befehl zur blutigen Unterdrückung des Aufstands gegeben und mit tiefem Schmerz die Fortdauer des traurigen Kampfes empfunden: seinem landesväterlichen Herzen war es unerträglich, die Gewalt der Waffen gegen die eigenen Unterthanen anwenden zu müssen. Am frühen Morgen erließ er eine herzliche Aufforderung an die Berliner, die Waffen niederzulegen und seinen väterlichen Gesinnungen zu vertrauen, doch wurde diese Ansprache von den Volksführern nur mit frevelndem Hohn aufgenommen. Inzwischen erschienen zahlreiche Bürger auf dem Schloß, um in den König zu dringen, daß er das Militär zurückziehe; sie glaubten sich alsdann mit ihrem Einfluß für die Wiederherstellung der Ruhe verbürgen zu können. Friedrich Wilhelm, dessen Vertrauen zu seinem Volk noch nicht verschwunden war, gab diesen Vorstellungen Gehör, ertheilte den Befehl zur Zurückziehung der Truppen und genehmigte zur Sicherung der Personen und des Eigenthums die Bildung einer Bürgerwehr. Zugleich wurde die Entlassung der früheren Minister und die Bildung eines neuen liberalen Cabinets verkündigt.

In der wachsenden Verwirrung aber geschah es, daß die Truppen, statt blos in die Kasernen zurückzugehen, ganz aus der Stadt entfernt wurden. So konnte denn in Berlin sehr bald eine zügellose Volksherrschaft die Oberhand gewinnen, unter deren Einfluß alle wohlmeinenden Absichten der Regierung und alle Bestrebungen der gemäßigten Bürger vereitelt wurden. Durch das Drängen zahlreicher Deputationen sah sich der König bewogen, am 22. März die Berufung einer constituirenden Nationalversammlung zu verheißen, welche eine neue Verfassung für den preußischen Staat berathen sollte; eine nochmalige Sitzung des vereinigten Landtags im April 1848 diente nur dazu, der Nationalversammlung die Wege zu bahnen, indem der unheilvolle Beschluß gefaßt wurde, dieselbe durch unbeschränkte Urwahlen zu bilden, an welchen alle Preußen ohne Unterschied des Standes, der Einsicht und der Bildung gleichen Antheil haben sollten.

Digitized by Google

Aufstand in Posen. Ehe jedoch die Nationalversammlung zusammentrat, wurde die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung noch nach anderen Seiten in Anspruch genommen. In Posen war in Folge der allgemeinen politischen Aufregung eine Empörung der polnischen Bevölkerung ausgebrochen. Schon im Jahre 1846 war dort eine Verschwörung entdeckt worden, welche zugleich auch in Krakau und Gallizien zum Ausbruch kommen sollte; man hatte dieselbe damals im Keime unterdrückt, jetzt aber hoffte die polnische Bevölkerung des Großherzogthums bei der eingetretenen Erschütterung der Regierung leicht erreichen zu können, was zuvor mißlungen war. Die Fahne der Empörung wurde überall aufgepflanzt, die preußischen Wappen abgerissen, die Behörden verjagt und blutige Excesse gegen die deutsche Bevölkerung begangen. Nachdem von Seiten der preußischen Regierung die Mittel friedlicher, versöhnlicher Einwirkung vergeblich angewandt waren, erhielten bedeutende Truppenmassen den Befehl, in Posen einzurücken, und nach einigen mörderischen Gefechten wurde der Aufstand von den braven Truppen unterdrückt. Der Hauptanführer Mieroslawski entfloh, um sich anderweitig an den europäischen Revolutionskämpfen zu betheiligen.

Das deutsche Parlament. Inzwischen hatte der König vergeblich den Versuch gemacht, die Entwickelung der deutschen Verhältnisse in seine Hand zu nehmen. Wie er von jeher eine persönliche warme Begeisterung für die Sache der deutschen Einigung gehabt, so wollte er jetzt zur Rettung Deutschlands sich an die Spitze des Gesammtvaterlandes stellen; aber die radicalen Volksführer in Süddeutschland wollten von einem Deutschland mit einem kräftigen preußischen König an der Spitze Nichts wissen, schon waren ihre Hoffnungen viel weiter vorgeschritten und auf die Gründung einer deutschen Republik gerichtet. Die Häupter der sogenannten Volkspartei aus allen Gegenden waren in Frankfurt am Main zusammengekommen, hatten dort ein sogenanntes Parlament gehalten und beschlossen, daß eine allgemeine Nationalversammlung berufen werden sollte, um eine neue Reichsverfassung nach demokratischen Grundsätzen einzuführen. Diese deutsche Nationalversammlung kam in der That am 18. Mai in Frankfurt zusammen: sie zählte unter ihren Mitgliedern zwar viele der bedeutendsten Männer Deutschlands, aber zugleich eine große Anzahl der wildesten Demagogen. Anfangs gelang es der gemäßigten Partei unter dem angesehenen und kräftigen Heinrich von Gagern manche wichtige Beschlüsse zur Förderung der äußeren Ordnung in den deutschen Ländern durchzusetzen und einen fürstlichen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich zu ernennen. Bei den Berathungen der Ver-

Digitized by Google

sammlung trat aber immer mehr ein tiefer Zwiespalt der Ansichten und eine gänzliche Zersplitterung der Parteien hervor, und die Zeit wurde mit endlosen Meinungskämpfen fruchtlos hingebracht. Immer leidenschaftlicher und gewaltsamer wurden die Auftritte, bis am 18. September die demokratische Volksmasse in Frankfurt sich geradezu in Aufruhr gegen die Gemäßigteren in der Versammlung erhob, wobei die beiden preußischen Volksvertreter Fürst Lichnowsky und General von Auerswald durch schnöden Meuchelmord einen gräßlichen Tod fanden. Jene scheußlichen Vorgänge wurden jedoch für viele Besserdenkende in ganz Deutschland ein warnendes Denkzeichen zu endlicher Ermannung und kräftiger Gegenwehr: von dem Tode Auerswald's und Lichnowsky's begann fast überall eine entschiedenere Gegenwirkung gegen das demokratische Treiben, welches dort in seiner nackten Gemeinheit schreckend hervorgetreten war. Bald ermannte sich vorzüglich auch Preußen wieder, wo inzwischen die heimische Nationalversammlung gleichfalls einen traurigen Verlauf genommen hatte.

Die preußische Nationalversammlung und die rettenden Thaten. Bei den Urwahlen, durch welche die preußische Nationalversammlung gebildet wurde, hatten die demokratischen Wühler kein Mittel unversucht gelassen, keine blendende Vorspiegelung und Verheißung gespart, um die unerfahrenen Volksmassen für sich zu gewinnen: den Arbeitern und Handwerkern hatten sie allerlei Hirngespinnste von besseren „socialen" Zuständen, den Bauern die Befreiung von mancherlei Abgaben an die Gutsherren zugesagt, wenn nur erst die demokratischen Ansichten zur Herrschaft gelangten. So war es ihnen gelungen, in großer Zahl als Volksvertreter gewählt zu werden. Der revolutionäre Sinn der auf solche Weise entstandenen Versammlung bekundete sich von vorn herein in der ausdrücklichen „Anerkennung der Revolution", sowie in der Verwerfung aller von der Regierung zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maaßregeln. Unter den Augen der Versammlung durfte die Pöbelherrschaft in Berlin ungehindert überhand nehmen; am 14. Juni fand sogar ein frevelhafter Einbruch der Volkshaufen in das Zeughaus Statt, wobei Verbrecherhände sich nicht nur an den Waffen, sondern auch an den vaterländischen Siegeserinnerungen vergriffen. Die Abgeordneten der Nationalversammlung selbst, insoweit sie nicht ganz den Neigungen des Pöbels willfahrten, sahen sich öffentlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Die demokratische Mehrheit der Vertreter aber ging in ihren Berathungen immer entschiedener darauf hinaus, alle Grundpfeiler der Ordnung und des monarchischen Regiments in Preußen zu erschüttern.

Digitized by Google

Der König, mehr und mehr überzeugt, daß die weiteren Berathungen der Versammlung unter solchen Umständen nur zum Verderben des Landes gereichen könnten, beschloß endlich, dem unseligen Treiben durch kräftiges Einschreiten ein Ziel zu setzen, und sah sich nach Männern um, welche Muth und Thatkraft besäßen, diese Absicht durchzuführen. Seine Wahl fiel auf den dem königlichen Hause nahe stehenden General Grafen von Brandenburg, im Kriege schon als wackerer Offizier, seitdem immerdar als tüchtiger, ehrenfester Mann bewährt, zuletzt commandirender General in Schlesien, und auf den Freiherrn Otto von Manteuffel, vormals als tüchtiger Landrath, sodann als vortragender Rath bei dem Prinzen von Preußen, zuletzt als Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern hochgeachtet. Jener trat als Ministerpräsident an die Spitze der neuen Verwaltung, während neben ihm Freiherr von Manteuffel als Minister des Innern sich die Befestigung der öffentlichen Zustände durch energischen Widerstand gegen die demokratische Unterwühlung des Staats zur besondern Aufgabe stellte. Einen gleich entschlossenen Collegen fanden sie an dem Cultusminister von Ladenberg und an dem Kriegsminister von Strotha, zu denen bald der Handelsminister von der Heydt hinzutrat.

„Das Ministerium der rettenden That", wie es später benannt wurde, trat am 9. November in's Amt und begann sofort damit, daß es die Sitzungen der Nationalversammlung, um die Berathungen derselben dem Einfluß des Berliner Straßenpöbels zu entziehen, von Berlin nach Brandenburg verlegte. Die Versammlung bestritt der Regierung das Recht zu diesem Schritt und verlangte vom König die Entlassung des Ministeriums. Die Minister, wie der König selbst, blieben jedoch bei dem einmal gefaßten Beschluß. Als nun die demokratischen Mitglieder der Versammlung den Versuch machten, der Regierung zum Trotz ihre Sitzungen in Berlin zu halten, und die Berliner Bevölkerung zum Theil für sie Partei ergriff, erhielt der General von Wrangel den Befehl, mit der um Berlin versammelten Truppenmacht einzurücken, um die bedrohte Ruhe zu sichern. Die unbefugten Sitzungen der Abgeordneten wurden mit Waffengewalt aufgehoben; zuletzt faßten dieselben jedoch noch den hochverrätherischen Beschluß der Steuerverweigerung. Schon war aber im besseren Theile des Volks ein Bewußtsein darüber erwacht, wohin das gesetz- und zuchtlose Treiben dieser Nationalversammlung führen müßte; in der Steuerverweigerung erkannte man vollends den Versuch zu einer Auflösung der ganzen staatlichen Ordnung. Als nun das Volk sich zugleich überzeugte, daß es dies Mal der Regierung selbst mit dem Widerstand Ernst sei, da fand sich überall

Digitized by Google

die Kraft und Entschlossenheit wieder, dem schmachvollen Zustand endlich ein Ziel zu setzen: mit Freuden schaarten sich alle Wohldenkenden von Neuem um die Regierung und erklärten sich öffentlich zur Unterstützung der Krone und des muthvollen Ministeriums bereit. Dieses konnte aus dem Verhalten des Volkes klar erkennen, daß die Zeit zu kräftigem Handeln gegen die Umsturzpartei gekommen sei. Da sich die Abgeordneten zur Zeit der Wiedereröffnung der Sitzungen in Brandenburg nicht zahlreich genug einfanden, so schritt der König zur **Auflösung der Nationalversammlung**, zugleich aber machte er eine aus eigener Machtvollkommenheit gegebene **(octroyirte) Verfassung** (vom 5. December 1848) bekannt. Dieselbe war nach den freisinnigsten Grundsätzen verfaßt, doch sprach der König zugleich das Vertrauen und die Zuversicht aus, daß die neu zu berufenden Kammern Alles in der Verfassung mildern würden, was dem Ansehen und der Kraft des Königthums ungebührliche Schranken auferlege. Die weise Mäßigung dieses Verfahrens der Regierung machte im Lande den günstigsten Eindruck, und überall fingen die Hoffnungen der redlichen Bürger sich neu zu beleben an.

Ablehnung der deutschen Kaiserwürde. Die angebahnte bessere Zeit sollte jedoch erst noch durch manche neue Anstrengung erkämpft werden. Die Volksvertretung, welche auf Grund der octroyirten Verfassung in zwei Kammern gebildet wurde, bestand zum Theil wiederum aus revolutionär gesinnten Mitgliedern, welche nicht geneigt waren, die vom Könige gehegte Hoffnung auf eine heilsame Revision der Verfassung zu erfüllen. Der weitere Verlauf der deutschen Angelegenheiten aber führte vollends einen Bruch der Regierung mit der Versammlung herbei.

Die Kämpfe über die deutsche Verfassung waren im Frankfurter Parlament immer heftiger und verwirrter geworden: endlich nach langwierigen Verhandlungen hatte man eine Reichsverfassung festgestellt, welche einen so demokratischen Charakter an sich trug, daß damit eine kräftige, geordnete Regierung allen Besonnenen unmöglich erschien. Zuletzt wurde (mit einer Mehrheit von nur vier Stimmen) die Einsetzung eines erblichen Reichsoberhauptes mit dem Titel Kaiser der Deutschen und die Uebertragung der Kaiserwürde auf den König von Preußen beschlossen. Bei der Annahme dieser Würde aber sollte sich der König auch zur unveränderten Annahme und Beobachtung jener demokratischen Verfassung verpflichten. Viele auch der getreuesten Diener des Fürsten waren der Ansicht, daß er vor Allem den ihm angetragenen bedeutsamen Beruf zum Heile Preußens und Deutschlands ergreifen müsse und daß sich dann wohl Mittel und Wege

Digitized by Google

finden lassen würden, die demokratischen Fesseln der Verfassung abzustreifen. Der König aber erblickte in dem Antrag der Frankfurter Versammlung eine Frucht der revolutionären Entwickelung der deutschen Verhältnisse, er hielt es überdies seiner königlichen Ehre und Würde zuwider, eine Verfassung anzunehmen und zu beschwören mit dem heimlichen Entschluß, dieselbe dann wieder umzustürzen, endlich erkannte er es auch als Pflicht gegen die übrigen deutschen Fürsten, nicht ohne gemeinsame Verständigung mit denselben zu handeln. Aus diesen Gründen beschloß er die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde (April 1849).

Dieser Schritt, welcher das ganze bisherige Wirken der Frankfurter Versammlung vereitelte, wurde von der revolutionären Partei benutzt, um in ganz Deutschland von Neuem eine heftige Aufregung zu erzeugen. Auch die preußische Zweite Kammer hielt sich für berufen, ihrer Mißbilligung über des Königs Entschluß Ausdruck zu geben; ihre Verhandlungen arteten darüber zu einer solchen Gereiztheit und Bitterkeit aus, daß sich die Regierung wiederum zu einem entscheidenden Schritt, zur Auflösung der Zweiten Kammer genöthigt sah. Um die Wiederkehr einer so revolutionär gesinnten Versammlung zu verhüten, wurde nunmehr auch die Aenderung des Wahlgesetzes beschlossen.

Aufstände in Sachsen und Baden. Der Verlauf der deutschen Nationalversammlung war inzwischen nach der preußischen Ablehnung der Kaiserkrone immer gewaltsamer und verhängnißvoller geworden. Die revolutionäre Partei beschloß, die Reichsverfassung jedenfalls zur Geltung zu bringen, wäre es auch durch offene Auflehnung gegen die widerstrebenden Fürsten. Noch einmal wurden die Volksmassen in ganz Deutschland durch alle Mittel verführerischer Aufreizung bearbeitet, und in mehreren Staaten kam es zum offenen Aufstand, am gefährlichsten in Sachsen und Baden.

Friedrich Wilhelm aber hatte bald nach der Ablehnung der Kaiserwürde erklärt, daß er denjenigen Fürsten, welche in Folge dieses Schrittes von Empörung bedrängt würden, zur Unterdrückung derselben gern beistehen wolle. Als nun zuerst in Dresden wilder Aufruhr entbrannte, ließ der König von Preußen auf den Hülferuf der sächsischen Regierung sofort zwei Bataillone preußischer Garden in Sachsen einrücken. Dieselben hatten in Dresden drei heiße Tage durchzumachen, da sich die Rebellen in den Straßen und Häusern fest verbarricadirt hatten und aus solch sicherem Hinterhalt den erbittertsten, mörderischen Kampf gegen die Truppen führten. Nur mit der größten Mühseligkeit konnten die

Digitized by Google

Preußen von Haus zu Haus mittelst Durchbruchs der Mauern vordringen; als endlich am 9. Mai die Hauptbarrikaden durch die Truppen erstürmt waren, ergriffen die Insurgenten auf ein von den Führern gegebenes Zeichen sämmtlich die Flucht. So wie mit Hülfe der Preußen die Ruhe gänzlich wiederhergestellt war, verließen dieselben sofort das gerettete Nachbarland, welches den Dank für die erwiesene Wohlthat sehr bald vergaß.

Auch in Preußen selbst war es der Demokratie hier und da gelungen, das Volk zum Aufruhr zu verleiten: in mehreren Städten am Rhein, in Westphalen und in Schlesien, vorzüglich in Elberfeld und in Breslau kam es zum blutigen Barrikadenkampf. Doch überall gelang es den Truppen bald, die Empörung zu unterdrücken.

Am heftigsten aber entbrannte der Aufruhr in Baden und in der baierschen Rheinpfalz. Republikanische Sendlinge errichteten in Kaiserslautern in der Pfalz eine provisorische Regierung, in Kurzem sammelten sich dort eine große Anzahl geübter Barrikadenkämpfer, polnische und französische Flüchtlinge und raubsüchtiger Pöbel aus allen Gegenden, und rissen die ganze Pfalz mit sich fort. Selbst zwei baiersche Regimenter in Landau ließen sich züm schmachvollen Abfall von der Fahne ihres Fürsten verführen. In Baden gelang es den Demokraten vollends, alle Gewalt an sich zu reißen. Schon seit dem Jahre 1848, wo der Republikaner Hecker die Bauern des Oberlandes unter dem Klang seines berüchtigten „Heckerliedes" zum Kampf für die vermeintliche Freiheit geführt hatte, waren die demokratischen Wühler unablässig bemüht gewesen, das unglückliche Volk von Neuem aufzureizen. Vorzüglich hatte sich ihr Streben auf die Verführung des Militärs gerichtet. In der That gelang es ihnen, in Rastatt (am 11. Mai 1849) eine Soldatenempörung herbeizuführen, welche ihnen diese wichtige Bundesfestung in die Hände spielte. Bald wurde die Hauptstadt Karlsruhe gleichfalls vom Aufstand ergriffen, der Großherzog und sein Ministerium mußten fliehen, die radicalen Sieger aber richteten unter Struve und Brentano eine provisorische Regierung ein. Das Militär machte durchweg mit den Aufständischen gemeinsame Sache, die Offiziere wurden zum Theil ermordet, zum Theil entflohen sie. Aus allen Theilen Deutschlands, aus der Schweiz und aus Frankreich strömten die wildesten Demokraten, politische Flüchtlinge, Abenteurer und Freibeuter herbei, um an den weiteren Fortschritten und Erfolgen der badischen Revolution Theil zu nehmen, und von da aus, wie sie hofften, Deutschland weiter zu revolutioniren; an die Spitze der Aufständischen wurde der Pole Mieroslawski berufen, der schon in mehreren Revolutionen die

Digitized by Google

militärische Leitung übernommen hatte. Die deutschen Regierungen fühlten, daß es dort gelte, kräftig einzuschreiten, wenn nicht der gefährliche Schaden schnell weiter fressen sollte. Der Großherzog von Baden hatte sich nach Frankfurt begeben, die Hülfe der Reichsgewalt zu erbitten, da er aber hier kräftige Unterstützung nicht finden konnte, so wandte er sich gleich darauf an den König von Preußen, den soeben auch Baiern um Hülfe für die Pfalz gebeten hatte. Unverweilt ließ Friedrich Wilhelm Truppen nach dem Süden marschiren, an deren Spitze der ritterliche Prinz von Preußen trat, begleitet von seinem jungen, muthigen Neffen Prinz Friedrich Karl. Die Preußen rückten zuerst in die Pfalz ein; schnell gelang es ihnen, dort den Aufruhr zu dämpfen. Die Aufständischen ergriffen überall die Flucht und eilten vor ihnen her nach Baden, um sich da mit der Hauptmasse der Demokraten zu verbinden.

So wie in der Pfalz die Ruhe wieder hergestellt war, führte der Prinz von Preußen seine Truppen über den Rhein zur Unterdrückung des badenschen Aufstandes. Bei Waghäusel kam es zu einem Gefecht mit den Insurgenten, welche jedoch dem kräftigen Vorgehen der braven Preußen keinen erheblichen Widerstand zu leisten vermochten. Nachdem ihre Hauptmasse hier besiegt war, liefen die zuchtlosen Haufen bei dem Erscheinen der Preußen überall in wilder Flucht auseinander, die Bauern gingen nach Hause, die fremden Freischärler flüchteten nach der Schweiz. Bald war das ganze Land bis zum Bodensee in den Händen der Preußen. Die großherzogliche Regierung wurde wieder hergestellt; da jedoch die badensche Armee völlig aufgelöst war, so blieb fürerst eine bedeutende preußische Truppenmacht in dem Lande zurück. Die Anstifter des blutigen Aufstands, durch welchen unzählige Familien in Thränen gestürzt waren, hatten sich größtentheils durch Flucht nach der Schweiz, nach England oder Amerika gerettet, wo sie sehnsüchtig einer günstigeren Zeit harren, um ihre verderblichen Pläne für Deutschland wieder aufzunehmen. Gebe Gott, daß die Regierungen und das deutsche Volk, durch die bitteren Erfahrungen jener Tage gewarnt und belehrt, eine solche Zeit nicht hereinbrechen lassen!

Die preußische Union. Als der König Friedrich Wilhelm die ihm angetragene Kaiserwürde ablehnte, äußerte er: „daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne, an diesen sei es zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten." So hatte sich der König zugleich verbindlich gemacht, das Werk der Einigung Deutschlands seinerseits wieder aufzunehmen; von jeher war ja die Idee eines deutschen Bundes-

Digitized by Google

staats einer seiner theuersten Pläne gewesen, und während noch der Aufruhr wegen der vereitelten Frankfurter Verfassung tobte, wurde in Berlin bereits ein neuer Entwurf vorbereitet, durch den der König seine gegen Deutschland übernommene Verpflichtung zu erfüllen beabsichtigte.

Am 26. Mai (1849) wurde zwischen Preußen, Hannover und Sachsen ein Bund (Drei-Königs-Bund) geschlossen, in Folge dessen an sämmtliche deutsche Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, die Aufforderung erging, sich einer Bundesverfassung unter Preußens erblicher Oberhoheit anzuschließen. Mit großer Freude begrüßte ein Theil Deutschlands diesen bedeutsamen Schritt; die Mehrzahl der kleineren Staaten schloß sich dem Bündniß an. Die Regierungen von Baiern und Würtemberg dagegen lehnten nicht nur den Beitritt ab, sondern setzten sofort in Gemeinschaft mit Oesterreich alle Mittel in Bewegung, um auch Hannover und Sachsen wieder wankend zu machen. In der That gelang es, die Höfe von Dresden und Hannover trotz der eingegangenen Verpflichtungen von dem Drei-Königs-Bund wieder abzuziehen.

Die preußische Regierung hielt nichtsdestoweniger an ihrem Unternehmen fest: sie war entschlossen, dasselbe füererst selbst mit wenigen Staaten durchzuführen, in der Zuversicht, daß die Macht des Einheitsstrebens und vielleicht der Drang neuer unerwarteter Umstände allmälig auch die übrigen wieder heranziehen würde. Man legte dem Bündniß vorläufig den Namen „deutsche Union" bei und hielt im März 1850 das erste Parlament dieser Union in Erfurt, wo die ursprünglich entworfene Verfassung angenommen, sodann aber mit Rücksicht auf den Abfall Sachsens und Hannovers in mehreren Punkten verändert wurde. Nach dem Schluß des Parlaments traten die Fürsten der Union in Berlin zu einem Fürstencongreß (9. Mai) zusammen, und es wurde hierauf zur einstweiligen Regierung ein provisorisches Fürstencollegium eingesetzt. Aber schon bei jenem Congreß waren von Seiten mehrerer Staaten die größten Bedenklichkeiten gegen die wirkliche Ausführbarkeit der Unionsverfassung an den Tag getreten: das rechte Vertrauen zu der Lebensfähigkeit des Werks war erschüttert und eben hierdurch vollends der Keim des Todes in dasselbe gebracht.

Die österreichische Regierung, welche inzwischen seit der völligen Ueberwindung des Aufstands der Ungarn bald wieder ihre ganze Kraft gesammelt hatte, wandte dieselbe nun mit allem Eifer den deutschen Angelegenheiten zu. Ihr Streben ging zunächst auf Wiederherstellung des alten Bundestages unter österreichischem Vorsitz: sie erließ eine Aufforderung an alle deutschen Staaten zur „Wiedereröffnung der

36*

Frankfurter Bundes-Versammlung", als einzigem Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland. Ein Theil der Fürsten, die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover, der Kurfürst von Hessen u. A. schickten sofort ihre Gesandten wieder nach Frankfurt; die meisten übrigen blieben mit Preußen geeinigt und verweigerten die Theilnahme an dem nach ihrer Ansicht nicht mehr zu Recht bestehenden Bundestag, — bald aber wurden einzelne derselben schwankend, selbst Baden, Darmstadt und andere drohten von der Union abzufallen. Da erwachten schon damals auch bei preußischen Staatsmännern, besonders bei dem Minister von Manteuffel, Bedenken, ob Preußens Einfluß auf dem bisherigen Wege nicht eher vermindert, als gehoben werde. Sie bemerkten mit Besorgniß, daß alle Einwirkung auf die deutschen Königreiche mehr und mehr an Oesterreich fiel, daß Preußen allen Einfluß in Süd- und Mitteldeutschland verlor und blos in dem Bereich der deutschen Kleinstaaten ein noch dazu sehr bestrittenes Ansehen bewahrte. So bildete sich in Preußen selbst eine Ansicht, welche die Rückkehr zum Bundestag als das beste Mittel empfahl, Preußens Einfluß in Deutschland wieder auf der alten Grundlage herzustellen. Unterdeß wurde die Spannung zwischen dem Süden und dem Norden immer größer, bis in Folge neuer Streitfragen über Hessen und Holstein der innere Widerspruch beinahe zur offenen Feindseligkeit ausbrach.

Die Gefahr eines deutschen Krieges; Olmütz. Der Minister Hassenpflug in Kurhessen war durch eine eigenmächtige Abänderung der Verfassung in Streit mit dem hessischen Landtag gerathen, und wandte sich an den Bundestag, um dort Hülfe gegen die Auflehnung des Landes zu finden. Sofort rückten auf Befehl des Bundestags baiersche Truppen in Hessen zur Vollstreckung der Regierungsvorschriften ein. Preußen dagegen, welches das Recht des wiederhergestellten Bundestags nicht anerkannte, bestritt demselben auch die Befugniß zu solchem Einschreiten, und ließ auch seinerseits Truppen nach Hessen marschiren. So standen sich denn im Herbst 1850 die beiden deutschen Staatengruppen bereits in Waffen gegenüber, doch wurde von beiden Seiten ein Zusammenstoß fürerst noch sorgfältig vermieden.

Nicht minder gefahrdrohend wurde indeß die Stellung beider Theile in Holstein. Gleich nach den Märzereignissen des Jahres 1848 war Preußen in den Kampf verwickelt worden, welchen die Herzogthümer Holstein und Schleswig, die sich durch die dänische Regierung in ihren altbegründeten Rechten beeinträchtigt fanden, gegen dieselbe begonnen hatten. Da sich in ganz Deutschland eine große Theilnahme für das deutsche Bundesland Holstein geltend machte, so hatte Friedrich Wilhelm

zum Schutz der Herzogthümer eine Armee unter dem braven General von Wrangel hingesandt, welcher die Dänen bei Schleswig auf's Haupt schlug und die ganze dänische Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Jütland besetzte. Leider konnten jedoch diese Siege nicht weiter verfolgt werden, weil Preußen keine Kriegsflotte zu Gebote stand, um Dänemark im Mittelpunkt seiner Inselmacht anzugreifen. Im September 1848 war deshalb ein Waffenstillstand zu Malmöe abgeschlossen worden. Nach dessen Ablauf im März 1849 aber begann der Kampf von Neuem und zwar mit den erfreulichsten Erfolgen für die deutschen Waffen. Sogar zur See wurden dies Mal einige Vortheile errungen, indem das große dänische Linienschiff „Christian VIII." bei Eckernförde durch Strandbatterien in den Grund geschossen und bald darauf die schöne Fregatte „Gefion" zur Uebergabe genöthigt wurde. Der preußische General von Bonin führte seinerseits die holsteinsche Armee bei Kolding zum Siege. Inzwischen aber war bei der preußischen Regierung der Eifer für die Fortsetzung des Krieges erkaltet, theils weil England und Rußland sich Dänemarks annehmen zu wollen schienen, theils wegen der Beeinträchtigung des preußischen Ostseehandels durch die dänische Seemacht, theils endlich, weil sich in Preußen selbst Stimmen vernehmen ließen, welche die fortdauernde Unterstützung der Herzogthümer gegen die dänische Regierung als eine Begünstigung der Revolution ansahen. Aus diesen Gründen wurde der Weg der Unterhandlungen von Neuem betreten und zunächst ein neuer Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark geschlossen, welchem im Juli 1850 ein wirklicher Friede folgte. Die Herzogthümer dagegen setzten den Krieg auf eigene Hand, wiewohl ohne Glück fort. Unterdeß hatten aber die übrigen Großmächte England, Frankreich, Rußland und Oesterreich in einer Conferenz zu London den Beschluß gefaßt, die Holsteiner zur Unterwerfung unter die dänische Landesregierung aufzufordern und nöthigen Falls dazu zu zwingen. Oesterreich hielt es für eine Sache des wiederhergestellten deutschen Bundestags, die Vermittelung zu übernehmen, Preußen dagegen wollte auch hier die Berechtigung des Bundestags nicht anerkennen. Die Entscheidung aber konnte nicht aufgeschoben werden, wenn man nicht eine Einmischung der fremden Mächte in dem deutschen Holstein zulassen wollte. So rückte also auch auf dieser Seite der thatsächliche Zusammenstoß immer näher.

In Preußen, in Oesterreich, wie in ganz Deutschland war die Stimmung auf's Höchste gereizt. Der Minister Fürst Schwarzenberg in Oesterreich schien entschlossen, die Sache bis auf's Aeußerste zu treiben, um so mehr, als er sich der Zustimmung der Großmächte

Digitized by Google

versichert hielt. Schon ließ man in Böhmen bedeutende Truppenmassen zusammenziehen. Auch in Preußen drängte die öffentliche Meinung zu kriegerischen Rüstungen, überall gab sich eine feurige Begeisterung kund, und der Krieg schien fast unvermeidlich. Der Ministerpräsident Graf von Brandenburg begab sich jedoch zum Zweck einer etwa noch möglichen Verständigung nach Warschau, wo sich der Kaiser von Rußland befand und wo der Fürst Schwarzenberg gleichfalls eintraf. Es wurden noch einmal Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich eingeleitet; inzwischen sollte den Rüstungen auch in Oesterreich Einhalt gethan werden. Hierauf gestützt und um die neuen Verhandlungen nicht zu stören, widersetzte sich der Graf von Brandenburg nach seiner Rückkehr nach Berlin in Gemeinschaft mit dem Minister von Manteuffel der vom Minister von Radowitz beantragten sofortigen Mobilmachung der preußischen Armee, worauf Radowitz zurücktrat (3. November). An seiner Stelle übernahm der Minister von Manteuffel nunmehr die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Graf von Brandenburg aber, der schon von der sorgenvollen Reise nach Warschau tief ergriffen und leidend zurückgekommen war, und den die schweren und bedeutsamen Entscheidungen im Rath des Königs vollends erschüttert hatten, wurde am folgenden Tage von einer ernsten Krankheit befallen. Schon am 6. November wurde er seinem König und dem Vaterland entrissen, die er in schweren Tagen durch seine opferfreudige Hingebung vom Rand des Verderbens gerettet hatte und in deren Dienst er nun seinen tief betrauerten Tod fand. Der Dank Preußens folgte ihm in's Grab.

Wiewohl das preußische Cabinet nochmals den Weg der Unterhandlungen betreten hatte, so sah es sich doch schon in wenigen Tagen zu einer ernsten kriegerischen Maaßregel veranlaßt. Aus Böhmen ging die Nachricht ein, daß ungeachtet der in Warschau getroffenen Verabredung die österreichischen Kriegsrüstungen fortdauerten; da beschloß auch Preußens Regierung die Mobilmachung der Armee. Des Königs Ruf fand auch dies Mal in allen preußischen Herzen begeisterten Wiederhall, von allen Seiten eilten die Reserven und die Landwehr zu den Fahnen, und durch das ganze Vaterland ging wiederum die erhebende Opferfreudigkeit, die sich einst so erfolgreich bewährt hatte. Und doch mischte sich in die patriotische Begeisterung ein düsteres Gefühl; denn nicht gegen den fremden Feind wurde gewaffnet, sondern gegen deutsche Stammgenossen. Als erste bittere Frucht der deutschen Einheitsbestrebungen sollte deutscher Bürger- und Bruderkrieg entbrennen.

Digitized by Google

Die preußische Regierung befand sich in der peinlichsten Lage. Zwar machte sich in einem großen Theile Deutschlands die Volksstimmung mit Kraft und Entschiedenheit für Preußens Sache geltend, aber es war nicht zu verkennen, daß in der allgemeinen Gährung auch die demokratische Partei sich wieder zu kühnen Hoffnungen erhob, und daß in Süddeutschland zumal die Revolution gegen die mit Oesterreich verbündeten Fürsten eifrig vorbereitet wurde. Während Preußen von allen Großmächten verlassen war, hätte es sich in Deutschland bei dem Ausbruch des Kampfes nothgedrungen mit der Demokratie in einen Bund einlassen müssen, und schon hoffte die demokratische Partei, daß der in Deutschland entstehende Brand den revolutionären Stoff, der ringsum in Ungarn, in Italien, in der Schweiz, in Frankreich aufgehäuft war, neu entzünden würde. Solche Betrachtungen waren es, die den König Friedrich Wilhelm und seinen Minister von Manteuffel immer wieder bedenklich machten, die Verantwortung für den verhängnißvollen Krieg zu übernehmen, und noch einmal wollte daher der Minister einen Versuch zur friedlichen Beilegung des Streites machen. Er begab sich am Ende November nach Olmütz zu einer Conferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg; dort kam in der That eine Convention zu Stande, nach welcher zur Regelung der deutschen Verhältnisse gemeinschaftliche Conferenzen in Dresden gehalten werden, zur Herstellung der Ordnung in Hessen und des Friedenszustandes in Holstein aber Oesterreich und Preußen zusammenwirken sollten.

Durch diese Entscheidung wurde Deutschland und Europa vor neuen Erschütterungen bewahrt; dennoch entstand in Folge der gereizten Stimmung der Völker fürerst eine große Unzufriedenheit in Preußen und in Deutschland. Seitdem aber hat sich durch den Verlauf der Ereignisse die Ueberzeugung derjenigen Staatsmänner als richtig bewährt, welche die Zuversicht hegten, daß Preußens Einfluß, einen Augenblick geschwächt und beeinträchtigt, sich auf seinen natürlichen Grundlagen bald wieder zu alter Kraft erheben würde.

Die Dresdener Conferenzen freilich, welche schon am 23. December 1850 eröffnet wurden, führten zu keiner ersprießlichen Einigung, weshalb Preußen sich entschloß, auch seinerseits den Bundestag wieder zu beschicken, und die Erfüllung besserer Hoffnungen für Deutschlands einheitliche Wiedergeburt künftigen günstigeren Tagen vorzubehalten (April 1851).

Seitdem ist wenigstens in einer wichtigen Beziehung ein großer Schritt zur engeren Verbindung der deutschen Staaten geschehen. Der von Preußen begründete Zollverein ist zunächst durch den Zutritt

Digitized by Google

Hannovers und mehrerer bis dahin noch fern gebliebener norddeutscher Staaten erweitert, ferner aber mit Oesterreich ein enger Handelsvertrag abgeschlossen worden. Das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen hat sich seit jener Zeit allmälig immer freundschaftlicher gestaltet.

Die Verfassung vom 31. Januar 1850. Auch die inneren Angelegenheiten haben seit dem Jahre 1849 einen mehr und mehr friedlichen Verlauf genommen. Die auf Grund des veränderten Wahlgesetzes gewählte zweite Kammer trat im August 1849 zusammen und bekundete von vorn herein einen Geist großer Besonnenheit und Mäßigung. Beide Kammern ließen sich die Revision der Verfassung in einem für die Kraft des Königthums vortheilhaften Sinn ernstlich angelegen sein, und so kam bis zum Ende Januars 1850 die revidirte Verfassung zu Stande, welche am 31. Januar 1850 vollzogen und am 6. Februar vom König und von den Kammern in feierlicher Sitzung beschworen wurde.

Bei der Beschwörung der Verfassung hielt der König eine denkwürdige Anrede an die Kammern:

„Das Werk," sagte er, „dem Ich heute Meine Bestätigung aufdrücken will, ist entstanden in einem Jahre, welches die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird, aus unserer Geschichte hinauszuringen. — Es war das Werk des Augenblicks und es trug den breiten Stempel seines Ursprungs. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und Mir durch Ihre treffliche Arbeit ein Pfand gegeben, daß Sie die begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es unserm vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedingungen Preußens immer entsprechender zu machen. Ich darf dies Werk bestätigen, weil Ich es in Hoffnung kann. — Und so erklär' ich, Gott ist deß Zeuge, daß Mein Gelöbniß auf die Verfassung treu, wahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein, Leben und Segen der Verfassung, das fühlen Ihre und alle edlen Herzen im Lande, hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab. Alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königthum und diesen Thron, der auf den Siegen unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhafter Erfüllung des Huldigungseides. — Seine Lebensbedingung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetz möglich gemacht werde; denn in Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen

Digitized by Google

ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren. — Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war Meine Losung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, so lang ich athme."

Der König wiederholte hierauf die Gelöbnisse der ersten Huldigung, sodann das Gelöbniß „mit seinem Hause dem Herrn zu dienen" und nach dem feierlichen Eid, die Verfassung des Landes fest und unverbrüchlich zu halten, schloß er: „Und nun befehle ich das bestätigte Gesetz in die Hände des Allmächtigen Gottes, dessen Walten in der Geschichte Preußens handgreiflich zu erkennen ist, auf daß Er aus diesem Menschenwerk ein Werkzeug des Heils machen wolle für unser theures Vaterland, nämlich der Geltendmachung Seiner heiligen Rechte und Ordnungen! Also sei es!"

Die Hoffnung des Königs, daß die Landesvertretung auch fernerhin zu weiteren Verbesserungen der Verfassung die Hand bieten würde, ist in mehrfacher Beziehung bereits in Erfüllung gegangen.

Namentlich hat die Errichtung eines Herrenhauses, bestehend aus den bedeutendsten theils erblichen, theils lebenslänglichen Vertretern des großen befestigten Grundbesitzes, so wie aus Vertretern der großen Städte und der Universitäten und aus einer Anzahl von Männern, welche das besondere Vertrauen des Königs dazu beruft, — einer heilbringenden Entwickelung der preußischen Zustände eine neue Gewähr gegeben.

Die Regierung hat in der letzten Zeit auch der Begründung einer preußischen Seemacht eine große Fürsorge gewidmet, zu welchem Zweck von dem oldenburgischen Staat ein Gebiet am sogenannten Jahdebusen zur Anlegung eines Kriegshafens erworben worden ist.

In einer anderen Beziehung wichtig ist ein Ländererwerb, welchen Preußen schon einige Jahre zuvor gemacht hatte. Die alten Stammlande der Hohenzollern, die Fürstenthümer Hohenzollern Sigmaringen und Hechingen, sind von den bis dahin regierenden Fürsten an die Krone Preußens abgetreten worden. Die hierdurch erlangte Gebietserweiterung beträgt zwar nur 25 Quadrat-Meilen, aber dieselbe ist von dem preußischen Volk wegen der Beziehung des erworbenen Landes zu dem glorreichen hohenzollernschen Königshaus freudig begrüßt worden.

Die auswärtige Politik. Wie Friedrich Wilhelm III. seit der Wiederherstellung der europäischen Verhältnisse durch die Verträge von 1815 seine Bemühungen und sein Ansehen fortwährend für die Erhaltung des Weltfriedens geltend gemacht hatte, so ist auch Friedrich

Wilhelm IV. in demselben friedlichen Geiste thätig. Als eine Zeit lang die Gefahr vorhanden schien, daß Louis Napoleon, der sich im December 1851 zum Alleinherrscher in Frankreich gemacht, die kriegerischen Bestrebungen seines Oheims, des früheren Kaisers Napoleon, wieder aufnehmen würde, da schlossen sich die Fürsten von Preußen, Oesterreich und Rußland eng an einander, um jedem Uebergriff durch gemeinsames Handeln schnell zu begegnen. Jene Gefahr hat sich nicht verwirklicht, indem der neue Beherrscher Frankreichs fürerst nur auf die innere Befestigung seiner Regierung bedacht war. Dagegen ist auf einer anderen Seite der europäische Frieden in der neuesten Zeit tief erschüttert worden. Rußland hat durch die Forderung einer entschiedenen Schutzherrschaft über die griechischen Unterthanen der Türkei diesen Staat zu bewaffnetem Widerstand veranlaßt und seinerseits sofort die Donau-Fürstenthümer Moldau und Wallachei besetzt (1853). Frankreich und England nahmen sich der Türkei an und erklärten Rußland den Krieg, der theils zur See im schwarzen Meer und in der Ostsee, theils zu Lande an den Ufern der Donau und in der Krim geführt wurde. Oesterreich und Preußen, welche Rußlands Forderungen und die Besetzung der Donau-Fürstenthümer nicht für gerechtfertigt hielten, erklärten diese ihre Ansicht gemeinschaftlich mit England und Frankreich in den Protokollen der Wiener Gesandtenconferenz und machten sich verbindlich, eine Gebietsverringerung der Türkei und eine bleibende Besetzung der Fürstenthümer nicht zuzulassen; doch hielten sie ihrerseits fürerst eine freundschaftliche Einwirkung auf ihren bisherigen Bundesgenossen, den Kaiser von Rußland, für angemessener, als die Theilnahme an der gegen ihn eröffneten Kriegsführung. Nachdem jedoch die russischen Waffen zuerst siegreich vorgeschritten waren, mußten die deutschen Mächte darauf Bedacht nehmen, die drohende Alleinherrschaft der Russen an der unteren Donau sowohl um des deutschen Handels, wie um des europäischen Gleichgewichts willen zu verhüten, und Preußen schloß deshalb am 20. April 1854 eine Convention mit Oesterreich zu dem Zweck, Rußland zur baldigen Räumung der Donau-Fürstenthümer zu vermögen, und im Falle der Ueberschreitung des Balkan durch die Russen an dem Angriffskriege gegen dieselben Theil zu nehmen. Durch das erfolgreiche Vordringen der Türken, so wie der französischen und englischen Hülfsarmee wurde jedoch den russischen Eroberungsplänen an der Donau fürerst ein Ziel gesetzt; die russischen Armeen räumten die Donau-Fürstenthümer, welche nunmehr von den Oesterreichern in Folge einer Uebereinkunft mit der Türkei besetzt wurden. Nachdem hierdurch die eigentliche Veranlassung des Kriegs beseitigt war, setzte die preußische

Digitized by Google

Regierung alle ihre Bemühungen daran, durch ihre wohlmeinende Vermittelung Rußland zur Annahme gemäßigter Friedensbedingungen zu bewegen und hierdurch zur Wiederherstellung der gestörten Ruhe in Europa beizutragen. Vergeblich wurde sie im Verlaufe des immer heftiger entbrennenden Kampfes von beiden Seiten zu einer Theilnahme an demselben gedrängt; namentlich ließen es sich die Westmächte, mit welchen Oesterreich ein engeres Bündniß schloß, ohne aber seit der Besetzung der Donau-Fürstenthümer noch zu einer weiteren kriegerischen Thätigkeit zu schreiten, auf's ernstlichste und dringendste angelegen sein, Preußen in den Kreis der kriegführenden Mächte hineinzuziehen. König Friedrich Wilhelm wies jedoch alle derartigen Aufforderungen zurück, theils weil es seiner alten Verehrung und Treue gegen den Kaiser von Rußland, seinen Schwager und langjährigen Verbündeten, widerstrebte, auch seinerseits die Waffen zu dessen Demüthigung zu ergreifen, theils gewiß aus der Ueberzeugung, daß durch eine größere Niederlage Rußlands nur die Macht Frankreichs, mithin die Gefahr für Preußens Stellung am Rhein wachsen könnte, besonders aber aus dem Grunde, weil Preußens thätige Theilnahme am Kriege aller Wahrscheinlichkeit nach die verhängnißvolle Folge gehabt hätte, den Kampf auf preußischen und deutschen Boden zu übertragen, während er bis dahin nur am schwarzen Meere geführt wurde. Den Franzosen wäre eine Kriegführung an der preußischen Grenze Rußlands gewiß überaus willkommen gewesen, während der Feldzug in der Türkei und in der Halbinsel Krim mit den größten Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten für sie verknüpft war: es war zu fürchten, daß Frankreich, wenn es erst einmal die lang ersehnte Gelegenheit erhalten hätte, seine Armeen über den Rhein zu führen, nicht sobald wieder das Schwerdt in die Scheide stecken würde. Je mehr Rußland bereits durch das steigende Waffenglück der Westmächte am schwarzen Meere bedrängt und geschwächt war, desto weniger schien es nöthig, daß sich auch Deutschland noch seinen Feinden anschlösse. Die preußische Regierung beschränkte sich deshalb darauf, im Rathe der Großmächte und durch dringende Vorstellungen am Petersburger Hofe auf eine Beilegung des Kampfes hinzuwirken, ließ sich dagegen weder durch Verlockung, noch durch Drohungen dazu bestimmen, in die Reihe der kriegführenden Mächte einzutreten. Um aber ihre Neutralität nach allen Seiten hin mit Kraft und Nachdruck behaupten und doch nöthigenfalls auch in den Lauf der Begebenheiten eingreifen zu können, setzte sie ihre Armee, ohne eine eigentliche Mobilmachung, d. h. ohne Einberufung der Landwehr, in sogenannte Kriegsbereitschaft, und es gelang ihr, im Widerspruch mit Oesterreich, welches die deutschen Staaten zu

Digitized by Google

einer wirklichen Kriegsrüstung zu bestimmen suchte, seine Politik der Neutralität auch im deutschen Bunde zur Anerkennung und Geltung zu bringen.

So trugen denn Preußens Bemühungen sehr viel dazu bei, daß der Krieg auf die Länder am schwarzen Meere beschränkt blieb. Bald wurde der Schauplatz des Krieges, außer in Kleinasien, auf die Halbinsel Krim zusammengedrängt, wo die Russen nach dem Verlust der Schlacht an der Alma sich bald genöthigt sahen, sich in die Seefestung Sebastopol zurückzuziehen. Die Eroberung dieser für unbezwinglich gehaltenen Festung war nun das Ziel aller Thätigkeit der Verbündeten.

Bevor aber die große Entscheidung daselbst eintrat, inmitten der größten Kriegsbedrängniß des russischen Reichs, starb plötzlich am 2. März 1855 der Kaiser Nicolaus I. von Rußland, der bis zum Beginn jenes Krieges das unbestrittenste Ansehen unter den Regenten Europas als ein Fürst von unvergleichlicher Thatkraft, Consequenz und Hochherzigkeit genossen hatte. Während die alten Gefühle der Achtung bei seinem unerwarteten Ableben unter so verhängnißvollen Umständen von Neuem lebhaft erregt wurden, zumal in Preußen, dessen Königshaus durch so nahe verwandtschaftliche Bande mit dem Verstorbenen verknüpft war, richteten sich Aller Blicke mit gespannter Erwartung auf den Sohn und Nachfolger desselben, Kaiser Alexander II., welchem, wie man hoffte, die Einlenkung zu einer Politik des Friedens leichter werden mußte, und dessen milde Gesinnung zugleich eine Neigung zum Frieden anzudeuten schien. Die Friedenshoffnungen wurden noch erhöht, als Rußlands Bollwerk am schwarzen Meer, Sebastopol, durch die Erstürmung des Malakoffthurms Seitens der Verbündeten (8. September 1855) ernstlich bedroht war. Andererseits wurde die Einleitung der Friedensverhandlungen auch dadurch erleichtert, daß die Russen bald darauf in der Eroberung der Veste Kars in Kleinasien einen wichtigen Erfolg gegen die Türkei errungen hatten. Bald darauf wurden in der That Friedensconferenzen in Paris eröffnet, zu welchen auch Preußen, obwohl es am Kriege nicht Theil genommen, eingeladen wurde. Am 30. März 1856 kam zu Paris ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem Rußland außer einer unbedeutenden Gebietsabtretung an der Donau, die Schifffahrt auf diesem Flusse und auf dem schwarzen Meere freigab und auf seine bedrohliche Stellung in Sebastopol verzichtete, wogegen die Türkei die Gleichstellung ihrer christlichen Unterthanen mit den muhamedanischen zusagte.

Preußen durfte sich der Wiederherstellung des Friedens um so mehr erfreuen, als es durch seine aufrecht erhaltene Neutralität vor

Digitized by Google

den großen Opfern an Geld und Blut gewahrt geblieben war, welche den übrigen Großstaaten Europas durch den Krieg auferlegt worden waren. Andererseits hat sich bereits im Laufe der Friedensverhandlungen, wie auch seitdem gezeigt, daß unser Staat durch die beobachtete Zurückhaltung keineswegs, wie Manche besorgt hatten, an seinem Ansehen als europäische Macht eingebüßt hatte, vielmehr ist die Stellung Preußens im Rathe der Großmächte geachtet, wie zuvor, und alle Regierungen sind bemüht, freundschaftliche Beziehungen mit dem preußischen Hofe zu pflegen.

Nach einer Seite jedoch ist in den jüngsten Zeiten das friedliche Verhältniß gestört und beinahe die Nothwendigkeit kriegerischer Rüstungen veranlaßt worden. Wie früher erwähnt, waren die Könige von Preußen seit 1707 Herren des Fürstenthums Neuenburg (Neufchatel und Valengin). Das kleine Ländchen war niemals ein Theil des preußischen Staats geworden, sondern nur durch den gemeinsamen Landesherrn mit Preußen verbunden. Seit 1815 war es mit Zustimmung Friedrich Wilhelm's III. als Canton dem Schweizerbunde beigetreten, jedoch mit Beibehaltung seines besonderen fürstlichen Landesregiments. Als aber im Jahre 1848 die allgemeine revolutionäre Bewegung auch die Verhältnisse in der Schweiz bedeutend umgestaltete und alle Cantone mehr als bis dahin dem einheitlichen Regiment der Bundesgewalt unterworfen wurden, wußte die revolutionäre Partei auch in Neuenburg die Herrschaft der preußischen Fürsten zu beseitigen und die republikanischen Einrichtungen der übrigen Schweiz auch dort einzuführen. Die rechtmäßigen Landesfürsten konnten unter den damaligen schwierigen Verhältnissen und bei der großen Entfernung des Ländchens von Preußens Grenzen nichts dazu thun, um ihre vielen treuen Anhänger in Neuenburg in dem Widerstande gegen die Schweizer Republikaner zu schützen; sie ließen das Unvermeidliche damals geschehen und beschränkten sich darauf, vor den europäischen Mächten Verwahrung gegen das Geschehene einzulegen und die Geltendmachung ihres Rechts, welches die Großmächte ausdrücklich anerkannten, für die Zukunft vorzubehalten. Noch hatte es der preußischen Krone nicht an der Zeit geschienen, diesem Vorbehalt Folge zu geben, als unerwarteter Weise ihre Anhänger in Neuenburg selbst die Sache zur Entscheidung trieben. Eine Anzahl treuergebener Royalisten, den alten Grafen von Pourtalès an der Spitze, machten plötzlich (im September 1856) den Versuch, das fürstliche Regiment in Neuenburg wieder herzustellen. Sie bemächtigten sich, durch Ueberrumpelung, der Stadt und des Schlosses Neuenburg und pflanzten das hohenzollernsche Banner daselbst auf. Aber ihre Zahl war zu

Digitized by Google

gering, um dem unverzüglich erfolgenden Andringen der republikanischen Schaaren aus den Nachbarcantonen zu widerstehen, Stadt und Schloß wurden ihnen wieder entrissen, sie selbst großentheils zu Gefangenen gemacht. Die Schweizer Behörden ließen sich an, sie als Hochverräther zu verurtheilen. Die preußische Regierung aber durfte und wollte es nicht dulden, daß die Königlichgesinnten, welche sich, wenn auch mit Uebereilung, doch mit edler, ehrenhafter Treue, für die bis dahin niemals aufgegebenen Rechte ihrer Fürsten erhoben hatten, als Empörer behandelt würden. Indem sie beschloß, zu ihrem Schutz einzutreten, sah sie zugleich den Zeitpunkt gekommen, wo die Neuenburger Angelegenheit überhaupt zum Austrag gebracht werden mußte. Während die europäischen Mächte, um einen Conflict zu vermeiden, hierzu ihre Vermittelung anboten, erklärte Preußen, daß es sich auf Verhandlungen irgend einer Art nicht einlassen könne, bevor nicht die gefangenen Neuenburger Royalisten auf freien Fuß gesetzt und auf diese Weise das gute Recht der fürstlichen Sache, für welche sie sich erhoben, gewissermaßen anerkannt sei. Zugleich drohte die preußische Regierung mit kriegerischen Maßregeln, wenn dieser Forderung bis zu einem bestimmten Zeitpunkte (15. Januar 1857) nicht genügt sei, und ließ Alles vorbereiten, um nöthigen Falls einen Theil der Armee in Bewegung zu setzen. Obwohl die demokratische Partei in der Schweiz eifrig bemüht war, die dortige Regierung an jeder Nachgiebigkeit zu hindern, so trug bei dieser doch die ruhige Ueberlegung und namentlich die dringende Friedensmahnung von Seiten des Kaisers Napoleon von Frankreich den Sieg davon, — und als der Krieg fast schon unvermeidlich schien, gab die Schweiz schließlich die Gefangenen frei. Nachdem somit Preußen durch die Straflosigkeit der Royalisten die Genugthuung erhalten hatte, daß das alte Recht seiner Fürsten auf Neuenburg als noch bestehend anerkannt war, konnte sich König Friedrich Wilhelm auf Unterhandlungen über die künftige Regelung der dortigen Verhältnisse einlassen, zu welchem Zweck, unter Betheiligung der Großmächte, Conferenzen in Paris eröffnet wurden. Dieselben führten zu dem Resultat, daß Friedrich Wilhelm, unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse der Schweiz, bei welchen nur noch ein gänzliches Ausscheiden Neuenburgs aus dem Verbande der Schweizer Cantone oder ein Aufgeben der fürstlichen Herrschaft möglich war, auf seine ererbten Rechte verzichtete. Dabei trug er jedoch Sorge, daß die vielfachen kirchlichen milden Stiftungen in dem bisherigen Fürstenthum ihrem Zwecke erhalten, wie auch, daß für Alle, welche bei den Septemberereignissen betheiligt waren, eine vollständige Amnestie bewilligt wurde. Eine in Antrag gebrachte Geld-

Digitized by Google

entschädigung wies der König zurück. Der Vertrag, durch welchen das preußische Fürstenhaus auf die Herrschaft in Neuenburg verzichtete, wurde am 26. Mai 1857 zu Paris geschlossen. Durch eine Proclamation vom 19. Juni entließ Friedrich Wilhelm die Neuenburger ihrer Unterthanenpflichten, indem er aussprach, daß der abnorme Zustand, in welchem das Land sich seit neun Jahren befunden, mit dem Wohle desselben nicht verträglich sei, und daß er aus Rücksicht auf dieses Wohl und zugleich um des europäischen Friedens willen seine persönlichen Neigungen zurückgedrängt habe. Die tiefe Trauer, mit welcher er sich von so vielen treuen Unterthanen trenne, werde nur gemildert durch das Bewußtsein, daß er bei dem Abschluß des Vertrags nur die Würde seiner Krone und die Fürsorge für seine Getreuen in Neuenburg zu Rathe gezogen habe.

Die Wohlthaten des Friedens werden von dem preußischen Volk um so froher erkannt, als in den letzten Jahrzehnten in unserm Vaterlande ein sehr erfreulicher Aufschwung der Gewerbthätigkeit stattgefunden hat. Alle die raschen Fortschritte, welche die Industrie in fremden Ländern gemacht hat, sind in Preußen sehr bald benutzt und gleichzeitig auch selbständige Verbesserungen in den verschiedensten Zweigen gewerblicher Thätigkeit erzielt worden. Die Regierung ist unablässig bemüht, durch Aufmunterung, Antrieb und Unterstützung diesen mächtigen Aufschwung zu fördern. An der Spitze des deutschen Zollvereins hat Preußen bereits in der großen Industrie-Ausstellung zu Berlin (im Jahre 1845) eine schöne Probe der allseitigen Entwickelung nationaler Kräfte abgelegt und nicht minder ruhmvoll bei dem großen europäischen Wettstreit auf der Londoner Industrie-Ausstellung (1852) bestanden.

Volksbildung; Wissenschaft und Kunst. Eben so glänzend behauptet Preußen den alten Ruhm seiner geistigen Machtstellung unter den Völkern. König Friedrich Wilhelm IV., selbst ein Fürst von der umfassendsten geistigen Bildung und von dem lebhaftesten Interesse für Wissenschaft und Kunst, weiß Preußens hohen Beruf zur allseitigen Förderung des deutschen Geisteslebens in vollem Maaße zu würdigen und zu erfüllen. Ein Beschützer und geistiger Theilnehmer aller größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, ein Freund selbständiger und freier Entfaltung der Wissenschaft, — hat Friedrich Wilhelm für den weiteren Aufschwung der Hochschulen und aller gelehrten Forschung in Preußen trotz der Ungunst der letzten Jahre Wichtiges gethan.

Die Kunst, seinem Sinn und Streben in hohem Grade werth, verdankt seiner Anregung und Unterstützung die lebendigste Entwickelung. Mit allen Zweigen der bildenden Künste als Kenner innig vertraut,

hat der König in dem bisherigen Verlauf seiner Regierung bereits Kunstschöpfungen zur Ausführung bringen lassen, welche seiner Residenz und anderen Orten des Vaterlands zur dauernden Zierde und ihm zum ehrendsten Gedächtniß gereichen. Besonders ist sein künstlerischer Sinn überall auf Erhaltung oder Wiederherstellung ehrwürdiger historischer Monumente gerichtet; beredte Zeugen solchen Strebens sind die alte preußische Herrenburg zu Marienburg und der Kölner Dom.

Die Entwickelung des Schulwesens, von jeher Preußens Ehre und Stolz, ist nach den Erschütterungen des Revolutionsjahres auf der alten gutpreußischen Grundlage ernster Gottesfurcht neu befestigt worden.

Das kirchliche Leben. Auf dem Gebiet der Kirche ist in neuester Zeit ein kräftiges Leben erwacht. Der Eindruck der sittlichen Entartung, welche in der Zeit des Aufruhrs hervorgetreten war, hat vielfach auf die Belebung des kirchlichen Interesses gewirkt, indem man in der Wiederbefestigung des Glaubens und christlicher Zucht die einzige sichere Gewähr für eine bleibende Heilung der öffentlichen Schäden erkannt hat.

Die evangelische Kirche, welche gemäß der jetzigen Landesverfassung „ihre inneren Angelegenheiten selbständig verwalten" soll, ist demzufolge von der früheren Verbindung mit den eigentlichen Staatsbehörden gelöst worden, und wird unter der Autorität des Königs als höchsten Schirmherrn der evangelischen Landeskirche nicht mehr von dem geistlichen Ministerium, sondern von einem seit 1850 gegründeten „Evangelischen Ober-Kirchen-Rath" geleitet. Durch die Einführung einer neuen kirchlichen Gemeindeordnung sind die Gläubigen theilweise zu einer ernsteren Betheiligung an den kirchlichen Angelegenheiten berufen worden. Neben der Thätigkeit der kirchlichen Behörden aber hat sich innerhalb der evangelischen Kirche ein reges Leben durch die sogenannte innere Mission entwickelt, welche die Erweckung, Belebung und Kräftigung der christlichen Elemente im Volksleben zur Hauptaufgabe hat und in der Armen- und Krankenpflege, durch Gründung von Rettungshäusern und christlichen Erziehungsanstalten aller Art, sowie durch unmittelbare Einwirkung auf die unteren Stände eine heilsame Thätigkeit ausübt.

Dieses neu erwachte kirchliche Leben, wie alle auf die sittliche Wiedergeburt des Volkes gerichtete Thätigkeit findet die wirksamste Unterstützung bei dem König Friedrich Wilhelm IV., welcher aus eigener frommer Ueberzeugung die Führung eines christlichen Regiments als seine wesentlichste Aufgabe betrachtet. Ihm zur Seite ist die Königin Elisabeth als erhabene Beschützerin und rege Theilnehmerin aller Werke frommer Mildthätigkeit im Lande verehrt. Es ist von jeher der beste Ruhm hohenzollernscher Fürstinnen gewesen, durch frommen Wandel

Digitized by Google

und durch thätige Erweise christlicher Liebe ein weithin leuchtendes Beispiel zu geben: die Königin Elisabeth bleibt hierin hinter keiner ihrer Vorgängerinnen zurück. Die Muster-Kranken-Anstalt Bethanien in Berlin, sowie unzählige mildthätige Anstalten, die auf ihre Anregung errichtet worden, zeugen von dem reichen Segen frommer Gesinnung auf Preußens Thron.

Friedrich Wilhelm IV. hat keine Kinder: die weiteren Hoffnungen des Landes ruhen auf seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen. Als Erbe aller militärischen Tugenden, welche seine Vorfahren auszeichneten, und als kräftiges, ruhmvoll erprobtes Vorbild des Heeres ist derselbe allgemein verehrt; zugleich blickt das Land mit zuversichtlichem Vertrauen auf den biedern, festen, klaren Sinn, der als schönstes Erbtheil von seinem trefflichen Vater Friedrich Wilhelm III. auf ihn übergegangen zu sein scheint. In Gemeinschaft mit seiner hochbegabten und hochherzigen Gemahlin Auguste, geborenen Prinzessin von Sachsen-Weimar, hat der Prinz von Preußen in seinem Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, dem Lande einen hoffnungsreichen Thronfolger erzogen, der durch Gaben des Geistes und des Charakters, durch Muth, Festigkeit, Einsicht und trefflichen Willen die glorreiche Reihe der Hohenzollern auf Preußens Thron ruhmvoll fortzusetzen verspricht. Die Verlobung desselben mit der ältesten Tochter der Königin von England, Prinzeß Royal Victoria, ist in Preußen, wie in England, sowohl wegen der persönlichen Eigenschaften, welche den fürstlichen Verlobten nachgerühmt werden, wie auch als ein Unterpfand inniger Beziehungen zwischen den beiden größten protestantischen Staaten, welche seit Jahrhunderten in den wichtigsten Weltbegebenheiten mit einander verbündet waren, mit allgemeiner Freude begrüßt worden.

So dürfen wir denn am Schluß dieser Darstellung von Preußens Entstehen, Wachsthum und herrlicher Entfaltung eben so freudig in die Zukunft schauen, wie der Blick mit inniger Befriedigung auf der durchlaufenen Bahn verweilt. Wohl ist es eine „Geschichte ohne Gleichen", diese Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats, der als ein spät geborener unter den deutschen Staaten erst unscheinbar in die Reihe der alt angesehenen Reichs-Fürstenthümer tritt, der sich an der äußersten Grenze des alten Deutschlands auf rauhem Boden und unter slavischer heidnischer Bevölkerung mühsam ein leidliches Dasein erstreiten muß, durch die Kraft und Weisheit seiner Fürsten aber, wie durch die

Digitized by Google

gute Entwickelung des ausgestreuten Samens christlicher Bildung bald zu ehrenvoller Geltung im deutschen Reiche gelangt, — der sodann das Banner des evangelischen Glaubens entfaltend sich als Schutzherr desselben bald über das sinkende Sachsen erhebt, — der das Erbe des alten deutschen Ritterordens in sich aufnimmt, und nun seit dem großen Kurfürsten durch die Entwickelung des kräftigsten militärischen Geistes, gepaart mit der weisesten Anspannung und Hebung aller inneren Kräfte des Landes, allmälig an der Stelle ermattender Staaten des Nordens als selbständige europäische Macht in den Welthändeln auftritt, — bis Friedrich der Große, gestützt auf die Mittel, die sein Vater gesammelt, seinem Volk einen Rang unter den ersten Völkern erkämpft. Diesen Rang hat Preußen, nach einer kurzen Zeit der Prüfung und Läuterung, mit erneuertem und erhöhtem Glanz durch seine ruhmvolle Erhebung und durch seinen hervorragenden Antheil an Europas Befreiung zu wahren und zu erweitern gewußt, und steht seitdem geachtet und geehrt unter den Großmächten Europas da, zwar an Ausdehnung und Zusammenhang seiner Länder denselben nicht gleich, wohl aber durch Entwickelung seiner Wehrkraft und innerer geistiger Macht. So hat sich Preußen durch die innige Gemeinschaft zwischen Fürsten und Volk in ununterbrochenem Wachsthum erhoben; möchte der Segen Gottes auch fernerhin auf dieser Gemeinschaft ruhen, auf daß sich die glorreiche Bestimmung des theuren Vaterlandes immer herrlicher erfülle.

Zeittafel der vaterländischen Geschichte.

Vor 500 n. Chr.	Sueven (Semnonen und Longobarden) in der Mark.
Um 500.	Einwanderung slavischer Stämme, besonders der Wenden (Sorben, Lusitzer, Wilken, Obotriten).
Um 800.	Kriege Karl's des Großen gegen die Wilken; Einsetzung von Markgrafen; die Grenzvesten Magdeburg, Zelle, Erfurt, Halle.
925.	Heinrich I. im Kampf gegen die Wenden; Eroberung Brannibors.
928.	Gründung der Nordmark.
Bis 1100.	Vergebliche Kämpfe und Bekehrungsversuche.
1134—1320.	**Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt** (Ascanien).
1134—1170.	**Albrecht (der Bär)** wird Markgraf der Nordmark (1134), — sodann Kämmerer des deutschen Reichs; bringt einen großen Theil des wendischen Gebiets an sich und nennt sich Markgraf von Brandenburg (1143).
1170—1184.	Otto I.; erhält Pommern als Lehen.
1184—1205.	Otto II.; Streit mit Magdeburg.
1205—1220.	Albrecht II.
1220—1267.	Johann I. und Otto III.; Eroberung der Neumark.
1267—1305.	Otto (IV.) mit dem Pfeile; Streit mit Magdeburg, Erwerbung der Niederlausitz und der Mark Landsberg.
1305—1319.	Waldemar. — Schlacht bei Gransee 1316.
1320.	Heinrich III., der letzte Ascanier, stirbt.
1320—1324.	Zwischenreich.
1324—1373.	**Die baierschen Markgrafen.**
1324—1351.	Ludwig von Baiern.
	Einfall der Polen.
1342.	Heirath mit Margarethe Maultasch.
1348.	Der falsche Waldemar.
1351.	Ludwig's Abdankung.
1352—1373.	Ludwig der Römer und Otto der Faule.
1358.	Durch die goldene Bulle wird Brandenburg ein Kurfürstenthum.

1373—1415.	**Die luxemburgischen Markgrafen.**
1373—1378.	Karl IV. regiert für den unmündigen Wenzel.
1378—1415.	Sigismund.
1388.	Verpfändung der Mark an Jobst von Mähren.
1390.	Die Quitzow's.
1412.	Burggraf Friedrich von Nürnberg wird Statthalter der Mark.
	Unterwerfung der Quitzow's; die faule Grete.
1415.	**Friedrich von Hohenzollern wird Kurfürst von Brandenburg.**
1415—1440.	Kurfürst Friedrich I.
1420.	Krieg gegen die Pommern; Wiedereroberung der Uckermark.
1420.	Theilnahme an den Hussitenkriegen.
1431.	Unglückliche Schlacht bei Riesenberg gegen die Hussiten.
1432.	Die Hussiten in der Mark; Vertheidigung von Bernau.
1433.	Der Friede zu Basel.
1440—1470.	Kurfürst Friedrich II. (Eisenzahn).
1443.	Stiftung der Schwanengesellschaft.
1451.	Erbauung der Fürstenburg in Berlin.
1455.	Wiedereroberung der Neumark.
1470—1486.	Albrecht Achilles.
1473.	Hausgesetz der Hohenzollern.
1476.	Markgraf Johann als Statthalter eingesetzt.
1479.	Krieg und Vertrag mit Johann von Priebus.
1486—1499.	Johann Cicero.
1499—1535.	Joachim I. Nestor.
1506.	Einweihung der Universität Frankfurt.
1511.	Markgraf Albrecht wird Hochmeister des deutschen Ordens.
1526.	Errichtung des Kammergerichts.
1529.	Flucht der Kurfürstin Elisabeth.
1535—1571.	Kurfürst Joachim II. Hector und Markgraf Johann von Küstrin.
1537.	Erbvertrag mit den Herzögen von Liegnitz.
1. November 1539.	**Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg.**
1555.	Religionsfrieden zu Augsburg.
1569.	Mitbelehnung Joachim's in Preußen.
1571—1597.	Johann Georg.
1597—1608.	Joachim Friedrich.
1598.	Der Geraer Hausvertrag.
1603.	Der Kurfürst erhält die Vormundschaft über den blödsinnigen Albrecht Friedrich von Preußen.

Digitized by Google

1608—1619.	Johann Sigismund.
1611.	Belehnung mit Preußen.
1613.	Uebertritt zum reformirten Bekenntniß.
1614.	Vertrag zu Xanten über die jülichsche Erbschaft.
1617.	Tod Albrecht Friedrich's von Preußen; dieses fällt für immer an Brandenburg.
1619—1640.	Georg Wilhelm.
1619.	Graf Adam von Schwarzenberg.
1619.	Englische Söldnerzüge in der Mark.
1620.	Der flüchtige Friedrich von Böhmen in Berlin.
1624.	Heimsuchung der Marken.
1629.	Das Restitutionsedict.
1630.	Gustav Adolph landet auf Rügen.
1630.	Magdeburgs Fall; Gustav's Sieg bei Leipzig.
1631.	Gustav Adolph in Berlin.
1632.	Gustav's Sieg und Tod bei Lützen.
1635.	Der Friede zu Prag.
1636.	Die Schweden in der Mark.
1639.	Der Kurfürst geht nach Preußen.
1640—1688.	**Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.**
20. November 1640.	Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung.
	Schwarzenberg's Ungnade und Tod.
1641.	Waffenstillstand mit Schweden.
1648.	Der westphälische Frieden.
1656.	Bündniß mit Karl Gustav von Schweden gegen Johann Kasimir von Polen.
20. Juli 1656.	Schlacht bei Warschau.
1656.	Vertrag von Labiau mit Schweden.
1657.	Vertrag zu Welau mit Polen.
1660.	**Friede zu Oliva**; Preußen als **unabhängiges Herzogthum** bestätigt.
1663.	Huldigung der Stände in Preußen.
1672.	Krieg gegen Frankreich.
1673.	Friede zu Vossem.
1674.	Erneuerter Krieg; die Schweden brechen in die Mark ein.
18. Juni 1675.	**Schlacht bei Fehrbellin.**
1676.	Glücklicher Krieg in Pommern.
1677.	Eroberung von Stettin.
1678.	Eroberung von Stralsund.
1679.	Vertreibung der Schweden aus Preußen.
1679.	Friede zu St. Germain.
1680.	Stiftung der afrikanischen Handelsgesellschaft.
1685.	Aufnahme der französischen Protestanten.

29. April 1688.	Tod des großen Kurfürsten.
1688—1713.	Kurfürst Friedrich III. (1688—1701) als König Friedrich I. (1701—1713).
1694.	Stiftung der Universität Halle.
1694.	Franke gründet das Waisenhaus in Halle.
	Unterstützung Wilhelm's von Oranien bei der Erwerbung des englischen Throns.
1694.	Krieg gegen Frankreich.
1697.	Friede zu Ryswick.
1700.	Stiftung der Akademie der Wissenschaften; Leibnitz.
1700.	Kronvertrag mit dem Kaiser Leopold I.
18. Januar 1701.	**Preußen wird ein Königreich.**
1701.	Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg; Leopold von Dessau.
1704.	Schlacht bei Höchstädt.
1706.	Schlacht bei Turin.
1713—1740.	**Friedrich Wilhelm I.**
1713.	Friede zu Utrecht.
1720.	Preußen erhält Vorpommern.
1726.	Bündniß zu Königs-Wusterhausen mit Oesterreich.
1730.	Fluchtversuch des Kronprinzen.
1731.	Aussöhnung mit dem Kronprinzen.
1740—1786.	**Friedrich II., der Große.**
31. Mai 1740.	Thronbesteigung.
1740—1742.	Erster schlesischer Krieg.
1741.	Schlacht bei Mollwitz (10. April).
1742.	Schlacht bei Czaslau (17. Mai).
1742.	Friede zu Breslau (11. Juni).
1744—1745.	Zweiter schlesischer Krieg.
1745.	Schlacht bei Hohenfriedeberg (4. Juni).
"	Schlacht bei Kesselsdorf (15. December).
"	Friede zu Dresden (25. December).
1756—1763.	Der siebenjährige Krieg.
1756.	Sieg bei Lowositz; Gefangennehmung von 17,000 Sachsen bei Pirna.
1757.	Schlacht bei Prag (6. Mai).
	Niederlage bei Collin (18. Juni).
	Schlacht bei Roßbach (5. November).
	Schlacht bei Leuthen (5. December).
1758.	Schlacht bei Zorndorf (15. August).
	Ueberfall bei Hochkirch (14. October).
1759.	Niederlage bei Kunersdorf (12. August).
1760.	Fouqué's Niederlage bei Landshut (23. Juni).

Digitized by Google

1760.	Schlacht bei Liegnitz (15. August).
	Schlacht bei Torgau (3. November).
1761.	Das Lager bei Bunzelwitz.
1762.	Friede mit Rußland (5. Mai).
	Schlacht bei Burkersdorf (21. Juli).
1763.	Der Hubertsburger Frieden (15. Februar).
1765.	Errichtung der Banken.
1766.	Einführung der Regie.
1772.	Die erste Theilung Polens; Besitznahme von Westpreußen.
1778.	Der baiersche Erbfolgekrieg.
1779.	Friede zu Teschen.
1781.	Justizverbesserung durch Carmer.
1785.	Der deutsche Fürstenbund.
17. August 1786.	Friedrich's II. Tod.
1786—1797.	**Friedrich Wilhelm II.**
1788.	Das Wöllner'sche Edict.
1790.	Expedition nach Holland.
1790.	Vertrag mit der Türkei.
1791.	Zusammenkunft in Pillnitz.
1792.	Kriegserklärung gegen Frankreich; glückliches Vorrücken in Frankreich.
1793.	Zweite Theilung Polens; Besitzergreifung von Südpreußen.
1793 u. 94.	Schwankende Kriegführung am Rhein; Kaiserslautern.
1794.	Einführung des Allgemeinen Landrechts.
1795.	Der Friede zu Basel.
1795.	Dritte Theilung Polens.
1797—1840.	**Friedrich Wilhelm III.**, geboren am 3. August 1770.
16. November 1797.	Thronbesteigung.
1801.	Friede zu Lüneville; Entschädigungen am linken Rheinufer.
1805.	Bund zu Potsdam mit dem Kaiser Alexander.
1805.	Haugwitz schließt den Vertrag zu Wien (15. Decbr.).
1806.	Auflösung des deutschen Reichs; Stiftung des Rheinbundes; Vereitelung des nordischen Bundes unter Preußen; Verletzung der preußischen Neutralität.
	Preußens Kriegserklärung (8. October).
	Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld (10. Oct.).
14. October 1806.	Schlacht bei Jena und Auerstädt.
1806.	Napoleon's Einzug in Berlin (24. October).
	Uebergabe von Erfurt, Stettin, Küstrin, Magdeburg &c.
1807.	Schlacht bei Eylau (8. Februar).

Digitized by Google

1807.	Schlacht bei Friedland (19. Juni).
9. Juli 1807.	Friede zu Tilsit.
1808.	Minister von Stein.
1809.	Staatskanzler von Hardenberg.
19. Juli 1810.	Tod der Königin Luise.
1810.	Stiftung der Universität Berlin.
1811.	Vereinigung der Universitäten Frankfurt und Breslau.
1812.	Feldzug nach Rußland.
	York's Convention mit Diebitsch (30. December).
23. Januar 1813.	Verlegung des Hofs nach Breslau.
3. Februar "	Aufruf an die Freiwilligen.
28. Februar 1813.	Bund zu Kalisch.
17. März "	Aufruf „An Mein Volk."
2. Mai "	Schlacht bei Groß-Görschen.
20. Mai "	Schlacht bei Bautzen.
17. August "	Bund mit Oesterreich.
23. August "	Schlacht bei Groß-Beeren.
26. August "	Schlacht an der Katzbach.
30. August "	Schlacht bei Culm und Nollendorf.
6. September "	Schlacht bei Dennewitz.
3. October "	Schlacht bei Wartenburg.
16-19. Octbr. "	Völkerschlacht bei Leipzig.
1. Januar 1814.	Blücher's Uebergang über den Rhein.
1. Februar "	Schlacht bei Brienne und La Rothière.
9. März "	Schlacht bei Laon.
30. März "	Schlacht bei Montmartre.
31. März "	Einzug in Paris.
30. Mai "	Friede zu Paris.
3. November "	Eröffnung des Wiener Congresses.
1. März 1815.	Napoleon's Rückkehr.
8. Juni "	Neue deutsche Bundesacte.
16. Juni "	Schlacht bei Ligny.
18. Juni "	Schlacht bei Belle-Alliance.
7. Juli "	Zweiter Einzug in Paris.
9. Juli "	Wiener Schlußacte.
20. November "	Zweiter Friede zu Paris.
1816.	Neue Einrichtung der Verwaltung.
1817.	Eröffnung des Staatsraths.
	Verbindung der Universitäten Wittenberg und Halle.
	Jubelfeier der Reformation; kirchliche Union.
1818.	Stiftung der Universität Bonn.
1819.	Congreß zu Carlsbad.
	Demagogen-Untersuchungen.

Digitized by Google

1823.	Gesetz wegen Einrichtung von Provinzialständen.
	Vermählung des Kronprinzen mit Prinzeß Elisabeth von Baiern (29. November).
1833.	Gründung des Zollvereins.
1837.	Streitigkeiten mit der katholischen Geistlichkeit.
7. Juni 1840.	Friedrich Wilhelm's III. Tod.
Seit 1840.	**Friedrich Wilhelm IV.**
1840.	Huldigung in Königsberg (10. September) und in Berlin (15. October).
1844.	Mordversuch gegen den König.
1845.	Industrie-Ausstellung des Zollvereins zu Berlin.
3. Februar 1847.	Verordnung wegen Berufung des Vereinigten Landtags.
	Erste Versammlung des Vereinigten Landtags (11. April bis 26. Juni).
18. März 1848.	Aufstand in Berlin.
22. März =	Neue Bewilligungen.
April =	Zweite Versammlung des Vereinigten Landtags.
18. Mai =	Eröffnung des deutschen Parlaments.
	Krieg in Schleswig-Holstein; Sieg Wrangel's bei Schleswig.
	National-Versammlung in Berlin.
14. Juni =	Zeughaussturm.
18. September =	Aufstand in Frankfurt; Mord von Auerswald und Lichnowsky.
9. Novbr. =	Eintritt des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel.
	Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg.
5. December =	Auflösung der National-Versammlung; octroyirte Verfassung.
April 1849.	Ablehnung der deutschen Kaiserwürde.
	Auflösung der zweiten Kammer.
Mai =	Aufstände in Sachsen, Pfalz und Baden, in Elberfeld, Breslau.
	Kampf preußischer Truppen gegen die Aufrührer in Dresden.
	Der Prinz von Preußen befreit die Pfalz und Baden; Schlacht bei Waghäusel.
26. Mai =	Drei-Königs-Bündniß (mit Sachsen und Hannover).
31. Januar 1850.	Revidirte Verfassungsurkunde; Beschwörung derselben am 7. Februar.
März =	Unionsparlament in Erfurt.
Mai =	Fürstencongreß in Berlin.

Digitized by Google

Juli 1850.	Friede mit Dänemark.
	Wiederberufung des Bundestags.
	Spannung zwischen Preußen und Oesterreich.
September „	Conflict in Kurhessen und Holstein.
October „	Conferenzen in Warschau.
November „	Tod des Grafen von Brandenburg.
	Mobilmachung der preußischen Armee.
December „	Convention zu Olmütz.
1852.	Zutritt Hannovers zum Zollverein; Handelsvertrag mit Oesterreich.
1853.	Erwerbung des Jahdebusens.
1854.	Convention mit Oesterreich wegen des russisch-türkischen Krieges.
1856.	Friede zu Paris zur Beendigung des russisch-türkischen Krieges.
1856.	Erhebung der Royalisten in Neuenburg.
1857.	Uebereinkunft in Paris zur Verzichtleistung auf Neuenburg.

Digitized by Google

Die wichtigsten Tage des preußischen Geschichtskalenders.

1.	Januar	(1814).	Blüchers Uebergang über den Rhein.
17.	„	(1701).	Stiftung des Schwarzen Adlerordens.
18.	„	(1701).	Krönung Friedrich's I. als König von Preußen.
24.	„	(1712).	Geburtstag Friedrich's des Großen.
31.	„	(1850).	Erlaß der revidirten Verfassung.
3.	Februar	(1813).	Aufruf an die Freiwilligen.
3.	„	(1847).	Berufung des Vereinigten Landtags.
8.	„	(1807).	Schlacht bei Eylau.
15.	„	(1763).	Hubertsburger Frieden.
17.	März	(1813).	Aufruf „An Mein Volk."
18.	„	(1848).	Aufstand in Berlin.
31.	„	(1814).	Einzug der Verbündeten in Paris.
29.	April	(1688).	Todestag des großen Kurfürsten.
2.	Mai	(1813).	Schlacht bei Groß-Görschen.
31.	„	(1740).	Thronbesteigung Friedrich's des Großen.
7.	Juni	(1840).	Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV.
18.	„	(1675).	Schlacht bei Fehrbellin.
18.	„	(1815).	Schlacht bei Belle-Alliance.
9.	Juli	(1807).	Friede zu Tilsit.
19.	„	(1810).	Todestag der Königin Luise.
3.	August	(1770).	Geburtstag Friedrich Wilhelm's III.
17.	„	(1786).	Todestag Friedrich's des Großen.
23.	„	(1813).	Schlacht bei Großbeeren.
26.	„	(1813).	Schlacht an der Katzbach.
14.	October	(1806).	Schlacht bei Jena und Auerstädt.
15.	„	(1795).	Geburtstag Friedrich Wilhelm's IV.
18.	„	(1813).	Schlacht bei Leipzig.
1.	Novbr.	(1539).	Einführung der Reformation in Brandenburg.
5.	„	(1757).	Schlacht bei Roßbach.
13.	„	(1801).	Geburtstag der Königin Elisabeth.
5.	Decbr.	(1757).	Schlacht bei Leuthen.
5.	„	(1848).	Auflösung der National-Versammlung; Octroyirung einer Verfassung.
30.	„	(1812).	Yorks Convention mit den Russen.

Digitized by Google

Reihenfolge der brandenburgisch-preußischen Regenten.

1. Markgrafen aus dem ascanischen (ballenstädtischen) Hause.

1134—1170. Albrecht der Bär.
1170—1184. Otto I.
1184—1205. Otto II.
1205—1220. Albrecht II.
1220—1267. Johann I. und Otto III.
1267—1305. Otto (IV.) mit dem Pfeile.
1305—1319. Waldemar.

2. Markgrafen aus dem baierschen Hause.

1324—1351. Ludwig von Baiern.
1352—1373. Ludwig der Römer und Otto der Faule.

3. Kurfürsten aus dem luxemburgischen Hause.

1373—1378. Karl IV. (für den unmündigen Wenzel).
1378—1415. Sigismund.

4. Kurfürsten aus dem hohenzollernschen Hause.

1415—1440. Friedrich I.
1440—1470. Friedrich II. (Eisenzahn).
1470—1486. Albrecht Achilles.
1486—1499. Johann Cicero.
1499—1535. Joachim I. (Nestor).
1535—1571. Joachim II. (Hector) und Johann von Küstrin.
1571—1597. Johann Georg.
1597—1608. Joachim Friedrich.
1608—1619. Johann Sigismund.
1619—1640. Georg Wilhelm.
1640—1688. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1688—1701. Friedrich III.

5. Könige von Preußen.

1701—1713. Friedrich I. (der frühere Kurfürst Friedrich III.).
1713—1740. Friedrich Wilhelm I.
1740—1786. Friedrich II., der Große.
1786—1797. Friedrich Wilhelm II.
1797—1840. Friedrich Wilhelm III.
Seit 1840. Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

Uebersicht

über

die allmälige Vergrößerung des brandenburgisch-preußischen Staats seit der Regierung der Hohenzollern.

Regenten.	Erwerbungen.	Zeit der Erwerbung.	Flächeninhalt des Staats unter den einzelnen Regenten.	Ungefähre Einwohnerzahl unter den einzelnen Regenten.	Zahl des stehenden Heeres.
Kurfürst Friedrich I.	Die Altmark	1415			
	Die Mittelmark	1415			
	Die Priegnitz	1415	381 Q.-M.		
	Die Uckermark	1420			
	Lebus	1415			
Kurfürst Friedrich II.	Kottbus	1445			
	Wernigerode	1449	572 =		
	Die Neumark	1455			
Kurf. Albrecht Achilles.	Krossen, Züllichau Sommerfeld	1482	602 =		
Kurfürst Johann Sigismund.	Grafschaft Mark, Cleve, Ravensberg, Berg	1614	1436 =	899,100	6,000
	Ostpreußen	1619			
Kurf. Friedrich Wilhelm.	Hinterpommern, Kammin, Magdeburg, Halberstadt, Minden	1648	2003 =	1,500,000	28,000
	Schwiebus	1686			
Kurfürst Friedrich III. als König Friedrich I.	Quedlinburg	1697			
	Mörs	1702	2055 =	1,731,000	36,000
	(Neufchatel) *)	1707			

Regenten.	Erwerbungen.	Zeit der Erwerbung.	Flächeninhalt des Staats unter den einzelnen Regenten.	Ungefähre Einwohnerzahl unter den einzelnen Regenten.	Zahl des stehenden Heeres.
König Friedr. Wilhelm I.	Geldern	1713	2173 Q.-M.	2,485,000	76,000
	Vorpommern	1720			
Friedrich II.	Schleſien und Glatz	1742	3393 „	5,380,000	200,000
	Weſtpreußen	1773			
	Ermeland	1773			
	(Oſtfriesland)*)	1744			
König Friedr. Wilhelm II.	Poſen	1793	5307 „	8,687,000	235,000
	(Neu-Oſtpreußen)*)				
	(Anſpach u. Baireuth)*)				
König Friedr. Wilhelm III.	Das Eichsfeld, Nordhauſen, Mühlhauſen, Erfurt, Paderborn, Münſter	1801	5099 „	15,000,000	550,000 mit der Landwehr erſten und zweiten Aufgebots.
	Schwediſch-Pommern, Sachſen, Lauſitz, Köln, Aachen, Jülich, Trier	1815			
König Friedr. Wilhelm IV.	Hohenzollern	1849	5104 „	17,200,000	550,000
	Jahde-Gebiet	1853			

*) Wieder abgetreten.

Druck von Guſtav Schade in Berlin,
Oranienburgerſtr. 27.

Digitized by Google

Stammtafel
der brandenburgischen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten.

Kurfürst **Friedrich I.**
1415—1440,
verm. mit **Elisabeth v. Baiern.**

Kurf. **Friedrich II.**
1440—1471,
verm. mit Katharina v. Sachsen.

Kurf. **Albrecht Achilles,**
1471—1486,
verm. mit 1. **Margarethe v. Baden,**
2. Anna v. Sachsen.

Kurf. **Johann Cicero,**
1486—1499,
verm. mit Margarethe v. Sachsen.

Kurf. **Joachim I.** Nestor,
1499—1535,
verm. mit Elisabeth v. Dänemark.

Friedrich,
Markgraf v. Anspach u. Baireuth.

Albrecht,
Hochmeister des deutschen Ordens
wird **Herzog von Preußen,**
1525—1568.

Albrecht Friedrich,
1568—1618,
verm. mit
Maria Eleonore v. Jülich.

† Anna,
vermählt mit
Johann Sigismund,
1594.

* Eleonore,
vermählt mit
Joachim Friedrich,
1603.

Kurf. **Joachim II.** Hector,
1535—1571,
verm. mit
1. **Magdalena v. Sachsen,**
2. Hedwig v. Polen.

Johann,
Markgraf
von Küstrin.

Kurf. **Johann Georg,**
1571—1598.
verm. mit
1. **Sophie v. Liegnitz u. Brieg,**
2. Sabine v. Brandenburg-Anspach,
3. Elisabeth v. Anhalt.

Kurf. **Joachim Friedrich,**
1598—1608,
verm. mit
1. **Katharine v. Brandenburg-Küstrin,**
2. Eleonore v. Preussen. *

Kurf. **Johann Sigismund,**
1608—1619,
verm. mit
Anna v. Preussen. †

Kurf. **Georg Wilhelm,**
1619—1640,
verm. mit
Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Google

Digitized by Google

ßßen Kur

Kar h, Prinz Waldemar,
Al geb. 1817, wig),
01, Prinzen † 1849.
827 Rhein.
ie
-W rg.

Prinz Georg,
(Frich Wilhelm Georg Ernst),
geb. 1826.

tis
. 18
em
on
pst

be ind die Mitglieder des Hohenzollernschen F
ins

von Gustav Schade.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

*Non-receipt of overdue notices does **not** exempt the borrower from overdue fines.*

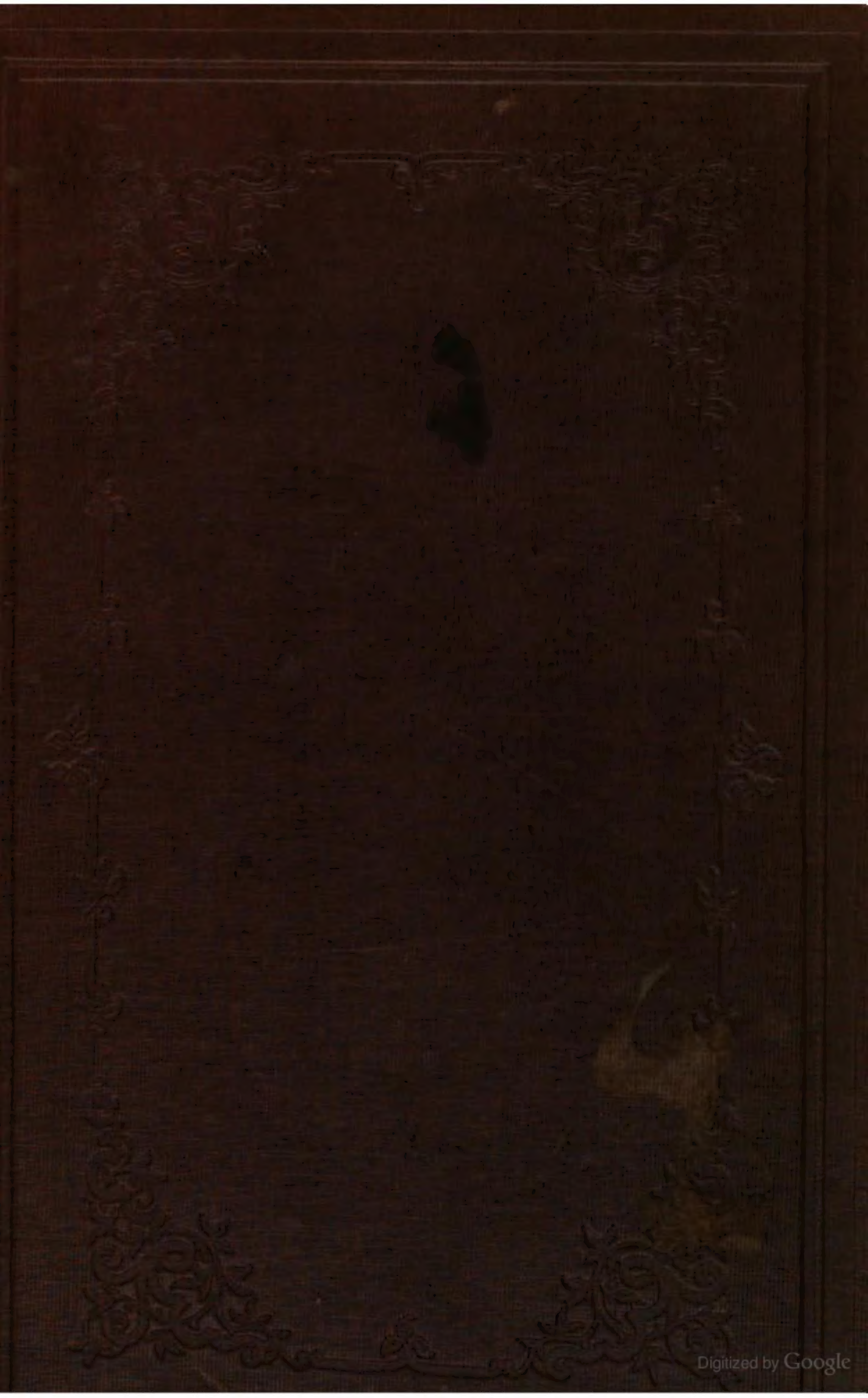
Harvard College Widener Library Cambridge, MA 02138 617-495-2413

WIDENER
OCT 16 2000
CANCELLED

WIDENER
NOV 09 2000
BOOK DUE

Please handle with care.
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.

Digitized by Google



Digitized by Google